SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

WAF

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Cleinow

78. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 40

Der Sieg des Imperialismus. Von Dr. Wätschke 1
Export geistiger Arbeit. Von Georg Eltzschig 9
Syrien. Von Menenius 16
Der Aufstieg der Begabten. Von Dr. R. Schacht 21
Mitteilungen der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens
Materialien zur ostdeutschen Frage: Zur Lehrerfrage (S. 369) — Aus den Deutschen Volksräten (S. 371) — Pressestimmen: Polnische Presse (S. 372) — Kleine Mitteilungen (S. 375)

Ausgegeben am 1. Oktober 1919

1.25 Mark das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

12.— Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11, und durch alle Annoncenexpeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis: 60 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum. 25 % Teuerungszuschlag.

Badischer Schwarzwald.

Erziehungsheim (Realschule) von Dr. Plähn, Waldkirch i. Breisgau.

Einzige Privatschule in Baden und im Schwarzwald, die (seit 1874) das Recht hat, selbst Zeugnisse über die wissenschaftl. Befähigung ihrer Schüler zum einj.-freiw. Militärdienst (Reife f. Obersekunda) auszustellen. Beste Empfehl. von Deutschen im In- und Ausland. Dr. Plähn.

Auskunft umsonst bei

Schwerhörigkeit

Ohrengeräusch, nerv. Ohrschmerz

über unsere tausendfach bewährten ges. gesch. Hörtrommeln „Echo". Bequem u. unsichtbar zu tragen. Ärztl. empf. Glänz. Dankschreiben. Institut Engelbrecht, München C. 16, Kapuzinerstraße 9.

Unterrichts-Anstalten

Dr. Fischersche Vorbildungsanstalt

Berlin W 57, Zietenstrasse 22—23 — Leiter Dr. Schünemann — Gegründet 1886

Für alle Schulprüfungen, auch für Damen, in Tages- u. Abendkursen. Empfehlungen aus ersten Kreisen, hervorragende Erfolge, Stamm altbewährter Lehrkräfte, Unterricht während der Kriegszeit ohne Unterbrechung. Bei d. Jahrgang 1916 bestanden 3043 Zögl., 1917 u. a. noch 38 Abiturr. (3 Damen), 22 Prim., 144 Einjähr. Sonderkurse für Kriegsteilnehmer.

Sächsische Bergakademie zu Freiberg.

Die Vorträge und Übungen im Studienjahr 1919/20 beginnen **am 11. November 1919.** Aufnahmen vom 10. November 1919 ab. Druckschriften versendet das **Sekretariat** gegen Nachnahme.

v. Hartungsche Anstalt

Cassel-Wilhelmshöhe

Vorbereitung für alle Schul- und Notexamina, besonders Fähnrichexamen. — Prospekt durch den Direktor K. Topf.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

808 Prima. (Einjähr. 7./8. Kl.) u. Abitur. Erfolgr. Ueberleitg. in alle Gymnasial- u. Realklassen. Familienheim. Sport.

Halle S. H. Harang's Anstalt

Vorbereitung zur Abit.- und Einj.-Prüfung, sowie für alle Schulklassen.

Privat-Realschule mit Handelsfächern.

Schnellfördernder Unterricht in fl. Kl. Sorgf. Erziehung i. bestempfohlenen **Schülerheim.** Körperl. Kräftigung durch Sport, Spiel, Gartenarbeit u. Wandern. Seit Ostern 1919 neue Leitung! **Unterneubrunn (Thür.)** Prospekt frei durch den Direktor Dr. Hans Knoll.

Technikum Hildburghausen

Programm = frei =

Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.

Dir. Prof. Zizmann.

„Bücher, von denen man spricht."

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla

Botscharow der Großkaufmann

Aus einer russischen Kleinstadt. M. 4.— u. 25 % Teuerungszuschlag. Durch jede Buchhandlung. Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11.

Schwere Leiden

sind häufig die Folge vernachlässigt. Krampfadern. — Bei Beingeschw., Aderbein-, Geschwulst, Entzündung, nasser Flechte, Salzfluss, trockn. Flechte, Gelenkverdickg., Steifigkeit, Plattfuss, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Fisteln, Elefantiasis versendet Broschüre: Lehren und Ratschläge für Beinleidende gratis: Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H., Hamburg I.

Kleid u. Heim

Monatsschrift für Modekunst u. Heimkultur. Einzeln Nr. 1: Vierteljährl. M 2,70 Zu beziehen durch die Buchhandlungen, Verkaufsstellen u. Postanstalten u. die Post. Kleid u. Heim-Verlag-Dresden-N. 8

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Grenzboten

78. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
Georg Cleinow

78. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Berlin
K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten
1919

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1919. Viertes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Abschied des Herausgebers. s. Nach zehn Jahren 52, 317
Ägypten, von Menenius 41, 40
Außenpolitik! Aktive —, von Georg Cleinow 50, 249
Böhmen, Ein Brief aus —, von Peter Ritschel 51, 294
Clemenceau und die 91 deutschen Intellektuellen, von Dr. Max Hildebert Boehm . 45, 141
Denikin in Südrußland, von Major G. Frantz 50, 274
Deutsch-Österreichs, Die künftigen Grenzen —, von Prof. Dr. Robert Sieger 48, 75; 49, 244
Einheitsstaat, Die Alldeutschen und der —, von Dr. Manfred Eimer 41, 52
Einheitsstaat, Auf dem Wege zum —, von Dr. Manfred Eimer 46, 155
England, von Menenius 49, 239
Ententediplomatie und Bundesstaaten . . 52, 344
Export geistiger Arbeit, von Georg Eltzschig 40, 9
Fiume, von Menenius 42, 65
Frankreichs deutsche Politik, von Menenius 51, 306
Frankreich und Deutschland, von Menenius 45, 187
Frankreichs, Die Weltwerbearbeit —, von Käthe Miethe 51, 298
Französische Buch im Ausland, Das —, von Käthe Miethe 49, 287
Gewalt und Recht, von Dr. Theodor Oettli 45, 124
Imperialismus, Der Sieg des —, von Dr. Wülfcke 40, 1
Jugend, Die akademische — und die Parteien, von Dr. Karl Hoffmann 46, 145; 47, 178
Kaisertum, Das — und die politische Agitation, von Dr. Karl Hoffmann 42, 70
Katholizismus, Der — und das deutsche Geistesleben, von Prof. Dr. Fritz Hartung 43, 73
Leipzig, Die Lehre von —, von Dr. Max von Szczepanski 42, 49
Liberalismus? Schuld des —, von Dr. Karl Buchheim 47, 169
Mexiko, Japan und die Vereinigten Staaten, von Menenins 52, 340
Nach zehn Jahren, von Georg Cleinow . 52, 317
Nord-Schleswig, Die politische Lage in —, von Rechtsanwalt Dr. Barandon . . . 42, 62
Oberschlesien, Das Problem —, von Amtsrichter Dr. Wohlfahrt 49, 234
Ostmarkenverein, Fünfundzwanzig Jahre Deutscher —, von Justizrat Wagner . . 47, 179
Parteien, Die akademische Jugend und die —, von Dr. Karl Hoffmann . . 46, 145; 47, 173
Politik, Kriegführung und dem deutschen Offizierkorps, Von —. Eine Bücherbesprechung, von Dr. Max von Szczepanski 48, 218
Prometheus, von Dr. M. Kelchner . . . 45, 121
Rumänien, von Menenius 48, 214
Rußland, von Menenius 44, 114
Schwarzrotgold, Nochmals —, von Professor Dr. Robert Sieger 47, 191
Sowjetrußlands, Zur Lage an den Kampffronten —, von Major G. Frantz . . . 48, 205
Staat und Volkstum, von Dr Joh. W. Mannhardt 48, 193
Südslawischer Selbstbesinnung? Ein Anfang —, ... 48, 96
Syrien, von Menenius 40, 16
Tschecho-Slowakei, von Menenius 46, 168
Tschecho-Slowakei. Eine Erwiderung von Prof. Dr. Immendörfer 52, 329
Völkerbundsgedanke, Der amerikanische — als Fortsetzung des britischen „europäischen Gleichgewichtsgedankens", von Kapitänleutnant Stoß 48, 82
Wahlergebnisse, von Menenius 50, 278
Westen, Der Ring im —, von Menenius, . 48, 86

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Akkord, Zurück zum —, von Dipl. cam. O. Leibrock 48, 198
Amerika, Die Arbeiterbewegung in —, von Menenius 47, 189
Betriebsrätegesetz, Zum —, von F. O. L. 42, 53
Brennschiefervorkommen, Die — Estlands als industrieller Heizstoff, von Dr. Alexander Ringleb 49, 231
Deutsch-esthnische Handelsbeziehungen, Über —, von Dr. Alexander Ringleb . 48, 211
Hamburgs Werben um Altona, von Bertha Witt 41, 35
Neupolens wirtschaftliche Kräfte, von Geh. Adm.-Rat P. Koch 50, 254
Polens, Der Außenhandel — vor dem Kriege, von Johann Günther 47, 186
Polens, Die Zuckerindustrie —, von Dr. Alexander Ringleb 50, 271
Reichssteuern auf das Einkommen, Zu den geplanten —, von Regierungsrat M. Conrad 49, 225; 51, 285; 52, 320
Steuersachen, Die Solidarität von Besitz und Proletariat in —, von Regierungsrat M. Conrad 41, 30
Südrußland, Die wirtschaftlichen Wettbewerber in —, von Johann Günther . . 52, 332
Überseehandel, Deutschlands wirtschaftliche Erdrosselung im —, von H. v. Waldeyer-Hartz 51, 291

485429

	Heft	Seite
Verbrauchssteuer statt Reichseinkommensteuer, von Regierungsrat M. Conrad	44,	97
Wälder, Der Verlust unserer — durch den Frieden von Versailles, von Prof. Dr. Halbfaß	41,	44
Weg aufwärts! Der —, von Paul von Woedtke	52,	346

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Begabten, Der Aufstieg der —, von Dr. R. Schacht	40,	21
Katholizismus, Der — und das deutsche Geistesleben, von Prof. Dr. Fritz Hartung	48,	73
Richtordinarienvereinigungen, Die —. Eine Antwort. Von dem Vorsitzenden einer Richtordinarienvereinigung s. Heft 36, 206	45,	184
Studentenschaft, Aufruf der deutschen —, von Hans Hauske	51,	315

Kulturgeschichtliche Bücher, Sprachen usw.

Altertum, Vom — zur Gegenwart, von Oberstudienrat Dr. Otto Stange	43,	90
Oberschlesien, Arbeit und Kultur in —, von Dr. R.	41,	45
Reichssprachamt? Brauchen wir ein —, von Dr. Karl Schneider	44,	104
Wörter, die wir falsch gebrauchen, von Dr. Karl Schneider	51,	308

Literatur, Kunst, Philosophie

Herzog, Rudolf — zum fünfzigsten Geburtstage, von Geh.Ob.-Reg.-Rat Dr.Norrenberg	48,	228
Neue erzählende Literatur, von Dr. R. Schacht	51,	310

Romane, Erzählungen, Gedichte

Trostgesang, Gedicht von Ernst Ludwig Schellenberg	41,	29

Bücherbesprechung

Ein B anstelle der Seitenzahl bedeutet Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes

Altenberg, Peter, Mein Lebensabend (W. Oehlke)	52,	344
Avenarius, Ferd., Faust	51,	B
Bartels, Adolf, Kinderland, Erinnerungen aus Hebbels Heimat (W. Oehlke)	52,	344
Bley, Fritz, Vom freien Hochlandwilde (K. Sch.)	50,	284
Eberle, Dr. Josef, „Zertrümmert die Götzen!" „Die Überwindung der Plutokratie" (Dr. K. Buchheim)	47,	169
Engel, Eduard, Kaiser Friedrichs Tagebuch	42,	72
Erzählende Literatur, Neue —, Sammelbesprechung von Dr. R. Schacht	51,	310
Flugblätter an die deutsche Jugend	45,	B
Flugblätter für Deutsch-Österreichs Recht (Prof. Dr. Sieger)	48,	77
Freitag, Felix Wilfried, Tragödien im Tann (K. Sch.)	50,	288
Freytag-Loringhoven, General Frhr. von, Politik und Kriegführung (Dr. M. v. Szczepanski)	48,	218
Freytag-Loringhoven, General Frhr. von, Was danken wir unserem Offizierkorps? (Dr. M. von Szczepanski)	48,	222
Gagern, F. von, Das Geheimnis (S.)	52,	B
Gaudig, Hugo, Deutsches Volk — Deutsche Schule (Prof. Dr. Wilh. M. Becker)	45,	148
Haarhaus, Julius R., Haus Malepartus (K. Sch.)	49,	247
—, Die da zween Herren dienen. Ein Verlegerroman (K. Sch.)	52,	B
—, Der Birschknecht von Hambach (S.)	52,	B
Heinemann, Goethekalender 1920	52,	B
Hochgreve, Wilh., Lachender Wald (K. Sch.)	49,	247
Jolles, André, Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne (Dr. R. Schacht)	50,	288
Kluge, Friedrich, Hildebrandslied	45,	B
Koch-Wegener, Durch die weiße Wüste. Die dänische Forschungsreise quer durch Nordgrönland 1912—13 (K. Sch.)	52,	B
Kriegführung, Die deutsche — und das Völkerrecht (Peter)	44,	119
Kühne, Alfred, Einführung in die Praxis, Berufswahl und Berufsberatung (Dr. R. Schacht)	40,	23
Landauer, Gustav, Briefe aus der französischen Revolution (Dr. Paul Reuburger)	42,	71
Lettenbaur, Joseph Aquilin, Jenseits der alten Welt (K)	46,	167
Maeterlinck, Maurice, Der fremde Gast	51,	B
Mükel, Hans, Kostümkunde für Sammler	51,	B
Neuburger, Paul, Weimars Vermächtnis (Dr. K.)	41,	48
Nibelungenlied, Das —, herausgegeben von Walter Freye	51,	314
Niederdeutsche Flugschriften (Sch.)	47,	B
Niedersachsenbuch	47,	B
Norden, Ed. und A. Giesecke-Teubner. Vom Altertum zur Gegenwart (Oberstudienrat Dr. O. Stange)	43,	90
Peyer, Wilhelm, Deutschkunde als Bildungsgrundlage und als Bildungsstoff (Prof. Dr. Wilh. M. Becker)	45,	143
Petersen, Prof. Dr. J., Das deutsche Nationaltheater (Curt Hille)	50,	282
Richter, Paul, Tagebuch eines Berliner Jungen	52,	B
Robinsonaden, Bb. I—IV	46,	167
Rodenberg, Julius, Aus seinen Tagebüchern (W. Oehlke)	52,	344
Schaeffer, Julius, Dreißig Jahre Afrika. Livingstones Reisen (S.)	52,	B
Schillers Werke, herausgegeben von Ludwig Bellermann	51,	314
Scheffels Werke, herausgegeben von Friedr. Panzer	51,	314
Schüßler, Dr. Wilhelm, Mitteleuropas Untergang und Wiedergeburt (M. K.)	41,	47
Spengler, Oswald, Der Untergang des Abendlandes (Dr. R. Schacht)	52,	337
Spranger, Eduard, Der Aufstieg der Begabten (Dr. R. Schacht)	40,	22
Steiner, Dr. Rudolf, Die Kernpunkte der sozialen Fragen in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und der Zukunft (K.)	49,	247
Storms Werke, herausgegeben von Theodor Hertel	51,	314
Tirpitz, Erinnerungen (Dr. M. Kelchner)	45,	122
Weitsch, Eduard, Zur Sozialisierung des Geistes (Dr. R. Schacht)	40,	23
Zeitbücher, Die — (Verlag Reuß u. Itta)	42,	B

Mitarbeiter-Verzeichnis

Barandon, Rechtsanwalt Dr., Die politische Lage in Nordschleswig	42,	62
Becker, Prof. Dr. Wilh. Martin, Aus der deutschen Schule	45,	143
Boehm, Dr. Max Hildebert, Clemenceau und die 93 deutschen Intellektuellen	45,	141
Buchheim, Dr. Karl, Schuld des Liberalismus?	47,	169
Cleinow, Georg, Aktive Außenpolitik	50,	249
—, Nach zehn Jahren	52,	317
Conrad, Regierungsrat M., Die Solidarität von Besitz und Proletariat in Steuersachen	41,	30
—, Verbrauchssteuer statt Reichseinkommensteuer	44,	97
—, Zu den geplanten Reichssteuern auf das Einkommen 49, 225; 51, 285;	52,	320
Elmer, Dr. Manfred, Die Alldeutschen und der Einheitsstaat	41,	25
—, Auf dem Wege zum Einheitsstaat	46,	155
Elzschig, Georg, Export geistiger Arbeit	40,	9

	Heft	Seite
F. O. L., Zum Betriebsrätegesetz	42,	58
Franz, Major G., Zur Lage an den Kampffronten Sowjetrußlands	48,	205
— Denikin in Südrußland	50,	274
Günther, Johann, Der Außenhandel Polens vor dem Kriege	47,	186
Halbfaß, Prof. Dr. W., Der Verlust unserer Wälder durch den Frieden von Versailles	41,	44
Hartung, Prof. Dr. Fritz: Der Katholizismus und das deutsche Geistesleben	43,	78
Hauste, Hans, Aufruf der deutschen Studentenschaft	51,	315
Hille, Curt, Das deutsche Nationaltheater von Prof. Dr. J. Petersen	50,	282
Hoffmann, Dr. Karl, Das Kaisertum und die politische Agitation	42,	70
—, Die akademische Jugend und die Parteien	46, 145;	47, 173
Imendörffer, Prof. Dr. Benno, Tschecho-Slowakei, Eine Erwiderung	52,	329
K., „Jenseits der alten Welt" von J. A. Bettenbaur	46,	167
K. Dr., „Weimars Vermächtnis" von Paul Neuburger	41,	48
Kelchner, Dr. M. Prometheus	45,	121
K. Sch., „Haus Maleparius" von Julius R. Haarhaus, „Lachender Wald" von Wilh. Hochgreve	49,	247
—, „Tragödien im Tann" von F. W. Freitag, „Vom freien Hochlandwind" von Fritz Bley	50,	288
—, „Die da zween Herren dienen" von J. R. Haarhaus, „Durch die weiße Wüste" von Koch-Wegener	52,	B.
Koch, Geh. Adm.-Rat P., Napoleons wirtschaftliche Kräfte	50,	254
L., „Die Kernpunkte der sozialen Fragen" von Dr. R. Steiner	49,	247
Leibrock, Dimpl. cam. Otto, Zurück zum Akkord	48,	198
Mannhardt, Dr. Joh. W., Staat und Volkstum	48,	198
Menenius, Syrien	40,	16
—, Ägypten	41,	40
—, Fiume	42,	65
—, Der Ring im Westen	43,	86
—, Rußland	44,	144
—, Frankreich und Deutschland	45,	137
—, Tschecho-Slowakei	46,	168
—, Die Arbeiterbewegung in Amerika	47,	189
—, Rumänien	48,	214
—, England	49,	239
—, Wahlergebnisse	50,	278
—, Frankreichs deutsche Politik	51,	306
—, Mexiko, Japan und die Vereinigten Staaten	52.	340
Miethe, Käthe, Das französische Buch im Ausland	49,	237
Miethe, Käthe, Die Weltwerbearbeit Frankreichs	51,	298
M. K., „Mitteleuropas Untergang und Wiedergeburt" von Dr. Wilhelm Schüßler	41,	47
Neuburger, Dr. Paul, „Briefe aus der französischen Revolution" von Gustav Landauer	42,	71
Norrenberg, Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr., Rudolf Herzog zum fünfzigsten Geburtstage	48,	223
Oehlke, Waldemar, Drei neue Bücher persönlicher Erinnerungen	52,	344
Oettli, Dr. Theodor, Gewalt und Recht	45,	124
Peter, „Die deutsche Kriegführung und das Völkerrecht"	44,	119
R. Dr., Arbeit und Kultur in Oberschlesien	41,	45
Ringleb, Dr. Alexander, Über Deutsch-esthnische Handelsbeziehungen	48,	211
—, Die Brennschiefervorkommen Estlands als industrieller Heizstoff	49,	231
—, Die Zuckerindustrie Polens	50,	271
Ritschel, Peter, Ein Brief aus Böhmen	51,	294
S., „Dreißig Jahre Afrika" von Jul. Schaefer	52,	B
—, „Das Geheimnis" von v. Gagern, „Der Birschknecht von Hambach" von J. R. Haarhaus	52,	B
Sch., „Niederdeutsche Flugschriften	47,	B
Schacht, Dr. R., Der Aufstieg der Begabten	40,	21
—, „Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne" von André Jolles	50,	288
—, Neue erzählende Literatur	51,	310
—, Der Untergang des Abendlandes	52,	337
Schellenberg, Ernst Ludwig, Trostgesang, Gedicht	41,	29
Schneider, Dr. Karl, Brauchen wir ein Reichssprachamt?	44,	104
—, Wörter, die wir falsch gebrauchen	51,	308
Sieger, Prof. Dr. Robert, Die künftigen Grenzen Deutsch-Österreichs	43, 75;	49, 244
—, Nochmals Schwarzrotgold	47,	191
Stange, Oberstudienrat Dr. Otto, Vom Altertum zur Gegenwart	43,	90
Stoß, Kapitänleutnant, Der amerikanische Völkerbundsgedanken als Fortsetzung des britischen „europäischen Gleichgewichtsgedankens"	48,	82
Szczepanski, Dr. Max von, Die Lehre von Leipzig	42,	49
—, Von Politik, Kriegführung und dem deutschen Offizierkorps	48,	218
Wagner, Justizrat, Fünfundzwanzig Jahre Deutscher Ostmarkenverein	47,	179
Waldeyer-Hartz, H. von, Deutschlands wirtschaftliche Erdrosselung im Überseehandel	51,	291
Witt, Bertha, Hamburgs Werben um Altona	41,	35
Wohlfahrt, Amtsrichter, Dr., Das Problem Oberschlesien	49,	234
Woedtke, Paul v., Der Weg aufwärts	52,	346
Wütschke, Dr., Der Sieg des Imperialismus	40,	1

Der Sieg des Imperialismus

Von Dr. Wütſchke

Nach dem Wortlaut des Friedensvertrages vom 28. Juni ſoll die Welt nun befreit aufatmen können. Iſt ihr doch ein Frieden beſchieden, der „die Verletzungen der Gerechtigkeit und des Völkerrechtes rächen ſoll“ und der „als ein wahrer Frieden der Gerechtigkeit“ allen Völkern Europas die politiſchen Grundlagen ihrer Freiheit ſichern ſoll. Aber bei näherem Zuſehen entpuppt ſich doch dieſes Geſchenk der Entente an die nach Frieden lechzende Welt als eine ſeltſame Mißgeburt, als ein Geſchöpf mit der Palme in der einen Hand und der flammenden Kriegsfackel in der anderen. „Völkerbund“ nennt man das eine Mittel, unter dem die Welt für alle Zeit vor grauſamen Selbſtzerfleiſchungen bewahrt werden ſoll, Gewalt heißt das andere, mit dem die Entente nunmehr der Welt gebietet; zwei Dinge, die ſich praktiſch nicht gut vereinen laſſen. Das hatte man wohl auch gefühlt, als man im amerikaniſchen Senat auf eine Loslöſung des Völkerbundvertrages von dem eigentlichen Friedensvertrag drängte. Daß ſie nicht möglich war, beweiſt, daß die Kraft der Gewalt ſtärker iſt als die Kraft des alle Völker einigenden Bundes, daß die Idee der Weltverſöhnung, durch den Völkerbund verkörpert, eine Unmöglichkeit iſt, ſolange noch die reine Gewalt über Völker ihre Geißel ſchwingt. Alle Völkerbundsgedanken, die dem Friedensvertrage eingewebt oder angehängt ſind, können nicht darüber hinwegtäuſchen, daß ſie nur zur wohlanſtändigen Umkleidung und Verbrämung des nackten Gewaltimperialismus dienen ſollen, der aus jeder Zeile des Vertrages ſpricht. Er enthält nicht Vorſchläge, nach denen der Frieden der Welt ſich geſtalten kann, ſondern nur Vorſchläge, wie der Machthunger der Diktierenden befriedigt werden kann. Er ſcheint nicht am Ende einer Geſchichtsperiode zu ſtehen, die den Krieg der Völker aus der Welt ſchaffen und an ſeine Stelle den allmählich die Welt verſöhnenden Völkerbund ſetzen ſoll, ſondern am Anfang einer Zeit, in der rohe Gewalt über jede freiere Regung der Schwachen triumphieren will. Die Weltmächte ſehen das Heil der Welt in einer Gewaltherrſchaft, in einem Gewaltimperialismus, der auf ſeiten Englands ausgeſprochen wirtſchaftlichen Erwägungen entſpricht, während er in Frankreich das Geſicht eines nach möglichſt großer politiſcher Macht drängenden Imperialismus trägt. Der amerikaniſche aber gründet ſich

auf die Dollarherrschaft, von der sowohl die wirtschaftlichen wie politischen Kräfte der Union abhängig sind. Der japanische endlich hat ein eigenes Gesicht; sein Wirkungskreis greift nicht nach Europa über.

Nie hat der Imperialismus, verkörpert in den Machtzielen der vier heute allein noch bestehenden Großmächte, einen größeren Sieg erfochten. Oder sollte der ungeheure imperialistische Rausch, in den heute die Entente, vor allem Frankreich, verfallen ist, ein letztes Zusammenraffen der Kräfte sein, ehe die Welt in ein neues Zeitalter eintritt, das am Ende des imperialistischen anhebt? Die weltpolitische Tatsache des Vertrages ist die: die Idee des Völkerbundes ist kläglich zusammengebrochen, der Imperialismus triumphiert.

Der englische Imperialismus stellt die wirtschaftliche Tendenz in den Vordergrund. In einem sich selbst genügenden Weltreich, dem größten, das je die Erde gesehen hat, das alle seine Nahrungsmittel und Rohstoffe, alle seine Lebensbedürfnisse selbst erzeugt und das in seinen Gliedteilen gleichzeitig die Hauptabsatzmärkte seiner Industrieerzeugnisse besitzt, sieht der Engländer die dauernde Behauptung und Stärkung seiner Macht. Dieser wirtschaftliche Kern des Imperialismus ist die Staatsidee, die jeden einzelnen Staatsbürger beherrscht und beseelt und die noch weit vor allen internationalen Ideen, auch vor der sozialistischen, steht. Mag der englische Arbeiter noch so sehr die augenblickliche Vergewaltigung Deutschlands und Österreichs bekämpfen, immer bekämpfen wird er jeden, der sich erkühnt, in Englands weltwirtschaftliche Kreise einzudringen und sie zu stören. In der deutschen, den ganzen Erdball umfassenden Arbeitskraft glaubte jeder Engländer die Macht zu sehen, die sich mühte, dem englischen wirtschaftlichen Imperialismus die Spitze zu bieten. Das Wort des Obersten Repington vom Jahre 1915: „Die Landesgrenzen des Reiches werden weiterhin dem Erdumfang gleichen; unser Volk hatte und hat den Eroberungswillen" ist jedem Engländer aus dem Herzen gesprochen.

Englands wirtschaftlicher Imperialismus ist in seinen Wurzeln so alt wie die zur Zeit der Königin Elisabeth begründete Seemacht, mit der es sich die Grundlage seiner wirtschaftlichen Weltmacht, Indien, eroberte. Aber erst seit einem halben Jahrhundert ist England in den „bewußten" Imperialismus eingetreten. Er wurde Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit aller Schärfe und Folgerichtigkeit durch Chamberlain weiter ausgebaut, so daß man geradezu von einem Chamberlainismus gesprochen hat, der politisch die Kolonien zu den Lasten des Mutterlandes unter Bildung eines Reichsparlamentes heranziehen will, der wirtschaftlich das gesamte Reich durch eine Zollschranke abschließen, im Innern aber den Freihandel oder niederen Zwischenzollhandel begünstigen will.

Dieser Umwandlungsprozeß ist infolge gewisser Widerstände zwar noch nicht vollendet und es ist nach den Erschütterungen, die auch das britische Weltreich im Kriege erlitten hat, noch nicht abzusehen, wie die Entwicklung dieser imperialistischen Richtung sich gestalten wird. Zunächst scheint das politische Moment durch den Krieg zurückgetreten zu sein, das weltwirtschaftliche mit dem Ziel, möglichst viel Nahrungsmittel und Rohstoffe selbst zu erzeugen, scheint in den Vordergrund gerückt zu sein. Aber es ist wahrscheinlich, daß gerade der Krieg weitesten Kreisen Englands die Erkenntnis gebracht hat, daß der Bestand des Reiches nur durch eine Lösung der schwierigen innerpolitischen Fragen im Sinne Chamberlains gesichert werden kann.

Die Ergebnisse des Krieges beweisen, daß England in zähester Ausdauer und in unverrückbarer Zielsicherheit trotz aller Widerwärtigkeiten und Nackenschläge während des Krieges seinen politisch und wirtschaftlich-imperialistischen Grundsatz streng befolgt hat.

Der britische Imperialismus hat im Bereich der alten Welt eine ungeheure Stärkung erfahren. Unter den europäischen Staaten hat er keinen Widersacher mehr. Nachdem Frankreich und Italien ihm nach Jahrhunderte altem Rezept als „Kontinentaldegen" seinen lästigsten Nebenbuhler, das Deutsche Reich, zu Boden schlagen halfen und dabei selbst äußerst starke Kräfteverluste hatten, und nachdem Rußland in Trümmer sank, ist Europa in der Tat englischem Machtgebot mehr denn je unterworfen. Die „britische Umklammerung Europas" tritt heute nach Kriegsschluß noch klarer in Erscheinung als im Kriege selbst (vgl. meinen Aufsatz Grenzboten 1918, Nr. 33), zumal die Ostseepläne Englands in den baltischen Provinzen jüngst eine neue Stärkung erfahren haben, Rußlands gegenrevolutionäre, von England unterstützte Bewegung immer noch zum Erfolge zu führen vermag, Konstantinopel und Kleinasien ganz englischem Einfluß zu verfallen scheinen und Calais' Schicksal noch nicht geklärt ist.

Nicht minder groß sind die Erfolge in Afrika und Asien. Niemals während des Krieges hat England seine afrikanische und asiatische Kriegsführung abhängig gemacht von seinen Mißerfolgen auf dem europäischen Kriegsschauplatz, weil es stets die große weltpolitische Leitlinie seiner Politik klar erkannte und zielbewußt verfolgte. Europa wird von England stets nur gewertet im Rahmen seiner Weltpolitik; England treibt niemals europäische Politik um ihrer selbst willen; sie ist immer nur ein Bestandteil der Weltpolitik, die ihren Angelpunkt nicht in London und in England hat, sondern in Afrika und Indien, wo es von Erfolg zu Erfolg schritt. Deshalb hintertreibt England nicht Deutschlands Zerstückelung durch Frankreich, weil es bei dem heutigen Zustande des festländischen Europa, auf dem es keine wirkliche Weltmacht mehr gibt, nicht das geringste Interesse an der europäischen Politik hat, solange sie nicht in Englands außereuropäische Kreise übergreift; deshalb auch die politische Umklammerung Europas, um dieses Übergreifen zu verhindern!

Es ist ein billiges Urteil zu sagen, daß die britischen Erfolge in Afrika und Asien dadurch bedingt wurden, weil uns nicht die Möglichkeit gegeben war, mit starken Gegenkräften aufzutreten. Ganz abgesehen davon, daß wir niemals imstande gewesen wären, Englands weltumspannenden Machtmitteln auch nur einigermaßen gleichwertige entgegenzusetzen, hätte England eher im Vertrauen auf seine natürliche Inselschutzlage auf weitere Kriegsteilnahme auf europäischem Boden verzichtet, als im überseeischen Gebiet seine Machtmittel nicht zum vollen Erfolg auszunützen. Standen doch hier Machtziele auf dem Spiel, deren Erreichung zur Durchführung seines Weltwirtschaftsprogrammes unerläßlich waren: nämlich die Lösung der weltverkehrspolitischen Aufgaben. Sie sind im Bereich der alten Welt zugunsten Englands entschieden, nachdem sie schon seit Jahrzehnten in den Gesichtskreis der britischen Politik getreten und beharrlich verfolgt waren, wie das Kap—Kairoprogramm, das Sicherheitsprogramm des Suezkanals, das syrisch-mesopotamisch-persische Problem.

Das britische Kap—Kairoprogramm ist jetzt restlos erfüllt worden, nachdem der letzte noch vorhandene Querriegel zwischen Rhodesia und Uganda — Deutsch-Ostafrika und Belgisch-Kongo — nunmehr beiseite geschoben ist. Die von England selbst zum Teil genährten Träume der Gründung eines deutsch-mittelafrikanischen Kolonialreiches vom Indischen Ozean bis Kamerun, dessen Verkehrsrückgrat mit der ostafrikanischen Mittellandbahn und der durchgehenden Verbindung auf der belgischen Lukugabahn und dem Kongo kurz vor dem Kriege vollendet war, sind zunichte geworden: Deutsch-Ostafrika ist britisch. Aber bezeichnend für die Zielsicherheit der britisch-imperialistischen Politik in

der Durchführung des britisch-ostafrikanischen Verkehrsproblems sind die gegenwärtigen Verhandlungen mit Belgien über die Abtretung eines Teils der ehemaligen deutschen Kolonie an den Kongostaat. Sie haben zum Ziel, Belgien wohl einen Teil Deutsch-Ostafrikas (vermutlich die nordwestlichen Eckländschaften Ruanda und Urundi), das es miterkämpft hat, zu geben, wofür es aber im Austausch einen Teil des Kongostaates England überlassen soll. Es kann nicht zweifelhaft sein, um welchen Teil es sich handelt: Katanga, die erzreiche, schon von England vor dem Krieg ausgebeutete Südprovinz, die bereits mit dem britisch-südafrikanischen Schienennetz verknüpft war. Denn in unmittelbarem Anschluß an die Katangabahn vermittelt die Kongoschiffahrt stromab bis zur Lukugabahn, dann diese selbst die Verbindung mit dem Tanjanjikasee. Berücksichtigt man, daß im Kriege angeblich auch die ostafrikanische Mittellandbahn mit der britischen Ugandabahn unter Zuhilfenahme des Viktoriasees verknüpft ist, so ist das englisch-ostafrikanische Verkehrsprogramm unter Mithilfe von Schiffahrtsstrecken bis auf ein kleines Reststück am oberen Nil durchgeführt. Der ostafrikanische Machtblock vom Kapland bis Ägypten ist zusammengeschweißt.

Das zweite für den Bestand des britischen Weltreiches lebensnotwendige weltverkehrspolitische Problem liegt in Vorderasien im Zuge des „nassen" Indienweges durch den Suezkanal und des „trockenen", des syrisch-mesopotamischen (Bagdadlinie) mit der Verlängerung durch Südpersien und den persischen Golf.

Auch hier darf England mit Kriegsschluß die Erfüllung seiner weltpolitischen Ziele als einen vollen Erfolg seiner zielsicheren Weltpolitik buchen. Es hat mit der Eroberung Syriens — mag Frankreich auch dort einen mageren Brocken erhalten — und Mesopotamiens nicht nur den wirksamsten Flankenschutz des Suezkanals gewonnen, sondern es hat auch die zweite europäisch-indische Kraftlinie vom Ostmittelmeergestade aus fest in seine Hand bekommen. Die Festsetzung Englands in Kaukasien, besonders an Bakus Naphtaquellen, und in den Ölgebieten Südpersiens hat hier ein gewaltiges englisch-vorderasiatisches Machtbollwerk, das längst erstrebte „indische Glazis" von Ägypten bis zum Kaukasus, vom Mittelmeer bis an Indiens Grenzen erstehen lassen. Neben dem Kap—Kairoprogramm ist das Kairo—Kalkuttaprogramm durchgeführt.

Neben dem außerordentlichen politischen Gewinn ist der Territorialzuwachs und vor allem die wirtschaftliche Stärkung Englands nicht gering zu veranschlagen. Mit dem endgültig gewonnenen Ägypten hat sich Englands Besitz um rund eine Million Quadratkilometer vermehrt, den gleichen Zuwachs hat es durch Deutsch-Ostafrika und abermals durch Deutsch-Südwestafrika und den W-sten Kameruns erfahren, d. h. in Afrika allein rund drei Millionen Quadratkilometer. Stand ihm die wirtschaftliche Ausbeutung Ägyptens schon seit 1882 frei, so hat sein tropisches und subtropisches Produktionsland eine bedeutsame Werterhöhnng in Ost- und Südafrika erhalten. Mesopotamien und Syrien brachten ihm weitere 500 000 Quadratkilometer ein, ein durch intensive Arbeit wirtschaftlich hohe Werte versprechendes Gebiet. Endlich hat es sich mit dem jüngsten Zuwachs in Persien, einem Gebiet von rund eineinhalb Millionen Quadratkilometern, die reichen Ölquellen gesichert, die es von amerikanischer Öleinfuhr unabhängig zu machen in der Lage sind. Alles in allem ergibt sich in ganz rohen Zahlenwerten ein Territorialzuwachs von rund fünf Millionen Quadratkilometern, d. h. gleich der halben Fläche Europas oder das Sechszehnfache des Mutterlandes. Wenn auch weite Gebiete des Neulandes wirtschaftlicher Werte entbehren, so ist doch die Stärkung der britischen Wirtschaftskraft

gerade durch Einverleibung des tropischen Kulturgebietes Deutsch-Ostafrikas und vor allem der reichen Öllager Südpersiens sehr wohl geeignet, die erstrebte wirtschaftliche Unabhängigkeit weiter auszubauen und damit dem wirtschafts-imperialistischen Grundsatz des sich selbst genügenden Wirtschaftsreiches zum Siege zu verhelfen.

Wie weit dieses gewaltige, um den Indischen Ozean sich schließende, osthemisphärische Weltreich Bestand für die Zukunft haben wird, hängt von der Zurückhaltung jener innen- und außenpolitischen Kräfte ab, die die Grundmauern des Weltbaues zu bedrohen scheinen. Schon hat die radikal-sozialistische Welle in England Boden gefaßt und greift auch hier in das Wirtschaftsleben und in die vorgesteckten Aufgaben der bisher befolgten britischen Weltpolitik, wie z. B. die Ereignisse in Nordrußland, in Armenien, in Ungarn beweisen, hemmend ein. Es ist nicht abzusehen, wie weit sich ihre Wirkung auf die Pläne erstrecken wird, die die bisherige imperialistisch gerichtete Politik des britischen Weltreiches zur Festigung des Reichsbestandes in Aussicht genommen hat. In den großen Tochterkolonien bieten gegenwärtig nicht nur die Eingeborenenfragen, besonders in Indien, aber auch in Ägypten und Südafrika, der britischen Regierung bedeutende Schwierigkeiten; sondern vor allem treten auch immer stärker die nach Autonomie drängenden Selbständigkeitsbewegungen der Dominions in den Vordergrund. Beide Bewegungen dürften in neue Bahnen gelenkt werden oder doch mindestens in verstärktem Maße an Kraft zunehmen, wenn erst die zahlreichen für England gebluteten Hilfsvölker heimgekehrt sein und auf ihre heimatlichen Volksgenossen aus den Erfahrungen des Krieges heraus aufklärend gewirkt haben werden. Je fester die Konzentration der politischen Kräfte im Mutterland erfolgt, um so kräftiger werden auch die inneren Spannungen sich Freiheit erringen wollen.

Aber auch der außenpolitische Druck wird sich dann mehr denn je spürbar machen, der gegen die britische Weltmachtpolitik gerichtet ist und in Zukunft sich eher verstärken denn abschwächen wird. Japans Rührigkeit auf der Ostseite des britischen Weltmachtblockes, der usamerikanische Imperialismus auf der andern Seite, der sich bereits auf europäischem und afrikanischem Boden festgesetzt hat, sind — abgesehen von den Ansprüchen Frankreichs und der anderen Kampfgenossen im nahen Orient — Tatsachen, die Englands Weltpolitik stark beeinflussen müssen. Dazu tritt die große Geldabhängigkeit Englands von der Union und deren überaus schneller wirtschaftlicher Aufstieg, den man in England mit Sorgen verfolgt. Nimmt man noch hinzu, daß auch die russische Frage völlig ungeklärt und es noch nicht abzusehen ist, wie stark ihre Einwirkung auf die asiatischen, in Sonderheit auf die indischen Verhältnisse sich gestalten wird, so erkennt man in großer Linie die Gefahren, denen die britische Weltpolitik zu begegnen hat, will sie auf ihrer bisher beschrittenen Bahn ihr Ziel erreichen: die Begründung eines sich wirtschaftlich selbstbefriedigenden Weltreiches, das politisch die Stellung als erste Weltmacht zu behaupten bestrebt ist. — Zunächst aber triumphiert noch der britische Imperialismus über allem!

Ist der Weltkrieg im Bereich der alten Welt durchaus zugunsten Englands entschieden, so hat Frankreich erheblich geringere Erfolge zu verzeichnen. Die französische Politik hat nicht weitumspannende Weltprobleme im Auge, sondern scheint wieder völlig auf europäische Kontinentalpolitik eingestellt zu sein. Zwar hat Frankreich auch in Afrika einen erheblichen Zuwachs seines großen Kolonialreiches durch Togo und Teile von Kamerun erhalten; aber die großzügige Kolonialpolitik, der es seit 1875 seine Kräfte widmete, scheint gänzlich von dem reinsten Machtimperialismus, geboren aus Rachsucht und Eitelkeit, in

den Hintergrund gedrängt zu sein. Es kann überdies sehr zweifelhaft sein, ob Frankreich nach seinem gewaltigen Aderlaß an Menschen und Gut jemals imstande sein wird, die großen Aufgaben zu lösen, die ihm sein Riesenkolonialreich bietet. Mit seiner gegenwärtig sehr einseitigen Betonung des Machtimperialismus kommt es allerdings Englands Politik, vermutlich ungewollt, entgegen, indem es sich mit seiner engen kontinentalgerichteten Politik als britischen weltpolitischen Nebenbuhler, als der es in Afrika auftrat, selbst ausschaltet. Sein Afrikareich scheint ihm in erster Linie ein Menschenreservoir sein zu sollen, aus dem es bei dem Mangel an eigenen Kräften die Massen zieht, die ihm zur Befriedigung seiner politischen Machtträume in Europa notwendig erscheinen.

Hat England im Rahmen seiner Weltpolitik die Umklammerung Europas als ein weltpolitisches Ziel, nicht aber die unmittelbare Einwirkung auf den Gang der europäischen Festlandspolitik um ihrer selbst willen im Auge, so verengert die französische Politik den politisch umspannten und umklammerten Raum auf Mitteleuropa. Die Umschnürung des deutschen Reiches, seine Zerstückelung und wirtschaftliche, politische und militärische Ausschaltung ist das A und O der französischen „Weltpolitik".

In Elsaß-Lothringen und den linksrheinischen Landen liegt die eine Zangenbacke, in Polen und den ehemals österreichischen Landen die zweite, mit denen es Deutschland zu zwingen hofft. Mit dem Raub Elsaß-Lothringens, den Frankreich mit gleicher Nichtachtung der geschichtlichen und geographischen Tatsachen ableugnen wird, wie es den Raub Ludwigs des Vierzehnten niemals eingestanden hat, glaubt französische „Revanche" den höchsten Triumph zu feiern und seinem bestgehaßten Feinde den stärksten Schlag zu versetzen. Man verkennt völlig, daß politische Gewalt auf die Dauer wirtschaftliche Notwendigkeiten, wie sie sich aus der geographischen Einheit der Lande zwischen Wasgenwald und Schwarzwald ergeben, niemals unterdrücken kann; die gewaltsam getrennten Teile des mittelrheinischen Wirtschaftskörpers, mit deutschem Geist erbaut und erfüllt, drängen naturnotwendig nach der Wiedervereinigung. Wo bleibt hier der Geist des Völkerbundes?

Nicht wesentlich anders liegen die Dinge im Osten. Die Knebelung Deutsch-Österreichs geschieht nicht allein um der ehemals habsburgischen Lande willen, sondern um eine gefügige Provinz in Händen zu haben, von der aus ein Druck gegen Deutschland auszuführen ist, den der hündisch-treue tschechoslowakische Nachbar zu verstärken sich erboten hat. Aus dieser Maßregel der ganzen Entente spricht nur französischer Geist. Ebenso kann Polens Imperialismus mit seinem ausgesprochenen Großmachtsdünkel diesen französischen „Revanche"-geist nicht verleugnen. Mag auch manche politische Richtung im neuen Polenstaat dem französischen Einfluß mißbilligend gegenüberstehen und sich seiner erwehren, Tatsache bleibt, daß Frankreich alles daran setzen wird, sich in dem neuen Weichselstaat einen Helfer zu erhalten, der an Stelle des zertrümmerten Rußland den Ostdruck auf das deutsche Reich übernimmt. Die gleiche chauvinistische Färbung der Außenpolitik beider Staaten Deutschland gegenüber sind das Bindemittel gegenseitigen Verständnisses und gemeinsamen Handels bei der politischen Knebelung Deutschlands.

Diese von Frankreich mit aller Kraft verfolgte militärische und politische Einkreisung des zu Boden geschlagenen Feindes enthüllt die weltpolitische Schwäche der Republik. Frankreichs Entwicklung hat längst ihren Höhepunkt überschritten und bewegt sich auf absteigender Linie; seine weltpolitische Sendung erfüllte es im achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts,

in denen es aber auch seine weltpolitische Kraft erschöpfte. Die Verengerung seines politischen Blickes auf Europa ist im Grunde genommen zwar die Fortführung der Politik des siebzehnten Jahrhunderts in gerader Richtung, aber die Schärfe und Rücksichtslosigkeit im Auswirken seines Rachegelüstes erscheint immer mehr als ein unbewußtes Eingeständnis seiner weltpolitischen Schwäche: als ein Angstprodukt aus dem Gefühle heraus, daß der furor teutonicus sich doch einmal wieder regen und dann der gallischen Eitelsucht ein für allemal ein Ende bereiten könne. Man scheint auch jenseits der Vogesen zu fühlen, daß Frankreich trotz seiner maßlosen Kolonialpläne als eine in Zukunft wirkende weltpolitische Macht ausgeschieden ist, die ihre Kraft zwar jetzt noch einmal bis zum äußersten anspannt, deren völlige Erschlaffung aber notwendigerweise eintreten muß, wenn man nach dem ungeheuren Menschenverbrauch auch noch den starken natürlichen Bevölkerungsrückgang in Betracht zieht.

Um so höher erhebt der junge usamerikanische Imperialismus sein Haupt, so daß selbst England vor ihm erzittert. Er ist der jüngste und zuletzt in Erscheinung getreten. Denn erst 1898 erhielt er seinen Ausdruck durch die Besetzung der Hawaiinseln und Samoas sowie durch die im Anschluß an den spanisch-amerikanischen Krieg erfolgte Erwerbung der Philippinen, der Marianeninsel Guam und der Antilleninseln Puerto-Riko und Kuba. Seit die Union mit diesem Hinausschreiten über den Boden des amerikanischen Festlandes bewußt in die Bahn der großen Weltpolitik einlenkte, scheint ihr Landhunger in ständigem Wachsen begriffen zu sein. Vor allem im letzten Jahrzehnt macht sich immer stärker das Bestreben geltend, in völlig willkürlicher Auslegung der Monroedoktrin dem usamerikanischen Imperialismus durch Landerwerb auch die äußeren Machtstützen zu verleihen. Aber nicht mehr Blut und Eisen dienen heute diesem Zweck, sondern an die Stelle des Schwertes tritt die Macht des Dollars, die während des Krieges und noch viel mehr jetzt ins ungemessene gewachsen ist. Schätzt man doch heute den Goldbestand einer einzigen Großbank (Morgan) höher als den der deutschen Reichsbank. Die Monroedoktrin diente bekanntlich während des Krieges zunächst der weiteren Befriedigung der Herrschaftsgelüste in amerikanischen Gewässern mit dem nächsten Zwecke, strategische Vorposten zu gewinnen und gemäß ihrer Dehnbarkeit fremde Einflüsse vor den Toren der Union fernzuhalten. Dänisch-Westindien wurde gekauft, Verhandlungen wurden angeblich über Niederländisch-Guyana angeknüpft, ja selbst Kamtschatka und Grönland sollten durch die Kraft des Dollars gewonnen werden. Wie weit bei einer früheren oder späteren Verwirklichung einzelner Kaufpläne weltpolitische Reibungsflächen besonders gegen England und Japan geschaffen werden, habe ich bereits früher in diesen Blättern angedeutet. Die Meldungen der letzten Monate bezeugen eher eine Verschärfung dieser Gegensätze als eine Milderung.

Die jüngste Entwicklung dieses usamerikanischen Dollarimperialismus weist nun nach der alten Welt herüber. Afrika und Europa sind beide als Opfer ausersehen. Die Besetzung der Azoren, von deren Verzicht man noch nichts gehört hat, waren der erste Schritt; auf afrikanischen Boden, nach Marokko und dem Kongobecken, erfolgte der nächste. Treten auch die großen amerikanischen Landankäufe und die Erteilung umfangreicher Bergbaukonzessionen, von denen man spricht, noch nicht in Erscheinung, so kann doch kaum zweifelhaft sein, daß nach Eintritt ruhigerer politischer Verhältnisse der Einfluß des amerikanischen Kapitals in jenen erst im Anfang ihrer Entwicklung stehenden Ländern so groß sein wird, daß weder das französische noch das das britische noch das belgische mit ihm in Wettbewerb treten kann. — In Europa selbst ist Frankreich noch

immer ein amerikanisches Heerlager. Die ungeheuren Werte, die an Eisenbahnen, Barackenbauten, Holzlagern und sonstigem Material auf französischem Boden sich befinden, kann das geldlich geschwächte Frankreich niemals aufwiegen; es wird an die Union ebenso verschuldet bleiben wie sein britischer Verbündeter. Schon erwägt man in England ernstlich den Verkauf der westindischen Besitzungen an die Union, um sich von der höchst unangenehmen finanziellen Fessel, die der usamerikanische kapitalistische Imperialismus dem Inselreich auferlegt hat, zu lösen. Die Angst, allzusehr in die Abhängigkeit des Dollars zu geraten, wird diesen Plan mindestens ebenso stark begünstigt haben wie die politische Erwägung, mit dem Verzicht der westindischen Besitzungen eine politische Reibungsfläche aus dem Wege zu räumen, die dem Bestand des britischen Reiches dereinst gefährlich werden könnte. Denn der Einsicht verschließt sich heute kaum noch ein politisch ernst Denkender in England, daß in einem Waffengang zwischen dem britischen und usamerikanischen Imperialismus England die Waffen strecken wird. Die allmähliche Loslösung des britischen Imperialismus von der Westhalbkugel der Erde einerseits und die Verstärkung der politischen Machtstellung auf der Osthalbkugel — siehe oben! — andererseits, ist die auch durch diese Tatsache wieder scharf hervortretende Hauptrichtung der britischen Weltpolitik. Als unumschränkter Sieger aber herrscht der Dollar der Vereinigten Staaten, dem damit die Westfeste der Erde mehr und mehr in ihrer Gesamtheit ausgeliefert wird!

Westwärts hat er seinen Weg nach China gefunden. Aber rätselvoll und dunkel sind zurzeit die Wege, die er in Ostasien einschlägt. Die sibirische Frage ist so ungelöst wie die Schantungfrage, die der Philippinen so unklar wie die australische. Und es ist nicht anzunehmen, daß sie bald ihrer Lösung entgegengehen. An dem mit unglaublicher Zielsicherheit, aber auch sehr vorsichtig und klug vorgehenden japanischen Imperialismus wird vorerst die Klärung dieser Fragen scheitern. In Abenteuer wird sich die Union zweifellos hier nicht einlassen, wenn sie sich nicht mit Sicherheit einen vollen Erfolg verspricht. Das scheint deutlich genug ihr Verhalten Deutschland gegenüber im vergangenen Weltringen zu beweisen.

Alles in allem scheint die gegenwärtige imperialistische Weltpolitik eine Drittelung des Erdballs zu erstreben, d. h. sich in drei Brennpunkten zu konzentrieren: In Europa-Asien, in Ostasien, in Amerika. Ihre Träger sind England im Bereich der alten europäisch-indischen Kulturwelt, Japan in dem der ostasiatisch-pazifischen, die Union im Gebiet der Westfeste und der atlantischen Welt. Frankreich scheidet, weil es ihm an jeglichem Kraftüberschuß mangelt, gänzlich aus. Die Kraftquelle der britischen Macht ist die überaus hohe, in jahrhundertlanger Übung erreichte politische Schulung des Gesamtvolkes, gebunden an einen klaren, allen sentimentalen Regungen unzugänglichen Verstand, die des usamerikanischen Imperialismus der Allbezwinger, der Dollar, die des japanischen die völkische, unverbrauchte Naturkraft, die wie ein gewaltiger Strom aus dem Schlummer hervorbrach und nun erstaunlich schnell, sicher und erfolgreich den Gegenkräften sich in den Weg wirft.

Export geistiger Arbeit

Von Georg Eltzschig

Immer noch streitet man sich in Deutschland um binnenwirtschaftliche Theorien, während draußen rings an den Grenzen die Gegner und Neutralen Berge von Gütern auftürmen, um damit alsbald mit uns ins Geschäft zu kommen. Auch wenn man die Schwierigkeiten politischer und ökonomischer Art berücksichtigt, ist zu sagen, daß die berufenen Stellen kostbarste Zeit auf unfruchtbare Innenwirtschaftsproblematik verschwendet haben, deren weltwirtschaftliche Abhängigkeits- und Wirkungszusammenhänge als doch von vordringlichster und ausschlaggebender Bedeutung endlich erkannt werden sollten. Es wird wieder das echtdeutsche „Zuspät"-Verhängnis sein, das uns aus Planwirtschaftsträumen aufwachen läßt, wenn die ausländische Wirtschaftsoffensive das Kartenhaus unserer nationalökonomischen Kalkulationen und Ideen unsanft niedergefegt haben wird.

Einsichtige Beobachter, nüchterne Sachverständige dürfen sich nicht durch gefährlichen Pessimismus in der aktuellsten Aufgabe beirren lassen, mit Tatsachenerkenntnis und Zweckbewußtheit Wege zu ergründen und zu bereiten, auf denen unsere gegenwärtige und zukünftige Wirtschaftsentwicklung zu Erneuerung und Aufstieg gelangen kann. Praktischer Rat und zielwissende Tat kommen nie zu spät, wenn sie nicht der logischen Entwicklung nachhinken, oder überstürzt vorauseilen, sondern vorausschauend mit ihr Schritt halten.

Unsere weltwirtschaftliche Bilanz wird auf sehr lange Zeit hinaus durch eine übergroße Passivseite belastet sein. Die Folgen davon sind in vervielfältigtem und überaus gesteigertem Maße doch ähnlich wie bei einem unsolid fundierten und leichtsinnig geleiteten Einzelunternehmen, das Schuld auf Schuld häuft und damit das Gewicht der Eigenleistung immer tiefer herabzieht. Immer steiler wird die abschüssige Bahn und Besserungs- und Rettungswille werden rapid aussichtsloser und schwächer, so daß meist nur noch von außen her dem Absturz Einhalt und Ende geboten werden kann. Nur darin hat ein Volk in gleicher Lage eine günstigere Möglichkeit, daß sein Gesamtlos von der Elastizität vielfacher Einzelwillen und Kräfte abhängig ist, auf die Schwere des Niedergangs nicht in überall gleich depremierendem und lähmendem Grade einzuwirken vermag, sondern weil, entsprechend der Vielfältigkeit der Einzelfaktoren, gegenüber unwissend haltlosen Schichten durch widerstandswillige Zukunftsenergien ein starker, stützender Auftrieb wirksam ist. Frage des Schicksals ist es, ob diese immer noch lebendigen Aufwärtskräfte, geklärt durch Verantwortlichkeit, gegründet in Allgemeinvertrauen, noch zur rechten Zeit den Anker der Festigung legen, den Hebel des Aufschwunges ansetzen können, ob ihre Bereitschaft eine wache und geschlossene, ihre Aktion eine umfassend fähige und eine entschlossen griffsichere ist. Ins Praktisch-Materielle übersetzt, lautet die Formel: Wirkung nach außen ermöglicht wirtschaftlich die innere Ertüchtigung.

Unsere wirtschaftspolitischen Pläne müssen viel mehr auf ihre internationale Durchführbarkeit und Tragfähigkeit berechnet werden, als auf binnenwirtschaftliche und binnenpolitische Bequemlichkeit und Genügsamkeit. Expansion ist uns notwendig, wenngleich, oder weil sie vorerst nur als Widerstand oder gering scheinender Ausgleichsversuch gegen die auf uns einstürmende Wirtschaftsinvasion sichtbar und bescheiden spürbar werden kann.

Die Forderung wirtschaftlichen Expansionsgeistes ruft zugleich nach den dazu befähigten Kräften und man nimmt mit Bedauern wahr, daß die als erste in Frage kämen, die Auslandsdeutschen und die Ausfuhrfachleute nur zu sehr im Hintergrunde blieben bei den wirtschaftlichen Erörterungen. — Sollte dem Heimkriegertum der Typ des Heimwirtschaftlers folgen?

Gewiß haben einzelne Exportunternehmungen stille und für sich an ihrer Rüstung für kommende Gelegenheiten gearbeitet, aber ihre Bestrebungen litten unter der Unsicherheit der staatlichen Wirtschaftspolitik, von deren Richtung und Absichten der Fortschritt jedes Einzelunternehmens abhängig bleibt. Wie vor dem Kriege der Staat durch seine expansive politische und wirtschaftliche Machtentfaltung dem Weltdrange seiner Wirtschaftsfaktoren Vorschub leistete, Bahn brach und Ziele erschloß, so ist es der sich gegnerischer Gewalt unterworfene Jetztstaat, der, mehr als es durch seine politische Schwächung entschuldbar ist, durch experimentierende Gesetzesmaßnahmen die Eigeninitiative der Wirtschaftsträger hemmt und verwirrt und durch Einschnürung der in die Ferne strebenden Energien diesen Blut und Kraft entzieht, enghorizontige Grenzen setzt und Ziele versperrt.

Um das Auslandsdeutschtum aber gebärdet sich der Staat in selbstgefälligem Mitleid, wie ein Wohltäter, der heimgekehrte Bettler hüten und pflegen will, weil er sich immerhin gewisser Schuld an ihnen bewußt ist. Freilich, wenn vom Auslandsdeutschtum die Rede ist, heißt es nur, daß man es schützend aufnehmen und helfend unterstützen will. Besser und für beide Teile wünschbarer ist es, ihm wieder Ziele zu weisen, wieder Wege und Zweck zu bereiten, es wieder in seinem Beruf einzusetzen. — Das vermögen nur jene Köpfe nicht zu erkennen, die mit dem Schrecken notwendiger Massenauswanderung operieren, statt zur rechten Zeit und mit zeitgemäßer Klugheit Möglichkeiten für andere Exportwerte zu erdenken, als gerade für lebende Volksgenossen, die man dem Lose der Expatriierung aussetzen will.

Statt daran auch nur zu denken, Arbeiter zu exportieren, sollte man mit allen Meinungen und Mitteln trachten, Arbeit ausführen zu können.

Freilich wir sind arm an Gütern, die wir abgeben können, aber die Notwendigkeit, erst Rohstoffe einführen zu müssen, kann und darf uns nicht schrecken, wenn wir zur Ausfuhr veredelter Ware den Entschluß fassen und die Fähigkeit, sie zu schaffen, entwickeln. Freilich unsere Wirtschaftsmaschine ist stockend und matt, der Arbeitswille breiter Volksschichten zögernd und mißmutig, aber unser letzter Glaube an uns birgt wohl auch die entscheidende Wahrheit und das erste Heilmittel: An der Arbeit wird auch der Fleiß genesen, mit den Aufgaben werden auch die Kräfte wachsen. Diese Überzeugung soll jedem einzelnen in die Zukunftswirtschaft strebenden Tatwillen innewohnen; sie wird auch den auf abgezweigtem beschränktem Berufsgebiete für die Gesamtentwicklung Arbeitenden Stütze und Stärkung bieten.

Die Ausfuhr materieller Werte ist bei unserem wertentblößten Markte von soviel Voraussetzungen (Valutafrage, Rohstoffbeschaffung, Material- und Maschinenauffrischung, Betriebsumstellung, Organisationsbildung) abhängig, daß sie erst allmählich in Fluß kommen kann, für manche Produktionszweige früher, für andere später. Das ist logisch und unabänderlich, darum nicht mehr beklagenswert.

Wenn wir Arbeit noch nicht exportieren können, muß Vorarbeit exportiert werden. Daß die Reedereien und Transportunternehmungen die Vermehrung und Verbesserung ihrer Betriebsmittel betreiben müssen, gebietet ihnen das Eigeninteresse. Daß die deutsche Wirtschaftsgesamtheit die Notwendigkeit der Erneuerung und Bewerkstelligung geistiger Verbindung mit dem Auslande begreift und in Angriff nimmt, heischt unser völkisch gemeinsames Lebens- und Fortschrittsinteresse. Man braucht das kaum in seiner ganzen Bedeutung und Dringlichkeit ausmalen, nur sei daneben nicht vergessen, daß, wenn der Begriff „Export geistiger Arbeit" als „Vorarbeit" hervorgehoben wird, es sich bei ihm doch auch um erhebliche, unmittelbar ergiebige Wirtschaftswerte handelt. Schon die Vorkriegsziffern unseres Auslandsvertriebes geistiger Werte nennen volkswirtschaftlich beträchtliche Summen, wobei man noch die Mangelhaftigkeit der

statistischen Erfassung zu berücksichtigen hat. Aber wieder sei betont, daß die Bedeutung geistiger Expansion vor allem durch ihren unwägbaren ideellen Wert und ihren tiefen Wirkungsbereich gekennzeichnet wird. Das ist besonders wichtig in dieser Zeit nach einem Kriege, nachdem fünf Jahre Feindschaft und Fremdheit zwischen den Völkern ein Vakuum in den gegenseitigen geistigen Zusammenhängen und Gemeinschaftsinteressen erzeugt haben.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß dieser Riß zwischen Meinungen und Gefühlen, diese Kluft zwischen Interessen und Ideen am allereheften, sozusagen automatisch durch die Wiederaufnahme der Geschäftsbeziehungen überbrückt werden könnte. Es ist klar, daß eine solche Verständigung auf der Basis materiellen Interesses nur auf Kosten des Unterlegenen erreichbar und denkbar ist. Es müßte uns dabei zumute sein, wie einem Notleidenden gegenüber einem Pfandleiher, der uns freundlich zuspricht und von dem wir wissen, daß er durch unser Anliegen ein gutes Geschäft machen will, vor dem wir aber doch eine ungewisse Scheu und eine schmerzhafte Scham empfinden, so blank auch der Taler glänzt, den er lächelnd uns reicht.

Eine solche Aussöhnung um des Geschäftes willen wäre unwürdig und wirtschaftlich schädlich. Wir müssen wissen, daß unserem Heil und Fortschritte nur jene internationale Stellung entspricht, zu der wir uns durch Arbeit und Erfolg den Weg gebahnt, erkämpft haben.

Dazu bedürfen wir der Avantgarde unserer geistigen Arbeit. Sie kann und wird uns geistig und wirtschaftlich den Weg bereiten in die Welt, aus der der Krieg deutschen Namen und deutsche Geltung ausgerodet hat, die uns darum wieder Neuland ist, so lieb und ersehnbar wie ein Neuland. Doch nicht so fremd und ungewohnt wie ein Neuland. Ist auch unsere weltwirtschaftliche Geltung verwüstet worden, so starren uns aber nicht nur Haß und Abscheu entgegen; wir wissen, daß hinter den durch Haß- und Verachtungsaufrufe aufgetürmten Mauern langjähriger Feindschaft eine durstige Neugier und eine Wissensgier warten auf unsere gedankliche Mitarbeit an der Zukunft. Nicht nur in wissenschaftlichen und künstlerischen, sondern auch in den wirtschaftlich tätigen Kreisen der Auslandsvölker besteht ein sich immer mehr enthüllendes Bedürfnis nach deutscher Anregung zu den überall neuen, vergrößerten und erschwerten Zukunftsaufgaben und nach deutscher Anteilnahme an den gemeinsamen Interessen der Kulturmenschheit. Wir dürfen uns nicht wundern über die Spärlichkeit der Anzeichen dieser Lösung aus starrer Abgewandtheit und Verfeindung, auch nicht darüber, daß Kunde davon auch jetzt noch nur selten uns erreicht. Es wäre kindisch, Lichtzeichen aus einem Lande zu erwarten, das selbst bis jetzt noch durch Zensurblenden und Offiziösenverdunkelung befangen geblieben ist in Unkenntnis der ganzen nun auf einmal ins Helle rückenden Aufgabe, ein neues Europa zu schaffen für Millionen friedlichen Fortschrittes lang entwöhnter und darum doppelt bedürftiger Menschen.

Die Universalität dieser Schicksalspflicht, die sogar in Übersee Millionen Willen und Arme anspannen wird, kann keinem vernünftigen Menschen irgend einer Volksschicht unklar bleiben und Täuschung darüber erlauben, daß nur in gemeinsamer Ineinanderarbeit die Wohlfahrt der Nationen zu begründen und zu sichern ist. Daraus ergibt sich auch ein neuer geistiger Gesichtspunkt für die Notwendigkeit der Einfügung unserer geistigen Arbeit in den Dienst einer Weltaufgabe, aber es ist gleich hinzuzusetzen, daß wir nicht in verstiegenem Ehrgeize uns vorzudrängen haben zu Aufgaben, zu deren, vielleicht allein möglicher, wirtschaftlicher Lösung wir als die jetzt wirtschaftlich unterlegene Macht nicht berufen sind, vor deren politischer Lösung wir einstweilen uns sehr zu hüten haben, auf deren geistige Lösung keine kurzfristige phantastische Hoffnung angebracht ist.

Die hier befürwortete Reserve entspricht jener, der wir im Auslande begegnen, weil man dort zu der Befürchtung neigt, daß wiederum von Deutsch-

land aus der Anstoß zu unübersehbaren Wendungen im Geschichtsverlaufe ausgehen könnte. Mit dieser Voreingenommenheit, die zuweilen auch aggressive Form annehmen kann, wird zu rechnen sein und angesichts ihrer haben wir die Auslandsverbreitung geistiger Arbeit zu planen. Man würde sie von vornherein zu einem Fiasko verurteilen, wollte man sie zum Deckmantel politischer Tendenzen, zum Anknüpfungspunkte politischer Hoffnungen machen.

Jede politische Absicht schaltet bei der Ausfuhr geistiger Arbeit aus, nur dann kann diese geistig wirksam, wirtschaftlich nützlich werden. Diese Notwendigkeit schließt aus, daß sich der Staat ihrer als Mittel bediene oder daß sie vom Staat als solchem bewußte Vorschubleistung erfahre. Dessen Anteil an der Aufgabe, an der Arbeit und an dem Erfolge ergibt sich aus seiner allgemeinen Pflicht, das geistige Leben der Nation zu hüten und zu stärken, die wirtschaftlichen Kräfte zu beschützen, zu stützen und zu entwickeln. Daraus folgt, daß der Staat nichts mit der Organisation einer Ausfuhr geistiger Arbeit zu tun hat. Selbstverständlich ist nicht gesagt, daß der Staat der Ausfuhr geistiger Arbeit nicht jede tunliche Erleichterung bieten soll; aber nur die Trennung politischer Propaganda und geistiger Expansion gibt der letzteren die nötige Unbefangenheit und Geradheit, mit der sie im Auslande in Erscheinung treten soll. Sie braucht dann nicht erst die politisch-nationalistische Vorurteilsmauer mühselig abzutragen, was vielleicht Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird, sondern sie kann mit ihrem Werberuf unmittelbar an die geistigen Ideen und Interessenverwandtschaft appellieren. Die Ausfuhr geistiger Arbeit, die einen starken aktionsfähigen Exportbuchhandel voraussetzt, wird sich gleichzeitig zwei Ziele zu stecken haben: erstens die Gesamtbeeinflussung der Bevölkerung der Auslandstaaten, zweitens die Zweigarbeit innerhalb gewisser Fach-, Wissens-, Wirtschafts- und Gesellschaftsgebiete.

Wenn wir gediegene lebennützende und kulturfördernde geistige Arbeit, sei es in Schrift oder künstlerischer Darstellung, handle es sich um Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, praktischer Erfahrung, künstlerischer Empfindung und Erfindung, um belehrende oder klärende, erhebende oder erziehende Literatur ausführen wollen, so teilt sich diese wirtschaftliche und geistige Aufgabe in überaus vielfältige Einzelkanäle, für deren Anlage und Führung aber die Hauptsache bleiben muß, daß sie zusammenmünden in diesem Hauptziele: der wirtschaftlichen Notwendigkeit und der geistigen Kräftigung, dem geistigen Ansehen des deutschen Volkstums zu nützen. Damit scheiden von vornherein alle Zweige aus, die ihrem Ursprung und Zwecke nach nur wirtschaftlichen Vorteil anstreben und dabei sich in eine geistige oder künstlerische Wesenhaftigkeit vermummen, durch die die wahrhafte geistige Leistung diskreditiert und geschmälert wird. So sehr es uns darauf ankommen muß, Austauschgüter aufzubringen, so wichtig wird das Bewußtsein sein, daß nur ausführbare Werte unserem wahren Interesse dienlich sind. Denn wir werden in allen Gebieten an Massenaufgebot unterlegen sein, und es wird gerade unsere einzige Möglichkeit, unser stärkster Vorteil sein, diese Schwäche durch die Güte und den Wert unserer wenigen Ausfuhrartikel wett zu machen. Das gilt insbesondere von unseren geistigen Exportwerten, bei denen wir die Tiefenwirkung und die Dauergeltung zu beachten haben. Es ist vielleicht in diesem Betrachte die einzige Aufgabe des Staates, daß er den Export wertloser und den deutschen Namen und Geist schädigender und entehrender Zeugnisse unterbindet oder auf ein möglichst belangloses Maß beschränkt. Um so freieren Spielraum wird er jenen Kräften lassen können und müssen, die geeignet sind, geistige Weltbedürfnisse zu befriedigen und damit Arbeit und Ertrag für deutsche Wirtschaft und deutsche Geistesgemeinschaft zu vollbringen.

Die Unübersichtlichkeit der handelspolitischen Zusammenhänge und Formen, in denen sich der internationale Warenaustausch künftig vollziehen wird, läßt es

unmöglich, vielleicht auch zweckwidrig erscheinen, jetzt schon Vorschläge für die deutsche Tarifaufstellung zu machen; wir werden uns auch dabei fast stets in gefesselter Abhängigkeit befinden und für alle deutschen Exportbestrebungen wird es notwendiger sein, sich mit der ausländischen Importpolitik zu befassen. Auch da wird sich erst im Laufe der Zeit volle Orientierung eröffnen und die Möglichkeit zu anpassenden Berechnungen ergeben. Im allgemeinen neigt die Tendenz im Auslande dahin, nicht etwa die Einführung fremder geistiger Arbeit zu belasten oder zu hemmen, sondern nur die binnenländisch erzeugenden Gewerbe und Industrien vor schädlicher Konkurrenz zu schützen. Daher wird zum Beispiel im französischen Zollgesetzentwurf vorgesehen, im Auslande, aber in französischer Sprache gedruckte Bucherzeugnisse mit vollem Bücherzoll zu belegen, Bücher in fremder Sprache aber ganz zollfrei zu lassen. Eine solche wirtschaftspartikularistische Zollpolitik heischt natürlich unsererseits wohl zu erwägende Maßnahmen, um ihr die eigenen Exportpläne möglichst anzupassen. Es erhebt sich die Frage, ob wir auf Kosten der Erfolgsmöglichkeiten unsere materiellproduktiven Interessen in den Vordergrund stellen sollen, indem wir trachten, Druckwerke in den fremden Sprachen zu exportieren zu einem Preise, der auch noch den Einfuhrzoll zu tragen vermag, um noch konkurrenzfähig zu sein mit dem fremdländischen Buchgewerbe und -Handel. Schon indem wir die eigenen Produktionskosten fremdsprachlicher Literatur obenhin kalkulieren, die sich in absehbarer Zeit kaum wesentlich verbilligen werden, und sie denen der fremdstaatlichen Erzeugnisse gegenüberstellen, scheint sich uns eine andere Lösung als einzig denkbar aufzudrängen. Wir werden nämlich kaum produktiv wettbewerbsfähig sein und haben uns daher auf die andere Notwendigkeit einzustellen, geistige Arbeit in unserer Sprache zu exportieren. Daß wir dabei eine wirtschaftsziffernmäßige Einbuße gegenüber der anderen fremdsprachlichen Exporttheorie haben, ist klar, aber den praktisch gebotenen Weg brauchen wir uns nicht allzusehr mit naheliegenden skeptischen Bedenken zu verdunkeln. Wir wissen, daß draußen in der Welt das Interesse und das Bedürfnis vorhanden sind und wieder wachsen werden für geistige Anregung und Befruchtung durch deutschen Geist und seine Anteilnahme an menschheitsgemeinsamen Kulturaufgaben. Eigeninteresse, und wiedererwachendes Gemeinsamkeitsgefühl für einheitliche Aufgaben und Ziele aller geistigen Kräfte werden mit zunehmender Raschheit den geistigen Ideen- und Erfahrungsaustausch wieder in Fluß bringen und dieser wird die Wege gehen, die Mittel nützen, wie sie sich auf Grund wirtschaftlicher Möglichkeiten bieten. Es ist nicht vorstellbar, daß die zwischennationale geistige Anziehung von einer Seite auf halbem Wege stehen bleibt, bloß weil man von der anderen Seite infolge noch unabänderlicher wirtschaftlicher Zwangsgründe nicht die ganze Strecke zur gegenseitigen Ineinanderverschmelzung zu gehen vermag. Die magnetischen geistigen Bindungen werden stärker sein als die aus chauvinistisch-nationalen Motiven genährten Hemmungen und Widerstände. Der großen Öffentlichkeit ist wenig bekannt, in welch erheblichem Maße vor dem Kriege deutsche, deutschsprachliche Literatur im Ausland vertrieben wurde, in welch großem Umfange deutsche Bücher und namentlich deutsche periodische Druckwerke in fremde Sprachgebiete versandt wurden. Das wird nach dem Kriege kaum viel anders werden, wenn deutscherseits mit Energie, Umsicht und Klugheit zur rechten Zeit und mit sorgsam gewählten Mitteln Werbung betrieben und Interesse geweckt wird. Außerdem wird noch auf andere Weise eine Erweiterung und Steigerung deutsch-geistiger Expansion erreichbar sein. Übersetzungen aus deutscher in fremde Sprachen, handle es sich um größere oder kleinere, um dauerwertige oder nur aktuelle Gebiete, werden für absehbare Zukunft einzuschränken sein, weil dadurch wirtschaftliche Ertragsmöglichkeiten, materielle Produktionsvorteile verlustig gehen. Es handelt sich dabei freilich um ein Problem, das reichlich geprüft und in allen seinen Voraussetzungen und Folgen aufgeklärt

werden muß. Wenn über den Vertragskomplex internationalen Urheberrechts und Literaturschutzes wieder allgemein verbindliche Vereinbarungen und Sicherheiten erneuert und klargestellt sein werden, wird die Zeit gekommen sein, um über das Thema der Übersetzungsfrage Entscheidungen zu wagen. Heute schon ist nötig, daß sich dafür bei uns die beteiligten Kreise mit Vorerwägungen und Vorbereitungen befassen und dabei werden sich die zwei Interessentenschichten zusammenfinden müssen, die an der Ausfuhr geistiger Arbeit nächsten Anteil haben, Schriftstellerschaft und Buchhandel. Sie sind die führenden und ausführenden Kräfte bei dieser volkswirtschaftlichen Mission. Sie teilen sich in die Aufgaben der geistigen Energieaufbringung, der stützenden Organisation und motorischen Durchführung. Der Anteil der Schriftsteller mag im ganzen mehr passiver Art sein, aber weder ihr Rat noch ihre Initiative wird entbehrt werden können, wenn das Schwergewicht der Gesamtbestrebung nicht zu sehr auf die einseitige wirtschaftliche Tendenz sinken soll. Der einzelne Schriftsteller wird durch seine Werke, sei es in der Form von Büchern oder in der Mitarbeiterschaft an international sich ausbreitenden Zeitschriften Einfluß gewinnen, Kraft ausüben können in die ausstrahlende Bewegung deutscher geistiger Macht. Jene Schriftsteller, die als Redakteure über wissenschaftliche, wirtschaftliche, technische, literarische oder künstlerische Organe verfügen, können diese zu speziell expansiv wirksamen Faktoren des deutschen Geistes- und Wirtschaftslebens ausgestalten, jeder in seiner Art und seinem besonderen Bereiche. Dann aber kann der Schriftsteller, sowohl in seiner Einzelheit, als namentlich durch seine vielgestaltigen Organisationen, durch die gelehrten Gesellschaften, Institute und Vereine der geistigen Fernwirkungstendenz hervorragende Dienste leisten durch Aufsuchen und Anbahnen neuer geistiger Zusammenhänge zwischen deutschen und ausländischen geistigen Interessengemeinschaften, durch Schaffung und Belebung austauschreger Beziehungen und Verbindungen.

Dem deutschen Buchhandel obliegt es, dazu die nötigen technischen und handelsgemäßen Grundlagen zu liefern, Kanäle zu schaffen und zu leiten, durch die sich die geistigen Ströme zu finden und zu stärken vermögen. Er hat, indem er für sich und für die mit ihm einheitbildende Volksgesamtheit wirtschaftliche Zwecke erfolgreich wahrnimmt, diese wieder als Mittel zu der höheren Aufgabe der geistigen Einflußerweiterung zur Verfügung zu stellen. Dieses Doppelpflichtmaß wird scharfen Weitblick und starke Intensität des Willens und Handelns erfordern bei allen Einzelunternehmern und den auf das gleiche Ziel bedachten Organisationen. Sie sind mit der operativen Durchführung der Gesamtbewegung betraut bis in die unscheinbarsten Einzelheiten. Von ihrer Geschicklichkeit und Leistungsfähigkeit sind von Anfang an Erfolg und Ergiebigkeit abhängig. Sie haben wesentlich die taktischen Maßnahmen und die praktischen Arbeiten zu leisten. Die Größe und Schwere dieser Aufgabe wird auch auf die inländischen Vertriebsbedingungen von Einfluß sein und es wird notwendig werden, das Ineinandergreifen ausfuhrpolitischer und binnenwirtschaftlicher Verhältnisse weiten Kreisen aufzudecken. Namentlich im Anfange wird jede Expansionsabsicht nur unter Opfern in die Wege zu leiten und durchzuführen sein und diese Einbußen nötigen zum Ausgleiche durch binnenmerkantile Maßregeln. Die Gesamtberechnung aller Unternehmungen wird von vornherein diese Notwendigkeit zu berücksichtigen haben und dabei werden sich Fälle ergeben, in denen die an sich möglichen Preise durch kostspielige Exportmaßnahmen belastet, d. h. gesteigert werden. Dem Inlandskonsumenten muß dann klar sein, daß sich diese infolge vielfacher Unterteilung immer niedrigst bemessene Verteuerung bezahlt macht durch den gesamtwirtschaftlichen Vorteil. Wenn darüber Verständnis verbreitet wird, sollte niemand mehr klagen, wenn ein Buch einige Pfennige mehr kostet, weil Verlag und Handel sich auf weltmarktliche Unternehmungen einstellen. Die Inserenten einer Zeitschrift werden nicht um jeden Pfennig knausern dürfen bei Erteilung von Anzeigenaufträgen, wenn das Organ ihres besonderen Fachgebietes nach Auslandwirkung und Geltung strebt, denn gerade auf diesem Wege werden sich eigene wirtschaftliche Vorteile in

besonderer Unmittelbarkeit und Beträchtlichkeit ergeben. Wenn die materiell produktiven und die Export handelnden Unternehmungen solche Unterstützung von ihren binnenländischen Kunden beanspruchen und genießen, werden sie sich um so umfassender und tüchtiger den vielfältigen Aufgaben widmen können, die ihnen auf dem Felde der Weltwirtschaft gestellt sind. Die erste und eindringlichste davon wird die Entfaltung einer zielbewußten Propaganda für die deutsche geistige Arbeit auf jedem Wissens- und Erfahrungsgebiete sein. Durch anfangs probeweise, kostenlose Versendung von Prospekten, Werbebroschüren und Propagandazeitschriften wird bei großen und kleinen Verbänden, Korporationen und Gesellschaften aller Auslandsstaaten Aufmerksamkeit erregt, Empfänglichkeit erschlossen werden müssen für deutsche geistige Werte und Bestrebungen. In möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinende Kataloge deutscher Neuerscheinungen müssen den ausländischen Bibliotheken und Buchhändlern zur ausgedehnten Verbreitung zur Verfügung gestellt werden. Die Schaffung einer international angesehenen Bibliographie ist eine große Zukunftaufgabe, die sich die junge „Deutsche Bücherei" besonders angelegen sein lassen muß. Durch Übersendung von Freiexemplaren muß fortlaufend die fremdländische Presse angeregt und in die Möglichkeit versetzt werden, durch Besprechungen ihren Leserkreis über die deutsche Geistesarbeit zu unterrichten. Namhafte Kritiker müssen zu diesem Zwecke gewonnen werden. Die nichtdeutschen Universitäten und Akademien werden ein besonders wichtiges Ziel der Propaganda für das deutsche Schrifttum bieten. Dem ausländischen Buchhandel muß durch günstige Bezugs- und Kreditbedingungen ein starker materieller Anreiz gegeben werden, sich für das deutsche Buch, die deutsche Zeitschrift zu verwenden. Von uns aus muß auf möglichst rasche Versendungs-, auf glatte Verrechnungsmöglichkeiten im internationalen Verkehr hingewirkt werden. Die Einrichtung des internationalen Postscheck- und Nachnahmeverkehrs, die Schaffung für Bücherversendungen besonders schneller und regelmäßiger Speditionsgelegenheiten sind bei den zuständigen Verkehrsverwaltungen nachdrücklichst anzuregen; ein speziell durchdachter und praktisch angelegter Telegrammschlüssel ist für Bücherbestellungen in Gebrauch zu bringen. Unsere Buchausstattung muß ein besonders gediegenes Originalgepräge erhalten, alle Druckwerke müssen durch Anwendung gut lesbarer Typen, durch Ausnützung vervollkommneter Reproduktionsverfahren dem fremden Leser empfohlen sein, durch Aufdruck des Erscheinungsjahres gekennzeichnet werden. Die deutschen Staatsvertretungen im Auslande müssen befähigt sein, den heimischen Buchhandel mit zweckdienlichen Anregungen und Nachrichten bei seinen Ausfuhrbestrebungen wirksam zu unterstützen. Dem Auslandsdeutschtume werden sich vielfältige Möglichkeiten bieten, dem deutschen Geist wieder zu Geltung und Einfluß zu verhelfen und es selbst wird aus der Weltentfaltung desselben besonderen Nutzen gewinnen und Stärkung erfahren in seiner für lange Zeit noch schweren und unwirtlichen Position.

Mannigfach sind die Erfolgs- und Wirkungsmöglichkeiten, die Schwierigkeiten und Abhängigkeiten, die bei dem Problem der Ausfuhr geistiger Arbeit sich noch zur Erörterung aufdrängen. Es seien nur noch die Fragen des Urheberrechts und des internationalen Literaturschutzes erwähnt. Über viele Zusammenhänge gestatten die gegenwärtigen Verhältnisse noch keinen hellen Blick in künftige Möglichkeiten, aber sicher ist, daß es sich hier um eine Sache von bedeutsamster Wichtigkeit und von dringender Aktualität handelt, die noch der ratenden und tätigen Anteilnahme vieler Berufener wartet.

Syrien

er Friede mit Deutschland und Österreich ist geschlossen, die Bedingungen für Bulgarien sind fertiggestellt und auch die Ungarn sind aufgefordert, eine Abordnung zur Entgegennahme des Urteilsspruchs der Pariser Weltrichter zu entsenden. Der Friede in Europa (bis auf die Kleinigkeit Rußland, die man am liebsten einstweilen auf sich hätte beruhen lassen, wenn nicht Herr Bullit so indiskret gewesen wäre, Lloyd George und indirekt auch den Diktator Clemenceau schwer zu belasten), ist wieder hergestellt (trotz „kleiner" Zwischenfälle in Fiume und Montenegro), und man hat Zeit, sich wieder ein wenig mit außereuropäischer Politik zu beschäftigen. Was man da sieht, ist freilich so wenig erfreulich, daß der Gedanke nahe liegt, man habe die Augen bisher nicht ohne Absicht fast ausschließlich auf die europäische Karte geheftet gehalten, weil ohne das sofort Gegensätze hervorgetreten wären, die eine vertrauensvolle Zusammenarbeit auf der Konferenz erschwert hätten. Jetzt aber ist kein Hinausschieben länger möglich, jetzt heißt es Farbe bekennen. Jetzt gilt es, nicht nur einen besiegten Gegner fesseln, sondern ein politisches Problem lösen, an dem die Kabinette Europas seit mehr denn hundert Jahren knacken: das türkische. Nach den Proben, die die Konferenz bisher abgegeben hat, besteht allerdings keine große Hoffnung, daß dieses Problem eine politisch wahrhaft großzügige Lösung finden wird. Man wird sich nicht wundern, wenn es in vier oder sechs Wochen mit Variation eines auf Österreich-Ungarn bezüglichen Wortes heißen sollte: Wenn es keine Türkei gäbe, müßte man sie erfinden.

Als im Frühjahr die türkische Delegation in Frankreich erschien, benutzte sie die rasch erspähte Uneinigkeit der Sieger, um auf völliger Integrität des türkischen Territoriums zu bestehen. Der Erfolg war eine energische Antwortnote Clemenceaus, mit der die Delegation schweigend wieder heimkehrte. Aber noch vor ein paar Tagen hat der Großwesir in Konstantinopel dem Berichterstatter des „Temps" erklärt, daß die Türkei die damals geäußerten Ansprüche in vollem Maße aufrecht erhalte und in Kleinasien sammelt Mustapha Kemal Pascha mit Hilfe der Jungtürken ein wohlausgerüstetes Heer, dessen Hauptquartier ansheinend in Erzerum seinen Sitz hat, um die Aufteilung Kleinasiens mit bewaffneter Hand zu verhindern. Es hat den Anschein, als ob er dabei durch die Italiener, die den Griechen die Besetzung Smyrnas noch immer nicht vergessen haben und bestrebt sein werden, ihnen so viel Schwierigkeiten wie möglich zu machen, unter der Hand unterstützt wird, die Armeniermassakres werden munter fortgesetzt, und die Regierung in Konstantinopel erklärt wie gewöhnlich, nichts dagegen tun zu können. Die Lösung des Problems wird erschwert durch die zunehmende Scheu der Ententestaaten, einen neuen schweren Krieg zu entfesseln, vor allem aber dadurch, daß man nicht weiß, ob und in welchem Maße Amerika sich zur Übernahme von Mandaten bereit erklären wird. Aber nicht nur das europäisch-türkische, armenische und kleinasiatische Problem bedürfen der Lösung, als besonders dringlich hat sich in den letzten Wochen die Erledigung des syrischen herausgestellt.

Das Interesse, das England an Syrien nimmt, ist an dieser Stelle mehrfach (vgl. Grenzboten Heft 17 und 23) angedeutet worden. Es darf als ausgemacht gelten, daß England unter keinen Umständen die Festsetzung einer starken europäischen Macht, die gegen Ägypten vorstoßen, Mesopotamien und den berühmten Landweg von Afrika nach Indien bedrohen könnte, dulden

wird. Frankreichs syrische Interessen dagegen liegen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet. Der Handel mit Syrien ist allerdings relativ unbeträchtlich, wird aber für sehr entwicklungsfähig gehalten, bedeutender sind die Interessen des französischen Unternehmertums: Bahn- und Hafenbauten, Straßen- und Bewässerungsanlagen gehen seit geraumer Zeit fast durchweg auf französische Initiative zurück. Mehr Bedeutung noch räumt man in Frankreich den politischen Interessen ein. Syrien gilt seit Jahrhunderten als Pflanzstätte französischen Geistes, die syrischen Christen sind sämtlich französisch orientiert, und seit Frankreich England in Ägypten das Feld räumen mußte, war es ein Traum seiner Mittelmeerpolitiker, sich dafür nicht nur in Nordafrika, sondern auch in Syrien ein Äquivalent zu schaffen. Eine Aufgabe dieses Traumes würde den Franzosen wie eine Abdankung in der Levante vorkommen, zumal da man auch in Konstantinopel zusehen muß, wie der zum Teil durch die Deutschen eroberte Einfluß statt an die Franzosen zurück, jetzt täglich mehr den Engländern zu fällt. Abdankung in der Levante aber heißt Abdankung im östlichen Mittelmeer und würde im Grunde für Frankreich Verzicht auf Weltpolitik bedeuten, denn eine Beschränkung auf Nord- und Westafrika hieße auf die Stufe von Staaten wie Italien, ja Holland zurücktreten. Das empfindet man in Frankreich recht wohl und darum klammert man sich zähe an die syrische Hoffnung.

Würde die Welt durch Dokumente und Verträge regiert, so wäre die Sachlage scheinbar einfach. Das Hauptdokument ist das englisch-französische Geheimabkommen vom Mai 1916. Danach sollte Palästina internationalisiert, der Hafen von Haïffa und Mesopotamien von Tekrit bis zum Persischen Golf britisch, die syrische Küste von Tyrus bis Alexandrette, Cilicien und Südarmenien von Siwas bis Diarbekir französisch werden. Was übrig blieb, wurde in „Einflußzonen" innerhalb unabhängiger arabischer Staaten aufgeteilt und zwar sollten in dem Trapez Akabah (am Roten Meer)-Kuweit (am Persischen Golf)-Tekrit (am Tigris) Haïffa die Engländer, nördlich der Linie Haïffa-Tekrit die Franzosen wirtschaftliche und politische Priorität haben, nebst dem Recht solche Ratgeber, wie die Araber sie wünschten, zu stellen, die Franzosen sollten in der englischen, die Engländer in der französischen Zone auf jede politische Einflußnahme verzichten. Dies nahm sich nun auf einer Karte, auf der die jeweiligen Zonen hübsch sauber in verschiedenen Farben eingetragen waren, ohne Zweifel für Frankreich recht stattlich aus. Leider aber entdeckten die Engländer nach dem Waffenstillstand nicht nur, daß die Armenier, um endlich vor den türkischen Nachstellungen gesichert zu sein, ein bedeutendes Reich haben mußten, das vom Schwarzen Meer bis zum Golf von Alexandrette reichen und selbstverständlich auch am Mittelländischen Meer einen Hafen, ausgerechnet Alexandrette selbst, haben müßten (oder ließen es die Armenier entdecken), sondern es ergab sich, daß den Arabern gegenüber noch ein paar andere Verträge existierten, die die französische Einflußzone tatsächlich auf ein Nichts beschnitten und dem französischen Syrien praktisch jedes Hinterland entzogen. Bereits im Oktober 1915 nämlich hatten die Engländer, um sich die Unterstützung des Scherifen von Mekka, des Königs Hussein zu sichern, diesem die Unabhängigkeit aller Araber südlich des 37. Breitengrades (die Linie Haïffa-Tekrit liegt etwa auf 34 bis $34^1/_2{}^0$) garantiert, im Juni 1917 hatten sie in Kairo einer syrischen Abordnung zugestanden, daß die vor dem Kriege bestehenden arabischen Staaten, sowie diejenigen, die durch kriegerische Aktionen ihrer Staatsangehörigen während des Krieges befreit wurden, völlig unabhängig bleiben sollten. Endlich existiert zur „völligen und endgültigen Befreiung der von den

Türken unterdrückten Völker und zur Einsetzung nationaler Regierungen und Verwaltungen, die aus freiem Antrieb und aus freier Wahl der einheimischen Bevölkerung hervorgegangen sind", ein englisch-französisches Abkommen vom 9. November 1918, in dem beide Mächte sich darin einig erklären, in den gegenwärtig durch die Alliierten befreiten und weiter zu befreienden Teilen Syriens und Mesopotamiens die Einsetzung einheimischer Regierungen und Verwaltungen zu unterstützen und solche Regierungen sogleich nach ihrer Einsetzung anzuerkennen. „Weit davon entfernt, der Bevölkerung dieser Gebiete die oder jene Einrichtungen aufzudrängen, erklären sie sich lediglich darum besorgt, durch ihre Unterstützung und ihren wirksamen Beistand das normale Funktionieren der in Freiheit gewählten Regierungen und Verwaltungen zu sichern. Die Rolle, die die beiden verbündeten Regierungen für sich in den befreiten Gebieten in Anspruch nehmen, besteht darin, eine unparteiische und für alle gleichmäßige Justiz zu sichern, durch Anregung und Ermunterung örtlicher Initiativen die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu fördern, die Ausbreitung des Unterrichts zu begünstigen und den von der türkischen Politik allzu lange ausgenützten Zwistigkeiten ein Ende zu machen."

Was im November 1918 lediglich als ein Erfordernis der örtlichen militärischen Lage erscheinen mochte, entpuppte sich, als im Frühling auf der Friedenskonferenz der Emir Faissal, der folgerecht erwählte König der Hedschas erschien, als logisches Kettenglied einer planmäßigen britischen Politik. Der Emir Faissal ist nämlich niemand anders als der Sohn jenes Königs Hussein, dem die Engländer schon während des Krieges unter Ausnützung der religiösen Streitigkeiten der Mohammedaner bemüht waren, die Rolle eines Kalifen zuzuschieben. Der Emir Faissal aber beanspruchte jetzt im Namen der Araber, für das ganze syrische Hinterland mit Aleppo, Hamah, Homs und Damaskus (dem Zentrum der algerischen Mohammedaner-Intrigen!) das Selbstbestimmungsrecht der Völker, ja, er kündigte diese Ansprüche nicht nur feierlich in Paris an, sondern zog auch unter Aufbietung eines ungeheuren und eindrucksvollen Pompes feierlich als König in Damaskus ein. Angesichts dieser Entwicklung beschloß man in Paris, gegen den Willen der Franzosen die Entsendung einer interalliierten Untersuchungskommission, an der schließlich jedoch nur die Amerikaner teilnahmen, um die Frage der Mandaterteilung zu prüfen. Und nun zeigte sich das überraschende Resultat, daß mit Ausnahme der Christen des Libanon, der überwiegende Teil der syrischen Bevölkerung für ein amerikanisches, und wenn dieses nicht zu haben, für ein englisches Mandat stimmte, sich jedoch auf alle Fälle in bestimmter Weise gegen ein französisches Mandat aussprach. Dieses Ergebnis machte in französischen Levantekreisen ungeheures Aufsehen. Bereits vorher hatte man sich gefragt, was man eigentlich in Mossul und Diarbekir sollte, die man lieber gegen Aleppo und Damaskus eingetauscht gesehen hätte, und hatte zur Eindämmung britischer Bestrebungen darauf hingewiesen, daß die Syrer Syrien und Palästina als unteilbare Einheit betrachteten, jetzt zog man zur Erklärung dieses Ergebnisses ohne weiteres die durch amerikanische Hände gehende Lebensmittelversorgung, sowie die Eigenart der englischen militärischen Besetzung des Landes heran. „Wenn man die Besetzung des Landes zufällig den Tschecho-Slowaken anvertraut hätte", schrieb ein Pariser Blatt damals wörtlich, „so hätten sich die Syrer zweifellos auch für Prag ausgesprochen" und man gab sich viel Mühe, den Engländern unter Hinweis auf die Unruhen in Ägypten klar zu machen, daß sie sich mit dieser Araberpolitik ins eigene Fleisch schneiden würden. Höher noch stiegen die Wogen der Entrüstung als das englisch-persische Abkommen

bekannt wurde, akut aber wurde die Lage als bekannt wurde, daß die englische Militärbehörde auf unbestritten französischem Gebiet und ohne Vorwissen, ja gegen den Einspruch der französischen Behörden den Emir Said, einen französischen Schützling, sowie einen Araberhäuptling, der sich für ein französisches Mandat ausgesprochen, hatten verhaften lassen.

Ob die Engländer tatsächlich illoyal vorgegangen sind, muß zweifelhaft erscheinen. Während des Krieges lag es fraglos in militärischem Interesse, die Selbständigkeitsbestrebungen der von jeher unbotmäßigen Araberstämme gegen die Türken nach Kräften auszunutzen. Man muß aber auch berücksichtigen, daß die Araber schon von sich aus zum Gegensatz zu den völlig französisch orientierten Christen Frankreich ab-, und damit England zugeneigt sind und daß die überaus glänzende Durchführung des Feldzuges in Palästina, während die Franzosen sich in Saloniki festgelegt hatten, hier, wo Prestigefragen eine viel bedeutendere Rolle spielen als in Europa, ausschließlich englischem Ansehen zugute gekommen ist. Dabei braucht man natürlich die Möglichkeit nicht in Abrede zu stellen, daß hier und da durch die englischen Behörden oder mehr oder weniger ausgesprochene englische Agenten nach im Orient gebräuchlicher Sitte ein wenig nachgeholfen worden ist, sicher sind auch die Franzosen in dieser Beziehung nicht untätig gewesen und wenn man englischerseits unter umsichtiger Benutzung der zeitlichen Abwesenheit des französischen Oberkommissars in Beiruth den Emir Said verhaftet hat, so ist das sicher nicht aus persönlicher Feindschaft, sondern bestimmt deshalb geschehen, weil dieser durch franzosenfreundliche Propaganda die Ruhe des Landes zu stören drohte. Man muß sich klar machen, daß die Lage im Orient wegen der Gährung in Ägypten, die weit beträchtlicher sein muß, als man von englischer Seite offen zugeben möchte, die allergrößte militärische Wachsamkeit erfordert und daß es gar nicht ausgeschlossen ist, daß der König Hussein unter Benutzung dieser Gährung eine panislamitische Bewegung, die sehr leicht nach Mesopotamien und Indien übergreifen könnte, zu entfesseln plant.

Wie dem auch sei, die französische Presse, die angesichts der englischen Erklärungen über die Unmöglichkeit des Kohlenexports nicht nur die Hoffnung auf Kohlen, sondern auch wohl auf finanzielle Unterstützung von seiten Englands aufgegeben hat und vorsichtig Anstalten trifft, sich im Gegensatz zu dem Bundesgenossen jenseits des Kanals, Amerika anzunähern, fing plötzlich an zu toben. Von rechts wiederholte man die Formel vom angelsächsischen Frieden, von links stellte man eine lange Liste der im Kriege durch England errungenen Erfolge auf, und überall begann man sich auffallend eifrig mit Ägypten zu beschäftigen; ja man entsann sich auf einmal französischer Interessen in Ägypten, die unter allen Umständen sichergestellt werden müßten. Die englische Presse verhielt sich demgegenüber wie stets in solchen Fällen auffallend ruhig, ja kaltblütig, die Anzapfungen wegen Ägypten wurden überhört, man warf erstaunt die Frage auf, wer denn jemals daran gedacht habe, die französischen Ansprüche auf ein syrisches Mandat in Frage zu stellen und wies nur hier und da darauf hin, daß für den klar ausgesprochenen Willen der Araber bzw. der Syrer doch niemand könne. Die französischen Klagen, daß z. B. das französische Eisenbahnmaterial durch die englische Militärverwaltung absichtlich ramponiert und in Verwirrung gebracht würde, daß französische Offiziere und franzosenfreundliche Syrer durch Zoll- und Paßschwierigkeiten Bewegungsfreiheit einbüßten, fanden in der „Times" eine kühle und sachliche Zurückweisung, während ein gleichzeitiger Bericht aus Aleppo sich folgendermaßen äußerte (die Stelle ist zu bezeichnend für das sichere Arbeiten der englischen Politik, als daß ich sie nicht

hersetzen möchte): „Ob es möglich war oder ist, das Programm eines französischen Mandats über ganz Syrien durchzuführen, weiß ich nicht. Die beste Gelegenheit dazu wäre zur Zeit des Waffenstillstands gewesen, ohne daß man die Entscheidung der Friedenskonferenz abwartete. Hätten wir unsere sämtlichen Truppen aus Syrien zurückgezogen und reichliche französische Truppen hätten sie ersetzt und hätten wir gleichzeitig den Franzosen die Aufgabe überlassen, Geld für die syrischen Araber aufzutreiben, dann wäre es leicht möglich gewesen, daß Frankreich sich als Mandatträger durchgesetzt hätte. Je eher diese beiden Punkte durchgeführt werden, wenn Frankreich darauf besteht, je besser, und lieber heute als morgen. Wenn englische Truppen eventuell zurückgezogen werden sollen, besteht kein Grund, den britischen Steuerzahler länger zu dem alleinigen Ziele, Frankreich zu verärgern, zu belasten." Dies würde allerdings, fuhr der Bericht fort, der Entscheidung der Friedenskonferenz vorgreifen, und dem Artikel 22 der Völkerbundsakte zuwiderlaufen. Außerdem waren sich die Franzosen zur Zeit des Waffenstillstandes keineswegs darüber klar, daß die Durchführung ihrer Aufgabe eine beträchtliche Anzahl von Truppen, die auf 100000 Mann geschätzt werden, erfordert hätte. Singhalesen sind für diesen Zweck unbrauchbar und Syrien als entwaffnetes und demobilisiertes Land wie Bulgarien zu behandeln (eine versteckte Bosheit, die Franzosen hatten noch vor einem Monat Mühe, die Entwaffnung Bulgariens durchzuführen) würde schweres Unheil heraufbeschwören. Auch Oberstleutnant Repington wies in der „Morning Post" darauf hin, daß das Land von Waffen starre, daß man mit mindestens 250000 arabischen Gewehren rechnen müsse und daß in Damaskus Waffen in jedem Laden für billiges Geld zu kaufen seien. Er verschwieg dabei sorglich, daß die Engländer selbst den Emir Faissal monatelang mit Waffen beliefert haben, natürlich lediglich in Ausführung des Novemberabkommens, um dieser lokalen Regierung uneigennützig zu helfen. „Die Araber", meinte Repington, „hassen jeden Eindringling einschließlich der Franzosen, die sich der angenehmen Selbsttäuschung hingeben, daß jedermann sie so liebt wie wir." Die französische Presse aber wollte von nichts hören, man habe in Algier, wo weder während des Krieges noch nachher irgendwelche Unruhen ausgebrochen seien (ein Stich wegen Ägypten!) bewiesen, daß man mit Mohammedanern umzugehen verstehe, und müsse auf der Forderung, daß sich die englischen Truppen zurückzögen, bestehen. Tatsächlich ist diese Forderung durchgegangen, so zwar, daß die Küste von den Engländern geräumt wird, das Hinterland aber ausschließlich dem Emir Faissal anvertraut bleibt.

Die Lage ist somit klar. Geld haben die Franzosen nicht, Truppen brauchen sie für die Rheinlande und Elsaß-Lothringen, wo der Ruf nach Autonomie täglich stärker wird, andere sind nicht verfügbar, bei Verwendung mohammedanischer Kolonialtruppen besteht sofortige Verbrüderungsgefahr mit dem Feinde. Die Engländer werden ihre Position in Palästina verstärken (schon wird darauf hingewiesen, daß die jüdische Minderheit sich dort ohne wirksamen Schutz nicht wird halten können), und die Franzosen werden über kurz oder lang mit dem Emir Faissal in Konflikt geraten. Es wird Christenmassakres geben, die Franzosen werden unzulängliche Mittel verzetteln und endlich froh sein, wenn die schlagbereiten Engländer ihnen (womöglich mitten in der Zeit des Wahlkampfes in Frankreich) gegen Abtretung neuer Zugeständnisse helfen werden. England hat auch das syrische Spiel, wenn nur Ägypten ruhig bleibt, auf der ganzen Linie gewonnen, und zwar ohne daß Frankreich irgendeine klar formulierbare Ursache zur Beschwerde haben wird. Menenius

Der Aufstieg der Begabten

Von Dr. R. Schacht

as Wort von der „Freien Bahn" für den Tüchtigen ist bezeichnenderweise in einem Augenblick gefallen, als weite Kreise des deutschen Volkes angefangen hatten, in die politische Führung Mißtrauen zu setzen. Aber weit entfernt davon, es rein sachlich zu nehmen, verstand man das Wort, wenn nicht ausschließlich, so doch durchaus überwiegend im Sinne eines Klassensieges. Das Bürgertum wollte in die leitenden Stellen, das Volk dachte an das Einjährigenprivileg.

Das Bürgertum, das über die adligen Diplomaten schmälte, hatte sich als ganzes im Privatleben und im Geschäftsverkehr nicht minder undiplomatisch benommen und der Arbeiterklasse sind politische Vorrechte stets wichtiger gewesen, als die Kulturwerte des Familienlebens und der Siedlungsfragen. Ein durchgehender Beweis für die Berechtigung des Aufstieges war also noch keineswegs geliefert. Auch lag dem Gedanken vom „Aufstieg der Begabten", der ja mit der „freien Bahn" identifiziert wurde, eine merkwürdige Vorstellung vom Aufstieg zugrunde. Aufstieg wozu? Zu den höchsten Staatsämtern? Aber auch der genialste Staatsmann ist machtlos, wenn das Volk miserabel ist. Zur akademischen Laufbahn? Wir hatten schon viel mehr Akademiker als wir brauchen konnten. Auch kann niemand mit Recht behaupten, daß den minderbemittelten Volksklassen die akademische Laufbahn verschlossen gewesen wäre. So weist in einem seiner umsichtigen, kenntnisreichen, klaren und in den Tendenzen vorzüglichen Aufsätze Alfred Hillebrandt (Beiträge zur Unterrichtspolitik, Breslau, W. G. Korn 1919) an Hand der Statistik nach, daß 1911 5195 Söhnen von akademisch gebildeten Vätern 6651 solche gegenüberstanden, die von Männern ohne akademische Bildung stammten, von Lehrern, Militärpersonen in Unteroffiziersrang, Staats- und Kommunalbeamten ohne akademische Bildung, von Bediensteten und Arbeitern. Gerade dieser bei uns verhältnismäßig viel häufigere als bei andern Völkern zu findende Aufstieg hat ja jene unerquicklichen und für die allgemeine Kultur sehr bedenklichen Nebenerscheinungen des deutschen Gelehrtenstandes hervorgerufen: das Enge, Kleine, Kleinliche, sich frühzeitig ohne rechte Allgemeinbildung trocken Spezialisierende, das Ärmliche, Ängstliche, Brotstudentenhafte, was auch an berühmten Gelehrten der ausländische Studierende nicht selten mit peinlichem Befremden feststellt. Es ist eben keineswegs gleichgültig, ob einer in der mannigfach befruchtenden Atmosphäre einer mit wahrer Bildung gesättigten Familie des Gelehrten oder vornehmen Kaufmanns aufwächst, wo ihm viel Kulturgut unbewußt zur Selbstverständlichkeit wird, oder in der dürftig beschränkten oder bieder stumpfsinnigen des kleinen Beamten oder in der öde materialistisch gerichteten des modernen Geldverdieners, nicht gleichgültig, ob am abendlichen Familientisch Schiller, Grillparzer, Keller, Stifter, Reuter, Ranke, Mommsen oder nur die Zeitung gelesen werden und ganz werden sich solche Unterschiede nie aus der Welt schaffen lassen. Das Genie allerdings gleicht auch diese häufig aus, aber das Genie ist so selten, daß es sich nicht lohnt, ihm zuliebe neue Organisationsvorschriften zu erlassen. Das Genie setzt sich auch trotz der Umstände durch. Auch ist es bedenklich, junge Leute in die akademische Laufbahn zu drängen, die in erster Linie die materiellen Seiten ihres Berufes ins Auge zu fassen genötigt sein werden.

Auch wird bei der Erörterung des Problems die Wirkung der höheren Schule, zu der man die Bahn allgemein geöffnet wünscht, vielfach überschätzt. Sehr vieles lernt der Mensch erst wirklich, wenn er es praktisch braucht. Ich habe im Kriege viele Menschen gesehen, die es, obwohl es ihre Stellung hätte wünschenswert erscheinen lassen, trotz höherer Schulbildung nicht fertig brachten, auch nur zwei fehlerfreie Sätze in einer fremden Sprache zu sprechen, während andererseits manche Leute mit Volksschulbildung sich frei und leicht auszudrücken vermochten, ohne es je „richtig" gelernt zu haben. Das Volk hat eine ursprüngliche

Fähigkeit des Lernens, die auf der Schule vielfach abhanden kommt. Ich habe Leute gekannt, die nie ein Buch lasen und Menschen und Begebenheiten anschaulicher und lebendiger schilderten als der kultivierteste Literat. Was heißt da Aufstieg?

Vom Gesichtspunkt staatlicher Nützlichkeit kommt es also nicht auf den Aufstieg an, sondern auf die möglichst restlose Erfassung und Nutzbarmachung (auch im kulturellen, nicht bloß materialistischem Sinne) aller Begabungen. Dann aber erhebt sich gleich die Hauptfrage: Was ist Begabung? Was ist Tüchtigkeit?

Auch ohne feste Definition ist soviel klar, daß begabt und tüchtig nicht dasselbe bedeuten. Der Begabte ist nicht immer tüchtig. Tüchtig ist der umfassendere Begriff, seine Bedeutung erstreckt sich auch auf Eigenschaften des Charakters. Wer aber soll nun z. B. führender Staatsmann werden: derjenige, der im höchsten Maße Menschenkenntnis, Arbeitskraft, Geschäftsgewandtheit, rasche Auffassungsgabe besitzt oder derjenige, der diese Eigenschaften vielleicht in geringerem Maße mitbringt; dafür aber auch noch klares Wollen, politischen Blick, Zuverlässigkeit und Charakterfestigkeit besitzt? Das günstigste wäre offenbar, wenn letzterer der Führer, ersterer der Ausführende ist. Aber wird dieser nicht über Ungerechtigkeit murren? Oder: von zwei gleich tüchtigen Offizieren hat der eine eine besonders ausgeprägte Fähigkeit mit den Mannschaften umzugehen, sie anzufeuern, sie mitzureißen, für sie zu sorgen, der andere dagegen vorzugsweise strategische Anlagen. Die Begabung des zweiten wird offenbar besser ausgenützt, je rascher er in einflußreiche Stellung aufsteigt, die des ersten, je länger er in möglichst engem Zusammenhang mit den Leuten, also sagen wir Hauptmann bleibt. Steigen beide gleich rasch, wird die Begabung des ersten nicht lange genug ausgenutzt, steigen beide gleich langsam, die des zweiten zu lange nicht genug und steigt der zweite rascher, so wird der erste das murrende Opfer seiner besonderen Begabung.

Man sieht, hier fängt das Problem bereits an, ungeahnte Schwierigkeiten aufzuweisen, die noch bedrohlicher werden, wenn man berücksichtigt, daß nicht alle Fälle so einfach liegen, daß viele Begabungen etwas Komplexes sind und manche sich erst unter dem Druck der Not als vorhanden erweisen. Es kommt aber noch ein anderes hinzu: der Aufstieg des Begabten, namentlich, wenn es sich um den Wechsel der Bevölkerungsschicht handelt, ist keineswegs immer ein Segen weder für die Allgemeinheit noch für den Begabten selber. Am schönsten und tiefsten hat dies in einer kleinen Dürerbundflugschrift Eduard Spranger (Der Aufstieg der Begabten: München, Callwey) dargelegt. Er warnt eindringlich vor dem intellektuellen Parvenu, dem heute überall als überaus brauchbar angesehenen Menschen mit Verstand ohne Seele, Kenntnissen ohne Geist, Betriebsamkeit ohne ethisches Wollen. Der Aufstieg darf nicht nur aus der Züchtung einzelner nützlicher Eigenschaften erfolgen, sondern muß den ganzen Menschen erfassen. „Nicht das ist das Ziel, daß wir ein Volk von Dichtern und Denkern oder gar von Ästheten und Hofleuten werden; sondern daß jeder einzelne dem Rahmen seines Wirkungskreises mit seinem ganzen Wesen organisch angepaßt sei und ihn mit seiner Seele ausfülle." Aber es fragt sich auch, ob der schnelle Aufstieg überhaupt wünschenswert ist. Wer sich über die Sphäre seiner Jugend erhoben hat, ist nirgends mehr zu Hause. Man muß sehr vorsichtig sein, einen Menschen in eine andere Klasse hineinzutreiben. „Für die große Mehrzahl kommt nur die Hebung innerhalb der eigenen Klasse in Betracht." Und manche Formen des Aufstieges vollziehen sich zudem in bedenklicher Weise. Es sei nur an die zunehmende Landflucht, das Anwachsen der Großstädte, das glänzende Elend mancher Beamtenklassen erinnert. Deshalb muß auch der Aufstieg in besonnener Weise individualisiert werden.

Aus diesen Gründen sind die Bedenken, die Professor Becker an dieser Stelle (Grenzboten 1918 Nr. 45) gegen die Begabtenschulen vorgebracht hat, nur allzu berechtigt. Was wir tun können (und müssen) ist folgendes: Zunächst jeder zu seinem Teile auf eine wirklich demokratische Wertung der Berufe und Stände hinzuwirken, jeden Stand, ob einträglich, ob geistig, ob sauber oder ob karg

bezahlt, körperlich, handwerklich, unsauber oder schwer bei gleich tüchtiger Erfüllung als unbedingt gleichwertig zu betrachten, und das nicht nur theoretisch und mit dem Gemüt, sondern praktisch und in allen Kleinigkeiten des täglichen Verkehrs. Wer drei Schritte vor dem Geheimrat den Hut mit einer verbindlichen Verbeugung vom Kopfe reißt, und bloß an die Krempe tippt, wenn er dem Arbeiter begegnet, hat die viel im Munde geführte „Achtung vor jedermanns ehrlicher Arbeit" noch nicht innerlich aufgenommen. Dazu gehört dann aber auch: die Berufsberatung für die eigenen Kinder sachlich zu treffen. Wie viel Entsetzen erregt es noch heute in akademischen oder großbürgerlichen Familien trotz des Schimpfens auf den besser bezahlten Arbeiter, wenn man vorschlägt, den Sprößling Handwerker oder Kaufmann werden zu lassen. Es darf einfach keine „standesgemäßen" Berufe mehr geben. Erst wenn wir uns zu der Anschauung durchringen, daß jede ehrliche Arbeit an sich gleichwertig ist, wird auch die höhere Schule imstande sein, ihre Zöglinge nach rein sachlichen Gesichtspunkten auszuwählen, d. h. nicht bloß alle begabten Unbemittelten aufzunehmen, sondern auch alle ungenügend oder unter dem Durchschnitt Begabten aus besser gestellten Kreisen rücksichtslos zurückzuweisen. Was gegen Krüppel und Idioten eine Pflicht der Zivilisation geworden ist: Duldung und Pflege, ist auf der höheren Schule Ungeeigneten gegenüber (die deswegen noch keineswegs unbegabt zu sein brauchen) unter allen Umständen ein Verbrechen an der Gesamtkultur des Volkes. Auch das System der „Pressen" und Nachhilfestunden sollte nach Möglichkeit eingeschränkt werden. Nur wenn der mit Rücksicht auf die schwach Begabten notwendig werdende Drill der wirklichen Mitarbeit freiwillig und leicht Fortschreitender weichen kann, wird die höhere Schule, auf der man heute „nichts Gescheites mehr lernt" weil dem zu wenig Begabten nichts innerlich nahekommen kann und für die wirklich Begabten zu wenig Zeit bleibt, wieder Gutes und kulturell Wertvolles leisten können. Dann werden auch die Klagen wegen der Überlastung aufhören. Allerdings müßte auch der Fetischglaube mancher Kaufleute an Abgangszeugnisse usw. einer weitsichtigeren Auffassung von Begabung und Tüchtigkeit und einem vielleicht altmodischen aber für die Zukunft unendlichen Ertrages fähigen guten Willen zur Weitererziehung der Untergebenen Platz machen.

Viel gutes kann auch eine verständige und ihre Möglichkeiten nicht überschätzende Berufsberatung leisten, für die eine von verschiedenen Fachleuten gegebene, von Alfr. Kühne eingeleitete „Einführung in die Praxis" (Berufswahl und Berufsberatung. Berlin, Trowitzsch & Sohn 1919) ausgezeichnete, durch reichliche Literaturangaben unterstützte Winke gibt.

Daß den wirklich Geeigneten ein Weiterkommen nach Möglichkeit auch materiell möglich gemacht werden muß, ist eine Binsenwahrheit, die, wie oben angedeutet, bereits unter dem alten Regime in ihrer Wichtigkeit voll gewürdigt ist, auch daß Stipendien und andere Unterstützungen alles Demütigende und Kleinliche genommen werden muß, ist ebenfalls selbstverständlich. Wichtig ist auch der schon vor Jahren von Hermann Paul verfochtene Grundsatz: lieber wenig reichliche als mehr knappe Stipendien auszusetzen.

Endlich ist es notwendig, dem gewaltigen Bildungsdrang des Volkes, namentlich des vierten Standes Genüge zu tun. Auf welche Weise das durch Errichtung von Volkshochschulen geschehen kann, hat in einer von edelstem aber bodenständigem Idealismus getragenen Broschüre Eduard Weitsch (Zur Sozialisierung des Geistes. Eugen Diederichs, Jena 1919) ausgeführt. Auch Weitsch warnt wie Spranger eindringlich vor Überschätzung des Wissens, der Fertigkeiten, der Begabung. Die Volksbildungsarbeit, so führt er aus, muß los von dem Grundsatz, wer vieles gibt, wird manchem etwas geben. „Wenn ich einen einzelnen bei der Hand nehme, ihn geistig führe, und es mir gelingt, ihn menschlich, nicht sozial eine Stufe zu heben, so ist mehr geleistet, als wenn ich tausend Bücher ‚an die Masse' bringe. Er wird nicht nur für seine Person von meiner Arbeit gefördert sein, sondern er wird einen Halt bedeuten auch für seine

nächste Umgebung, für seine Familie, für irgendeinen Kreis gleichaltriger oder jüngerer Fachgenossen, kurz, er wird eine Kulturinsel bilden in der Flut der Massengedankenlosigkeit." In diesem Sinne sind unter Anlehnung an die nordischen Volkshochschulen Richtlinien ausführlich in einer Weise ausgearbeitet, daß kein Volkserzieher, dem es ernsthaft um seine Aufgabe zu tun ist, das Buch ohne Nutzen und Anregung aus der Hand legen wird. Nicht irgendwelchen „Bildungsstoff" gilt es zu vermitteln, nicht ein Naschen zu ermöglichen, sondern geistige Beratung zu bieten, die, wirklich erarbeitet, aufgenommen wird und wirken kann, und sichtbar wird, nicht in Statistiken mit Besucherzahlen und Stundenplänen, sondern in einer nur langsam bemerkbar werdenden aber tatsächlichen Durchkultivierung des ganzen Volkes.

Vor allem aber hüte man sich vor der Verbreitung der traurigen Utopie, als ob absolut alle Ungerechtigkeiten des Lebens oder der Verhältnisse, alle Schwierigkeiten, alles Ringen aus der Welt geschaffen werden könnten. Die Natur bringt das Vollkommene nur spärlich hervor, und der „Raffael ohne Hände" ist ein gar nicht seltener Fall. Vielfach hat auch das Ringen den Tüchtigen, wenn nicht geschaffen, so doch erweckt und man glaube ja nicht, daß die Tüchtigen gerade dadurch vermehrt würden, daß die Begabten sozusagen von der Wiege an durch staatliche Fürsorge automatisch den Berg hinauf gezogen würden. Wir können vieles tun und namentlich Verbitterndes mildern, aber das beste hängt doch immer von jenem Geheimnisvollen und Unergründlichem ab, das wir Persönlichkeit nennen. Das Problem darf nicht lauten; wie mache ich Karrière? sondern: wie nutze ich in dem mir zugänglichen Kreise meine Begabung für andere? nicht wie erleichtere ich Karrière? sondern: wie mache ich Begabungen ohne zu starke Belastung und Reibungen möglichst intensiv nutzbar?

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

den Bezug zum IV. Vierteljahr 1919 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 12.— M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11

Die Alldeutschen und der Einheitsstaat

Von Dr. Manfred Eimer

Am 1. und 2. September hat der Alldeutsche Verband seinen Tag in Berlin abgehalten und seine „Hochziele“ besprochen. Von der Einheitsbewegung, die im Reich immer deutlicher geworden ist und besonders am 1. Oktober ihre Triumphe gefeiert hat — Eintritt der Wirksamkeit der Reichswehrbefehlstellen in Süddeutschland, des Reichswehrministeriums, der Reichssteuergemeinschaft und der Übergang der württembergischen Post ans Reich, — war nicht mit einem einzigen Wort die Rede.

Das ist doch recht auffallend. Wir müssen ja alle umlernen oder uns umstellen, wenn wir heutzutage mitwirken wollen. Die Lage Deutschlands in der Welt ist nun einmal eine leider so gänzlich andere geworden, daß man erwarten sollte, gerade diejenigen Gruppen, die ihre Ziele nicht nur nicht erreicht haben, sondern die derselben zum Teil geradezu beraubt worden sind, mußten sich andere setzen, indem sie den unabänderlichen Tatsachen Rechnung tragen. Natürlich kann nicht erwartet werden, daß der monarchisch gerichtete Alldeutsche Verband republikanisch werde. Aber seine eigentlich deutschen Ziele können doch wirklich, wenn man dem Tatsächlichen Rechnung trägt, kaum einfach die gleichen geblieben sein, wie früher. Es gibt heute andere deutsche Ziele als vor fünf Jahren. Und eines der ersten ist zweifellos die Kräftigung des deutschen Bewußtseins innerhalb unserer Grenzen. Dabei darf man am allerwenigsten süddeutsche Verhältnisse außer acht lassen.

Gerade zu diesem Ziel der Kräftigung kann kaum etwas mehr beitragen und besser stimmen, als die vereinheitlichenden Probleme, welche im Reich lebendig geworden sind. Daß die partikularistischen Strömungen und Hemmungen unsere Deutschheit nicht fördern, steht fest. Ein Mann, der gewiß nüchtern denkt und frei von allem galoppierenden Idealismus ist, der württembergische Finanzminister a. D. Pistorius, spricht in einem Buche über die neue Steuergemeinschaft mannhaft von den Schäden, welche die partikulare Steuerverschiedenheit im Reich auch während des Krieges mit sich gebracht habe.

Ein Partikularist hat keinen Anspruch darauf, weitsichtig genannt zu werden, und er muß es sich gefallen lassen, wenn man an seiner tieferen Deutschheit zweifelt. Die Einheitsfreunde dagegen dürfen sich — welcher Richtung sie sonst angehören mögen — bewußt sein, einen deutschen Gedanken zu vertreten,

der ganz gewiß unter die „Hochziele" zu rechnen ist. Sie dürfen behaupten, Nachstreber Bismarcks zu sein, dessen Einheitswerk so viele Brüche und Risse mitbekam, weil er vor den Thronen der Dynasten Halt machen mußte.

Niemand aber nimmt es sonst in höherem Grade in Anspruch, in den Spuren Bismarcks zu wandeln, als die Alldeutschen. Niemand ist rascher dabei, andere als weniger gute Deutsche zu betrachten, als die Alldeutschen es solchen gegenüber tun, die ihre „Hochziele" nicht ebenfalls vertreten.

Da kann man als Unitarier die Gegenfrage stellen: wie kommt es, daß der eigentlich deutsche Gedanke, nämlich der Gedanke möglichster Einheit und Einheitlichkeit, und daß das eigentlich deutsche Ziel, nämlich die Bekämpfung des Partikularismus und seiner schädlichen Wirkungen, bei den Alldeutschen nicht einmal mit einem Worte berührt werden? Wie kommt es, daß diese so leidenschaftlich deutsch gesinnten Männer an diesem Problem glatt vorübergehen und den Einheitsstaat nicht zu ihren „Hochzielen" rechnen?

Das ist doch eine auffallende Lücke in ihrem Programm. Gerade in gewissen Sonderstaaten hätte der Alldeutsche Verband ein segensreiches Arbeitsfeld, wenn er es sich zur Aufgabe stellte, eingefleischte Vorurteile zu bekämpfen und die Sonderbündler zur Deutschheit zu leiten. Wir dürfen nicht vergessen, wie groß die Gegensätze der südlichen partikularen Staaten zu Preußen tatsächlich sind; damit aber auch leider zum Reichsgefühl. Erinnern wir uns der offen zugegebenen Gefahr im Juni dieses Jahres, als der Einmarsch der Franzosen drohte, und die Auflösung des Reichs damit in greifbare Nähe gerückt wurde! Vergessen wir nicht, daß es das Bestehen der süddeutschen Sonderstaaten war, das mitsamt der dadurch bedingten nationalen Gesinnungsschwachheit der Bevölkerungen die Gefahr einer Zerreißung durch die Mainlinie heraufbeschwor!

Nicht nur die politische Vereinheitlichung Deutschlands, sondern auch die Bekämpfung dieser bedenklichen Gesinnungsschwachheit ist das Ziel der Einheitsfreunde. Und das ist gewiß eine deutsche Aufgabe ersten Ranges.

Warum hat der Alldeutsche Verband, der sich auch heute noch um Flamen und Balten kümmern will, hierfür kein Organ? Warum geht er an diesen Fragen vorbei, wo man doch festen Boden unter den Füßen hat, keinen Utopien nachzujagen braucht, nicht mit der Stange im Nebel herumfährt, und vor allem auch nicht in das heute doppelt bedenkliche Fahrwasser gerät, Deutschland als eroberungslustig vor dem Ausland in Mißkredit zu bringen? Warum verschmäht der Alldeutsche Verband diese stille aber fruchtbare und notwendige Arbeit der Erstarkung im Innern? Er könnte hier doch einmal dem Vorwurf mit Erfolg begegnen, daß er es nicht verstehe, sich Realitäten in der Politik zur Grundlage des Handelns und der Idee zu eigen zu machen, dem Vorwurf, daß er nur an galoppierendem Idealismus leide.

Mir scheint, an der Hand des Versammlungsberichtes, daß es das monarchische Prinzip ist, welches den Alldeutschen Verband hindert, dem Gedanken des Einheitsstaats und der planmäßigen Bekämpfung des Partikularismus Beachtung zu schenken, da dem Einheitsstaat viel Revolutionäres anhaftet. Es widerstrebt den Alldeutschen offenbar, vor leeren Thronen zu stehen. Ihnen sind offenbar die deutschen Fürstenthrone ein größeres „Hochziel" als die deutsche innere Einheit und die hieraus zu erhoffende Stärkung unseres Volksbewußtseins. Es war auf der Tagung allerdings nur die Rede von der Rückführung der „Monarchie", und man sprach nur vom Kaisertum, und zwar von einem konstitutionell stark beschränkten, aber zwischen den Zeilen stand da doch wohl zu lesen von „Monarchien", d. h. den deutschen Dynastien.

Es soll ja jedem unbenommen sein, in der Rückkehr z. B. der Wittelsbacher auf den bayrischen Thron und der Herstellung der in der Reichsverfassung von 1919 dem Staate Bayern abgerungenen Reservate ein deutsches „Hochziel" zu sehen. Aber wenn der Alldeutsche Verband auf diesem Standpunkt steht — aus monarchischen Grundsätzen —, so steht er eben abseits von dem Gedanken der deutschen Einheitsentwicklung und also fern von einem erstklassigen deutschen Ideal. Dies besteht gewiß nicht in der Vielheit der deutschen Fürsten und Staaten. Aber der Alldeutsche Verband steht mit seiner Schwärmerei für die Herstellung des Kaisertums, nämlich des Hohenzollerntums, überdies auch gewissen Realitäten unserer Zeit fremd gegenüber. Das soll hier einmal ausgesprochen werden.

Mag man über die Republik oder das Kaisertum — was mit deutscher Gesinnung an und für sich nichts zu tun hat — denken wie man will, — zweierlei steht fest:

Die Verbindung Preußens und der Kaiserkrone, wie sie bisher bestand, ist erledigt, und vom süddeutschen Standpunkt aus ist das gut so.

Ferner aber: ein Hohenzollernkaisertum ist in Süddeutschland künftig kaum mehr möglich.

Diese beiden Sätze damit abzutun, daß man sagt: der Bien muß! wäre eine politische Oberflächlichkeit, wie sie schlimmer nicht gedacht werden könnte.

Beide Ziele, die Verbindung der Kaiserkrone mit Preußen, sowie die Einsetzung der Hohenzollern sind auf gesetzlichem Wege nicht zu erreichen. Nur eine Gegenrevolution, der eine „Restauration" folgen würde, könnte das — in einzelnen Teilen Deutschlands — vielleicht zuwege bringen. Dem gesetzlichen Wege stehen die heutigen Stimmenverhältnisse entgegen. Aber nicht nur diese, sondern auch der liberale Geist großer Teile Deutschlands.

Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß z. B. auch in Baden und Württemberg kleine konservative monarchistische Parteigruppen bestehen und daß das bayrische Zentrum aus partikularistischen Gründen unter Umständen für eine Rückkehr der Monarchie zu haben sein könnte. Gerade in diesem Fall würde es sich nur um die Wittelsbacher, ganz gewiß nicht um die Hohenzollern handeln; und die konservativen süddeutschen Gruppen werden von den liberalen und sozialdemokratischen Massen der Bevölkerung erdrückt.

Soviel kann man heute schon sagen. —

Die überhastete Aufrollung der Frage des Kaisertums ist ein Unsegen für das Reich. Es ist eine Schwärmerei, die mit den gegebenen Verhältnissen nicht rechnet. Wer dafür begeistern will, muß von der allgemeinen Idee der Monarchie zuerst auf den Boden der Wirklichkeit heruntersteigen und zeigen, woher das neue Kaisertum kommen soll, wie es gestaltet sein soll, wie es im Bau des ganzen Reiches eingegliedert werden soll; er muß freimütig bekennen, ob die Monarchie eine Rückkehr zur Verfassung von 1871 oder 1918 sein soll, oder ob sie sich in die von 1919 einfügen soll, nachdem das Jahr 1919 das Reich im Hinblick auf die partikularen Verhältnisse auf neue Grundlagen im Sinne des Unitarismus gestellt hat.

So einfach liegen die Dinge denn doch nicht, daß man mit dem Zauberwort „Monarchie", „Kaisertum" und dgl. über alles wegspringen könnte, was als Ausdruck des Mehrheitswillens in Weimar beschlossen und geschaffen worden ist. Mag man dies verwerfen, — in Rechnung stellen muß man es dennoch.

Und dies ist in den Kundgebungen des Alldeutschen Verbands völlig zu vermissen.

Das deutsche Bewußtsein ist nicht in der Idee der Monarchie erschöpft. Neben dieser steht die Idee der völkischen Einheit, wie der Alldeutsche Verband sie auch heute noch vertritt. Aber er irrt, wenn er meint, diese deutsche Idee der völkischen Einheit betreffe nur die Angliederung von Volksteilen außerhalb unserer Grenzen. Die völkische Einheitsidee hat auch Aufgaben im Innern. Diese werden durch das Hineinwerfen der Streitfrage ob Monarchie oder Republik bedeutend erschwert. Denn die Frage, ob Monarchie oder nicht, hat mit der Einheitsidee im Grunde nichts zu tun. Ja, falls die monarchische Idee auf die Restauration der Dynastien in den Einzelstaaten hinausläuft, widerstreitet sie sogar geradezu der Einheitsidee und ihrer Umsetzung in die Wirklichkeit!

Es kommt also nur darauf an, sich zu entscheiden, welche Frage für das deutsche Volk die wichtigere ist. Es scheint, daß der alldeutsche Verband die Monarchie für das wichtigere „Hochziel" hält. Er wird sich in dem Wiederhall, den diese Propaganda finden wird, vermutlich täuschen. Das wesentliche im Reich sind heute nicht mehr die Regierungen, sondern die Bevölkerungen. Man sah, wie hilflos die Einzelregierungen angesichts des drohenden Einmarsches der Franzosen waren; die Stimmung der Bevölkerungen war das Ausschlaggebende und man gebe sich doch im Norden ja keiner Täuschung hin, daß, auch den besten Willen der süddeutschen Regierungen und tiefste politische Einsicht derselben in die Notwendigkeiten des Bestehens des Reichskörpers vorausgesetzt, mit Schlagworten wie „Hohenzollernkaiser", „Preußens politische Sendung" und dgl. in Süddeutschland gar nichts mehr auszurichten ist.

Im Gegenteil! Diese Zauberworte sind Abschreckworte geworden, und wenn sie gar in Tatversuche umgesetzt werden sollten, so könnten blinde Patrioten und preußische Schwärmer es erleben, daß durch eben dieselbe Idee, von der sie sich Wunder in Beziehung auf unsere nationale Zukunft erträumen, und von der sie inbrünstig glauben, daß allein ihre Verwirklichung Deutschlands Heil in sich trage, eine Spaltung unseres Volkes erfolgen möchte, wie sie schlimmer nicht auszudenken wäre.

Es ist hier nicht beabsichtigt, zu untersuchen, wo die Gründe zu diesen Realitäten liegen. Aber es soll darauf hingewiesen werden, daß der Alldeutsche Verband sich stark auf dem Holzweg befindet, wenn er meint, mit seiner einseitigen Betonung der Notwendigkeit einer Herstellung des Kaisertums viele Anhänger gewinnen zu können. Dies Ziel ist eine cura posterior. Und es ist daher sehr zu bedauern, daß der Alldeutsche Verband die weit näher liegende Aufgabe zu übersehen oder gar abzulehnen scheint, den so schwer getroffenen Reichskörper zuerst einmal von innen heraus zu heilen, durch die Weiterführung des 1871 Angebahnten, durch Werbung für den Einheitsgedanken im Innern.

Dieser ist durch das Kaisertum weder genügend getragen noch gefördert worden, da die partikularen Interessen diejenigen eines einheitlichen Kaisertums und Deutschtums beständig durchkreuzten. Auch die Verbindung des Kaisertums mit dem preußischen Königtum hat fortgesetzt eifersüchtige Widerstände lebendig erhalten, sich deshalb als nicht glücklich im Hinblick auf den deutschen Gedanken in den Einzelstaaten (außerhalb Preußens) erwiesen, ja, im Lauf der Zeit, als der Idealismus von 1870 nüchterneren Empfindungen Platz machte, schädigend gewirkt.

Nur wer in Wolkenkuckucksheim lebt, kann das verkennen. Man braucht ja nur an das wichtigste Beispiel in dieser Richtung, welches aber zugleich das sprechendste ist, zu erinnern, — an Bayern. Das alldeutsche Prinzip ist doch

gewiß nicht Vergewaltigung, sondern Festhalten und Heranziehen. Folglich muß aber auch innerhalb der Reichsgrenzen jeder Gedanke, durch Zwang „einzudeutschen", verpönt sein. Infolgedessen darf man aber auch nicht einer Idee Macht verschaffen wollen, die alle lockenden Inhalte verloren hat. Dies trifft, z. B. in Bayern, das Hohenzollerntum. Was schuld daran ist, steht hier nicht zur Untersuchung. Aber die Tatsache ist da und will berücksichtigt werden. Ganz nüchtern.

Gerade weil der Süden Deutschlands so nüchtern denkt und nicht zu Schwärmereien und Verstiegenheiten neigt, und weil er eifersüchtig ist, müßte dem allen Rechnung getragen werden. Die Deutschen lassen sich nicht über einen Kamm scheren.

Nichts hat weniger Aussicht auf Erfolg in Süddeutschland, als das, was ich als galoppierenden Idealismus bezeichnet habe, und was in unsere ernste Zeit des Aufbaus und der bitteren Notwendigkeiten nicht hineinpaßt.

Es ist durchaus nicht unmöglich, daß Deutschland als Phönix aus der Asche steigt. Aber zur Wiedergeburt gehört vor allem innere Einheit. Um diese zu erreichen, sind Kompromisse nötig. Der richtige Politiker versteht auch zu subtrahieren und zu dividieren. Wer immer nur addiert oder gar multipliziert, ist im Raume, wo sich hart die Sachen stoßen, kein Politiker.

Trostgesang

Deutschland, heiliges Vaterland,
arm und bloß
wie ein Kind aus der Mutter Schoß
läßt dich Gott aus seiner wägenden Hand.
Nackt, wie er die ersten Menschen schuf,
treibt er dich aus dem Garten des Übermuts,
aber ins Fordern deines Bluts
wurzelt er tief seinen Werderuf.
Noch einmal gibt er dir Zukunft und Anbeginn
und öffnet dir seinen weisenden Pfad —
nun steige über Geröll und Grat
in die wartende Frühlingsebene hin.
Aufgerissen, unbestellt
klaffen die Furchen; nun säe, säe —
nach Blut und Wehe —
Liebe in das bereite Feld!
Sieh, ein zögernder Taubenflug
senkt sich und kreist
um der Schlachten gestürzten Pflug —:
so über Irrsal und Nächten gleißt
unverlierbar der ewige Geist!

Ernst Ludwig Schellenberg

Die Solidarität von Besitz und Proletariat in Steuersachen

Von Regierungsrat M. Conrad

Die Steuergesetze, die von der Regierung vorgelegt sind, und die uns aus der größten finanziellen Notlage retten sollen, in der Deutschland sich je befunden hat, bringen keine neuen Gedanken. Sie folgen vielmehr dem Grundgedanken des Steuerrepertoirs der letzten Jahrzehnte: Möglichste Besteuerung von Besitz und Einkommen, nur hilfsweise Heranziehung indirekter Steuern. Der Hauptunterschied gegen früher liegt allein in der ungeheuerlichen Steigerung der für die Abgaben von Besitz und Einkommen angewandten Sätze. Und doch ist es eine auf der Hand liegende Wahrheit, daß jedes Steuerprinzip seiner Natur nach nur eine beschränkte Anwendungsmöglichkeit hat. Je schärfer es angespannt wird, desto näher rückt die Gefahr des Überspannens; ein solches aber bedeutet notwendig eine Katastrophe und zieht unberechenbare Folgen nicht nur für die zunächst betroffenen Kreise, sondern für die gesamte Volkswirtschaft nach sich, es macht in der Regel außerdem für die Zukunft diese Steuerwege ungangbar. Es gibt weite Kreise, die in den Steuergesetzen ein Überspannen des herkömmlichen Steuerprinzips erblicken. Hierauf soll in folgendem nicht eingegangen werden. Aber auch ohne das rechtfertigt sich die Erwägung, daß man sich in so außerordentlichen Verhältnissen, wie den unserigen, mit aller Findigkeit und Energie nach neuen Wegen zur Beschaffung der Staatsmittel umsehen muß. Die notwendige Voraussetzung aber dafür, daß sich die Ohren überhaupt für neue Steuergedanken öffnen, daß überhaupt eine Kritik dem herrschenden Steuerprinzip gegenüber Platz greifen kann, ist, zunächst mit einem eingewurzelten Vorurteil aufzuräumen, das stets die festeste Stütze dieses Prinzips gewesen ist.

Es ist hergebrachte (sozialdemokratische) Doktrin, der sich das alte Regime, wie auch in so manchem anderen, gebeugt hat, daß die Steuern im wesentlichen die „besitzenden Stände" zu tragen haben, „damit die Minderbemittelten unter ihnen nicht leiden". Diese Doktrin ist falsch. Es ist ein Trugschluß zu glauben, der Arme leide nicht unter dem Druck der Steuern, wenn der Reiche bezahlt. Die Erkenntnis von der Unrichtigkeit dieser Auffassung muß Allgemeingut werden. Eher können wir nicht zu einem vorurteilsfreien, und für das Volkswohl erträglichen Arbeiten der Steuermaschine kommen.

Die sozialdemokratische Anschauung geht von der naiven Auffassung aus, als bestände das Wirtschaftsleben lediglich aus der Summe der einzelnen Wirtschaftsexistenzen, die selbständig und voneinander unabhängig nebeneinanderstehen, so wie sie sich äußerlich präsentieren. Sie übersieht völlig die unzähligen offenbaren und verdeckten Zusammenhänge, die jede einzelne Wirtschaftsexistenz mit allen anderen derart tausendfältig und unentwirrbar verknüpft und in Abhängigkeit bringt, daß die Ausscheidung der einzelnen aus dem Ganzen eine Unmöglichkeit bedeutet und daß jede allgemeine Wirtschaftsmaßnahme — auch Steuern — wenn sie ehrlich behandelt wird, niemals auf die einzelnen, sondern immer nur auf das Ganze, auf das Wirtschaftsleben abgestellt werden muß.

Das Wirtschaftsleben eines Volkes ist ein in allen Teilen zusammenhängendes Ganzes, am besten vergleichbar einer Flüssigkeit in einem System kommunizierender Röhren. Der Druck, der von oben auf einzelne dieser Röhren

gelegt wird, wirkt notwendig als Druck von unten in allen übrigen Röhren. Die Flüssigkeit steigt gleichmäßig in allen übrigen Röhren bis zu dem Punkt, wo sie, sei es durch mechanische Hindernisse, sei es durch Schwerkraft und Atmosphärendruck ihren Gegendruck findet, und zwischen Druck und Gegendruck ist jedes Teilchen mit gleichem Druck belastet, der Druck hat sich auf alle Teile gleichmäßig verteilt. Das gilt auch vom Steuerdruck. Nehmen wir zunächst das dem Arbeiter geläufigere Beispiel, daß er durch große indirekte Steuern bedrückt wird, daß also die Abgaben, die auf seine notwendigsten Lebens- und Bedarfsartikel gelegt werden, seine Lebenshaltung verteuern. Was wird die Folge sein: er wird durch Streiks höhere Löhne durchsetzen und so seine Lasten zunächst auf den Arbeitgeber abwälzen, der seinerseits wieder durch höhere Preise eine Abbürdung auf die Gesamtheit der Volksgenossen vornimmt. Ganz gelingt die Abbürdung des Druckes nie. Als Gegendruck wirken letzten Endes Faktoren, wie die ausländische Konkurrenz und die Gesamtbilanz der Volkswirtschaft, die nur eine gewisse Höhe der Preise verträgt, welche durch Verminderung der Nachfrage und daraus sich ergebende Betriebseinschränkungen bis auf den Arbeiter wieder zurückreagieren. Trotz anfänglicher Versuche der einzelnen Beteiligten, alles abzubürden, oder gar noch einen Profit herauszuschlagen, ergibt sich doch zuletzt eine unbedingt gleiche Verteilung der Last auf alle Volksgenossen, entsprechend ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit.

Ganz ebenso aber verhält es sich bei der Besteuerung der sogenannten Besitzenden.

Der Unternehmer, dessen Einkommen oder Betriebsvermögen von Steuern belastet wird, sucht sein Einkommen oder Vermögen wieder entsprechend zu heben. Ja, er ist dazu gezwungen, wenn er, was wieder im Interesse der Allgemeinwirtschaft liegt, seinen Betrieb auf der Höhe oder — bei besonders hohen Abgaben — überhaupt nur leistungsfähig erhalten will. Er kann dies einmal durch Verteuerung der Preise. Und dieser Verteilungsprozeß wirkt so vollständig, daß er sich in seiner Auswirkung auf jede einzelne Mark verteilt, er tritt in Erscheinung im Sinken der Kaufkraft des Geldes, in der inneren Valuta (für die natürlich auch noch andere Umstände maßgebend sind) und trifft dadurch indirekt jeden, auch den Arbeiter. Soweit aber die Preiserhöhung durch Verminderung der Abnahme die Betriebe gefährdet, ist dieser Weg des Ausgleichs für den Produzenten nicht gangbar. Er sucht dann unmittelbar seine Abbürdung nach unten durch Verbilligung des Betriebes, d. h. Herabsetzung der Löhne. Einschränkung des Betriebes oder gar Zusammenbruch des Unternehmens, falls die Abbürdung nicht gelingt, und daraus folgende Brotlosigkeit des Arbeiters sind das Druckmittel, welches den Arbeiter zwingt, auch seinen Anteil an den Lasten der Besitzenden zu übernehmen. Und dabei ist es nicht etwa der „böswillige" Unternehmer, der dieses Druckmittel willkürlich anwendet, auch er ist der Gezwungene, der der stillwirkenden Macht weicht, welche in jedem gesunden Volksganzen auf einen Ausgleich sämtlicher Lasten hinwirkt. Auch von den Lasten auf Einkommen und Besitz trägt also in einem gesunden Volkswesen der Nichtbesitzende den Anteil, der verhältnismäßig seiner wirtschaftlichen Kraft entspricht. Das bedeutet: Die Folge hoher Lasten auf den Besitz ist notwendig auch eine Verschlechterung der Lebenshaltung der unteren Stände.

Dagegen hilft auch keine Sozialisierung. Denn auch der Staat, der, soweit er sozialisiert, nur die künstliche Zusammenfassung aller Besitzenden in einer Person ist, muß lebensfähig bleiben, d. h. seine Bedürfnisse und Verpflichtungen auf alle Volksgenossen verteilen. In dem vollkommen sozialisierten

Staat müssen zuletzt alle Steuern und sonstigen Abgaben durch Einnahmen aus den Monopolen ersetzt werden, also durch die für den Arbeiter unmittelbar drückendsten indirekten Lasten. Und je mehr der Staat verschuldet ist und je weniger er die Leistungsfähigkeit der Privatwirtschaft erreicht, desto stärker wird der unmittelbare Druck auf die breiten Schichten des Volkes, das Proletariat, das der Staatsgewalt gegenüber nicht mehr, wie jetzt in der Privatwirtschaft, die Möglichkeit der Abbürdung hat. Denn der Staatsbedarf läßt sich nicht abbürden! Darum muß der Staat jede Selbsthilfe gegen seine Ansprüche nötigenfalls mit Gewalt verhindern; denn sie würde, wenn sie erfolgreich wäre, unmittelbar an seine Lebensfähigkeit greifen. Darum ist Terror — nicht gegen „die Besitzenden", die es, von einer Übergangszeit abgesehen, dann nicht mehr gibt — sondern der Terror gegen das Volk die notwendige Begleiterscheinung des sozialisierten Staates, der Terror, dem einzig die kleine Gruppe derjenigen nicht unterliegt, die den Terror ausüben, die Regierenden oder die Diktatoren über das Proletariat (denn nur das bedeutet „Diktatur des Proletariats"). Nun soll aber die sozialisierte Wirtschaft rentabler sein, als die Privatwirtschaft. Sie erspare den Kapitalzins, der jetzt bei dem Unternehmer außer Gehältern und Löhnen herausgewirtschaftet werden muß. (Angeblich ist das so, aber nehmen wir es zunächst einmal an). Es bleibt sich gleich, ob wir diese durchschnittliche Kapitalrente gleich dem durchschnittsüblichen Zinsfuß (zirka fünf Prozent zurzeit) oder auf zwanzig Prozent unter Einrechnung der „hohen Unternehmergewinne" annehmen. Ein höherer Durchschnitt wird wohl nicht behauptet werden: Es ist klar, daß schon dann der Arbeiter schlechter stehen muß als heute, wenn der sozialisierte Staat um diesen Prozentsatz unrentabler arbeitet, als die Privatwirtschaft. Nun haben aber alle — gar nicht so seltenen — geschichtlichen Beispiele sozialisierter Wirtschaft von dem Versuch des Pharao Cheops in Ägypten (2500 vor Christi) an bis zu den Bolschewiki eine außerordentliche Unterlegenheit in bezug auf ihre Leistungsfähigkeit der Privatwirtschaft gegenüber erwiesen. Tatsächlich haben alle zum Ruin geführt. Also auch unter diesem Gesichtspunkte läuft der Proletarier in Hinsicht auf seine künftige Belastung ein böses Risiko. In Wahrheit aber ist der Glaube, daß bei der Sozialisierung die Kapitalrente gespart werde, ein Irrwahn. Es steht fest, daß nur ein Teil der ausgezahlten Kapitalrente vom Rentner verbraucht wird; der weitaus größere wird wieder in Unternehmungen angelegt, dient also der Aufrechterhaltung und Fortentwicklung der Produktion und ist solange notwendig, als die Bedürfnisse der Menschheit, besonders auch des Proletariats noch nicht ausreichend befriedigt werden. Er kann also auch vom Staate als Produzent nicht ohne Rückwirkung auf die Lebenshaltung des Proletariats gespart werden. Und der Teil der Rente, der verbraucht wird, wird auch später — mindestens zum größten Teil — von seinen Eignern verbraucht werden, wenn er ihnen auch in anderen Formen als der der Rente (Gehalt) zugeführt wird. Leben müssen die Rentner auch später. Das Fundament der sozialistischen Lehre enthält einen ungeheuren Rechenfehler. Und auf diesem wird ein Experiment aufgebaut, das das Risiko der Vernichtung unserer ganzen Volkswirtschaft mit sich bringt. Aber selbst wenn es gelingt, wird der Proletarier im Hinblick auf den unausweichlichen Druck der Staatslasten nicht im mindesten besser stehen, als heute. Nur heißen die Steuern Staatseinnahmen aus Monopolen. Es ist Hundert gegen Null zu wetten, daß er wesentlich schlechter steht.

Aus dem vorstehenden soll natürlich nicht der Schluß gezogen werden, es sei gleich, wie die Steuern verteilt sind, da ja doch letzten Endes ein Aus-

gleich unter den Volksgenossen zustande kommt. In Wahrheit ist das Wirtschaftsleben nicht nur der fließenden anorganischen Materie vergleichbar, wie in dem Bilde der kommunizierenden Röhren. Es ist mehr, es ist ein organisches Gebilde. Der Organismus aber ist im Gegensatz zur toten Materie Sammlung und Gruppierung der dieser innewohnenden latenten Kräfte auf bestimmte voneinander unterschiedene Leistungsfähigkeiten hin. Den für die Materie geltenden Gesetzen ist auch der lebendige Organismus unterworfen, auch der geistige Organismus, auch das Gesetz des Lastenausgleichs. Nur ist dieser Prozeß reguliert, in geordnete Bahnen geleitet. Hier sind Hemmungen eingeschaltet, um besonders zarte Organe zu schonen, dort sind Schleusen geöffnet, um einen besonders raschen Ausgleich zu ermöglichen und dort sind Organe gebildet, die dem ersten Druck am kräftigsten begegnen und ihn zunächst aufhalten. Die Art des Ausgleichs mag in den verschiedenen Organismen, je nach ihrer höheren Zweckbestimmung, verschieden organisiert sein. Keiner kann sich ihm entziehen. Wohl ist es richtig, daß die Schultern eine Last noch tragen können, die, an die Füße gekettet, nicht fortbewegt werden könnte. Aber man darf nicht hoffen, daß die Füße unter der Last der Schultern ohne Druck bleiben werden. Dort, wo der der Natur eines Organismus entsprechende allgemeine Ausgleich an einer Stelle gehemmt wird, ist der Organismus krank. Das gilt auch vom Wirtschaftsleben. Gesund ist nur das Wirtschaftsleben, in welchem ein möglichst hemmungsloser Ausgleich aller Lasten und Vorteile zwischen den Einzelgruppen und der Allgemeinheit der Volksgenossen, entsprechend ihrer wirtschaftlichen Kraft und Aufgabe gewährleistet ist, denn nur so hat sowohl die Wirtschaft als ganzes, wie die einzelne Wirtschaftsgruppe die größtmöglichste Leistungsfähigkeit, und ist das innere Gleichgewicht gewahrt. Es ist zweifellos, daß immer versucht ist und auch wohl immer versucht werden wird, diesen Ausgleichsprozeß zugunsten einzelner Gruppen zu stören und (stets zum Schaden des Ganzen) Scheidewände aufzurichten, die die Vorteile für diese Gruppen und die Lasten für andere Gruppen in gewissem Umfange festhalten. Jahrhundertelang war in vielen Ländern der arbeitende Mann des Volkes zu schwer belastet. Durch Bindung an die Scholle mittels der Hörigkeit und ähnlicher Mittel wurde es erreicht. Heute erleben wir in Rußland und auch schon bei uns den Versuch, die Lasten allein auf dem Besitz festzuhalten und den gesunden Ausgleich durch Zwangsmaßnahmen des Krieges und der Revolution zu verhindern. — In beiden Fällen ist der Wirtschaftsorganismus krank, nur ist die Krankheit zum Unglück der breiten Volksschichten von ungleich verschiedener Schwere. Dem Besitz fällt nun einmal in unserem Wirtschaftsleben die wirtschaftliche Initiative und damit die Leitung und Belebung des Ganzen zu. Ihm fällt also, um im Bilde des lebenden Organismus zu bleiben, die Rolle der Zentralorgane, des Hirns, des Herzens zu. Es kann zwar ein Organismus selbst mit verkrüppelten Füßen und Händen, bedeckt mit Geschwüren und Wunden ein hohes Alter erreichen. Die eingedrückte Hirnschale, der eingedrückte Brustkasten aber führt sofort zum Tode und zwar auch für Hände und Füße. Auch hier wird nicht die Sozialisierung schützen, die — wieder in unserem Bilde — den Versuch bedeuten würde, die natürlich gewachsenen Zentralorgane durch ein künstliches, den neuen Staat, zu ersetzen. Bisher ist der Ersatz lebensnotwendiger Organe durch künstliche dem Menschen noch niemals gelungen. Die Versuche, das Wirtschaftsleben künstlich von Grund auf neu zu bauen, stehen nicht höher, als das Streben nach dem Homunkulus: beide gehen auf denselben Gedankenfehler zurück, auf die Nichtachtung des Lebens und der in ihm überall wirkenden

lebendigen Kräfte. Wir vermögen dem Leben seine Gesetze abzulauschen und durch Anpassung an diese (nur so!) auf das Leben Einfluß zu gewinnen. Nach unseren Ideen Leben neu schaffen, können wir nicht. Wissenschaftlich nennt man diese Nichtachtung des Lebens materialistische Weltanschauung.

Die oben gebrauchten Bilder sind uralte Wahrheiten, sie sind schon einmal ähnlich im alten Rom den streikenden Plebejern verkündet worden, als Menenius Agrippa den Plebejern, die auf den heiligen Berg hinausgezogen waren, um eine neue Stadt für sich zu gründen, die Fabel von dem Magen und den Gliedern erzählte. Und die Plebejer ließen sich überzeugen und kehrten in die Stadt zurück, zum Heil der ganzen folgenden römischen Geschichte und damit auch zum Heile der heutigen Welt. Ein merkwürdiger Vorgang. Welchen Eindruck muß im damaligen römischen Volke dieses Bild gemacht haben, daß es der Geschichte überliefert wurde! (Wann werden heute die Gründe für eine Streikeinigung auch nur der Öffentlichkeit bekannt?) Dieser Vorgang und seine Aufnahme in die geschichtliche Überlieferung lassen uns einen tiefen Blick in das Geheimnis des Schicksals des römischen Volkes tun: sie beleuchten blendend den instinktmäßigen urgesunden Staatssinn dieses Volkes, auf dem seine ganze Entwicklung ruht. Ist das deutsche Volk der Umkehr auf einem eingeschlagenen Wege fähig, weil in ihm die Erkenntnis allgemein erwacht, daß dieser Weg ein Irrweg ist?

Wir fassen die Ergebnisse des Vorstehenden kurz zusammen:

1. Im Wirtschaftsleben des Volkes findet ein Ausgleich der wirtschaftlichen Lasten (und Vorteile) unter allen Volksgenossen statt, in der Weise, daß die Lasten einzelner Gruppen auf die übrigen bis zu dem Grade abgebürdet werden, daß jeder, entsprechend seiner wirtschaftlichen Kraft, daran zu tragen hat. Dieser Ausgleich ist ein gesetzmäßiger.

2. Wird der Ausgleich durch künstliche Mittel gehemmt, so krankt das Wirtschaftsleben, eine Krankheit, deren Schwere verschieden sein kann, die aber unter Umständen zum Tode, zum allgemeinen wirtschaftlichen Zusammenbruch führt.

3. Für die Steuerlasten ergibt sich hieraus, daß jede Steuergesetzgebung, welche ehrlich das Wohl der Gesamtheit im Auge hat, dem wirtschaftlichen Ausgleich nach Möglichkeit vorarbeiten muß, um die Erschütterungen, die er vielfach mit sich bringt, dem Volke zu ersparen. Die Steuergesetzgebung darf im Interesse der Gesamtheit nur ein Ziel haben. Die Steuern möglichst gleichmäßig auf alle Volksgenossen zu verteilen, entsprechend der wirtschaftlichen Kraft des einzelnen. Die unverhältnismäßige Belastung einzelner Stände muß — besonders in wirtschaftlich schweren Zeiten — vermieden werden, da die Abbürdung Zeit in Anspruch nimmt und gerade in schweren Zeiten besonders leicht Krisen verursacht, die verheerend wirken können. Maßnahmen, die bezwecken den natürlichen wirtschaftlichen Ausgleich zu verhindern, sind immer ein Verbrechen an der Gesamtheit des Volkes.

4. Für die Parteien folgt, daß die Gesamtheit des Volkes, die Besitzenden wie das Proletariat, ein unbedingt solidarisches Interesse an der gerechten Steuerverteilung nach der wirtschaftlichen Kraft aller Stände hat. Die Erkenntnis muß allgemein werden, daß die Bestimmung der Steuern nach Klasseninteressen oder Parteidoktrinen die Allgemeinheit schädigt und auf die Klasse selbst zurückfällt, die sie durchsetzt. Die hämische Schadenfreude des verächtlichen Demagogen über die starke Besteuerung des Besitzes ist Dummheit; denn er lacht nur über sein eigenes Schicksal. Das Vorurteil, daß der Besitz die Steuern zu tragen habe, muß ebenso fallen, wie das Vorurteil gegen die indirekten Steuern.

5. Wenn es jetzt nach gewissenhafter Prüfung notwendig ist, Besitz und Einkommen besonders schwere Lasten aufzulegen, so muß mit größter Sorge die für die Wirtschaft des ganzen Volkes vernichtende Wirkung im Auge behalten werden, die eine Überlastung des Besitzes nach sich zieht. Wie bisher die Sozialpolitik Schutzmaßnahmen für das Proletariat, so muß künftig Gesetzgebung und Verwaltung Schutzmaßnahmen für den Besitz ergreifen, die ihm helfen, die Gefahr des Zusammenbruchs zu überstehen, die ihm eine schnelle Erholung und Neubildung ermöglichen. Das ist solidarisches Interesse von Besitz und Proletariat.

Hamburgs Werben um Altona

Von Bertha Witt

Die Rivalität der beiden großen norddeutschen Schwesterstädte Hamburg und Altona konnte den Außenstehenden solange nicht berühren, bis sie mit der Aufrollung der Eingemeindungsfrage zu einer allpreußischen, oder vielmehr alldeutschen Angelegenheit wurde. Bekanntlich hat die Revolution und der Umsturz der alten Verfassung derartige Fragen überall im Deutschen Reich aufgerührt, denken wir nur an Groß-Berlin oder den Zusammenschluß der Thüringischen Staaten. Wenn bei Groß-Berlin die Zusammenfassung der Berliner Vororte mit Berlin-Stadt, da jene den Ausdehnungsdrang des eigentlichen Berlin hinderten, als eine am leichtesten lösbare Frage erschien, so liegt das zweifellos daran, daß es sich hier um rein preußische Gebiete handelte und die Auflösung der Berliner Vorgemeinden in rein Berliner Gebiet äußerlich längst als vollzogen betrachtet werden konnte. Zum mindesten erblicken wir in einer großen Stadtgemeinde noch immer keinen Staat; aber anstatt daß die Revolution uns den Segen gebracht hätte, die Kleinstaatenwirtschaft endlich einmal zu beseitigen, wird dieselbe durch die neue Verfassung scheinbar vielmehr begünstigt. Zum Glück hat der Gedanke einer Auflösung Deutschlands in Zweimillionenstaaten keine unmittelbaren Gefahren gezeitigt, da er von vornherein beim Volke eigentlich kaum Beachtung fand. Immerhin aber birgt die zweijährige Frist bis zum Inkrafttreten gewisser Bedingungen bei Gebietsabänderungen Möglichkeiten in sich, über deren Bedeutung — in guter oder schädigender Beziehung — nicht die Klarheit zu herrschen scheint, die doch unbedingt wünschenswert wäre.

Wir rechnen hierher die Frage der Eingemeindung der preußischen Stadt Altona in Hamburg. Dieselbe bleibt einstweilen akut, obgleich sie seit geraumer Zeit wieder auf einem toten Punkt angelangt zu sein scheint. Aber erst mit der durch die neue Verfassung bedingten, allerdings erst in zwei Jahren möglichen Abstimmung im ganzen beteiligten preußischen Regierungsbezirk, also hier der gesamten Provinz, würde sie endlich ganz beseitigt werden, da bei dem Festhalten der Schleswig-Holsteiner an dem alten Wahlspruch „Up ewig ungedeelt" der Gedanke, den Hamburger Wünschen im Süden uraltes Heimatland preiszugeben, auf um so ungünstigeren Boden fallen müßte, als die Provinz im Norden schon mehr Landbesitz einbüßen dürfte, als man in sorglosem Opti-

mismus heute anzunehmen geneigt ist. Das Verständnis für die Hamburger Wünsche und Bedürfnisse ist in der Provinz um so geringer, als die durch den Krieg bedingte eigenartige wirtschaftliche Lage Hamburgs denselben nicht mehr wie ehemals genügend Nachdruck verleiht und außerdem der Drang der Hansestadt, sich über preußisches Gebiet auszudehnen, seit langem eher als egoistisch empfunden wurde, denn als national. Denn was den ersten Punkt anbetrifft, so wird sich niemand davor entschließen, daß unter den deutschen Großstädten keine durch den Krieg und vielmehr noch durch den Friedensschluß in eine ähnlich ungünstige Lage geraten ist, wie Hamburg. Die jahrelange Unterbindung des deutschen Überseehandels und die fast vollständige Auslieferung unserer Handelsflotte haben für Hamburg eine Lage geschaffen, die um so mehr einem vollständigen Ruin gleichkommt, als ein Wiederaufbau des hamburgischen Handels in einem für die Stadt wünschenswerten Maße deutscherseits schon infolge der namentlich amerikanischen Konkurrenz auf Jahrzehnte hinaus nicht als möglich erscheint. Dazu brauchen noch nicht einmal die ungünstigen Rohstoff- und Arbeitsverhältnisse, nicht die Inanspruchnahme der Werften durch Alliiertenaufträge, nicht die Selbstvernichtung in Form enormer Arbeitslöhne gegenüber einer negativen Leistungsfähigkeit der Arbeiterschaft in Betracht gezogen zu werden; denn die vielfachen amerikanischen Niederlassungen in Hamburg klären schon jetzt darüber auf, daß die Initiative im deutschen Einfuhrhandel uns nicht mehr gehört. Dennoch begründet Hamburg seinen Ausdehnungsdrang damit, daß es die Oberhoheit auf der Elbe gewinnen müsse, um vor allen Dingen die geplanten Hafenneubauten durchführen zu können und daß ihm für seine Handels- und Schiffahrtszwecke der Altonaer Hafen unentbehrlich sei. Es ist wahr und ist auch auf preußischer Seite nie verkannt worden, daß das dem hamburgischen vorgelagerte preußische Hafengebiet für Hamburg eine gewisse Behinderung in seinem Hafen- und Schiffahrtsgebiet darstellte. Ob aber der künftige Hafen der tschecho-slowakischen Republik und anderer von den Alliierten begünstigten Hinterländer in Ansehung seiner unbenutzt daliegenden, ausgedehnten Hafenanlagen und seiner riesigen Lagerhäuser, in die jetzt amerikanische Firmen ihren Einzug halten, nach wie vor noch ohne die Altonaer Elbgebiete nicht auskommen kann, mag hier unerörtert bleiben. Anderseits jedoch kann man sich dem Gedanken nicht ganz verschließen, daß Hamburgs im Gedränge der Revolution fieberhaft gewordener Drang, sich preußischen Gebietes zu bemächtigen, nicht durchaus selbstlosen Absichten entspringt, und sich nicht einzig und allein auf das Wohl des Vaterlandes und der Gesamtheit stützt, wenn man dem die Entrüstung gegenüberstellt, mit welcher Hamburg dem vor zwei Jahren von preußischer Seite ausgestreuten Vorschlag begegnete, für die Stadt Altona seinen Cuxhavener Besitz einzutauschen. Bei der Bedeutung, die Cuxhaven für den Hamburger Hafen besitzt, ist das allerdings in hamburgischem Interesse zu verstehen; daß diese Ablehnung aber dem Wohle des Vaterlandes tatsächliche Berücksichtigung zuteil werden ließ, wird jeder bestreiten, der weiß, was vor zwei Jahren noch der Besitz Cuxhavens für Preußen bedeutete. Man wird auch demgegenüber nicht fehlgehen, wenn man den Grund für den hamburgischen Ausdehnungsdrang anderswo sucht.

Die hamburg-altonaische Rivalität ist bekanntlich so alt, wie die Stadt Altona selbst. Bis um das Jahr 1500 hatte das altehrwürdige Hamburg vor seinen Mauern keinen Nachbarn gehabt; dann siedelte sich, angeblich infolge der Verheerung der Elbinsel Finkenwärder durch eine Sturmflut, ganz nahe dem St. Paulitor eine kleine Gemeinde an, die zusehends wuchs, um so mehr, als das selbstherrliche und stolze Hamburg fahrenden und zureisenden Leuten die

Tore verschlossen hielt, die dann in der neuen Stadt Altona um so ungehinderte Aufnahme fanden. Daher wohl noch heute in den Wappen der beiden Städten das geschlossene bzw. offene Tor unter den drei Türmen. Schon die Sage, die die Entstehung Altonas auf die Selbstherrlichkeit der Hamburger Patrizier zurückführt, kennzeichnet frühzeitig den Zug der Rivalität. Die Hamburger Herren fühlten sich in ihrem Besitz so stark, daß sie mit Leichtigkeit eine neue Stadt erbauen könnten. Ein Knabe wurde mit verbundenen Augen zum Tor hinausgeschickt, und wo er hinstele, solle die neue Stadt stehen. Als das nun schon wenige Schritte unweit des Tores geschah, riefen die Herren aus: „Dat is ja all to nah (all zu nahe)!" Daher angeblich der Name, den die Stadt führt. Altona zählt übrigens zu den jüngsten deutschen Großstädten; es stand erst einige Jahre, als es bereits von der dänischen Regierung Stadtrechte erhielt. Was das stetige rasche Wachstum der Stadt veranlaßte, lag zunächst hauptsächlich darin, daß der Ort stets eine offene Stadt gewesen ist, und, wie gesagt, alles ohne Unterschied in sich aufnahm, was nur irgend eine Heimat suchte. Holländische, französische Emigranten, Schweizer, die bei andern deutschen Städten vielfach vergebens an die Tore pochten, fanden hier eine Wohnstätte und Verdienstmöglichkeit. Noch vor hundert Jahren fiel in den Adreßbüchern die außerordentliche Fülle englischer, französischer und anderer fremdländischer Familiennamen auf. Dieser Wahllosigkeit in der Aufnahme neuer Einwohner, die zumeist nur über wenig materiellen Besitz verfügten, verdankt die Stadt es auch offenbar, daß sie es zu Reichtümern nie gebracht hat. Geschichtliche Bedeutung erlangte Altona kaum; infolge seiner dänischen Zugehörigkeit blieb es von den verhängnisvollen napoleonischen Kriegen, unter denen Hamburg außerordentlich zu leiden hatte, verschont; dagegen hatte es unter dem Russengeneral Steenbock einmal eine fast vollständige Einäscherung erdulden müssen. Diesem Brande und überhaupt der späten Entstehung zufolge ist im heutigen alten Altona der Altrenaissancestil vorherrschend; ältere Baustile weist die Stadt nicht auf. Daß Altona den späteren wirklich bemerkenswerten Aufschwung zu Ende des vergangenen Jahrhunderts neben der Vereinigung der schleswig-holsteinischen Herzogtümer mit Preußen und der deutschen Entwicklung überhaupt, der Bedeutung Hamburgs verdankt, ist unverkennbar; nicht eine Erdrückung der kleinen preußischen Schwester war die Folge, sondern diese hat in hundertfacher Beziehung von der unmittelbaren Nachbarschaft der Welt- und Hansestadt profitiert. Dennoch hat die Stadt stets ihren selbständigen, preußischen Charakter bewahrt und ist nie zu einem hamburgischen Vorort im eigentlichen Sinne herabgesunken, als der sie in der deutschen öffentlichen Meinung vielfach gilt; und es wird den aufmerksamen Beobachter, der einmal von drüben herüberschlendert, nicht entgehen, daß ihn jener sogenannte preußische Zug umweht, der in preußischen Städten nur zu wohlbekannt ist. Bis vor wenigen Jahren besaß Altona mit seinen heute mehr als 180000 zählenden Einwohnern den Rang der größten und wichtigsten Stadt Schleswig-Holsteins, bis es von Kiel überflügelt wurde; doch ist bei der heutigen wirtschaftlichen, ganz durch den Verlust der Kriegsflotte bedingten Lage Kiels anzunehmen, daß Altona jenen Vorrang in absehbarer Zeit wieder erreichen wird. Daß die Stadt in vielfacher Beziehung eine ganz andere Anziehungskraft besitzt gegenüber dem einseitigen, heute fast toten Kiel, ist unverkennbar. Hier spielt allerdings einstweilen noch die Frage der Wohnungsnot eine entscheidende Rolle, an deren Lösung man hingegen in Altona bereits lange mit praktischem Geschick und Glück arbeitet.

Nun kann sich niemand davor verschließen, daß Hamburgs Lage, was die Ausdehnung anbetrifft, sich längst zu einer empfindlichen Notlage aus-

gewachsen hat. Hamburg als Stadt ist so in preußisches Gebiet eingekeilt, daß eine Flächenausdehnung, soweit hamburgisches Staatsgebiet in Frage kommt, schlechterdings nicht mehr möglich ist. Eine Vergrößerung Hamburgs, wenn es nicht gezwungen werden will, dieselbe in die Luft hinein vorzunehmen, um seinen Stadtanwohnern genügend Wohngelegenheit zu bieten, ist nur auf dem Wege der Eingemeindung möglich, denn unbebautes preußisches Gebiet in unmittelbarer Nähe Hamburgs gibt es überhaupt nicht mehr. Im hamburgischen Stadtgebiet selbst ist der Bauraum so beschränkt, daß eine Ausnutzung desselben kaum noch möglich ist, ohne die Stadt jener Vorzüge zu berauben, die sie in Anlagen und Plätzen für ihren Umfang nicht einmal genugsam besitzt, so daß selbst der so notwendige Opernhausbau zum Teil aus Mangel an dem erforderlichen Platz bisher immer noch unterblieben ist. Die Lage ist insofern dieselbe wie für Berlin-Stadt, wenn nicht die Fülle und Breite des Raumes im Zentrum Berlins jene der hamburgischen Enge gegenüber doch noch günstiger erscheinen ließe. Wäre also für Hamburg die Frage der Vergrößerung nicht durch Gebietserweiterung lösbar, so würde Hamburg vermutlich als erste deutsche Stadt gezwungen sein, zu dem amerikanischen Wolkenkratzersystem überzugehen, — vorausgesetzt, daß die Einwohnerzahl durch die ungünstige wirtschaftliche Lage mit der Zeit nicht eher einen Rückgang denn einen Zuwachs erfahren wird. Ob aber das nicht ernstlich in Betracht zu ziehen sein wird, um so mehr, als die Arbeiterschaft sich durch maßlose Forderungen ihrer Existenzmöglichkeit immer mehr beraubt, scheint man in Hamburg noch gar nicht bedacht zu haben. Denn wir haben die alten Verhältnisse nicht mehr, am wenigsten in Hamburg. Schon der Umstand, daß man in ganz West-, Mittel- und Süddeutschland in der Versorgung mit Auslandswaren heute viel besser dasteht, wie in dem vermeintlich an der Quelle befindlichen Hamburg, erscheint hier bedeutsam. Wozu also die übereilten hamburgischen Annexionspläne, die überdies heute den fatalen Beigeschmack besitzen, ein Kind des A.- und S.-Rats geworden zu sein.

Um sie in der näheren preußischen Umgebung einigermaßen beliebt zu machen, da diese Pläne, die anfangs bis über Lüneburg hinausgingen, von Hannover frühzeitig eine ziemlich energische Abweisung erfuhren, führt man von Hamburg aus mit Vorliebe an, daß die Wiederanschneidung der an sich schon ziemlich befahrten Frage, in der Preußen sich bisher als so hartnäckig erwies, namentlich von Altona ausging, als wenn man direkt gebeten worden sei, der preußischen Nachbarstadt den Gefallen zu tun, sie in den Schoß des hamburgischen Staates aufzunehmen. Gewiß ist, daß führende Altonaer Kreise diesem Gedanken gleich nach Ausbruch der Revolution wieder besonders nahegetreten sind; namentlich der frühere Oberbürgermeister Schnackenburg, dessen segensreichem Wirken die Stadt viel gutes verdankt, war ein Liebhaber dieser Idee. Wenn man jedoch glaubte, in dieser Frage die Altonaer Bevölkerung hinter sich zu haben, so handelte es sich doch hauptsächlich nur um den nichtpreußischen, hamburgisch denkenden und von Hamburg abhängenden Teil derselben, welcher allerdings nicht unbedeutend ist. Der Nicht-Altonaer betrachtet die Stadt nur zu gern als einen Vorort oder Teil Hamburgs, ohne Rücksicht auf den durchaus preußischen Charakter der Stadt und die Vorteile, die Preußen bietet, ja, obgleich er diese Vorteile in Anspruch nimmt, glaubt er sich sogar etwas zu vergeben, daß er in Preußen wohnt, und dient um so lieber dem annexionistischen Gedanken, der nun mal in jedem Menschen mehr oder weniger stark entwickelt ist. Nun ist es dem genauen Kenner der Verhältnisse wohlbekannt, daß die angezogenen Vorteile, was das Wohnungs-, das Schulwesen,

was einzelne sanitäre Einrichtungen betrifft, zum Teil bedeutend sind und solche Vorzüge auch in mancherlei Beziehung als Vorbild von andere Städten studiert und auch eingeführt worden sind, denn trotz der schlechten Finanzen schritt man in Altona auf so manchem Wege voran, und jeder Hamburger weiß, daß die Wohnungsverhältnisse in der preußischen Nachbarstadt im allgemeinen nicht nur besser, sondern auch billiger sind. Hier wurden allerdings die hohen preußischen Steuern bisher als abschreckend empfunden, um so mehr, als in Altona bisher das Prinzip galt, die unteren Stufen der Kommunalsteuern verhältnismäßig hoch anzusetzen. Man wollte dadurch einen allzu großen Zuzug der Hamburger Arbeiterschaft verhindern, die die Vorzüge der unentgeltlichen preußischen Volksschule wohl erkannte gegenüber den schlechteren Unterrichtsverhältnissen in Hamburger Schulen, die das Schulgeld nach Leistungsfähigkeit der Eltern bemessen.

Andererseits wäre es unbillig, die Vorteile zu verkennen, die Altona aus der Nachbarschaft Hamburgs zieht. Nicht nur in kultureller, wirtschaftlicher Hinsicht, in der beide Städte zu einem Ganzen verschmelzen; aber Altona profitierte schon durch den Zuzug von Hamburg her, seine Elbvororte üben als bequemer und anmutiger Wohnsitz auf den Hamburger viel Anziehungskraft aus. Ob das in steuerlicher Hinsicht immer und auf jeden Fall ein Vorteil ist, sei allerdings dahingestellt. Diesem Teil der Altonaer Einwohnerschaft würde die Eingemeindung natürlich auch am wenigsten unwillkommen sein. Daß hingegen die Nachbarschaft Hamburgs in mancher Beziehung die Selbstständigkeit Altonas ertötet, daß zum Beispiel das selbständige Kunst-, Theater- und Musikleben nur ganz bescheidene Grenzen aufweist, wie es bei einer andern Großstadt von diesem Umfang nicht möglich wäre, versteht sich von selbst. Das Interesse der Altonaer Bevölkerung an dieser Frage ist jedoch um so geringer, als die ausgezeichneten kulturellen und künstlerischen Verhältnisse in der zweitgrößten Stadt Deutschlands hier alle Wünsche zu befriedigen vermögen und zur Anteilnahme geradezu herausfordern.

Man versuche sich nun einmal klar zu machen, was Altona von einem Aufgehen in den hamburgischen Staat zu erwarten hätte, wenn Preußen den angeblich selbstlosen Wünschen der Hansestadt nachgebe. In kultureller Hinsicht würde sich nichts ändern, abgesehen von der Umwandlung des Schulsystems. Bedenken wir jedoch den eigentlichen Grund, der Altona mit den hamburgischen Vorschlägen liebäugeln läßt, — die schlecht bestellten Altonaer Finanzen, ein Sorgenkind Preußens, dessen sich auch dieses im allmächtigen Schutz des reichen Hamburg hätte entledigen können. Allein bei dem heutigen Stand der hamburger Finanzen und der gewiß nicht allein durch das Prinzip des Bangemachens bedingten Vorliebe, den hamburgischen Staatsbankerott an die Wand zu malen, wird man in dieser Beziehung kaum noch wesentliche Vorteile für Altona herauszufinden vermögen. Die steuerlichen Vorteile, die Hamburg einstweilen noch bietet, möchten zwar für die Bevölkerung eine Versüßung der Pille sein, um so mehr, als der Stadt einzelne fest eingewurzelte Vorzüge auch durch Hamburg nicht genommen werden könnten; dagegen aber stände auf der andern Seite ein vollständiges Aufgehen der fortgeschrittenen Stadt in das immer noch konservative Staatswesen Hamburgs, das Aufgeben aller Selbständigkeit, ja möglicherweise noch Unterordnung unter das Fiasko der Hamburger Kriegsversorgung, die bereits vier Jahre lang den Neid der hamburgischen Bevölkerung auf Altona wachgehalten hat.

Abgesehen von dem allen, abgesehen auch davon, ob man es verantworten könnte, die Losreißung der Stadt von Preußen und Holstein über die Köpfe

der altonaisch, holsteinisch und preußisch denkenden Bevölkerung hinweg durchzuführen: Was hätte Preußen-Deutschland besonders von der Durchsetzung der Hamburger Wünsche? Man vergegenwärtige sich doch, ob das noch vor einigen Monaten so beliebte Prinzip der Verkleinerung Preußens, das hier zum ersten Male von innen heraus Anwendung fände, heute noch eine bemerkenswerte, urteilsfähige Anhängerschaft besitzt, um so mehr, seit die Alliierten derartigen Plänen eine außerordentliche Geneigtheit bezeugt haben. Hat doch vielmehr die Gefahr, die in der Begünstigung der Kleinstaatenwirtschaft liegt, bei allen Einsichtigen die Überzeugung gefördert, daß in einem engeren Zusammenschluß allein unsere Stärke, oder wenigstens der Rest derselben liegt, den wir uns noch bewahren können. Niemand wird verkennen, daß der Gedanke, seine alte Selbständigkeit aufzugeben, für Hamburg äußerst unbeliebt ist. Wenn Hamburg nun aber mal so außerordentlich davon überzeugt ist, für das Wohl Alldeutschlands etwas tun zu müssen, warum will es denn den Preis der Selbstaufopferung so gnädig andern überlassen, anstatt ihn für seine vaterländisch gedachte Tat selbst zu zahlen? Facta loquuntur.

Ägypten

Bereits im vorigen Hefte ist angedeutet worden, daß Englands großangelegte Syrienpläne nur durchführbar sind, wenn die Basis Ägypten ruhig bleibt. Die Lage in Ägypten wird also in nächster Zeit in hohem Maße auf die englischen Entschlüsse einwirken und verdient daher eine nähere Betrachtung, besonders da Unruhen in Ägypten auch immer in irgendeiner Weise die Lage in Indien beeinflussen, wo die Engländer, soweit man zu urteilen vermag, zwar keinen direkten Anlaß zu Besorgnissen haben, wo aber Krieg und Bolschewismus gleichfalls das ihrige dazu tun, die stets unter der Ruhe vorhandene Gährung an vereinzelten Stellen aufflackern zu lassen.

Über Unruhen in Ägypten sind besonders im März und April Nachrichten durch die Presse gegangen, aber noch jüngst hat man, wenigstens in englischen Blättern von bedrohlichen Streiks und einem Attentat auf den Ministerpräsidenten lesen können. Was also geht in Ägypten vor?

Die staatsrechtliche Lage des Landes vor dem Kriege ist bekannt. Theoretisch war es ein türkischer Tributärstaat, praktisch ein englisches Protektorat, dem die Engländer mit Hilfe einer einzig dastehenden, scharfsinnig erdachten und mit viel praktischem Geschick arbeitenden Verwaltungstechnik das Aussehen eines im wesentlichen selbständigen Staates zu verleihen bemüht waren. Von jeher haben die Engländer hier mit einem eigentümlichen Schaukelsystem gearbeitet, das in der Hauptsache darauf ausging, am Suezkanal den Einfluß jeder fremden Macht auszuschalten. Wie Frankreich verdrängt worden ist, ist bekannt, gegen die Türkei hat man vorsichtig die ägyptischen Selbständigkeitsregungen auszuspielen gewußt, während man andrerseits die letzteren durch Hinweis auf die nominelle türkische Oberhoheit lahm zu legen suchte. Sowie dieses infolge des Eintritts des Kriegszustandes mit der Türkei nicht mehr möglich war, mußte man wohl oder übel zur Erklärung des britischen Protektorats über Ägypten schreiten. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß man das gern getan hat, denn unklare staatsrechtliche Beziehungen zweier Staaten zueinander können bei geschickter Taktik die Absichten eines dritten weit mehr fördern als klare. Sowie aber die Türkei den Krieg

erklärte, war es nötig, schon um der Sicherung des Suezkanals willen, einen energischen Gegenschlag zu führen, indem man ihr jede Einwirkungsmöglichkeit auf Ägypten entzog. Seit Kriegsausbruch also war Ägypten ein englisches Protektorat, das im Mai durch die Friedenskonferenz bestätigt worden ist.

Das ganze Problem dreht sich nun um die eindeutige Beantwortung der Frage: Was ist ein Protektorat? Bedeutet es, daß Ägypten eine britische Kolonie geworden ist, bedeutet es ein Völkerbundmandat oder was sonst? Eben diese Frage war es, die die ägyptische Regierung beunruhigte. Sobald der Waffenstillstand geschlossen war, stellte sie diese Frage in aller Form und machte Miene zurückzutreten, als man versuchte, eine Entscheidung hinauszuschieben. Sie wurde vertröstet, aber man konnte nicht verhindern, daß unter Führung des früheren Justizministers Saad Zaglul, der auf eine lange Beamtenkarriere zurücksah, als fähig und beredt, fanatisch und eigensinnig geschildert wird und von Lord Cromer sehr hoch eingeschätzt worden ist, eine Anzahl von Mitgliedern des bei Kriegsausbruch vertagten Parlaments um sich sammelte und die Forderung stellte, die ägyptischen Ansprüche selbständig auf der Friedenskonferenz zu vertreten. Da man englischerseits einer radikaleren Gruppierung, auf die man nicht hätte einwirken können, zuvorkommen wollte, bat man ihn höflich, sich auszusprechen. Zaglul aber ging gründlicher vor, als man vielleicht vorausgesehen hatte, er wußte, daß man den Engländern jeden Vorwand zu der Behauptung nehmen mußte, daß er nur eine Sondergruppe vertrete, und ließ sich und seine Mitarbeiter zunächst von dem gesamten Parlament förmlich ermächtigen, die Sache Ägyptens zu vertreten. Die Versammlung wurde aber von Woche zu Woche radikaler und die Unterzeichner der Ermächtigung forderten bald Ägyptens völlige Unabhängigkeit. Das war natürlich weit mehr als man englischerseits zugestehen wollte und mitten in den Verwicklungen der Friedenskonferenz konnte, und daher wurde Zaglul auf Befehl des Foreign Office im März verhaftet und mit seinen Anhängern nach Malta deportiert. Aber es war bereits zu spät, ein Aufstand brach mit voller Wucht los, die Polizei mußte durch Truppen unterstützt werden, Telegraphen- und Eisenbahnlinien wurden unterbrochen, Beduinenstämme kamen plündernd über die Grenzen und es bedurfte keines geringeren als der Entsendung des Orientfliegers Allenbys selber, damit die Ruhe wieder hergestellt werden konnte.

Es ist selbstverständlich, daß ein Aufruhr von derartigem Umfang nicht der Macht einer Sondergruppe oder Partei entspringen kann, sondern in einer wirklichen elementaren Volksbewegung wurzeln muß. Welche Ursachen aber liegen dieser Bewegung zugrunde?

Sie sind zweierlei Art. Der oben angedeutete Doppelcharakter der englischen Herrschaft hat es mit sich gebracht, daß einerseits wohl eine große Menge gebildeter mit europäischen Gedankengängen vertrauter Männer vorhanden ist, meist Zöglinge der El Azhar, der mohammedanischen Universität Kairos, daß andrerseits diesen Effendi, diesen Gebildeten, durch den Mechanismus der Verwaltung in viel zu geringem Maße Betätigungsmöglichkeiten geboten sind. Die weitgehende Durchsetzung der Behörden mit Engländern macht ein rasches Aufrücken der ägyptischen Beamten schwierig. Europäische Bildung aber erzeugt im ganzen Orient ein Selbstbewußtsein, das automatisch die Forderung der Selbstverwaltung nach sich zieht. Der ägyptische Student sagt sich, ich habe dasselbe gelernt wie der Europäer, ich bin in ganz anderm Maße mit den Verhältnissen des Landes vertraut, wie der junge Mann, der von England hergeschickt wird und begreiflicherweise zunächst allerlei Ungeschicklichkeiten begeht, warum soll ich nicht genau so gut das Land regieren können, wie die Engländer, die uns doch nur beraten wollen? Entweder die englische Erziehungsarbeit ist vergeblich, dann taugt sie nichts und die Engländer sind uns nichts nütze, oder sie taugt etwas, dann gebe man uns Gelegenheit, sie anzuwenden. Diese weitverbreitete Unzufriedenheit aber der Gebildeten wäre nicht so gefährlich, wenn sie sich nicht auf eine weiter verbreitete Unzufriedenheit im Volke zu stützen vermöchte. Die türkische Verwaltung ist zwar nie sehr beliebt im Lande gewesen, aber da sie in der letzten Zeit vor dem Kriege mehr und mehr

zurückgedrängt wurde, ist das Volk geneigt, alle Mißlichkeiten seiner Lage den Engländern Schuld zu geben. Und Anlaß zur Unzufriedenheit ist genug vorhanden. Von je her haben in Ägypten die schärfsten Gegensätze in der Verteilung der Glücksgüter bestanden; neben wenigen sehr Reichen standen die großen Massen, die buchstäblich von der Hand in den Mund lebten und der Krieg hat dies Verhältnis eher gefördert als ausgleichend gewirkt. Trotz höherer Löhne haben die zahlreichen kleinen Beamten, wie die Arbeiter während des Krieges, bittere Not leiden müssen und daß von der Hochkonjunktur der Lebensmittelpreise nicht die kleinen Bauern profitiert haben, sondern nur die Vermittler, versteht sich von selbst. Weder über die Verteilung der Lebensmittel noch über die Preise hat es während des Krieges in Ägypten eine Kontrolle gegeben und mitten in dem reichen Land sind Hungertode nichts Seltenes gewesen. Ein weiterer Grund zur Beschwerde sind die Vorkommnisse während des Kriegsdienstes gewesen. Es verstand sich von selbst, daß die Engländer kein selbständiges ägyptisches Heer aufstellten, das hätte eine zweischneidige Waffe werden können. Zunächst wurde also feierlich proklamiert, daß man von den Ägyptern keinerlei Mitwirkung am Kriege verlangte, sie sollten nur ruhig ihrer friedlichen Beschäftigung nachgehen. Bald aber stellte es sich heraus, daß man dringend Arbeitssoldaten brauchte, und man begann Freiwillige aufzurufen. Da die Löhnung gut war, und man sich nicht auf lange zu verpflichten brauchte, soll der Dienst zunächst populär gewesen sein. Aber bald genügte die Zahl der Freiwilligen hier so wenig wie in England und man mußte zu Zwangseinziehungen greifen. Da man hierbei jedoch letzten Endes auf den guten Willen der Ägypter angewiesen war und allen Grund hatte, Anlaß zu Konflikten zu vermeiden, überließ man die Einziehungsformalitäten ausschließlich ägyptischen Behörden, denen nur die Zahl der zu stellenden Leute aufgegeben wurde. Diese Behörden nun verfuhren bei dem Einziehungsgeschäft selbstverständlich auf rein orientalische Weise, d. h. sie benutzten ihr Amt ausschließlich dazu, sich ihrer persönlichen (oder geschäftlichen) Feinde zu entledigen und sich an den Loskaufgeldern der Begüterten zu bereichern. Es war aber natürlich, daß gegen den Unwillen, den dieses System erregte, stets die Engländer vorgeschoben wurden und daß ihr Krieg für alles herhalten mußte. Aber mit der Demütigung dieser ungerechten Einstellung waren die Leiden der Arbeitssoldaten nicht erschöpft, es lag gewiß nicht im Interesse der militärischen Führung, mit diesen Arbeitskräften zimperlich und schonungsvoll umzugehen, selbstverständlich waren auch alle hygienischen Hilfsmittel unzulänglich und so ist es gekommen, daß Seuchen furchtbare Lücken gerissen haben. Bedenkt man, daß zu gleicher Zeit zwar immer nur 100000 Mann, im ganzen jedoch 1000000 Mann (nach den Angaben der „Times", die dem ägyptischen Problem erst kürzlich eine bemerkenswerte Artikelreihe gewidmet hat) eingezogen gewesen sind, so mag man berechnen, daß die Einziehungsschikanen den ganzen Krieg über dauerten und kann sich vorstellen, wie allgemein die erbitternde Erinnerung an diesem Zwangsdienst im Lande verbreitet ist. Dazu kommt, daß auch Ägypten den üblen Typus des Kriegsleutnants und des ungebildeten Feldwebelleutnants kennen gelernt hat und daß die Sitten der in Ägypten zur Erholung oder auf Druckposten weilenden jungen Männer dem Ansehen des Hinterlandes nicht gerade förderlich gewesen sind, man weiß, daß der Orientale, gegen das Laster ungerechtfertigter Bereicherung ziemlich nachsichtig, in andern Punkten der öffentlichen und privaten Moral recht empfindlich sein kann. Zu dem allen kam dann die unter dem Zwang der Sachlage unvermeidliche Araberpolitik der Engländer, das Hedschas und Syrien, Völker, die längst nicht die Stufe der Zivilisation erklommen hatten, von der die Ägypter mit Stolz auf die Nachbarvölker herabsahen, erhielten, wenigstens theoretisch, das Selbstbestimmungsrecht zuerkannt und der Emir Faissal durfte in eigener Person auf der Friedenskonferenz erscheinen, um seine Ansprüche anzumelden, den Ägyptern aber wurde dieses Recht eifersüchtig verweigert, Grund genug zu bitterem Groll und Aufruhr.

Dem General Allenby gelang es allerdings, den ersten Aufstand niederzuwerfen. Aber es war gewiß keine leichte Aufgabe, besonders da während des

Sommers dem „Temps" zufolge das Besatzungsheer selbst sich als nicht durchweg zuverlässig erwies und hier und da sogar Soldatenräte die Herrschaft an sich rissen. Die Ägypter aber versuchten es jetzt mit einer anderen Methode. Eine Menge geheimer Verbände bildeten sich und unvermutet brachen, besonders in Kairo und Alexandrien, Streiks aus. Bald waren es die Hafenarbeiter, bald die Trambahner, bald die Kellner. Alle möglichen Berufe, Kutscher, Zeitungsverkäufer, Schneider, Diener, Hausmeister, organisierten sich in Syndikaten, ließen durch einen der vielen Advokaten mit streng nationalistischen Anschauungen eine Liste von gerechtfertigten und unsinnigen Forderungen aufstellen und drohten bei Nichterfüllung mit Streiks. In Kairo selbst hat sich unter Aufsicht eines sehr unbequemen Italieners und landfremder anarchistischer Elemente eine Arbeitsbörse gebildet, die die allgemeine Erregung durch emphatische Manifeste mit bolschewistischer Färbung zu schüren bestrebt ist. Die Regierung erweist sich als machtlos oder stellt sich so, weil es bereits recht gefährlich geworden ist, englische Interessen zu vertreten. Auch auf den Eisenbahnen haben sich schon Streikbewegungen bemerkbar gemacht, und der Korrespondent der „Morning Post" vom 5. September befürchtet sogar einen Generalstreik. Im allgemeinen drehen sich die Forderungen weniger um Löhne als um Anerkennung der Syndikate durch die Unternehmer, wodurch die Macht der nationalistischen Führer allerdings einen bedrohlichen Zuwachs erhalten würde.

Inzwischen bearbeitet Zaglul von Paris aus, trotz strengster Bewachung durch die Engländer, die Parlamente der Westmächte, und nutzt besonders in Frankreich die auf die Veröffentlichung des englisch-persischen Abkommens entstandene Unzufriedenheit mit dem unersättlichen Allierten kräftig aus. Ab und zu läßt er aufregende Nachrichten über seine Erfolge verbreiten, z. B. jene, daß der Ausschuß des amerikanischen Senats die Unabhängigkeit Ägyptens erklärt habe, eine Kunde, die in Ägypten unbeschreiblichen Jubel hervorrief und der gegenüber ein alsbald und zu Recht erfolgtes Dementi so machtlos war, daß eine sogleich vorgenommene Sammlung zur Unterstützung nationalistischer Interessen binnen acht Tagen 50 000 Pfund Sterling ergab. Der Ton der ägyptischen Presse wurde sofort anmaßender und die englischen Soldaten erhielten den Befehl, nur noch bewaffnet auszugehen. Dazu kommt in jüngster Zeit noch eine bedrohliche durch Festsetzung von Höchstpreisen entstandene Lebensmittelkrisis. Der Ernst und der Umfang der ganzen Bewegung sind noch durch zwei Tatsachen belegt: bereits im Januar fand in Kairo eine öffentliche Straßendemonstration von 20 000 Frauen statt, ein im Orient gewiß außergewöhnlicher Vorgang, und jüngst haben sich sogar die christlichen Kopten der Unabhängkeitsbewegung angeschlossen.

Daß bei dieser Sachlage etwas und zwar bald geschehen muß, daß es unmöglich ist, das große Land auf die Dauer stark besetzt zu halten, ist auch den Engländern klar. Daß man eine wirkliche Unabhängigkeit nicht zulassen wird ist gewiß. „Wir müssen", schrieb die „Times", „dem ägyptischen Studenten mit warmen Worten klar machen, daß wir seinen Standpunkt voll zu würdigen wissen, daß wir seine Unruhe begreifen, und daß unsere wohlüberlegte Antwort lautet: Nein". Das reine Nationalitätenprinzip, erklärt das Blatt dann weiter, ist durch die Mandatdoktrin und die Anerkennung des Vormundschaftsrechts eingeschränkt. Der Erfolg eines Mandats wird dadurch deutlich, daß das Mündel einmal fähig wird, einen eigenen Platz im Völkerbund einzunehmen. „Und da wir mehr und mehr dahin gelangen, das Britische Reich als einen unauflöslichen Bund freier Nationen innerhalb des Völkerbundes, sozusagen als eine Konstellation innerhalb des Systems aufzufassen, so muß es unsere erste Aufgabe sein, unsere Mündel zu befähigen, ihren Platz als freie Nation innerhalb des Britischen Reiches einzunehmen". Da die Freiheitsliebe der Ägypter aber noch nicht groß genug ist, daß sie aus eigener Kraft ihr Reich gegenüber jedem Dritten verteidigen möchten, so muß natürlich die englische Garnison in Ägyptens eigenem Interesse im Lande bleiben. Auch das Zutrauen in eine nationale

Finanzverwaltung, die mit allen Fehlern des Orients behaftet sein würde — Ägypten hat Proben davon erlebt — sei nicht fest genug, als daß die Tätigkeit der Engländer auf diesem Gebiet entbehrt werden könnte. Aber wofür allerdings gesorgt werden könnte, ist, daß mehr Rücksicht auf ägyptische Wünsche genommen wird, und daß das ägyptische Parlament mehr Einfluß auf die Verwaltungsziele bekommt. Ägypten dürfe nicht Grund zu der Annahme haben, daß über sein Geschick in Downing Street entschieden werde, und daß England es, anstatt als dem Völkerbund verantwortlich, nur als sein Eigentum verwaltet. Charakteristisch ist dann der Rat, mit der Unterrichtstätigkeit aufzuhören, um nicht noch mehr Unzufriedene zu erziehen. Der Sinn ist natürlich der, daß die Engländer unentbehrlicher sind, wenn es an hinreichend vorgebildeten nationalen Beamten mangelt. Es ist wahrscheinlich, daß diese anscheinend unschuldige kleine Insinuation alsbald, und wenn es nur durch die Berufung miserabler Lehrer wäre, tatkräftig ins Werk gesetzt wird, um die Ägypter dauernd im Zustande der Unmündigkeit zu erhalten.

Wie weit sich die ägyptischen Unabhängigkeitsansprüche schon jetzt dem Scheine nach oder wirklich durchsetzen lassen werden, hängt natürlich von dem Interesse ab, das die andern Weltmächte daran haben, England an dieser schwachen Stelle Ungelegenheiten zu bereiten. Daß sich die Ägypter allein durchsetzen werden ist nicht anzunehmen, dazu sind Englands tatsächliche Verdienste um die Verwaltung des Landes trotz aller unerfreulichen Nachkriegserscheinungen doch zu groß, seine Mittel zu gewaltig und seine Mitwirkung wahrscheinlich wirklich unentbehrlich. Aber eine schwache Stelle bleibt es einstweilen im festgefügten Bau des englischen Weltreiches und eine ganz reine Freude werden die Engländer auch in den nächsten Jahrzehnten nicht an Ägypten haben.

Menenius

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Verlust unserer Wälder durch den Frieden von Versailles. Es ist eine sehr beklagenswerte Tatsache, daß die große Mehrzahl der Zeitgenossen über die entsetzlichen Einbußen ideeller und materieller Natur, die der Friedensvertrag von Versailles unserm Vaterlande zugefügt hat, noch sehr wenig unterrichtet ist. Am meisten bekannt sind wohl noch unsere ungeheuren Verluste an Kohlen, Eisenerzen und Kalisalzen sowie die erheblich verringerten Anbauflächen der wichtigsten Körner- und Hackfrüchte (Roggen, Hafer, Kartoffeln, Zuckerrüben). Weniger bekannt sind die Einbußen der natürlichen Wasserkräfte, vor allem durch die Internationalisierung des Rheins. Aber auch der Verlust an Holzertrag ist durch den Frieden ganz außerordentlich groß. Was das für die Wiederaufrichtung der Lebensmöglichkeiten, für die Bautätigkeit, für den Bergbau usw. bedeutet, ist bisher wohl den wenigsten klar geworden, weil sie die Größe des Verlustes noch nicht kannten. Nach der „Preußischen Statistischen Korrespondenz" des Landesamtes zu Berlin (Jahrgang 45 Nr. 32) würden an Nutzholz unter Zugrundelegung der Forststatistik von 1913 im abzutretenden Gebiete Preußens zirka 200 000 Festmeter Laubholz und 1¾ Millionen Festmeter Nadelholz, d. h. 8,42 bz. 13,22 v. H. des Gesamtertrages in Preußen als Verlust zu zählen sein. Rechnet man dazu noch 1 Million Festmeter an Brennholz und ¾ Millionen an Stock- und Reisholz, so beziffert der Gesamtverlust an Holzfang auf rund 3 700 000 Festmeter. Ein Zehntel des gesamten Anfalls an Brennholz wird unseren Feinden zufallen. An diesem Verlust sind in erster Linie die waldreichen Provinzen Westpreußen mit 1,4 Millionen und Posen mit 1,7 Millionen

Festmeter beteiligt, auf die Rheinprovinz entfallen 0,8 Millionen, zur größeren Hälfte Laubholz.

Auf das Abstimmungsgebiet entfällt nahezu ebenso viel Holzertrag, nämlich etwas über 3 Millionen Festmeter, darunter 1,7 Millionen Nutzholz, nahezu 1 Million Brennholz, das übrige Stock- und Reisholz. Auf das südliche Ostpreußen kämen allein 1,1 Millionen, auf Oberschlesien 1,6 Millionen Festmeter, der Rest auf Westpreußen und Schleswig. Im schlimmsten Falle würden also $6^3/_4$ Millionen Festmeter an jährlichem Reinertrag an unsere Feinde übergehen, das sind mehr als $^1/_4$ des Gesamtertrages der Forsten in Preußen! Der Verlust trifft gleichermaßen den Staat, die Gemeinden, die Fideikommißforsten wie die im freien Besitz befindlichen Forsten, im Abtretungsgebiet verhältnismäßig am meisten die Staatsforsten, im Abstimmungsgebiet die Fideikommißforsten.

Jedenfalls sprechen diese Zahlen eine sehr deutliche Sprache, sie lehren uns auf der einen Seite mit dem noch uns verbliebenen Reichtum an Holz so sparsam wie möglich zu wirtschaften, dann aber auch unsererseits alles zu tun, um den deutsch gesinnten Bewohnern der Abstimmungsgebiete ihre Abstimmung zu unsern Gunsten nach Möglichkeit zu erleichtern!

Professor Dr. Halbfaß

Arbeit und Kultur in Oberschlesien. Der Zentralrat der Provinz Schlesien hat das verdienstvolle Unternehmen gewagt, durch eine Ausstellung den kulturellen Geist Oberschlesiens bildhaft aufzufangen und gewissermaßen zu reproduzieren. In dem Gebäude, das vor fünf Jahren errichtet wurde, um darin Zeugnis abzulegen von der vaterländischen Opferfähigkeit des preußischen Volkes der Befreiungsjahre 1813/14, sind nun mit geschickter raumkünstlerischer Anpassung, aber vielleicht zu sehr mehr nach ästhetischen Gesichtspunkten als nach sachlichen, zahllose Zeugen oberschlesischen Ringens um die Kultur in fast fünfzig Zimmern nebeneinandergestellt. Und — um das Resultat vorweg zu nehmen — diese oberschlesische Kultur ist deutsch. Daran kann kein Zweifel sein für jeden, der die Breslauer Oktoberschau durchschreitet und sich von der schlesischen Landschaft in ihrem stillfriedlichen Reiz der weiten Felder und Wälder ergreifen läßt oder vor Prof. Kaempfers düster prachtvollen Gemälden „Hochofenabstich" und „Kohlengewinnung im Pfeiler", vor Wasners „Fabrikhof" das gewaltig brausende Lied der Arbeit aufdröhnen zu hören meint oder die tausend Zeichen einer energischen Bildungsbemühung in den Schulen, den Volksbibliotheken, den Schriften der Oberschlesier über ihre Heimat verfolgt. — Prof. Dr. Wasner, erster Direktor des Breslauer Kunstgewerbemuseums und Leiter der Ausstellung, meinte in seiner Begrüßungsansprache bei der Eröffnung der Oktoberschau, diejenigen, denen das Unternehmen unbequem sei, würden es als tendenziös und darum wertlos verschreien. Diese Gefahr besteht nicht, denn die Tendenz ist — m. E. leider — ganz im Hintergrunde versteckt und hätte um der sachlichen Eindringlichkeit willen durch vergleichende Gegenüberstellungen, durch reichere Statistik stärker hervorgekehrt werden müssen. Reichskanzler Bauer und Oberpräsident Philipp betonten in ihren Reden bei der gleichen Gelegenheit die Bedeutung Oberschlesiens für das Deutsche Reich und gaben als Zweck der Veranstaltung offen an: nachzuweisen, daß die oberschlesische Arbeit und Kultur deutsch gerichtet sind. Es gilt, dem großen Vaterlande einen Hauptlebensnerv zu erhalten. Da ist es Pflicht, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, da kann von keiner tendenziösen Wertlosigkeit die Rede sein, da ist zu fordern, daß das Tatsächliche als beweiskräftig anerkannt wird. Und als Tatsächliches ergibt sich — kurz zusammengefaßt — folgendes:

Oberschlesien ist ursprünglich germanisches Siedlungsland. Mit der Völkerwanderung drangen die Slawen herein. Von neuem aber gewann bald aus Westen vorrückend germanisches Volkstum wieder Boden. Der Höhepunkt deutscher Siedlung fällt jedoch erst ins vierzehnte Jahrhundert. Die noch früheren Stadtgründungen beginnen mit dem dreizehnten Jahrhundert und sind im Plan und Wesen der zweckvollen Anlage unbe-

zweifelbar deutsche. — Vorgeschichtliche Funde erweisen interessanterweise die Entwicklung Oberschlesiens als unverkennbare Analogie zum übrigen Schlesien. Wann des Menschen Fuß zum ersten Male oberschlesischen Boden betrat, ist allerdings unbekannt. Erst für die Steinzeit ist eine Besiedlung nachweisbar. Funde aus dem frühen Eisenalter lassen den Schluß zu, daß die damaligen Bewohner Schlesiens Illyrier waren. Schon 800 v. Chr. kamen Germanen ins Land, wie Grabfunde aus dem Oppelner Kreise erkennbar machen. Die Germanen wurden zeitweilig von Kelten verdrängt, um sich weiterhin fortdauernd zu behaupten bis zur Auswanderung am Ende des dritten Jahrhunderts. Germanische Volksreste blieben aber zurück bis ins fünfte Jahrhundert. Dann erst kamen die Slawen, von denen Funde aber nur seit dem neunten Jahrhundert berichten. Wenn sich der Ausstellungsbesucher all dies an der Hand des trefflichen Führers aus Waffen-, Geräten-, Urnenfunden klar machen läßt, wenn er dann weiter die Urkunden des dreizehnten bis neunzehnten Jahrhunderts aus dem Staatsarchiv und dem Diözesanmuseum über die Gründung von Städten und Klöstern, über Privilegienverleihung und Bergordnung durchsieht — deutscher tragender, führender Kulturgeist grüßt ihn! Die spätgotische Jakobikirche, die barocke Jesuiten- und die gleichfalls barocke Kreuzkirche zu Neisse sind Kleinodien oberschlesischer alter Baudenkmäler.

Vielgestaltig ist das Abbild der industriellen Entwicklung Oberschlesiens. Ob wir nun die reiche, von Friedrich dem Großen ins Leben gerufene, leider mehr und mehr eingeschlafene Fayencefabrikation in Proskau, Glinitz, Ratibor, Tillowitz, den Gleiwitzer kunstvollen Eisenguß, die gewaltigen Unternehmungen des Bergbaus, der der Initiative eines v. Heinitz und v. Reden, eines Karsten, Georg von Giesche u. a. m. so viel verdankt, die Neustädter Textilindustrie betrachten, deutscher erfolgreicher Unternehmungssinn und deutsche Sachkenntnis begegnen uns. Das künstlerische Schaffen trägt für die ältere Generation deutsches Wesen an der Stirn; die Bilder der Modernen, — abgesehen von Wasner, dessen Malschule eine bemerkenswerte Leistung darstellt, sind suchend-uncharakteristisch, zum Teil Kitsch. Für Odoy möchte man um seiner glänzenden Linienrhythmik willen die Abkehr von den modernen Farb- und Formverstiegenheiten wünschen. Kulturcharakteristisch sind solche Malereiproben nicht; sie hätten fortbleiben und Raum schaffen können für eine Riesensammlung des oberschlesischen Schrifttums, das auf ein Lesezimmer beschränkt ist. Wohl geben Tabellen eine Übersicht über das Schulwesen, künden zum Beispiel, daß seit 1882 bis 1911 die Zahl der Volksschulen von 1199 auf 1589 stieg, wohl ist eine schöne Lehrmittelsammlung vorhanden, wohl findet man Kollektionen der oberschlesischen Verlagsanstalten vor, wohl sind Werke oberschlesischer Dichter ausgestellt, aber was sonst Oberschlesier schrieben und wirkten, wird nicht ausführlich genug dargetan. Hier klafft eine bedauerliche Lücke, die das Lesezimmer nicht füllen kann, für deren Beseitigung allerdings die Zeit vielleicht zu knapp war. Aber daß nirgends — oder übersah ich's? — die philomatischen Gesellschaften mit ihren Buchjahresberichten vertreten sind und die zahlreichen wissenschaftlichen Vereine, während Geologie, Tier- und Pflanzenwelt Oberschlesiens (nicht etwa nur, soweit sie durch einheimische Forschung klargelegt sind, sondern ganz allgemein) zur Darbietung gelangen, ist nicht recht verständlich. Genug der Kritik, genug des Wanderns durch die Ausstellung! Nur dies sei noch erwähnt: die großen Deutschen Eichendorff und der Dichter des Bürgertums Gustav Freytag sind Oberschlesier! Und welcher Geist durchweht die Lieder eines Philo vom Walde, eines Paul Barsch, der den wunderbaren Roman schrieb „Von einem, der auszog"? Sind sie nicht echte Deutsche, echte Oberschlesier in ihrem tiefen Empfinden, ihrer derbfrohen Realistik und sehnenden Schwermut? Ist der Alte von Neisse, Carl Jentsch, der Niederschlesier, der durch mehr als drei Jahrzehnte langes Schaffen festwurzelte in der oberschlesischen Erde, nicht kernhaft deutsch geblieben? Spiegelt sich nicht in Sage und Volkslied Oberschlesiens deutsches Wesen? Ob wir

durch die stillen Täler schreiten, über die Berge am Westrand des Landes, entlang den Ufern der Oder, zwischen den rauchenden Schloten des Industriegebiets, unter der Erde im Bereiche der schwarzen Diamanten, allüberall stoßen wir auf den werkenden, ringenden, siegenden, schöpferischen deutschen Geist! Das erlebt man, vielleicht nicht prägnant genug, aber man erlebt es unstreitig, wenn man die Breslauer Ausstellung Arbeit und Kultur in Oberschlesien durchschreitet und das gibt dem Unternehmen seinen Wert, denn nicht jeder kann selber wandern und sehen landauf, landab, aber er kann das Spiegelbild der Wahrheit in ein paar langen Stunden auf sich wirken lassen und entscheiden, wo das Recht ist. Das Recht ist bei uns. Oberschlesien ist deutsche Erde, muß deutsche Erde bleiben. Nicht aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, sondern um der Erhaltung der Kultur und um der Gerechtigkeit willen. — Dr. R.

Neue Bücher

Dr. Wilhelm Schüßler, Mitteleuropas Untergang und Wiedergeburt. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1919. Preis 1,50 Mk.

Schüßler hat in seinem vor etwa Jahresfrist erschienenen Werk „Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich" bewiesen, daß er in ungewöhnlichem Maße die Gabe besitzt, dem historischen Geschehen in seinen notwendigen Bedingtheiten und Verkettungen feinsinnig nachzuspüren und es mit scharf umreißender Linie zur Darstellung zu bringen. Bei Abfassung jenes Buches hatte der Verfasser noch die wenn auch gefährlich unterwühlte, so doch immerhin als politischer Faktor geltende und vor dem Schlimmsten vielleicht doch noch zu bewahrende österreichisch-ungarische Monarchie vor Augen, in der vorliegenden Schrift, seiner Antrittsvorlesung an der Frankfurter Universität, liegt es ihm ob, angesichts des nicht nur äußerlich, sondern durch eine innere, wahrhaft tragische Problematik bedingten Zusammenbruchs in gedrängter rückschauender Betrachtung den lebendigen Keim einer Zukunft zu erkennen. Es ist, als ob Mitteleuropa mit kolonisatorischem Drang nach Osten in immer neuer Form zum Leben erwachen muß. Das alte Mitteleuropa, das 1526 durch die Verbindung Böhmens und Ungarns mit Deutsch-Österreich, das selbst ein Teil von Deutschland war, begründet wurde, konnte nur bestehen, solange Österreich in Deutschland verankert war. Mit großartiger Zähigkeit hat es in heißem Ringen an seiner historischen Mission festgehalten. Aber als Preußen 1740 Schlesien erwarb und damit genügend erstarkte, um zum Mittelpunkt der nationalen deutschen Staatsgründung zu werden, war dem alten Mitteleuropa das Grab gegraben, da durch die mit jenem Verlust gegebene Schwächung des österreichischen Deutschtums und durch das von Maria Theresia 1741 den Magyaren als Lohn für ihren Schutz gegen Preußen und seine Verbündeten gegebene Versprechen, die alte habsburgische Zentralisationspolitik nicht auf die Länder der Stephanskrone auszudehnen, Ungarns Macht derartig anwuchs, daß aus Österreich-Ungarn ein Ungarn-Österreich, ja ein Groß-Ungarn wurde. 1866 trat ein neues, von Preußen und Ungarn organisiertes Mitteleuropa mit seinen zwei Mittelpunkten: Berlin und Budapest hervor. Dieses völlig veränderte Mitteleuropa wurde 1879 durch den von Bismarck und Andrassy geschlossenen Vertrag sanktioniert. Sein imperialistischer Drang nach Osten war zunächst erloschen. Der Blick Kleindeutschlands schweifte über See, aber es erwies sich bald, daß infolge der politischen Einkreisung Deutsch-

lands nur der Weg nach dem Orient freiblieb, der über Österreich führte. Im neuen Glanze erstand die Idee eines mitteleuropäischen östlich gewendeten Imperiums unter deutscher Führung und wurde im Weltkriege für kurze Zeit Wirklichkeit. Aber schon 1917 haben die Ungarn, indem sie eine eigene ungarische Armee durchsetzten, die Habsburger Monarchie so gut wie gesprengt, und damals versank das 1866 durch Preußens und Ungarns Siege geschaffene neue Mitteleuropa. Der alte imperialistische Gedanke ist somit letzten Endes in verhängnisvoller Verkettung von dem preußischen nationalen Sammlungsgedanken, der durch die Schwächung Österreichs Ungarn großzog, durchkreuzt und vernichtet worden. Aber Schüßler bemerkt mit Recht, daß unsere Beziehungen zum Osten, zu Böhmen, den Südslawen und Polen mit dem Jahre 1918 nicht abgebrochen sind. Mitteleuropa ist kein Zufallsprodukt, vielmehr führt der wirtschaftliche auf geographischen Tatsachen beruhende Zwang seine Völker zusammen. Da die Verbindung des deutschen Volkes mit dem Osten uralt ist, muß die uns bevorstehende Auswanderung wenn irgend möglich nach Osten geleitet werden, wo das deutsche Volkstum unvergleichlich weniger bedroht ist, als in den angelsächsischen und romanischen Staaten und der Neuorganisierung eines weitesten Mitteleuropa die Wege zu ebnen vermag.

M. K.

Paul Neuburger, Weimars Vermächtnis. Der Geist der klassischen Zeit in seiner Bedeutung für den Neuaufbau Deutschlands. Verlagsanstalt Arthur Collignon. Berlin, 1919, Preis kart. 3,50 Mark.

Neuburger hat in dem vorliegenden Büchlein die Stellungnahme unserer bedeutendsten Klassiker und Romantiker, Dichter und Philosophen zu den Hauptproblemen des staatlichen Lebens unter Benutzung zahlreicher Zitate aus ihren Werken trefflich gezeichnet. Er will nicht Theorien entwickeln, keine Individualitäten vor uns hinstellen, sondern lediglich den geistigen Gehalt jener Zeit, die in der Fülle ihrer Erscheinungen doch eine Einheit ist, festhalten und weitergeben. Es ist selbstverständlich, daß die Urteile jener Großen durch die Zeitumstände bedingt sind und daß das Jahrhundert, das uns von ihnen trennt, Erkenntnisse gefördert hat, die manches Problem in neuem Lichte erscheinen lassen. Nichtsdestoweniger sind die Gesichtspunkte der Betrachtung, die Hellsicht in der Beurteilung von Gegebenheiten, das durchdringende Verständnis für die unverrückbaren Schranken und unverlierbaren Schlacken der menschlichen Natur für uns ein Vermächtnis, das wir nützen können und müssen. Weil überzeitlich sind die für jene Männer geltenden Orientierungspunkte zeitgemäß im Ringen der Gegenwart. Wir wollen nicht, sagt der Verfasser, daß Dichter und Philosophen uns regieren, nur daß sie die erziehen, die regieren sollen. Wenn es zu loben ist, daß jegliche parteipolitische Auswertung klassischer Zeugen vermieden ist, so hätten doch deutliche Hinweise auf die Gegenwart in Anlehnung an „Prinzipien, die durch keine Zeit und keiner Zeit Ereignis geändert werden", die Schlagkraft der wertvollen Schrift erhöht.

Dr. K.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.

Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Die Lehre von Leipzig

Von Dr. Max von Szczepanski

Am 18. Oktober 1813 wurde bei Leipzig die Völkerschlacht geschlagen. Das war der Anfang vom Ende der Bedrückung des europäischen Festlandes durch einen Mann und durch eine Nation. Russen und Schweden, Österreicher und Preußen hatten den blutigen Ring gezogen, aus dem zu entkommen dem mächtigen Kaiser freilich noch einmal glückte. Aber er war doch diesmal so entscheidend getroffen, daß seines und seiner Mannen Bleiben auf deutschem Boden nicht mehr sein konnte. Bis an den Rhein und über den Rhein hinweg führten die verbündeten Kriegsleiter ihre Heere, den Verteidigungskrieg, den sie bis dahin durchgefochten, in einen vernichtenden Rachefeldzug wandelnd.

Welche Motive nun hatten die verschiedenen Nationen auf dem Schlachtfeld von Leipzig vereinigt? Die russische Kriegführung des Jahres 1813 war der Nachstoß aus glücklich gelungener nachhaltiger strategischer Verteidigung, politisch gerechtfertigt durch das Bestreben, die eigenen Grenzen zu größerer Sicherung gegen künftige Einfälle durch Einbeziehung weiterer polnischer Landesteile in das große russische Reich nach Westen zu erweitern; aber auch der politische Ehrgeiz, als Befreier und Retter der bedrängten Nachbarn die bisherige Herrschaft der großen westlichen Macht durch eigenen Einfluß in Europa zu ersetzen, trieb den Kaiser Alexander zu immer neuem, weit über den Rahmen russischer Landesverteidigung hinausgehendem kriegerischen Handeln. Die Staatskunst Schwedens suchte durch ihren bewaffneten Anschluß an die gegen Frankreich kriegführenden Mächte territoriale Erwerbungen auf skandinavischem Boden, den Besitz Norwegens, sich zu sichern; durch dieses Wollen war sie an den Kriegswillen des großen russischen Nachbarn gefesselt. Die Donaumonarchie folgte, indem sie sich nach dem Frühjahrsfeldzug von 1813 den übrigen Verbündeten zugesellte, ihrem politischen System in Deutschland, das eine Erstarkung Preußens ebenso wie ein russisches Protektorat zu verhindern strebte: erst Napoleons Maßlosigkeit gegenüber Metternichs Vermittlungsversuchen hatte diesem Staatsmanne den Weg gezeigt, auf dem er das politische Interesse des österreichischen Kaiserstaates zu verfolgen hatte. Durchaus reale Tendenzen also waren es, von denen diese drei Mächte im Befreiungskriege getrieben wurden.

Die preußischen Waffen dagegen waren durch eine sittliche Notwendigkeit nach Leipzig geführt worden. Von allen jenen verbündeten Staaten war Preußen allein der Zuchtrute des großen Kriegsmeisters und Staateneroberers verfallen gewesen. Preußen allein hatte die Not und Schmach einer zerschmetternden Niederlage erlitten als Folgen schwankend schwächlicher Politik und einer Vernachlässigung seines Kriegswerkzeuges, des wertvollen Erbes seines großen Königs. Doch schwerere Schande noch hatte das Volk durch sein Verhalten nach der Niederlage auf sich geladen. „Welch eine Auffassung von dem eben durchstrittenen Kampfe verriet es, daß der Ausbruch desselben zurückgeführt wurde auf den Standesegoismus des preußischen Adels, der die ihm bisher von seiten Englands gezahlten hohen Kornpreise durch Napoleons Handelspolitik gefährdet gesehen habe. — Da dieser nichtswürdige Stand die Führerstellen in der Armee hatte, so mußte er auch die Hauptschuld an der Niederlage haben. Die zurückkehrenden Gemeinen schrien alle: wir sind verraten und verkauft worden, die Offiziere waren alle hinter der Front. — Überall sahen die Besserwisser Fehler oder Verrat; für jede Epoche des Feldzuges hatten sie einen strategischen Plan auf Lager, der, wenn befolgt, nach ihrer Versicherung unfehlbar zum Siege geführt haben würde. — Es war noch das Geringste, daß diejenigen, welche schon vor dem Kriege das französische Bündnis empfohlen hatten, triumphierend auf ihre Weisheitssprüche hinwiesen und die Befolgung derselben jetzt erst recht als Heilmittel anpriesen." Liest man solche Sätze aus Max Lehmanns Scharnhorstbiographie, so glaubt man mit wenigen Wortänderungen sie auf unsere Tage anwenden zu können. Werden nicht heute das Großkapital und der Militarismus beschuldigt, den Krieg herbeigeführt und gar verlängert zu haben? Gilt nicht wieder als Unheilsbazillus der Offizier, der hinter der Front in Wohlleben geschwelgt habe, während der gemeine Mann unter dem feindlichen Trommelfeuer im Schützengraben litt? Unsere Feldherren heißen heute Hazardeure, und diejenigen, welche vor dem Kriege vom Bündnis mit England und dem dadurch gesicherten Weltfrieden geträumt haben, preisen heute als letztes Rettungsmittel aus allem Elend den endlich errichteten Völkerbund, zu dem wir nicht einmal zugelassen sind. Und wenn ferner die Preußen von einst damit sich trösten sollten, „daß alle Helden, also auch Napoleon, für Friedrichs Volk edelmütige Teilnahme zeigen würden": wer erinnert sich da nicht des uns immer wieder gepredigten Vertrauens in den edlen Wilson, den geistigen Führer der uns feindlichen Ententemächte? Es ist heute wie damals dasselbe traurige Bild — nur daß noch viel schmachvoller diesmal der vernichtende Schlag nicht lediglich von außen kam, sondern aus den Reihen der Volksgenossen, die verräterisch den Umsturz im Innern von unten her vorbereiteten, einen Umsturz, dem dann von oben her durch einen verräterischen Kanzler die Wege frei gemacht wurden.

Dafür hat nun das Schicksal die Deutschen wie einst das preußische Volk in harte Zucht genommen. Wir stehen unter dem Joch, das um so freventlicher für uns ist, als es freiwillig, ohne Rücksicht auf Ehre und Recht, ohne letzte kraftvolle Abwehr aufgenommen wurde. Nicht nur die Kronen, die Schwerter wurden zerbrochen, auch der tapfere Geist ward gelähmt, der doch infolge der angeblich neugewonnenen Freiheit im Innern sich frei nach außen zu entfalten berufen gewesen wäre. Solche Sünde wider den Geist haben wir heute wie einst zu büßen — es wird ein langer Weg sein bis zu dem Leipzig der Zukunft. Denn anders als damals steht die jetzige Staatsgewalt zu den Ereignissen und Erfordernissen des völkischen Lebens: die deutsche Regierung selbst ist es, die durch ihre Schul- und Heerespolitik es unternimmt, die

Erinnerung an die einstige Größe und Selbständigkeit des Vaterlandes auszulöschen, die den Geist der Ergebung, nicht den der Erhebung in die gedrückten Seelen einzupflanzen sucht. Um so weniger darf der nationaldenkende Deutsche, der sein Volk liebt, es sich nehmen lassen, immer wieder sich und andere an die großen Gedanken zu erinnern, die in unserer geschichtlichen Vergangenheit ersichtlich sind und uns auch heute noch große Pflichten auferlegen. Der entrechtete und geknechtete preußische Staat im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hat sieben Jahre der ernsten, vorbereitenden Arbeit gebraucht, ehe die politische Lage, der Mann und die Stunde sich einstellten, welche zur Freiheit führten. Erst Werktagsarbeit und dann Sturmtagsfahrt sind es gewesen, die dem entscheidenden Tage von Leipzig vorangingen. Sieben harte Jahre haben den Preußen von 1806 erst gezeigt, daß sie zusammengehören, daß sie eine Nation seien. Das größere Deutschland hat, ehe es an eine neue Freiheit denken darf, noch einen ähnlichen Prozeß durchzumachen: wir brauchen zunächst einen Siegestag über unser Selbst. Wir alle müssen erst noch den Deutschen in uns überwinden, nämlich die falsche Art von Weltbürgertum und die kleinliche Parteisucht, die im deutschen Wesen so unversteckt enthalten sind. Innerlich und äußerlich muß alles Volksfremde bekämpft und ausgeschieden, muß einmütiges Wollen erlernt und angestebt, muß die sittliche Notwendigkeit einer neuen Erhebung allgemein anerkannt werden — und, sollte sie anstatt nach sieben Jahren erst nach sieben Lustren möglich sein! Eben dieserhalb sollten wir auch keinen Gedenktag vergangener Größe ohne mahnendes Erinnern vorübergehen lassen, sondern uns den Inhalt und Wert solcher nationaler Geschehnisse vor Geist und Seele stellen. In diesem Sinne ist der Tag von Leipzig von besonderer Bedeutung — nicht so sehr, weil von da „die Viktorie beginnt", sondern weil da erst die Schmach endet. Nicht was auf Leipzig folgte, sondern der Weg, der bis dorthin zurückzulegen war, ist das lehrhafte für unser heute. Freilich werden wir nicht im entferntesten die gleichen Pfade des Aufstiegs gehen können; durch den Friedensvertrag und die unter dessen Schwert stehende Reichsverfassung sind sie uns nur allzusehr versperrt. Wir wissen jedoch, wie viel bei dem Weg allein schon vom Willen abhängt.

Die Vorzeit löste den Gegensatz zwischen Soldatenstand und Bürgertum dadurch, daß sie beide vereinigend veredelte: der Wehrstand wurde nur noch aus Landeskindern, das Offizierkorps nunmehr auch aus dem gebildeten Bürgertum ergänzt und dann, zunächst für die Dauer des Krieges, die Wehrpflicht allen Berufsständen auferlegt; die Preußen wurden ein Volk in Waffen. Diese geistig-sittliche Änderung des staatlichen Prinzips vollzog sich unter Führung der Krone. Die heutige deutsche Reichsregierung sehen wir andere Wege gehen: die Wehrpflicht wird abgeschafft, eine durch Werbung ergänzte Polizeimacht aufgestellt, der Bildungsstand und das Ansehen des Offizierkorps werden herabgedrückt. Aus der Nation heraus wird also die Aufgabe übernommen werden müssen, für welche bei der Regierung sowohl die Bewegungsfreiheit wie auch der staatsmännische Wille fehlt. Denn eben die demokratische Gestaltung unserer Reichsverfassung gibt ja der Nation mehr als früher Recht und Pflicht, nicht nur mitzuarbeiten, sondern mitzuwollen bei ihrer künftigen politischen Entwicklung. Auch wir stehen wieder vor Reformen wie unsere Vorväter nach der durch Napoleon den Ersten erlittenen schmählichen Niederlage. Wieder handelt es sich um die hohe, aber schwere Aufgabe, „die unveräußerlichen Rechte des Individuums und die sittlich-geistigen Ideale der Menschheit mit den harten und unbiegsamen Ansprüchen des von Natur egoistischen und heroischen Staates in Einklang zu bringen." Es handelt sich aber auch darum, diesen

Staat so aufzubauen und im Völkerleben so hinzustellen, daß er mächtig genug ist, um seinen Bürgern jene Rechte und Ideale zu sichern. Auch darin aber sind wir wieder ganz auf die eigene Kraft angewiesen und dürfen auf keine tätige Hilfe von außen rechnen, wie sie dem bedrängten Staate Friedrich Wilhelms des Dritten schon vor dem Jahre 1813 mehr als einmal winkte. Denn das große benachbarte Rußland, die nordischen Reiche, das freie England standen in politischem Gegensatz zu den Bedrückern Preußens und durften als Helfer schon für den Aufbau gelten. Heute sehen wir nur Feinde oder Fordernde ringsum, nirgends Fördernde, sondern höchstens schwache Nachbarn. Doch wollen wir andererseits nicht übersehen, unter welchen Umständen in den außenpolitischen Verhältnissen uns wenigstens Luft werden kann. Dem neuen polnischen Staatswesen wird man wirkliches Gedeihen erst dann voraussagen dürfen, wenn etwa seine von Deutschen bewohnten Landesteile, anstatt zur Irredenta sich zu entwickeln, dem Reiche Festigkeit geben sollten. Auch Letten und Tschecho-Slowaken werden erst ihre selbständige staatenbildende Kraft zu erweisen haben. Die Furcht, welche Frankreich noch immer vor uns zeigt, die stets erhöhten Sicherheiten, die es für sich vom Völkerbunde fordert, beweisen nicht nur ein inneres Gefühl der Schwäche, sondern auch ein unsicheres Vertrauen auf die Dauer der freundschaftlichen Gesinnung seiner jetzigen Bundesgenossen. Diese ist ja gewiß auch in Frage gestellt durch der Franzosen ungeminderte Begehrlichkeit nach der Rheingrenze. Die harten Besatzungsvorschriften und sonstigen Friedensforderungen belasten das Deutsche Reich ja nicht nur finanziell in unerfüllbarer und jeder Willkür ausgesetzten Form. Frankreich wird stets geneigt sein, für Nichtinnehaltung territoriale Entschädigungen zu fordern, also eine Machterweiterung, welche die Angelsachsen diesseits und jenseits des Ozeans schon aus wirtschaftlichen Interessen schwerlich begünstigen werden. Hier kann die Zeit, die im Krieg sich uns ungünstig erwies, indem sie den Feinden Sammlung gestattete, von Vorteil für uns sein.

Freilich: selbst wenn die Zeit und der Geist günstig sind, bedarf es noch des Mannes, der die Stunde ergreift. Der Tag von Leipzig war möglich erst durch die Tat von Tauroggen. Denn ein Mann muß es sein, der die Sehnsucht der Nation zum Tun entbindet, ein Mann, der gleich ihr fühlt, aber das besitzt, was der Masse nie eignet: den Mut zur Verantwortung. Solcher Mut aber ist Macht, sobald er auf das Verlangen einer Vielheit sich zu stützen vermag. Es wäre verkehrt, hier auf Männer hinzudeuten, die heute noch dem Volke als Führer von Bedeutung und Willenskraft vor Augen stehen. Nicht das Volk findet den Mann — die Stunde reift und ruft ihn. Gerade von dem strengen York hatte ganz gewiß niemand den rettenden Bruch mit aller Überlieferung an gehorsamer Unterordnung erwartet. Auch wiederholen sich derartige Lagen in der Geschichte kaum. Das einzige an der Tat oder Untat ist stets das gewaltig Hinreißende. Es muß uns genügen zu wissen, daß die geschlossene Persönlichkeit, der selbständige Charakter, die seelische Freiheit und sittliche Größe erreichbare Ergebnisse nationaler Erziehung und bewußter Selbstzucht sind. Je eifriger wir in Betrachtung und Belehrung an die Großen der Geschichte herantreten, je treuer und tiefer wir mit ihnen uns vertraut machen, je ernster und sicherer wir das junge Geschlecht auf sie hinzuweisen verstehen, um so mehr dürfen wir hoffen, daß die Eigenschaften und Kräfte, durch welche jene wirkten, bei uns nicht ersterben, sondern neue Männer zu neuen Taten heraufführen werden. Es ist gewiß kein Zufall, daß derselbe York, der den rettenden Schritt des Übertritts zum Freundesfeinde tat, als Vorkämpfer im Herbstfeldzuge von 1813 bei Wartenburg den Elbe-

übergang erzwang, und dadurch dem Heeresteil Blücher, dessen Initiative bei den Gesamtoperationen entscheidend war, den Weg in die Flanke des Feindes bahnte; daß die Mannen desselben York als erste in Leipzigs Tore einbrachen, und wieder als erste zur Verfolgung des geschlagenen Gegners aufbrachen. Der erste schicksalsschwere Entschluß zwang den Mann und die Seinen, stets wieder die Bahn des Vorwärts zu weisen und zu fegen.

Das ist die Lehre von Leipzig: aus jeder Not und Niederlage gibt es ein Aufwärts für ein Volk, das die sittliche Notwendigkeit der Erhebung erkennend arbeitet, vertraut und kampfbereit folgt, wenn der Mann des Schicksals es aufruft und anführt auf dem Weg zur Freiheit!

Zum Betriebsrätegesetz

Von F. O. L.

In den sozialpolitischen Erlassen Kaiser Wilhelms des Zweiten im Jahre 1891 kommt unter anderem zum Ausdruck, daß die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung der Betriebsangelegenheiten teilnehmen sollen. In § 134 h der Gewerbeordnung wurde diese Forderung verwirklicht. Die Arbeiter zeigten jedoch für die Vertretungen kein allzu großes Interesse. Erst der § 11 des Hilfsdienstgesetzes von 1916 brachte die Frage der Entwicklung zur „industriellen Demokratie" in regen Fluß und von diesem Zeitpunkte ab geht es in starkem Tempo vorwärts. Durch die Verordnung vom 23. Dezember 1918 erhielten die Arbeiter- und Angestelltenausschüsse eine feste Grundlage und Erweiterung ihrer Rechte. Die Betriebsräte sollen nun den vorläufigen Abschluß der Entwicklung bilden.

Bei der Einbringung des Gesetzentwurfes über Betriebsräte in der Nationalversammlung wies Reichsarbeitsminister Schlicke darauf hin, daß der Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft nur möglich sei durch Gemeinschaftsarbeit, gegründet auf Solidarität aller Volksgenossen. Ob nun der neue, bisher von uns durch keine Erfahrung erprobte Weg der richtige ist, um die deutsche Gewerbetätigkeit zu fördern, um den gesellschaftlichen Aufbau, den gesamten Wohlstand und Bildungsstand des deutschen Volkes günstig zu beeinflussen, will ich nachstehend untersuchen.

Die Aufgaben der Betriebsräte liegen auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete. Als soziale Organe sollen sie die Tätigkeit der Arbeiter- und Angestelltenausschüsse fortsetzen und fortbilden. Als wirtschaftliche Organe sind sie ein gänzlich neuer Faktor im deutschen Erwerbsleben. Durch das Mitbestimmungsrecht bei Einstellungen und Entlassungen, durch die Beratung der Betriebsleitung und die Mitwirkung an der Fürsorge für die Produktion sollen die Betriebsräte mit weit größeren Rechten als bisher den Arbeiter- und Angestelltenausschüssen zu Gebote standen, ausgerüstet werden.

In allen Betrieben, die in der Regel mindestens zwanzig Arbeitnehmer (Arbeiter und Angestellte) beschäftigen, sind Betriebsräte zu errichten. In Betrieben von fünf bis zwanzig Arbeitnehmern ist ein Betriebsobmann zu wählen. Die Angestellten sollen nach dem Entwurf nicht ihrer Bedeutung nach, sondern nur nach dem Zahlenverhältnisse berücksichtigt werden. Es würde dies also eine Majorisierung der Angestellten durch die Arbeiter bedeuten. Mit Recht wiesen die Nachrichten des Vereins Kruppscher Beamten darauf hin, daß gegenüber dem System sozialistischer Niveauausgleichung die Angestellten sehr bald erkennen werden, daß sie ihre gehobene soziale Stellung auf Grund größeren Wissens und höherer Bedeutung für die Unternehmung im Zeichen der Betriebsräte nicht werden durchhalten können. Die „Vereinigung der leitenden Angestellten in Handel und Industrie" schlug folgende Regelung vor: Es sind getrennte Angestellten- und Arbeiteraus-

schüsse zu wählen. Der Arbeiter- und Angestelltenausschuß jedes Betriebes bildet zur Regelung allgemeiner Angelegenheiten den Betriebsrat, in den jede Gruppe die gleiche Anzahl Vertreter entsendet. Die Mitglieder des Angestelltenausschusses werden von den in den Betrieben vorhandenen Gruppen in der Weise gewählt, daß jede Gruppe die gleiche Anzahl Vertreter aus ihrer Mitte wählt. Zu diesem Zwecke werden die Angestellten in folgende Gruppen geteilt: Angestellte, die rein schematische Arbeiten oder Dienste untergeordneter Art verrichten, Angestellte mit allgemein beruflicher Ausbildung, Angestellte mit besonderer beruflicher Ausbildung und endlich Angestellte, die infolge ihrer Stellung im Unternehmen eine verantwortliche Tätigkeit ausüben. Der Ausschuß der Nationalversammlung für das Betriebsrätegesetz hat nun folgenden von den Mehrheitsparteien veranlaßten Kompromißantrag angenommen, der den Wünschen vieler Angestellten Rechnung trägt: Zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Arbeitnehmer (Arbeiter und Angestellte) des Betriebes den Arbeitgebern gegenüber und zur Unterstützung der Arbeitgeber in der Erfüllung der Betriebszwecke sind in allen Betrieben, die mindestens zwanzig Arbeitnehmer beschäftigen, Betriebsräte zu errichten. Sind in solchen Betrieben mindestens fünf Arbeiter und fünf Angestellte beschäftigt und einigen sich die beiden Gruppen nicht auf einen gemeinsamen Betriebsobmann, so wählen Arbeiter und Angestellte je einen Betriebsobmann. Es wurde weiter beschlossen, den Betriebsobmann in Gewerbebetrieben von fünf Arbeitern einzuführen. Ferner wurde ein Antrag der Mehrheitsparteien angenommen, der die Bildung von eigenen Gruppen von Angestellten- und Arbeiterräten zur Wahrnehmung ihrer speziellen Interessen fordert.

Das Gesetz gilt für alle Betriebe, Geschäfte und Verwaltungen des öffentlichen und privaten Rechts im weitesten Sinne. Die Höchstzahl der Mitglieder des Betriebsrats beträgt zwanzig (bis zu fünfzig Arbeitnehmern drei, von fünfzig bis einhundert Arbeitnehmern fünf Mitglieder), in solchen von einhundert bis unter tausend Arbeitnehmern erhöht sich die Zahl der Mitglieder für je zweihundert weiterer Arbeitnehmer, in solchen von eintausend und mehr Arbeitnehmern für je fünfhundert weitere Arbeitnehmer um je eines.[1]) Gliedert sich ein Betrieb von mehr als dreihundert Arbeitnehmern in selbständige Abteilungen, so kann für jede Abteilung, der mindestens einhundert Arbeitnehmer angehören, ein Abteilungsbetriebsrat gebildet werden. Die Abteilungsbetriebsräte wählen in geheimer Wahl aus ihrer Mitte auf jedes angefangene Tausend in der Abteilung beschäftigte Arbeitnehmer einen Vertreter für den Gesamtbetriebsrat, der jedoch höchstens dreißig Mitglieder haben darf. In dem Gesamtbetriebsrat muß jede Abteilung durch mindestens eine Person vertreten sein. Ein solcher Gesamtbetriebsrat kann auch für gleichartige oder wirtschaftlich zusammengehörige Betriebe, die in einer Gemeinde liegen oder in einer Hand vereinigt sind, durch übereinstimmende Beschlüsse der Einzelbetriebsräte errichtet werden. Die großen staatlichen Unternehmungen und Verwaltungen erhalten in Anlehnung an ihre Organisation Einzel-, Abteilungs- und Gesamtbetriebsräte nach Anhörung der beteiligten Arbeitnehmervereinigungen durch Verordnung der Regierung.

---

[1]) Der vorerwähnte Ausschuß der Nationalversammlung nahm den betreffenden Artikel auf Grund eines Kompromisses der Mehrheitsparteien wie folgt an: „Der Betriebsrat besteht in Betrieben mit weniger als fünfzig Arbeitnehmern aus drei, in solchen mit fünfzig bis unter einhundert Arbeitnehmern aus fünf, in solchen mit einhundert bis unter zweihundert Arbeitnehmern aus sechs Mitgliedern. In Betrieben von zweihundert bis unter eintausend Arbeitnehmern erhöht sich die Zahl der Mitglieder für je zweihundert weitere Arbeitnehmer, in solchen von eintausend und mehr Arbeitnehmern für je fünfhundert weitere Arbeitnehmer um je eines. Die Höchstzahl der Mitglieder beträgt zwanzig. Hat ein Betrieb weniger wählbare Arbeitnehmer als die nach Absatz 1 erforderte Zahl der Mitglieder, so besteht der Betriebsrat aus drei Mitgliedern. Hat der Betrieb weniger als drei wählbare Arbeitnehmer, so findet auf ihn die entsprechende Bestimmung des § 1 sinngemäße Anwendung. Die Zahl der Mitglieder des Arbeiterrats und des Angestelltenrats ist nach den Grundsätzen des vorstehenden Absatzes zu bemessen."

Das aktive Wahlalter, welches nur an den Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte, nicht aber an die Reichsangehörigkeit gebunden ist, beträgt zwanzig Jahre; das passive Wahlalter, das an eine sechsmonatige Betriebs- und dreijährige Gewerbezugehörigkeit gebunden ist, ist auf vierundzwanzig Jahre festgesetzt. Das Wahlverfahren ist das der allgemeinen und geheimen Verhältniswahl. Arbeiter und Angestellte des Betriebes oder der Betriebsabteilung wählen gesondert ihre Vertreter in den Betriebsrat; die Vertreter können aber auch auf beiderseitigen Mehrheitsbeschluß in gemeinsamer Wahl aller Arbeitnehmer gewählt werden. Der Betriebsrat wählt aus seinen Mitgliedern einen Obmann und einen oder zwei Stellvertreter, die zur Vertretung des Betriebsrats gegenüber dem Arbeitgeber und dem Schlichtungsausschusse befugt sind. Hat der Betriebsrat mehr als sieben Mitglieder, so ist ein Betriebsausschuß zu bilden, der aus dem Obmann, dem Obmannstellvertreter und den etwa bestellten ständigen Vertrauenspersonen besteht. Die Mitglieder der Betriebsräte werden auf die Dauer von zwei Jahren gewählt. Arbeiter und Angestellte des Betriebes oder der Betriebsabteilung wählen gesondert ihre Vertreter in den Betriebsrat; die Vertreter können aber auch auf beiderseitigen Mehrheitsbeschluß in gemeinsamer Wahl aller Arbeitnehmer gewählt werden. Auf einen mit zwei Drittel Mehrheit in geheimer Abstimmung gefaßten Beschluß der Betriebsversammlung — das ist die Versammlung aller Arbeitnehmer des Betriebes, in der die Wahlberechtigten stimmberechtigt sind — hat der Betriebsrat zurückzutreten, auch wenn seine Amtsdauer noch nicht abgelaufen ist. Es kann aber auch auf Antrag des Arbeitgebers oder auf Antrag von mindestens einem Viertel der Arbeitnehmerschaft der Schlichtungsausschuß die Auflösung des Betriebsrates bzw. das Erlöschen der Mitgliedschaft wegen gröblicher Verletzung seiner gesetzlichen Pflichten beschließen. Die Bestimmung über die jederzeitige Absetzbarkeit birgt große Fährnisse für unser Wirtschaftsleben in sich; denn ist der Betriebsrat abgesetzt, so wird die unterlegene Partei dauernd agitieren, um wieder in die Betriebsratstellung zu gelangen. Der Betrieb kommt so überhaupt nicht mehr zur Ruhe.

Was die Geschäftsführung und Kosten anlangt, so enthält der Gesetzentwurf nur einige allgemeine Regeln. Die Geschäftsordnung soll sich der Betriebsrat selbst geben. Notwendige Versäumnis von Arbeitszeit wegen der Zugehörigkeit zum Betriebsrat darf nach dem Entwurf eine Minderung der Entlohnung oder Gehaltszahlung nicht zur Folge haben. Die durch die Geschäftsführung des Betriebsrates entstehenden Kosten fallen dem Arbeitgeber zur Last, der auch die erforderlichen Räume und Geschäftsbedürfnisse zur Verfügung zu stellen hat. Auch bestimmt der Entwurf, daß Versäumnis von Arbeitszeit infolge Ausübung des Wahlrechts oder Betätigung im Wahlvorstande eine Entlassung oder Minderung der Gehaltszahlung nicht zur Folge haben darf. Vertragsbestimmungen, die dieser Vorschrift zuwider laufen, sind nichtig. Die Sitzungen können während der Arbeitszeit stattfinden. Der Obmann soll allerdings dafür Sorge tragen, daß nicht durch häufige Anberaumung solcher Sitzungen eine erhebliche Beeinträchtigung des Betriebes stattfindet.

Die Kosten, welche die Industrie zu tragen hat, werden nicht gering sein. So berechnet Dr. Metzner für die Textilindustrie 45 000 Rätemitglieder, die bei zwei Drittel Inanspruchnahme der Arbeitszeit und einem Stundenlohn von einer Mark der Industrie 68,3 Millionen Mark kosten werden.

Der Betriebsrat soll eine Interessenvertretung der gesamten Arbeitnehmerschaft des Betriebes (Arbeiter und Angestellte) gegenüber dem Arbeitgeber sein. Ausgenommen sind nur die oberen Angestellten, Direktoren der Aktiengesellschaften usw., selbständige Geschäftsführer, Betriebsleiter und Prokuristen. Der Geltungsbereich des Entwurfs umfaßt alle großen Wirtschaftsgruppen (mit Ausnahme der Schiffahrt, für die wegen ihrer Eigenart eine Sonderregelung vorgesehen wird), ferner die Schreibstuben der freien Berufe, der Vereine, Gesellschaften, Behörden, Anstalten, Stiftungen usw. Auch das Baugewerbe nimmt eine Sonderstellung ein. Hier kann durch einen für allgemein verbindlich erklärten Tarifvertrag eine

andere Art der Vertretung geschaffen werden, der aber die gleichen Rechte hat, die dem Betriebsrat zustehen. Die Sache liegt nun im Baugewerbe praktisch so, daß nach der allgemeinen Verbindlichkeitserklärung die Baudelegierten als Arbeitervertretung zulässig sind. Solange aber diese Erklärung nicht ausgesprochen ist, müssen Betriebsräte errichtet werden. Nach dem Beispiel des gegenwärtigen Reichstarifvertrages müßten von April bis Oktober Betriebsräte errichtet werden und im Winter, wenn die allgemeine Verbindlichkeit des Tarifvertrages endlich ausgesprochen ist, der Baubetrieb aber stilliegt, würden Baudelegierte kommen. Am 1. April 1920, nach Ablauf des Reichstarifvertrages, müßten wieder Betriebsräte errichtet werden, nach vier bis sechs Monaten, wenn der neue Tarifvertrag für allgemein verbindlich erklärt wird, würden wieder Baudelegierte zugelassen. Nun steht noch gar nicht fest, ob überhaupt der Reichstarifvertrag für allgemein verbindlich erklärt wird, die Gewerkschaften haben nämlich dagegen Widerspruch erhoben. Sollte nun gewartet werden bis jeder einzelne Ortstarif für allgemein verbindlich erklärt ist, so würde dies in einzelnen Fällen bis zum Ablauf der Verträge dauern. Jeder Baubetrieb hätte dann für einen Teil seiner Baustellen mit Baudelegierten, für einen andern Teil mit Betriebsräten zu rechnen. Es ist sehr bedauerlich, daß für die Baubetriebe nicht die gleiche Ausnahme bewilligt worden ist, wie für die Betriebe der See- und Binnenschiffahrt, d. h. die Arbeitervertretung durch besonderes Gesetz zu regeln. Jetzt ist aber mit Sicherheit vorauszusehen, daß die einzelnen Baustellen bei der zufälligen Zusammensetzung der Arbeiterschaft zum Tummelplatz einer unverantwortlichen Agitation werden, um so mehr, als der Unternehmer weit auseinanderliegende Baustellen nicht gleichzeitig selbst leiten kann, sondern hierzu Angestellte verwenden muß, die oft selbst gewerkschaftlich organisiert sind. Dadurch wird eine dauernde Beunruhigung in die Baubetriebe getragen, die Arbeitsleistung sinkt, das Bauen wird immer teurer und zum Schaden der gesamten Volkswirtschaft immer mehr eingeschränkt werden.

In der Betriebsversammlung, die aus den Arbeitsnehmern des Betriebes besteht und in der die Wahlberechtigten stimmberechtigt sind, bilden die Arbeiter die Versammlungsgruppe der Arbeiter, die Angestellten die Versammlungsgruppe der Angestellten. Kann nach der Natur des Betriebes eine gleichzeitige Versammlung aller Arbeitnehmer nicht stattfinden, so hat die Abhaltung der Betriebsversammlung in zwei Teilversammlungen zu erfolgen, die nicht mehr als 48 Stunden auseinanderliegen dürfen. Der Betriebsobmann ist berechtigt und auf Verlangen des Arbeitgebers oder auf Verlangen von mindestens einem Viertel der wahlberechtigten Arbeitnehmer verpflichtet, eine Betriebsversammlung einzuberufen. Der Arbeitgeber hat das Recht, in den auf sein Verlangen stattfindenden Versammlungen zu erscheinen oder sich vertreten zu lassen und sich an den Verhandlungen ohne Stimmrecht zu beteiligen. Der Betriebsversammlung, die grundsätzlich außerhalb der Arbeitszeit stattfindet — nur in dringenden Fällen soll mit Zustimmung des Arbeitgebers hiervon abgewichen werden —, fallen eine Reihe wichtiger Entscheidungen zu, unter anderem über gemeinsame Vertreterwahlen, über die Bildung von Abteilungs- und Betriebsräten, über das Erlöschen der Mitgliedschaft eines Vertreters und über den Bestand des Betriebsrates überhaupt.

Die Rechte, die der Betriebsversammlung zugebilligt werden, sind zu weitgehend. Dann würde es in der Praxis auch so sein, daß stets dringende Fälle vorgeschützt werden, um die Versammlungen in die Arbeitszeit hineinzuverlegen. Der preußische Minister für öffentliche Arbeiten hat sich in einem Erlaß vom 6. August gegen Betriebsversammlungen während der Arbeitszeit ausgesprochen. Es heißt dort unter anderem: „Betriebsversammlungen müssen in der Regel während der Arbeitszeit unterbleiben. Ausnahmen sind nur nach Vereinbarung mit dem Amtsvorstand über den Zeitpunkt und in der Weise zulässig, daß der gesamte Betrieb in der Werkstatt während der Betriebsversammlung stillgelegt wird und sich die gesamte Belegschaft hiermit einverstanden erklärt. Der Beginn der Arbeitsunterbrechung und der Wiederbeginn der Arbeit werden durch besonderes

Signal bekanntgegeben. Für jede angefangene Stunde der so begrenzten Arbeitspause wird ein Stundenlohn gekürzt. Für die Abhaltung von Werkversammlungen, d. h. von Versammlungen nur einzelner Abteilungen der Belegschaft während der Arbeitszeit kann ein Bedürfnis nicht anerkannt werden. Sie haben deshalb gänzlich zu unterbleiben. Die Funktionäre (Vertrauensleute) der Berufsorganisationen haben während der Arbeitszeit ihre Tätigkeit im gewerkschaftlichen Interesse möglichst einzuschränken. Wo sie sich nur schwer vermeiden läßt (Einziehung von Geldbeträgen, Verteilung der Verbandszeitung), hat jedoch der Funktionär vorher Urlaub zu einer Arbeitspause bei dem nächsten Vorgesetzten nachzusuchen und diesen von der Beendigung der Arbeitspause in Kenntnis zu setzen. In solchen Fällen wird der Lohn in gleicher Weise wie bei der Teilnahme von Bediensteten an einer Betriebsversammlung gekürzt. Für Versammlungen der Funktionäre muß der Zeitpunkt mit dem Amtsvorstand vorher, wie bei Betriebsversammlungen, vereinbart und Beginn wie Ende der Versammlung festgestellt werden. Auch die Kürzung des Lohnes erfolgt wie bei diesen. Außerhalb der Arbeitszeit können Dienst- und Arbeitsräume irgendwelcher Art für die Betriebsversammlungen nicht zur Verfügung gestellt werden."

Die Betriebsversammlung könnte eigentlich völlig unterbleiben, denn positive Arbeit wird in einem solchen Gremium nicht geleistet werden. Zu größten Bedenken gibt auch die Möglichkeit Anlaß, daß die Betriebsversammlung den Betriebsrat jederzeit beseitigen kann; unruhige Elemente werden so fortgesetzt wühlen, um immer wieder neue Betriebsräte zu wählen. Ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Betriebsrat und Unternehmer kann auf diese Weise nicht entstehen.

Was den Aufgabenkreis anlangt, so sind die Betriebsräte auf sozialem Gebiete Organe für die Durchführung der Tarifverträge. Ihre Aufgabe ist hier, innerhalb des Betriebes den gleichberechtigten Einfluß der Arbeitnehmerschaft auf die Gestaltung der Arbeitsverhältnisse im Einvernehmen mit den Gewerkschaften herzustellen. Soweit eine tarifliche Regelung nicht besteht, regeln die Betriebsräte in Gleichberechtigung mit dem Arbeitgeber die Löhne und die sonstigen Arbeitsverhältnisse; namentlich wirken sie mit bei der Einführung neuer Löhnungsmethoden, bei der Festsetzung der Akkord- und Stücklohnsätze, bei der Festsetzung der Arbeitszeit, bei der Regelung des Erholungsurlaubs und bei der des Lehrlingswesens u. a. m. Greifen wir die Mitwirkung bei der Regelung der Löhne heraus, so ergibt sich die äußerst wichtige Frage, können die Betriebsräte eigentlich kalkulieren, d. h. sind sie imstande zu berechnen, wie hoch sich die Produktionspreise belaufen, mit welchem Gewinn das Fabrikationsgeschäft abschließt und welchen Anteil als Lohn dem Arbeitnehmer zusteht? Sind sie mit der Errechnung des Selbstkostenpreises und des Verkaufspreises vertraut? Die Frage beantworten, heißt sie verneinen. Sehen wir uns weiter die Mitwirkung bei der Festsetzung der Akkordsätze an, so ergibt sich, daß dies in der Tat unmöglich ist, besonders im Maschinenbau, wo dort Hunderttausende von Akkordsätzen festzustellen sind.

Zusammen mit dem Arbeitgeber setzen die Betriebsräte die Arbeitsordnung fest. Weiter will der Entwurf eine Verhütung von Arbeitsstreitigkeiten oder doch ihre Leitung in geordnete Bahnen herbeiführen. Zu diesem Zwecke soll der Betriebsrat das Einvernehmen innerhalb der Arbeiterschaft, sowie zwischen ihr und dem Arbeitgeber fördern und für Wahrung der Koalitionsfreiheit der Arbeitnehmer eintreten; er soll ferner bei Arbeitsstreitigkeiten, wenn keine Einigung mit dem Arbeitgeber erzielt wird, den Schlichtungsausschuß anrufen und in Fällen drohender Arbeitseinstellung im Zusammenwirken mit den Berufsvereinen dafür sorgen, daß die Arbeit nicht eingestellt wird, ehe dies in geheimer Abstimmung und mit zwei Drittel Mehrheit beschlossen ist, es sei denn, daß die Satzungen der Berufsvereine übereinstimmend ein anderes Mehrheitsverhältnis vorschreiben. Schließlich hat der Betriebsrat zusammen mit dem Arbeitgeber Unfall- und Gesundheitsgefahren im Betriebe zu bekämpfen, Wohlfahrtseinrichtungen zu verwalten und an der Einführung neuer Arbeitsmethoden mitzuwirken.

Auf wirtschaftlichem Gebiet hat der Betriebsrat die Betriebsleitung mit Rat zu unterstützen, um so mit ihr für einen möglichst hohen Stand der Produktion und für möglichst große Wirtschaftlichkeit der Betriebsleitung zu sorgen. In die Aufsichtsräte derjenigen Unternehmungen, für welche ein Aufsichtsrat besteht, entsendet der Betriebsrat ein bis zwei seiner Mitglieder nach besonderem noch zu erlassendem Gesetz. Betrachten wir diese Forderung, so ergibt sich eine völlige Verkennung der reinen Wirklichkeit. Denkt man z. B. an einen Streik. Der Aufsichtsrat tritt zusammen, um über die Forderungen der Arbeitnehmer zu beraten. Die Arbeiter beteiligen sich an dieser Beratung als Aufsichtsratsmitglieder und gehören womöglich selbst der Streikleitung an. Ist das nicht ein großer Unsinn? Mit Recht betonte Karl Friedrich von Siemens, daß das Unternehmen unfehlbar einem schlimmen Schicksal entgegengehe, wenn in den Aufsichtsrat Leute hineinkommen, die nur kurze Zeit dem Betriebe angehören; die Diskretion wird völlig schwinden. Denkt man weiter, z. B. an eine Gesellschaft, die von zwei Parteien gegründet und deren Stimmenverhältnis nach einem bestimmten Modus geregelt ist; kommen hier zwei Betriebsräte hinzu, so wird das ganze Gebäude über den Haufen geworfen. Man muß ferner die Anfechtungen in Betracht ziehen, denen die Betriebsratsmitglieder im Aufsichtsrat ausgesetzt sein werden.

Der Betriebsrat hat ein Recht darauf, Aufschluß über alle die Arbeitnehmerschaft berührenden Betriebsvorgänge, soweit dadurch keine Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse gefährdet werden, zu verlangen. Insbesondere kann er die Vorlage von Lohnbüchern und Informationen über die Leistungen des Betriebes und den zu erwartenden Arbeitsbedarf fordern. Unter Lohnbücher im Sinne des Gesetzes sind auch die Gehaltslisten zu verstehen. Die Folge wird sein, daß der Untergebene über die Bezüge seiner Vorgesetzten genau im Bilde ist, was nur Neid, Mißgunst, Erbitterung und neue Forderungen zeitigen wird. Von besonderer Wichtigkeit ist die Bestimmung, daß in Unternehmungen, die Handelsbücher zu führen haben und mindestens 50 Arbeitnehmer beschäftigen, der Betriebsrat vom 1. Januar 1920 ab jährlich die Vorlage einer Bilanz und einer Gewinn- und Verlustrechnung verlangen kann. Diese Bestimmung wird ruinös gerade für kleinere Firmen wirken. Denn solange die Menschen keine Engel sind, solange müssen wir auch mit bestechlichen Elementen rechnen. Ohne Zweifel werden sich die Fälle der Indiskretion, der fahrlässigen Preisgabe von Einzelheiten der Entlohnungs- und Betriebsleistungsverhältnisse und der Bilanz häufen. Nebenbei erwähnt, kommt nicht die Bilanz der Aktiengesellschaften in Betracht, die diese zu veröffentlichen gesetzlich verpflichtet sind, sondern die Bilanzen der Einzelfirmen, offenen Handelsgesellschaften. Auf der einen Seite hütet der Unternehmer auf das Sorgsamste die wichtigsten Geschäftsgeheimnisse vor der Konkurrenz, auf der andern Seite wird die Axt des Konkurrenten zur Zertrümmerung seines Kredits angelegt. Zwar ist die Geheimhaltung der dem Betriebsrat mitgeteilten Geschäftsgeheimnisse durch Strafvorschriften gesichert. In § 51 des Entwurfs heißt es: „Mitglieder des Betriebsrates, Ergänzungsmitglieder, Vertrauenspersonen und Betriebsobleute, die unbefugt Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse offenbaren, die ihnen in dieser Eigenschaft bekannt geworden und als solche bezeichnet worden sind, werden mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Haft bestraft. Begehen sie die strafbare Handlung, um den Unternehmer zu schädigen oder um sich oder anderen einen Vermögensvorteil zu verschaffen, so werden sie mit Gefängnis bestraft. Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und auf Geldstrafe bis zu 3000 Mark erkannt werden. Auch kann auf die Einziehung der durch die strafbare Handlung erlangten Vorteile erkannt werden. Die gleiche Strafe trifft denjenigen, der die ihm unbefugt offenbarten Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse für sich oder einen andern verwertet oder an andere mitteilt."

Diese Strafvorschriften heben sich auf dem Papier ganz schön ab. Praktisch gedacht liegen aber die Dinge so. Durch Verrat von Geschäftsgeheimnissen ist der Kredit des Unternehmers, der mit einem schlechten Geschäftsjahr abgeschlossen

hatte, völlig erschüttert, trotzdem er sich wieder emporarbeiten könnte. Er ist also ruiniert. Diesem großen volkswirtschaftlichen Verlust steht geradezu eine lächerlich wirkende Sühne auf der anderen Seite gegenüber. Hier muß die Nationalversammlung fest einhaken und darf nicht locker lassen.

Die Bestimmung beschwört aber auch die Folgen der Gefahren herauf: Von den Arbeitnehmern der Betriebe wird der Anspruch erhoben werden, daß die etwa erzielten Gewinne eines Jahres in Lohn- und Gehaltsaufbesserungen umgewandelt werden; mit anderen Worten, die Arbeitnehmer werden auf den vollen Arbeitsertrag Anspruch erheben. Nach den ökonomischen Grundgesetzen muß jedoch ein möglichst hoher Unternehmergewinn im Interesse einer gesunden Volkswirtschaft erzielt werden. Um dies zu erreichen, hat der Unternehmergewinn den Unternehmern zur Verfügung zu bleiben, um sie instand zu setzen, dafür zu sorgen, daß genügende Beträge für die Deckung späterer Verluste zurückgestellt und die Produktionsmittel verbessert und vermehrt werden. Nur so kann die Kapital- und Steuerkraft unserer Volkswirtschaft erhalten bleiben.

Nun zum Mitbestimmungsrecht bei Einstellungen und Entlassungen. Die Ausübung des Mitbestimmungsrechts ist in der Weise gedacht, daß der Arbeitgeber von jeder Einstellung und Kündigung dem Betriebsrat Kenntnis zu geben und dieser, wenn er wichtige berechtigte Interessen des Betriebes oder der Arbeitnehmerschaft des Betriebes verletzt glaubt, ein Einspruchsrecht hat. Das Recht des Einspruchs besteht nicht bei Einstellungen und Entlassungen, die auf einer gesetzlichen oder tarifvertraglichen oder durch Schiedsspruch auferlegten Verpflichtung beruhen, bei Entlassungen, die durch Stillegung des Betriebes erforderlich werden und bei fristlosen Entlassungen aus einem wichtigen Grunde. Kommt es nicht zur Einigung mit dem Arbeitgeber, so kann er den Schlichtungsausschuß anrufen, der dann endgültig und bindend entscheidet. Die Eingriffe in die Verfügungsfreiheit des Unternehmers in den Personalverhältnissen des Betriebes seien, so sagt die Regierungsbegründung, bei den Kündigungen gerechtfertigt durch die ungünstige Lage des Arbeitsmarktes; sie seien bei den Einstellungen gerechtfertigt, weil auf diese Weise das Interesse an der Innehaltung der Tarifverträge und des Verantwortlichkeitsgefühls der Arbeitnehmer für den Betrieb geweckt und gestärkt werden würde. Wie gestaltet sich nun das Mitbestimmungsrecht in der Praxis? Es wird so kommen, daß der Unternehmer die Schädlinge des Betriebes, seien es minderwertige Arbeitskräfte oder Hetzer und Aufwiegler, weiterbeschäftigen und bezahlen muß. Alle diejenigen Arbeiter und Angestellte, die dem Betriebsrat nicht genehm sind, werden aus den Betrieben hinausgeekelt und der Arbeitgeber wird durch das Einspruchsrecht gezwungen, nur Anhänger des jeweiligen Betriebsrats einzustellen. Die betreffende Gesetzesbestimmung gibt also dem Betriebsrat das Mittel in die Hand, die politische Gesinnung der Arbeiter und Angestellten zu vergewaltigen. Diese Befürchtung steht nicht auf dem Papier, sondern sie hat sich in der Praxis bestätigt. Bei der Berliner Metallwarenfabrik Dc:: ueberg u. Quandt sollte am Morgen des 1. Oktober von der Betriebsleitung ein Schlosser eingestellt werden. Als er dem Arbeiterausschuß vorgestellt wurde, stellte dieser fest, daß der Mann Mehrheitssozialist sei; trotzdem er gewerkschaftlich organisiert war, wurde er daraufhin von dem Arbeiterausschuß abgelehnt, da er Mehrheitssozialist sei und die Unabhängigen und Kommunisten nicht mit ihm zusammen arbeiten wollten. Dieses Verhalten wurde damit erklärt, daß ein „Mehrheitssozialist" nicht mehr angenommen werden könne, weil dieser Mann sonst Unruhe in den Betrieb bringen würde. Vertreter der Geschäftsleitung widersprachen diesem politischen Boykott entschieden; ihnen wurde jedoch erklärt, daß der Ausschuß auf dem Standpunkt stehe, daß die Betriebsleitung die Tüchtigkeit des Arbeiters, der Arbeiterausschuß dagegen die politische Richtung desselben zu prüfen habe. Was ist die Folge? Manche Arbeitnehmer werden, um der Gefahr der Nichteinstellung oder der Entlassung zu entgehen, eine ihnen widerwärtige Gesinnung erheucheln. Eine Korruption der ganzen Wirtschaftsverhältnisse wird eintreten. Ich führe noch ein weiteres Beispiel an:

Der Verwaltung der vereinigten (staatlichen!) Kliniken in Göttingen ist vom dortigen sozialdemokratischen Gewerkschaftskartell folgender Beschluß zugestellt worden: „In Betrieben, wo es angängig ist, wo ein Arbeiterausschuß besteht, der gewählt ist von freigewerkschaftlichen Arbeitern, sollen nur Arbeiter beschäftigt werden, die einer freigewerkschaftlichen Organisation angehören. Arbeiter, die nicht der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands angeschlossen sind, müssen isoliert beschäftigt werden zu dem alten Lohnsatz, welcher vor dem 12. Februar 1919 bestand. Neuanfangende Arbeiter, welche sich innerhalb 48 Stunden einer freien Gewerkschaft nicht angeschlossen haben, sind sofort zu entlassen."

Nach dieser Probe sozialdemokratischer Gesinnungstüchtigkeit kann man sich ausmalen, welchen Terror gewisse Betriebsräte demnächst ausüben werden und wie außerordentlich unter ihrem politischen Einfluß die Produktion „gehoben" wird.

Diese Bestimmung über die Mitwirkung bei Einstellungen und Entlassungen hat auch in Arbeiterkreisen eine tiefgehende Erregung hervorgerufen. Das Kartell der christlichen Gewerkschaften in Düsseldorf, dem 20000 christliche Arbeiter und Angestellte angeschlossen sind, hat mit Bezug auf diese Bestimmung einen Beschluß gefaßt, in dem es unter anderem heißt: „Der bisher von Mitgliedern der sogenannten ‚Freien', lies sozialdemokratischen Gewerkschaften und ihrem Anhang gegen uns christlich Organisierte geübte Terror, machte es uns zur Pflicht, gegen die Aufnahme der genannten Bestimmung mit aller Entschiedenheit zu protestieren. In der Hand der Terroristen würde die Bestimmung, wenn sie Gesetzeskraft bekäme, ‚Rot oder kein Brot' und damit die Knechtung anders Denkender bedeuten. Die geplanten Sicherheitsbestimmungen genügen nach unseren Erfahrungen nicht, um solchen Terrorismus fern zu halten."

Auch aus den Angestelltenkreisen sind die schärfsten Proteste erhoben worden. Im Baugewerbe ist die geplante weitreichende Mitbestimmung des Betriebsrats bei Einstellungen und Entlassungen unvereinbar mit der so strengen gesetzlichen Haftbarkeit des Unternehmers für die technische Güte des Bauwerks und die Sicherheit der Konstruktion, sowie für Leben und Gesundheit der Arbeiter selbst.

Die ganzen Bestimmungen, wie wir sie soeben kennen gelernt haben, greifen tief an die Wurzeln unserer Wirtschaft. Sie verkennen völlig, daß diese ein Lebendiges ist, das unausgesetzt in der Entwicklung begriffen, die Möglichkeit freier Entwicklung haben muß. Der Unternehmer kann sich nicht mehr frei bewegen, bei jeder Entscheidung muß er sich mit den ihm gleichgeordneten Instanzen der Arbeitnehmervertretung, oder soweit dies nicht erforderlich ist, mit sich selbst zu Rate gehen, ob seine Entschließungen auch die Billigung aller Betriebsangehörigen finden, ob ihm nicht seitens der Arbeitnehmerschaft Schwierigkeiten gemacht werden, die schließlich alle Berechnungen über den Haufen werfen. Der deutsche Industrielle, Kaufmann und Gewerbetreibende ist also gegenüber seinen ausländischen Berufsgenossen weit, weit im Nachteil. Mit Furcht und Widerwillen wird künftig die Unternehmerschaft an ihre Arbeit denken, das bedeutet schließlich ein Dahinsiechen der besten Kräfte in unserm nationalen Wirtschaftsleben. Die industriellen Vertretungen, voran die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände und der Reichsverband der Deutschen Industrie, haben in Eingaben an die Nationalversammlung und in einer am 24. September in Berlin stattgefundenen Tagung ihre Bedenken gegen den Regierungsentwurf zur Geltung gebracht. In der Eingabe der beiden Spitzenverbände heißt es:

„Die Arbeitgebermitglieder der Kommission zur Beratung des Gesetzentwurfes über Betriebsräte haben nach Prüfung der zweiten Fassung die Überzeugung gewonnen, daß die in den früheren Beratungen von ihnen hervorgehobenen und begründeten schweren Bedenken so gut wie gar nicht berücksichtigt worden sind. Im Gegenteil enthält die zweite Fassung mehrere Änderungen, die die Durchführung dieses Gesetzes nur noch mehr erschweren werden.

Die genannten Kommissionsmitglieder sind der Überzeugung, daß dieser Gesetzentwurf, welcher die Wünsche der Arbeitnehmer auf Sicherstellung ihrer

Interessen und ihrer Mitwirkung an der Hebung der Produktion in den Betrieben verwirklichen sollte, um dadurch die Arbeitslust zu heben und den augenblicklichen niedrigen Stand der produktiven Leistungen der Betriebe wieder auf eine normale Höhe zu bringen, in der vorliegenden Fassung das erstrebte Ziel nicht erreichen, sondern im Gegenteil die Beunruhigung und die Kämpfe in den Betrieben noch weiter vermehren wird.

Die Arbeitgebermitglieder der Kommission bedauern unter diesen Umständen eine Verantwortung für den Inhalt des so gefaßten Entwurfs ihrerseits nicht übernehmen zu können, und müssen sich die Stellungnahme zu der demnächstigen Vorlage an die Nationalversammlung nach jeder Richtung vorbehalten."

Sehr warm nimmt sich die sozialdemokratische Partei des Betriebsrätegesetzes an. In einer Entschließung, die kürzlich in verschiedenen Versammlungen der Groß-Berliner sozialdemokratischen Fraktion vorgelegt wurde, kam folgendes zum Ausdruck: „Wir erblicken in dem Betriebsrätegesetz den ersten Schritt zur Befreiung der Arbeitsleistung von der dienstherrlichen Untertänigkeit des Kapitals. Die Betriebsräte bilden den ersten Schritt, um das Wirtschaftsleben zu demokratisieren."

Blicken wir nun nach Rußland, wo die Betriebsräte zum Zusammenbruch der Wirtschaftsverhältnisse geführt haben. Dort strengen sich die führenden Organe an, um Maßregeln zu treffen, die es ermöglichen, eine gewisse Ordnung in den Fabrikbetrieb hineinzubringen, um die Arbeitsdisziplin und Produktivität zu heben. Es führen diese Maßregeln jedoch nicht zum Ziel, da die Hausordnung in den Fabriken seitens der Betriebsräte festgesetzt wird, die Verantwortung für den regelrechten Gang des Betriebes aber auf den Direktionen lastet, die machtlos sind, die Vorschriften in die Praxis umzusetzen. Hierdurch entsteht die große Unordnung, die allmählich mit tötlicher Sicherheit das Unternehmen dem Starrkrampfe zutreibt. Klar und deutlich kann man in Rußland erkennen, daß die Betriebsräte lediglich Kirchturmspolitik treiben und nur bestrebt sind, ihre eigene Stellung zu halten. Sie sind deshalb stets den Arbeitern gegenüber zum Nachgeben bereit, ihre Entscheidungen fallen daher immer nur einseitig aus und da eine Berufung dagegen nicht möglich ist, so wird die Organisation des Betriebes durch die Tätigkeit des Betriebsrats unterwühlt. In all den Fällen, in denen der Betriebsrat den Standpunkt ändert, kaufmännisch vorgeht, von den Arbeitern Pflichterfüllung zu verlangen beginnt, sind seine Stunden gezählt. Ähnliche Gefahren drohen uns von dem vorliegenden Gesetzentwurf.

Der sozialpolitische Ausschuß der Nationalversammlung, dem das Betriebsrätegesetz überwiesen ist, hat seine Arbeiten bereits aufgenommen. Eine schwere Verantwortung lastet auf ihm. Wenn Reichsarbeitsminister Schlicke glaubt, daß der Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft auf dem neuen Wege möglich sei, so soll dem entgegengehalten werden, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, die Arbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands zum Ausgangspunkt der Lösung der gewaltigen uns harrenden volkswirtschaftlichen Probleme zu machen. Karl Friedrich v. Siemens wies kürzlich darauf hin, daß die deutsche Industrie aufs schwerste enttäuscht worden sei. Die deutsche Wirtschaft ruhte bis heute auf der starken Säule „Industrie". Die deutsche Wirtschaft war stark, und weil sie so stark war, hat sie die Anstürme vertragen können. Sie ist aber am Ende ihrer Kraft, am Ende ihrer Kraft sind auch die Betriebsleiter. Das bisherige Gequatsche können sie nicht mehr aushalten, sie wollen endlich wieder zur wirtschaftlichen nützlichen Arbeit kommen. Mögen diese Worte eines der größten Führer unseres Wirtschaftslebens bei den Mitgliedern der Nationalversammlung nicht ungehört verhallen. Mögen sie noch in zwölfter Stunde die Bestimmungen ausmerzen, die ein Krebsschaden unseres Wirtschaftslebens sind.

Die politiſche Lage in Nord-Schleswig

Von Rechtsanwalt Dr. Barandon

Wir ſtehen unmittelbar vor der Volksabſtimmung über die Zugehörigkeit Nordſchleswigs. Der Kampf um die Nordmark iſt in der deutſchen Öffentlichkeit gegenüber den Abſtimmungskämpfen in Oſtpreußen, Poſen und Oberſchleſien ſtark zurückgetreten. Und doch fällt hier demnächſt die Entſcheidung über wertvolles deutſches Land und über den wichtigen Handelshafen Flensburg. Während der Aufmarſch zur Abſtimmung von Norden und Süden im vollen Gange iſt, wird ein Überblick über die gegenwärtige Lage und die Ausſichten für die Zukunft nützlich ſein.

Die nordſchleswigſche Frage wurde im Oktober und November 1918 durch den damaligen Staatsſekretär des Äußeren Dr. Solf wieder aufgerollt, und zwar durch eine Erklärung im deutſchen Reichstag und durch ein Schreiben an den Dänenführer H. P. Hanſſen, der damals deutſcher Reichstagsabgeordneter war und jetzt däniſcher Miniſter für nordſchleswigſche Angelegenheiten iſt. Hiernach ſtellte ſich die deutſche Regierung auf den Standpunkt, daß die nordſchleswigſche Frage gemäß dem Friedensprogramm des Präſidenten Wilſon auf der Grundlage des Selbſtbeſtimmungsrechtes der in Betracht kommenden Bevölkerung zu löſen ſei. Allerdings erwähnte das Wilſonſche Friedensprogramm — nämlich die Botſchaft vom 8. Januar 1918, die das Evangelium der 14 Punkte enthält — Nordſchleswig mit keiner Silbe, und die Abgeordneten Oberfohren und Runkel ſtellten eine entſprechende Anfrage an die Reichsregierung, wie ſie dazu käme, ohne Not von ſich aus und auf Koſten deutſcher Volksgenoſſen Konzeſſionen in einer Frage anzubieten, die überhaupt gar nicht zur Diskuſſion ſtand. Auf dieſe Anfrage erwiderte die bereits nicht mehr Kaiſerliche Regierung, es könne nach Lage der Dinge nicht beſtritten werden, daß es ſich bei den däniſchen Anſprüchen auf Teile Nordſchleswigs um eine klar umſchriebene nationale Forderung handele, auf die der Grundſatz des allgemein anerkannten Selbſtbeſtimmungsrechts ohne weiteres Anwendung finde. Auf den Kernpunkt der Frage, worauf ſich die „klar umſchriebenen nationalen Anſprüche Dänemarks“ denn eigentlich gründeten, hat die Regierung nicht geantwortet. — Nachdem die Regierung ſolchermaßen ihre Bereitwilligkeit erklärt hatte, war es ſelbſtverſtändlich, daß die Dänen ſofort zugriffen. H. P. Hanſſen richtete, geſtützt auf die Erklärungen des Staatsſekretärs Dr. Solf, im Namen ſämtlicher Dänenvereine Nordſchleswigs eine Entſchließung an die däniſche Regierung mit Forderungen, die im weſentlichen alle durch die Artikel 109—114 des Verſailler Friedensvertrages erfüllt worden ſind.

In dieſen Artikeln iſt als oberſter Grundſatz aufgeſtellt, daß die Grenze zwiſchen Deutſchland und Dänemark nach Maßgabe der Wünſche der Bevölkerung feſtgeſetzt werden ſoll. Zu dieſem Zwecke war urſprünglich eine Abſtimmungszone vorgeſehen, die von der Königsau bis zur Linie Schleimündung—Eidermündung reichte. Die geſamte Abſtimmungszone war in drei Zonenabſchnitte oder — wie wir uns abweichend vom Sprachgebrauch des Friedensvertrages zu ſagen gewöhnt haben — in drei Zonen eingeteilt. Die erſte Zone reichte und reicht bis zu einer Linie ſüdlich Alſen — nördlich Sylt und umfaßt die rein deutſchen Gemeinden Tondern und Hoyer. In dieſer Zone ſoll ſich das Abſtimmungsergebnis nach der Mehrheit aller im Geſamtabſchnitt abgegebenen Stimmen beſtimmen, d. h. die Abſtimmung in dieſer Zone erfolgt enbloc. Es iſt klar, daß hierbei die im Süden liegenden rein deutſchen Gemeinden wie Tondern und Hoyer durch die däniſchen Majoritäten des Nordens überſtimmt und vergewaltigt werden. Ein gerechtes Abſtimmungsergebnis kann auf dieſe Weiſe niemals erzielt werden. Das geht nur, wenn gemeindeweiſe abgeſtimmt und die Grenze dann derartig feſtgelegt wird, daß verſtreute Enklaven diesſeits und jenſeits gegeneinander ausgetauſcht werden und nicht mehr Deutſche in Dänemark

verbleiben, als Dänen in Deutschland. Von einer solchen Lösung sind aber die Abstimmungsbedingungen für die erste Zone weit entfernt. In der zweiten Zone, deren Südgrenze in Flensburg vom Osten bis südlich der Inseln Föhr und Amrum verläuft und Flensburg mit umfaßt, soll fünf Wochen nach der Abstimmung in der ersten Zone abgestimmt werden, und zwar gemeindeweise. In der dritten Zone, dem südlichsten Abschnitt, war gleichfalls gemeindeweise Abstimmung vorgesehen.

Der Protest der deutschen Regierung, der sich richtete gegen die Ausdehnung des Abstimmungsgebiets, gegen die feindliche Besetzung, gegen die Zoneneinteilung, gegen den Zeitpunkt der Abstimmung, der vorgesehen war zu einer Zeit, wo Deutschland noch unter der vollen Wirkung der Hungerblockade stand, und namentlich gegen die en bloc-Abstimmung in der ersten Zone, durch welche rein deutsche Gemeinden einfach vergewaltigt werden — dieser Protest hat einen Erfolg nur insofern gehabt, als im endgültigen Friedensvertrag die Bestimmungen über die Besetzung und Abstimmung in der dritten Zone ganz in Fortfall gekommen sind, so daß wir es nunmehr nur mit zwei Zonenabschnitten zu tun haben. Der Verzicht auf die dritte Zone ist auf den ausdrücklichen Wunsch der dänischen Regierung und H. P. Hanssens geschehen. Trotzdem fordert eine lärmende dänische Propaganda nach wie vor die Abstimmung in der dritten Zone oder doch wenigstens ihre Räumung und Besetzung durch Ententetruppen. Angesichts der feststehenden Fassung des Friedensvertrages ist das ein ganz unrechtmäßiges und aussichtsloses Unterfangen, wie die Friedenskommission der Entente und die dänische Regierung selbst ausdrücklich und wiederholt erklärt haben.

Das gesamte Abstimmungsgebiet ist innerhalb von zehn Tagen nach dem Inkrafttreten des Friedensvertrages von den deutschen Truppen und höheren Behörden zu räumen. Der Friedensvertrag tritt in Kraft, wenn außer der deutschen, die Ratifikationsurkunden dreier der alliierten und assoziierten Prinzipalmächte in Paris niedergelegt sind. Bis jetzt hat nur Deutschland ratifiziert. Auch die englische Ratifikationsurkunde ist noch nicht in Paris, da die englischen autonomen überseeischen Besitzungen wie Australien, Kanada und die südafrikanische Union auch ratifizieren müssen. Nach den letzten Nachrichten scheint die Abstimmung in der nördlichen Zone nicht vor November, in der zweiten Zone gar erst im nächsten Jahre zu erwarten sein. Während der Abstimmung geht die Verwaltung und die Staatshoheit des geräumten Gebietes an eine fünfgliedrige Kommission über, die aus drei Ententemitgliedern, einem schwedischen und einem norwegischen Mitglied besteht. In dieser Fünferkommission sind weder Deutschland noch Dänemark vertreten.

Die Arbeit der Fünferkommission besteht außer der Verwaltung des Landes während der Abstimmung in der Vorbereitung der Grenzfestsetzung auf Grund des Stimmergebnisses und „unter Berücksichtigung der besonderen geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen der einzelnen Ortschaften", wie es im Vertrage heißt. An diesen Passus haben sich die lebhaftesten Befürchtungen geknüpft. Dänischerseits wird uns zugerufen „Gebt Euch keine Mühe, die Entente zieht die Grenze doch wie sie will und wie wir wollen", und auch von Deutschen hört man den Satz „Wozu sollen wir abstimmen, es nützt ja doch alles nichts". Einem solchen Standpunkt kann nicht scharf genug entgegengetreten werden. Es ist ganz selbstverständlich, daß als oberster Grundsatz für die Grenzfestlegung das Stimmergebnis zu gelten hat, und um diesem zur Geltung zu verhelfen, ist es ebenso selbstverständlich, daß wir uns rühren und unser Deutschtum durch die Abstimmung laut und tatkräftig dokumentieren müssen.

Die endgültige Grenze soll dann durch eine Kommission von sieben Mitgliedern, unter denen sich auch ein deutsches und ein dänisches findet, an Ort und Stelle festgelegt werden.

Stimmberechtigt ist jede über zwanzig Jahre alte Person, die im Abstimmungsgebiet geboren oder seit einem früheren Zeitpunkt als dem 1. Januar 1900 wohnhaft ist. Wer im Abstimmungsgebiet wohnt, stimmt am Wohnort, wer nicht

im Abstimmungsgebiet wohnt, stimmt am Geburtsort. Es ist natürlich von der äußersten Wichtigkeit, daß die vielen Tausende von Stimmberechtigten, die im Abstimmungsgebiet geboren sind und nun im übrigen Deutschland verstreut wohnen, geschlossen und vollzählig zur Stimmabgabe anrücken. Zu diesem Zweck ist von dem deutschen Ausschuß für das Herzogtum Schleswig in Flensburg eine großzügige Organisation geschaffen, durch die jedem Stimmberechtigten freie Eisenbahnfahrt an den Abstimmungsort und freie Unterkunft und Verpflegung daselbst gewährleistet ist.

Wenn man nun fragt: Wie ist die Stimmung im Lande, wie sind die Aussichten? So kann man getrost sagen: Die Aussichten für die zweite Zone und für Flensburg sind gut. Zu Beginn des Jahres allerdings, als man noch unter dem frischen Eindruck der Revolution in Deutschland und unter der vollen Wirkung der Blockade stand, machte sich gerade auch in Flensburg eine große Panik und Kopflosigkeit geltend. Man erblickte in Dänemark ein Paradies, in das man sich retten konnte. Wenn man vor Lebensmittelläden in der Kette stand, hörte man die Frauen sagen: Das dauert nun ja bloß noch ein paar Wochen, dann sind wir dänisch und dann haben wir alles, was wir brauchen. Eine eifrige dänische Agitation tat das ihrige, um durch Lebensmittelpakete für die Stimmberechtigten, Konfirmationsanzüge, Stiefel und Ferieneinladungen für die Kinder diesen Wahn zu stärken. Seitdem ist man aber zur Besinnung gekommen, und zwar ist der Punkt, der den Leuten — und nicht nur den Deutschen allein sondern auch den dänisch gesinnten — am meisten zu denken gibt, die Valutafrage.

Bei der großen Verschiedenheit der Wirtschaftsverhältnisse in Deutschland und Dänemark ist es klar, daß durch eine Änderung der politischen und damit der wirtschaftlichen Grenzen so gut wie alle wirtschaftlichen Werte betroffen werden, die sich im Abtretungsgebiete befinden. Zunächst tritt der an Dänemark fallende Landesteil unter die dänische Münzhoheit. Die deutsche Markwährung wird durch die dänische Kronenwährung ersetzt. Damit verliert der Besitzer von Markwerten heutzutage rund vier Fünftel seines Vermögens. Denn der Tageskurs der Mark beträgt jetzt für 100 Mark noch nicht 20 Kronen, während die Friedensparität 89 Kronen war. Überdies ist die Kaufkraft der Krone in Dänemark sehr stark gesunken und zurzeit nicht größer als die der Mark in Deutschland. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die dänische Regierung einen höheren Kurs als den Tageskurs festsetzt, weil das die finanzielle Leistungsfähigkeit des kleinen Landes bei weitem übersteigen würde. Die 145 Millionen Kronen der sogenannten dänischen Wiedervereinigungsanleihe können für eine Valutaregulierung nicht aufgewendet werden, weil sie bestimmt sind für den Erwerb des preußischen fiskalischen Eigentums und zur Übernahme der Verbindlichkeiten gegenüber den Empfängern von Staatspensionen und Renten. Allein für diese Zwecke wird die durch die Wiedervereinigungsanleihe aufgebrachte Summe nicht annähernd ausreichen, für eine allgemeine Valutaregulierung kommt sie keinesfalls in Betracht.

Die Bevölkerung Nordschleswigs ist vorwiegend bäuerlich und lebt vom Absatz landwirtschaftlicher und namentlich viehwirtschaftlicher Erzeugnisse, für die das industriereiche Deutschland, auch wenn man seine Zukunft noch so pessimistisch beurteilt, ein immer bereiter Abnehmer sein wird. Dänemark ist selbst ein Agrarexportland und in seiner während des Krieges so lohnenden Ausfuhr durch die zollpolitischen Maßnahmen Englands und durch den schlechten Valutastand Deutschlands jetzt so eingeschränkt, daß die Zahlungsbilanz bereits wieder passiv geworden und der ganze Scheinreichtum in Frage gestellt ist. Das weiß der nordschleswigsche Landwirt. Und der Städter in Flensburg weiß, daß seine Stadt beim Verbleib bei Deutschland Freihafen wird, also Auslandshandelsort, für den das bißchen Hinterland keine Rolle mehr spielt, während ein dänisches Flensburg bald durch Kopenhagen an die Wand gedrückt wird. Dies alles ist dem Nordschleswiger im Laufe dieser Monate zum Bewußtsein gekommen, und man kann beobachten, daß viele dänische Fahnenstangen, die in Nordschleswig des Danebrogs harrten, jetzt bereits wieder verschwunden sind.

Dies ist die Lage. Das Ziel wird sein, daß unsere Volksgenossen, die uns durch die neue Grenzregulierung politisch verloren gehen, innerhalb der dänischen Hoheitsrechte als kulturelle Minderheit anerkannt werden und ihnen außer dem freien Gebrauch der deutschen Sprache ein Eigenleben, namentlich auf dem Gebiete der Schule und Kirche, der Presse, des Vereins- und Versammlungswesens dauernd gesetzlich gewährleistet bleibt. Die Vorarbeiten zur Durchsetzung dieser Forderungen sind im vollen Gange. Möge Pflichttreue und geschlossene Teilnahme an der Abstimmung auf unserer Seite, staatsmännisch weise Zurückhaltung auf der anderen Seite für alle Zukunft verhüten, daß wir uns unser Ziel weiter stecken müssen. Sollte diese Hoffnung trügen, so werden wir der Worte Theodor Storms eingedenk sein:

„Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank."

Fiume

Was sich seit nun bald vier Wochen in Fiume begibt, bildet ein Probeexempel für die Wirksamkeit des Völkerbundes. Anspruch steht hier gleichberechtigt neben Anspruch, beide Gegner führen politische, militärische, völkische, moralische und wirtschaftliche Gründe ins Feld, beide fordern, was sie sich für durchaus berechtigt halten zu verlangen, beide sind einem Kompromiß abgeneigt: nun Völkerbund entscheide!

Der Völkerbund — im vorliegenden Falle Wilson, der die an sich unerhebliche Frage unvorsichtigerweise zu einer Prestigeangelegenheit hat werden lassen — ist — krank. Es ist, als ob die Weltgeschichte einen Witz machen wollte. Gewiß ist das ein Zufall, aber einer von jenen Zufällen, die wie ein Blitz in dunkler Nacht jäh die ganze Lage erhellen. Nach den Erfahrungen des Weltkrieges kann es als ausgemacht gelten, daß in Zeiten der Not, und gerade in solchen soll doch der Völkerbund seine ganze Wirksamkeit bewähren, nur ein Mann, ein einziger, die Geschicke eines Volkes in die Hände nehmen, selbst sehen, selbst hören, selbst entscheiden muß. Das wird trotz aller Betriebsräte schon bei jedem gutgeleiteten Unternehmen so bleiben, das wird trotz allem Parlamentarismus und trotz aller Rätesysteme auch in den Staaten der Zukunft der Fall sein. Frankreich ohne Clemenceau, England ohne Lloyd George, Amerika ohne Wilson sind gar nicht denkbar, und soviel man gegen diese Männer im einzelnen einzuwenden berechtigt sein mag, es ist kaum anzunehmen, daß es besser um ihre Länder stände, wenn diese diesen einzelnen nicht ihr Vertrauen geschenkt hätten. Auch Italien stände heute — das darf als ausgemacht gelten — anders da, wenn Giolitti sich hätte durchsetzen können und in Deutschland ist während des Krieges und schon vorher, in allen Lagern der Ruf nach dem einen Großen immer wieder laut geworden. Der „Zufall", der jetzt eingetreten ist, wird also auch in Zukunft immer wieder möglich werden und die Lage ist wegen ihres Beispielwertes wohl wert, eingehender betrachtet zu werden.

Was also ist eigentlich vor sich gegangen? Zwei Staaten haben ihre Sache vor den Gerichtshof gebracht. Als die Entscheidung dem einen nicht gefiel, hat er trotzig den Gerichtshof verlassen. Mit Not und Mühe ist der Trotz gebrochen worden, sind neue Verhandlungen eingeleitet. Nun aber ist der eine, der wichtigste, ausschlaggebende Faktor im Hohen Rat nicht mehr persönlich anwesend. Er ist auf Reisen, schwer erreichbar, dringend mit anderen Aufgaben beschäftigt, er wird infolge der Überarbeitung krank, ist verhandlungs- und entscheidungsunfähig, hat aber keinen Bevollmächtigten ernannt, weil er in dieser überaus wichtigen Angelegenheit, an der in der Tat der Friede zweier, vielleicht mehrerer großer Staaten hängt, aus den oben angeführten Gründen die Verantwortung keinem andern überlassen kann und will. Die Entscheidung setzt aus.

Industrien geraten ins Stocken, der Handel sieht sich gehemmt, wochenlang, Millionen gehen verloren in einer Zeit, da alles nach Wiederaufbau, nach intensiver Wiederaufnahme der zwischenstaatlichen Beziehungen drängt. Eine unerträgliche Situation. Da reißt einem der beiden Prozeßgegner die Geduld. Schlimmer noch. Angehörige des einen Gegnerlandes werfen der Diplomatie den Fehdehandschuh hin, Nationalismus protestiert gegen Internationalismus, völkisches Bestreben gegen überstaatliche Abstraktion, Tatkraft gegen Theorie, Selbstvertrauen gegen Selbstaufgabe. Teile des einen Volkes setzen sich durch Handstreich in den Besitz der umstrittenen Stadt. Die Regierung ist machtlos. Was nun? Vor der Tatsache kapitulieren heißt das Gewaltrecht bestätigen. Aber Taten gegenüber sind Rechtssprüche machtlos, wenn keine Exekutive da ist. Die Exekutivmacht des Völkerbundes hat niemand stellen wollen, auch Amerika nicht, aus dem einfachen Grunde nicht, weil — die Menschen sind nun einmal so — Blut eines Volkes nur für seine eigenen Ziele geopfert werden kann. Also bleibt nur die unblutige Exekutive: die Blockade. Aber schon bei Fiume zeigt sich, daß die Blockade unwirksam ist. (Und blockiert einmal im Frieden Rußland oder Indien oder Persien!) Was also nun? Man blockiert also vielleicht das Land, dessen Regierung sich gegen die Rebellen nicht durchsetzen kann. Tittoni hat diese Möglichkeit ja in seiner großen Rede vom 27. September bereits angedeutet. Unter dem Druck wird die Regierung vielleicht gestürzt werden, wird eine, sagen wir, sozialistische ans Ruder kommen (was im konkreten Fall Italien nicht unbedingt wahrscheinlich ist). Aber was ist damit geändert? Werden die antimilitaristischen Sozialisten das Heer gegen Landsleute zu führen imstande sein? Das Heer ist in diesem Falle ja gegen sie. Welche Machtmittel hat also diese sozialistische Regierung, sich gegen die Rebellen durchzusetzen? Das einzige ist, sie desavouiert die Rebellen. Folge: diese erklären sich selbständig und sitzen immer noch da, wo sie nicht sein sollten. Es ist im konkreten Falle nicht wahrscheinlich, daß sich d'Annunzio ewig wird in Fiume halten können, aber es wird sicher Fälle geben, in denen das doch möglich ist. Es entsteht dann ein kleiner selbständiger, ein Pufferstaat. Gerade die Lösung im bösen, die Wilson nach den neuesten Meldungen — das Problem zeitigt immer neue Lösungsvorschläge, was die Verworrenheit der Lage und die Verlegenheit der Schiedsrichter deutlich kennzeichnet — im guten anstrebt. Aber jeder klardenkende Politiker weiß auch, daß Pufferstaaten keine Lösungen bedeuten, nur ein Hinausschieben von (vielleicht schwer oder gütlich gar nicht möglichen) Lösungen und lediglich Anlaß zu neuen Konflikten und (schlimmer noch) fortdauernden Chikanen bilden. Der Konflikt dauert also fort trotz Völkerbund. Auch der Völkerbund sichert den Weltfrieden nicht, solange er keine Exekutivmacht besitzt. Eine Exekutivmacht aber ist aus den oben angedeuteten Gründen nicht möglich, solange nicht ein Volk die Hegemonie über die ganze Erde besitzt, wozu vorläufig wenig Aussicht besteht.

Damit soll nicht bestritten werden, daß der Völkerbund immerhin wertvolle Dienste zur Erhaltung des Friedens leisten könnte. Es ist möglich, daß er die Herabsetzung der Rüstungen früher oder später durchzusetzen und damit Kriege wieder weniger verlustreich zu gestalten vermag, und es ist wahrscheinlich, daß der obligatorische Appell an den obersten Staatengerichtshof die Möglichkeit eines blinden plötzlichen Hereinbrechens einer Katastrophe herabsetzt, aber in allen Fällen, in denen es tatsächlich hart auf hart geht, wird er, wie das Schulbeispiel Fiume zeigt, versagen müssen, und selbst, wenn es gelänge, in solchen Fällen widerspenstige Völker durch wirtschaftliche Druckmittel zu zwingen, würde es Fälle geben, in denen ein derartiger, von einer abstrakten Macht ausgeübter Druck dem nationalen Willen der Völker, der nun einmal eine Realität ist und voraussichtlich auch bleiben wird, derart unerträglich werden könnte, daß sie gemeinsam gegen diese als unnatürlich empfundene Weltordnung Front machten, um eine neue herbeizuführen, innerhalb derer dem individuellen nationalen Willen mehr Lebensmöglichkeit gegeben wäre. Es ist hier im politischen Leben derselbe Vorgang wie im privaten das Duell. Man mag gegen das Duell und seine Auswüchse sagen,

was man will, es wird immer Fälle geben, in denen beide Gegner es vorziehen werden, statt ihre Sache vor einen unpersönlichen uninteressierten Gerichtshof zu tragen, sie persönlich auszumachen und es ist eine Sache der Weltanschauung, ob man die Entscheidung dabei den Waffen oder dem Würfelbecher überläßt, immer aber wird dann diese, und nicht die überpersönliche Lösung als endgültig oder maßgebend angesehen werden. Ob jemand, der seinen Nebenbuhler bei seiner Geliebten überrascht, auf Scheidung klagt oder den Nebenbuhler totschlägt, ist eine Frage des Temperaments und der Lebenskraft, aber auch im Leben der Völker wird es immer Individuen geben, die den zweiten Weg wählen und so wenig das Gericht derartige Vorkommnisse im Privatleben völlig unterbinden kann, so wenig wird der Völkerbund imstande sein, Eigenmächtigkeiten in der Politik zu verhindern. Das Recht ist nur ein, nicht das Mittel zum Leben.

Damit erscheint die Problematik des Fiumezwischenfall, der eigentlich schon längst kein Zwischenfall mehr ist, voll aufgerollt, und es bleibt uns nur noch, das konkrete Geschehen in kurzen Umrissen nachzuzeichnen, und die Lage zu übersehen.

Der Tatbestand ist bekanntlich überaus verworren. Das adriatische zum ausschließlich italienischen Meer zu machen, war das Kriegsziel der Italiener. Auf der Friedenskonferenz präsentierten sie zur Erreichung dieses Zieles zwei Rechtstitel: den Londoner Vertrag von 1915 und das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Auf Grund des ersteren beanspruchten sie alles wesentliche der adriatischen Ostküste außer Fiume, auf Grund des zweiten Fiume selbst. Der Londoner Vertrag war zwar mit England und Frankreich geschlossen, von Wilson aber nicht anerkannt und damit, da laut Konferenzbeschluß, dem auch Italien unvorsichtigerweise zugestimmt hatte, alle Entscheidungen einstimmig gefaßt werden mußten, hinfällig. Die Anwendung des Selbstbestimmungsrechts auf Fiume schien strittig, da die Italiener nur in der eigentlichen Stadt die unbestrittene Majorität haben, die Vorstädte aber und das Hinterland ebenso unbestreitbar slawisch sind. Trotzdem bestanden die Italiener, die offenbar nach dem Grundsatz: alles fordern, um viel zu bekommen, handelten, unentwegt auf ihren Forderungen, Wilson um die wirtschaftliche Zukunft der Südslawen sicher zu stellen, ebenso unentwegt auf peinlichster Durchführung des Selbstbestimmungsrechtes, die eine überaus verwickelte staatsrechtliche Lage geschaffen hätte. Während der Verhandlungen hielten es Orlando und Sonnino für klug, ihren Ansprüchen durch eine überaus lebhafte Zeitungspropaganda mehr Gewicht zu verschaffen. Als es dann zur Entscheidung kam, blieb ihnen, aus Rücksicht auf die voreilig aufgerufenen und nun nicht mehr los zu werdenden nationalistischen Geister des Landes nichts anderes übrig, als die Konferenz unter Protest zu verlassen. Wenn sie aber gedacht hatten, die Konferenz mit dieser Sezession zu sprengen oder zu nötigen und den Abschluß des Friedens mit Deutschland unmöglich zu machen, weil ein Londoner Abkommen den Sonderabschluß von Friedensverträgen verbot, so hatten sie sich verrechnet: die Partner kehrten den Spieß um und erklärten, wenn Italien freiwillig ausscheide, noch dazu in einer Sache, an der es nur mittelbares Interesse habe, so sei das seine eigene Angelegenheit, ändere aber nichts an der Entscheidung der Verbündeten. Italien sah sich isoliert und mußte klein beigeben. Tittoni nahm die Verhandlungen wieder auf und Nitti erklärte sich für engstes politisches Einvernehmen mit den Westmächten. In den nächsten Wochen änderte sich die Lage insofern, als Italien zwar nicht sein neues politisches Ziel, den Anschluß der österreichischen Republik an Deutschland, wohl aber seine unmittelbaren Territorialansprüche gegen Österreich durchsetzte. Dann folgte Wilsons Abreise, der Friede mit Bulgarien und an einer Lösung der Adriafrage arbeiteten die Kommissionen. Inzwischen aber hatten die Engländer sich in Österreich und Südslawien bedeutende wirtschaftliche Vorteile u. a. den größten Teil der Donauschiffahrtaktien gesichert, und Clemenceau begann es angesichts der verworrenen Lage in den Vereinigten Staaten, deren Senat den ganzen Friedensvertrag nebst dem Bündnisabkommen und mit letzterem alle militärischen Sicherheiten für Frankreich in Frage stellte, schwül zu werden. Da der Friedensvertrag, um in Kraft treten zu

können, von drei Ententemächten ratifiziert sein muß, fing man an, sich, trotzdem der „Temps“ flehenden Einspruch erhob, mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß im Notfalle auch Italien als dritter Ratifikant herhalten könnte, und war infolgedessen geneigt, die italienischen Ansprüche auf Fiume mit freundlicheren Augen anzusehen. Gern tat man das in Frankreich nicht, da man noch immer auf engen Zusammenschluß mit Amerika hofft (dem der „Temps“ sogar französische Unterstützung in Ostasien anbot), und es daher vermeiden möchte, Wilson bloßzustellen, eine Rücksicht, die England, das den Völkerbund nicht mehr braucht und dessen Einfluß angesichts der in den Senatsverhandlungen zutage getretenen amerikanisch englischen Rivalität um die Weltherrschaft wegen Irland, Persien und Ägypten eher fürchtet, kaum mehr nötig zu haben glaubt. Man einigte sich aber in Clairfontaine darauf, daß Italiens Mandat über Albanien, sein Anspruch auf Valona anerkannt werden sollten. Die Meerenge von Korfu sollte neutralisiert werden — ein alter englischer Wunsch —, Zara sollte Freistadt, Dalmatien südslawisch werden. Fiume sollte italienisch sein, sein Hafen und seine Eisenbahn ins Hinterland jedoch dem Völkerbund unterstellt werden. Das war eine Lösung, die Tittoni, wenn auch nicht für absolut befriedigend, doch, da sie genügende Garantie für ein italienisches Übergewicht im adriatischen Meer bot, für ausreichend hielt. Es blieb nur noch übrig, die Zustimmung des auf seiner Propagandareise begriffenen Wilson einzuholen, ohne die weder England noch Frankreich sich binden wollten (wobei es allerdings dahingestellt bleiben muß, ob man von seiten der Westmächte die Verantwortung für die Nichtbefriedigung der italienischen Ansprüche nicht einfach von sich ab- und Wilson zuschieben wollte).

Dies war im Gange als d'Annunzio der Entwicklung vorgriff und Fiume eigenmächtig für Italien annektierte. Er tat damit nichts anderes, als was der General Haller den Ukrainern, die Rumänen Ungarn gegenüber getan hatten. Was die Lage komplizierte, war nur, daß hinter diesen der ganze Staat stand, hinter d'Annunzio anscheinend nur ein paar Freiwillige, und ein paar nationalistische Gruppen, ja daß die Regierung des eigenen Staates sich gegen ihn erklärte. Was hätte sie anders tun können? Bereits durch den Fall des Kabinetts Orlando war erwiesen worden, daß eine Brüskierung der Friedenskonferenz, ein eigenmächtiges Vorgehen Italiens nicht möglich war. Die Drohung Wilsons im Falle vorgreifender Besetzung Fiumes durch Italien keine Schiffe (also auch keine Lebensmittel) schicken zu wollen, klang dem eifrig mit dem Wiederaufbau des noch immer von Streiks und Bolschewismus (eigenmächtiger Landbereicherung durch die Bauern Apuliens!) erschütterten Landes eindringlich in den Ohren, er sah das Land aufs neue dem Hunger, der ohne amerikanische Hilfe untilgbaren Schuldenlast und dem wirtschaftlichen Ruin preisgegeben. Allerdings ist schwer begreiflich, wie d'Annunzio seinen Plan, der der Regierung nach „Avanti“ schon im Juli bekannt gewesen sein muß, hat durchführen können, ohne daß die Regierung etwas merkte. Aber an der Ehrlichkeit von Nittis Abschüttelungserklärung kann trotzdem kaum gezweifelt werden, man muß eben berücksichtigen, daß die Stellung des Kabinetts Nitti nie so fest gewesen ist, als daß es nicht jeden Zusammenstoß mit nationalistischen Kreisen tunlichst hätte vermieden sehen wollen. Möglich, daß sie im ehrlichen Bestreben, das unbedingt Beste des Landes zu wollen und den sichersten Weg zu gehen, die Imponderabilien falsch eingeschätzt hat, möglich auch, daß gerade der unglückselige Gedanke der Engländer, in Fiume Polizeisoldaten aus Malta zu verwenden, also Italiener gegen Italien zu stellen, für d'Annunzios sofortiges Handeln den Ausschlag gegeben hat, jedenfalls fiel die Regierung, im Bestreben die Scylla zu vermeiden, sogleich in die Karybdis: es zeigte sich auf einmal, daß sie das Heer nicht mehr hinter sich hatte, dessen man andererseits bedurfte, um der inneren Unruhen Herr werden zu können. Das Heer lief entweder zu dem rasch zum Nationalhelden gewordenen Dichter über, oder weigerte sich gegen ihn zu marschieren, und auch die Zeitungen, die sich zunächst abwartend verhalten hatten, mußten, wahrscheinlich unter dem Druck der schnell erregten öffentlichen

Meinung, jäh an die Seite des vorläufigen greifbaren Erfolges umschwenken. Unter diesen Umständen kamen die ruhigen und sachlichen Erklärungen Tittonis natürlich zu spät, es blieb, wollte man vermeiden, daß Nationalisten und Sozialisten die Regierung wetteifernd stürzten, um sich dann selbst untereinander zu zerfleischen, nichts anderes übrig — der alte Giolitti hat das klar erkannt und die geringe Mehrheit des Vertrauensvotums für Nitti beweist es — als die ganze Fiumefrage durch Neuwahlen zum Gegenstand einer neuen Volksabstimmung zu machen. Da diese Wahlen sehr rasch, schon am 10. Oktober erfolgen sollen, ist, soweit man nach der Stimmung, die sich in den Zeitungen ausspricht, urteilen darf, und sofern es d'Annunzio gelingt, offene Zusammenstöße mit den Südslawen zu vermeiden, wahrscheinlich, daß eine übergroße Mehrheit, — auch die Reformsozialisten haben sich für d'Annunzio erklärt, — sich für ein italienisches Fiume aussprechen wird. Man rechnet in Italien eben darauf, daß man infolge der Ernte vorläufig mit Lebensmitteln versorgt ist, daß Frankreich und England sich für Italien erklärt und daneben auch ein Interesse haben, möglichst rasch den Frieden hergestellt zu sehen, und treibt im übrigen nach wie vor eine Politik des Gefühls. Was dann geschieht muß abgewartet werden, weil man noch nicht klar übersieht, welche Folgen der anscheinend schwere Zusammenbruch Wilsons zeitigen wird. Möglich, daß ein Stellvertreter ernannt werden muß, auf dem dann Frankreich, das zur Zeit der Wahlen ein Übergreifen sozialistischer Unruhen in Italien fürchten muß, dahin einen Druck ausübt, der Mehrheit des italienischen Volkes nachzugeben, damit die Sozialisten keinen Grund zu Gegenaktionen bekommen, möglich auch, daß Wilson die Zügel in der Hand behält und um ähnliche Vorfälle, namentlich im Hinblick auf das Baltikum zu hindern, zu sofortigen Repressalien greift, um den Ausfall der Wahlen zu beeinflussen, möglich, daß dann die Wahlen für die Nationalisten weniger günstig ausfallen, in welchem Falle sie wahrscheinlich der neuen Regierung durch Vorschiebung der Bolschewisten Schwierigkeiten bereiten werden, jedenfalls sieht man, mit einer halben Entscheidung ist Italien nicht gedient, bekommt nicht eine Partei die erdrückende Mehrheit, so geht der unglückliche Sieger den schwersten Zeiten entgegen.

Ein Wort noch über die Stellung der deutschen Tagespresse zum Fiumefall. Es soll natürlich jedem unbenommen bleiben, ob er d'Annunzio für einen großen oder kleinen Dichter, für einen Charlatan oder einen ehrlichen Idealisten halten will, (es gibt übrigens auch Mittelstufen), obwohl jemand deshalb noch kein kleiner Dichter, weil er deutschfeindlich ist, und kein Charlatan sein muß, weil er sich vom hedonistischen Dekadent im Frieden, zum geistigen Führer der Nation im Kriege entwickelt hat (wohl uns, wenn wir ein paar solche Führer gehabt hätten, ihre Friedenssünden sollten ihnen vergessen sein!), daß seinem Unternehmen jedoch die größte politische Tragweite und Bedeutsamkeit zukam, war für den, der, was man von den Politikern der Tageszeitungen annehmen sollte, die Lage in Italien aufmerksam verfolgt hatte, vom ersten Tage ab deutlich zu erkennen. Italiens Herz hing an dieser Tat, und ängstlich schaute es aus nicht ganz reinem Gewissen danach aus, wie sich die übrige Welt dazu stellte. Mit Dankbarkeit wurde verzeichnet, daß französische Pressestimmen sich, wenn vielleicht auch skeptisch über den Erfolg, doch sympathisch äußerten. Aus Deutschland aber kam, mit ganz geringen und daher sehr rühmlichen Ausnahmen, nur Hohn über den „Operettenhelden". Sogar in Wien hat man sein Desinteressement erklärt, was hätte es uns, denen Erfolg oder Mißerfolg d'Annunzios sachlich ganz gleichgültig sein kann, gekostet, dem neuen Volkshelden ein paar, wenn auch nur in der Form freundliche Worte zu widmen oder wenigstens Zurückhaltung zu bewahren? Setzen wir nicht mit derartigem Hohn über eine Sache, die für Italien, ob eingebildeterweise oder nicht, eine Lebensfrage bedeutet, den Völkerhaß fort? Hier war Gelegenheit, Imponderabilien, deren Verkennung so oft der Regierung zum Vorwurf gemacht worden ist, richtig zu werten. Im allgemeinen hat die deutsche Presse diese Probe nicht bestanden. Menenius

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Kaisertum und die politische Agitation. Der Abgeordnete Dr. Heinze hielt es für richtig, in der Nationalversammlung am 10. Oktober zu äußern, daß die Deutsche Volkspartei „mit vollem Bewußtsein die Monarchie anstrebe". Einem Manne, der besonders unter den geistig Regsamen der Deutschen Volkspartei über etliche Fühlung verfügt, mag vielleicht die Beobachtung gestattet sein, daß diese Äußerung des Abgeordneten Dr. Heinze einigermaßen Überraschung und Befremden hervorrief. Zwar verhält es sich keineswegs so, als ob nun wir, die wir Überraschung und Befremden empfinden, waschechte Republikaner wären und den monarchischen Gedanken verleugnen. Aber wir bemerken in einem solchen Trompetenstoß für die „Monarchie" einen Mangel an politischer Umsicht, der uns erstaunt.

Bisher hatte die Deutsche Volkspartei es vermieden, sich auf das monarchische Prinzip bestimmt festzulegen, und ihren Mitgliedern die Bereitschaft zur tätigen Mitarbeit in der Republik freigestellt und überlassen. Daß indessen die Grundstimmung der Deutschen Volkspartei von Anbeginn stark kaiserlich war, das weiß ich und billige es. Ich habe aber auch immer einen wesentlichen Unterschied zwischen der monarchischen Gesinnung der Deutschen Volkspartei und der monarchischen Gesinnung der Deutschnationalen gefühlt. Vermutlich dürfte man mit einiger Richtigkeit diese Frage in der Art auffassen, daß die monarchische Gesinnung der Deutschnationalen recht lebendig von einem preußisch orientierten Legitimismus durchsetzt sei, während die monarchische Gesinnung der Deutschen Volkspartei vor allem den Glauben an den Kaisergedanken bedeute. Es liegt auf der Hand, daß nur durch die jüngste Vergangenheit der deutschen Geschichte beide Richtungen miteinander verknüpft erscheinen, obwohl sie in Wahrheit zwei durchaus verschiedene Geschichtskräfte sind. Das allgemeine Bekenntnis zur „Monarchie" des Abgeordneten Dr. Heinze ist darum nicht frei von Zweifelhaftem und führt leicht in die Irre. Denn zieht man aus dem Begriff der Monarchie nach Maßgabe der letzten Zustände in Deutschland, so wie sie bis zur Revolution vorhanden waren, die notwendigen Folgerungen, so müßte die Grenze nach der deutschnationalen Seite hin völlig verwischt werden und sich die Absicht zu einer Wiederherstellung der nahezu zwei Dutzend Bundesfürsten mitsamt ihren Territorialstaaten ergeben. Eine solche Absicht entspräche jedoch ganz und gar nicht den Vorstellungen namhafter Kreise in der Partei. Daher hätte es wünschenswert sein müssen, zwischen dem Kaisergedanken und dem dynastischen Legitimismus einen scharfen Unterschied zu machen, sofern man es überhaupt für richtig hielt, den Kaisergedanken mitten in den Lärm der bevorstehenden Wahlkämpfe zu werfen. Das Bedauerlichste ist aber, daß man dieses eben für richtig hielt. Denn es widerspricht der Ehrfurcht, die wir vor dem Geschichtswert des deutschen Kaisertumes empfinden.

Wer eine mehr oder weniger gewaltsame Wiederaufrichtung des kaiserlichen Thrones wünschen sollte, handelt unrecht an der deutschen Nation. Wer indessen für die nächste übersehbare Zukunft diese Wiederaufrichtung „auf verfassungsmäßigem Wege" für möglich hält, muß sich den Vorwurf unzureichender Kenntnis der tatsächlichen inneren und äußeren Kräfteverhältnisse gefallen lassen. Jedoch das, worauf es im tiefsten ankommt, ist leider, daß eine Wiederaufrichtung des Kaisertumes in den nächsten Jahren gerade um der Ehrwürdigkeit des Kaisergedankens willen, gerade um der Echtheit der kaiserlichen Monarchie willen nicht ersehnt werden darf. Denn könnte das Kaisertum in der Tat in absehbarer Zeit auf verfassungsmäßigem Wege wiederhergestellt werden, so hätten wir trotzdem mit einer so starken und widerwilligen, republikanisch bewußten Minderheit zu rechnen, daß wir zu innerlich ganz ungesunden Verhältnissen gelangen, etwa zu Zuständen nach Art des spanischen Parteilebens. Wer das Kaisertum wirklich lieb hat, darf so etwas nicht wünschen. Man könnte freilich einwenden, daß die Republik mit einer sehr starken monarchischen Minderheit dieselben Gebrechen aufweise. Dieser Vergleich trifft jedoch nicht vollkommen zu. In einer republikanischen

Staatsform gibt es für die starke monarchische Minderheit doch immerhin Möglichkeiten, um mitzuarbeiten, positive Wirkungen hervorzurufen und etwas zu leisten. In einer monarchischen Staatsform gibt es für die starke republikanische Minderheit solche Möglichkeit nicht. Dieser Gegensatz liegt in dem innersten Wesen beider Staatsformen begründet. Man hat sich hiermit abzufinden und danach vor dem eigenen politischen Gewissen zu urteilen, wie die Entwicklung der Dinge gelenkt werden darf.

Das Peinlichste an dem ganzen Vorfall ist dies: Indem die Deutsche Volkspartei sich dem Anschein nach darauf angewiesen fühlt, aus der tausendjährigen Kaiserkrone, vor der wir in frommer Inbrunst uns beugen, ein schreiendes Plakat für den Wahlkampf zu machen, gesteht sie indirekt zu, daß sie nicht fähig genug ist, um wahrhaft schöpferische politische Gedanken hervorzubringen. Wenn dem tatsächlich so wäre, würde es für uns eine entsetzliche Enttäuschung sein. Denn gerade von dieser Partei hatten wir erwartet, daß sie vermöge ihrer Mittelstellung und vermöge ihrer Verwurzelung im geistig arbeitenden und wirtschaftlichen Kern der Nation in der Lage sein würde, zu erkennen, worauf es hauptsächlich ankommt. Vor allem kommt es jetzt darauf an, im Innenleben des deutschen Volkes die Voraussetzungen dafür schaffen zu helfen, daß die Gefühle der politischen Verantwortung und der Wille zum Opfer entstehen und sich einnisten, daß man Achtung vor der Notwendigkeit behutsamster Pflege der zarten Keime unserer nationalen und sozialen Erholung bekommt und daß sich daraus endlich einmal staatspolitische Fähigkeiten entwickeln. Die Entwicklung solcher staatspolitischen Fähigkeiten würde dann schließlich von selber diejenige Lebensform der Nation erzeugen, die unserem aufgewühlten und immerhin verwandelten Wesen und unserer Zukunft am meisten gemäß ist. Es wird sich dann zeigen, ob diese Staatsform die Republik oder das monarchische Kaisertum wäre. Nicht stumpf und gefügig abzuwarten haben wir, was nach blinden Naturgesetzen mit uns geschieht, sondern gerade die Aufgabe zur Entwicklung staatspolitischer Fähigkeiten schreibt uns den Willen zur selbständigen Arbeit vor und weist uns die Möglichkeit an, die aus langer Vergangenheit vorhandene Überlieferung des Kaisergedankens wieder umzuschaffen zu lebendigen Kräften. Aber diese verantwortungsvolle und entsagende Arbeit langsamer Erziehung ist ganz etwas anderes, als wenn man heutzutage „mit vollem Bewußtsein die Monarchie anstrebt".

In die praktisch-politische Tätigkeit einer volkstümlichen Mittelpartei sollte im Augenblick das monarchische Problem überhaupt nicht einbezogen werden.

Dr. Karl Hoffmann

Neue Bücher

Briefe aus der französischen Revolution, ausgewählt, übersetzt und erläutert von **Gustav Landauer**. Zwei Bände. Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt am Main, 1919.

Je tiefer eine Zeit den Boden unter sich erschüttert fühlt, desto stärker drängt sie danach, aus dem Bilde verwandter Epochen Klärung und Lösung ihrer Schmerzen zu gewinnen. Alle Verachtung historischer Betrachtungsweise, alles Selbstvertrauen, ganz von unten auf einen neuen Menschheitsbau errichten zu können, vermögen nichts gegen das leidenschaftliche Bedürfnis, bei der Geschichte als der verläßigsten Beraterin Aufschluß zu suchen. Lebendige Menschen in gleichem Erleben sind es, die die erschütterten Seelen jenseits der Gräber erfühlen wollen. In solchem Sinne genommen, ist diese Briefsammlung in vielfachem

Betracht ein einzigartiges Buch. Hinreißender kann jene ungeheure Bewegung, zu der alle folgenden Umwälzungen wie zu ihrer Mutter aufblicken, nicht vor uns entrollt werden als hier, wo sie von Männern und Frauen, Franzosen und Fremden, Handelnden und Betrachtenden, Helden und Opfern in immer neuen Spiegelungen erzählt, erlebt, erlitten wird, wo das große Geschehen in den erschütterndsten Einzelschicksalen Gestalt gewinnt und doch als ein Ganzes geschlossen und unerbittlich an uns vorüberschreitet.

In den Kriegsjahren, als das Bestehende sich aufsteigend zu befestigen schien, ist das Buch zusammengestellt; mit dem Wunsch, es möchte „uns in den ernsten Zeiten, die vor uns stehen, eine Hilfe sein", ward es der Öffentlichkeit übergeben, als diese Zeiten kaum dunkel sich ankündigten; es wurde von ihr aufgenommen, als sie flammend ausgebrochen waren. Gerechte Würdigung konnte es schon damals finden, seine zeitgeschichtliche Wucht mußte es wachsend von Monat zu Monat offenbaren, jetzt hat es zudem einen Schauer persönlichster Tragik empfangen, von dem der Leser nicht loskommt, und der das Buch in die Geschichte hinüberbegleiten wird. Wer das knappe Vorwort, die sparsamen, persönlichen Anmerkungen liest, ja, wer nur verfolgt, wie die Briefe ausgewählt und aneinandergereiht sind, fühlt, daß hier ein Mann am Werke war, der nicht nur das heiße Herz für die großen Ideen und die großen Seelen der Revolution, sondern auch den kühlen und scharfen Blick für ihre Irrtümer, die Trauer um ihre Befleckungen und ihre Tragik besaß. Nur das ironische Lächeln, das um die Lippen der Geschichte spielt, wenn der Mensch in ihren Büchern Weisung für sein Tun und Lassen zu finden begehrt, ist ihm entgangen: der Strom des Geschehens überwältigte den klugen Beschauer und Beurteiler, und die blutigen Schatten der Revolution, die er in der Wirklichkeit beschwören half, rissen ihn mit in die Tiefe.

Dr. Paul Neuburger

Kaiser Friedrichs Tagebuch. Mit Einleitung und Aktenstücken von **Eduard Engel.** Heinrich Diekmann, Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale) 1919. Preis geb. 5 Mark.

Seit dem Jahre 1918 ist die urheberrechtliche Schutzfrist für das 1888 in der Deutschen Rundschau veröffentlichte Tagebuch Kaiser Friedrichs abgelaufen und nun hat es Eduard Engel unternommen, dieses Dokument in Buchform herauszugeben, um es dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Daß diese Buchausgabe lediglich dem Gefühl der Pietät gegen Kaiser Friedrich entsprang und nur dem geschichtlichen Interesse dienen soll, wird niemand annehmen, der sie zur Hand nimmt. Die Hälfte des Bändchens ist den unerquicklichen Vorgängen gewidmet, die jene erste Veröffentlichung des Tagebuchs bewirkte. Die Darstellung schließt sich an eine ausführliche aktenmäßige Wiedergabe der Anklage gegen Geffcken an, der damals das Manuskript der Deutschen Rundschau überwiesen hatte, um sie zu einer Waffe gegen Bismarck und Wilhelm den Zweiten zu schmieden. Wir haben zurzeit wichtigeres zu tun, als den Riß, der durch unser Volk geht, durch unfruchtbare Überlegungen, wie die des Herausgebers, über das was hätte sein können, wenn Kaiser Friedrich uns erhalten geblieben wäre, die in gehässigen Ausfällen gipfeln, zu erweitern. Gegen die Buchausgabe des Tagebuchs läßt sich natürlich nichts einwenden, es wird gern wieder gelesen werden, obgleich es in der vorliegenden Form schwerlich für eine einwandfreie historische Quelle gelten kann.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Der Katholizismus und das deutsche Geistesleben

Von Professor Dr. Fritz Hartung

Je gefährdeter unser politisches Dasein wird, desto wichtiger wird für uns die Aufgabe, unsere geistige Einheit zu bewahren und zu entwickeln. Freilich schon beim Niederschreiben dieses Satzes erhebt sich die Frage, ob wir denn überhaupt eine geistige Einheit besitzen. Es sind die Erinnerungen des Grafen Hertling[1]), die diesen Zweifel in mir geweckt haben. Das Buch ist eine recht unerquickliche Lektüre. Hertling zeigt sich darin als ein kleinlicher Geist von übergroßer persönlicher Empfindlichkeit, von eng begrenztem Interessenkreis, von sehr oberflächlichem Urteil. Es bezeichnet die innere Dürftigkeit seines Buches, daß wir über den Kulturkampf, den er an einem seiner Brennpunkte als Dozent an der Universität Bonn erlebt hat, überhaupt nichts Neues erfahren, weder neue Tatsachen, noch eine neue Beleuchtung der Dinge. Daß ihm durch den Konflikt zwischen Staat und Kirche der Aufstieg zu einer Professur erschwert worden ist, das erscheint in Hertlings Darstellung fast als die Hauptsache. Hertling ist eben ein unfreier Mensch gewesen, der den Dingen nicht selbständig gegenüber gestanden hat. Das wird auch durch die Art, wie er über Menschen spricht, bewiesen. Er ist ganz unfähig, das Wesen anderer Menschen unbefangen zu beurteilen; ihre Stellung zur Kirche gibt allein den Ausschlag. Die leicht gekränkte Eitelkeit verstärkt den unangenehmen Eindruck dieser Lebenserinnerungen. Man wird natürlich den zweiten Band abwarten müssen, bis man ein endgültiges Urteil fällen darf. Einstweilen ist es unbegreiflich, wie ein solcher Mann Führer der Zentrumspartei, Ministerpräsident des zweitgrößten deutschen Bundesstaates und in kritischster Zeit sogar deutscher Reichskanzler hat werden können.

In erschreckender Weise zeigt dies Buch, wie ablehnend ein großer Teil der deutschen Katholiken schon lange vor dem Kulturkampf dem deutschen Geistesleben gegenüber gestanden hat. Es ist kein offener Kampf, hinter dem wenigstens Leben und Kraft stecken würde. So weit läßt man es nicht kommen. Man ignoriert, man sperrt sich ab. In dem Hertlingschen Hause, das durch die Mutter mit den Brentanos, mit Goethes Jugendfreundin Maximiliane La

[1]) G. v. Hertling, Erinnerungen aus meinen Leben (Kempten und München 1919, 384 S.).

Roche eng verwandt ist, lernt man Goethe und Schiller zunächst durch Wolfgang Menzel kennen und freut sich, auf diese Weise vor einem übertriebenen Kultus unserer Dichterheroen bewahrt zu werden. Ob Hertling überhaupt etwas von Goethe gelesen hat, bleibt zweifelhaft. Beim Schillerjubiläum des Jahres 1859 hat er zwar Chöre aus der Braut von Messina mit vorgetragen, aber bleibenden Eindruck hat auf ihn auch nur ein Artikel des Mainzer Journals gemacht: wenn die Deutschen eine Säkularfeier begehen wollten, sollten sie warten bis zum Jahre 1876, wo hundert Jahre seit der Geburt des großen Görres verflossen sein würden. In dieser bewußten Ablehnung liegt das Unfruchtbare, zugleich aber auch das Unangreifbare dieses Katholizismus. Wer nichts lernen will, dem kann der beste Lehrer nichts beibringen. Im Kulturkampf wurde der Versuch gemacht, dem Katholizismus von Staats wegen Nationalgefühl einimpfen. Der Versuch scheiterte und mußte scheitern, denn er wollte den Katholizismus aus seiner kirchlichen Verbindung mit Rom herauslösen, wollte aus der universalen eine nationale deutsche Kirche machen.

In diesen Fehler wollen wir nicht wieder verfallen, so schmerzlich uns auch das Hertlingsche Buch berührt. Jeder Zwang von außen würde nur die Kluft vertiefen. Es wäre Anmaßung, wollten wir den Katholiken vorschreiben, wie weit ihr Katholizismus gehen darf. Wenn nach Hertlings Worten das Entscheidende für den Katholiken die rückhaltlose Unterwerfung unter die Autorität der Kirche und ihre Lehrausprüche ist (vgl. S. 222), so haben wir das einfach anzuerkennen. Aber der Mensch lebt doch nicht nur im Jenseits und fürs Jenseits, sondern auch auf dieser Erde, er gehört nicht nur einer Kirche, sondern zugleich einer Nation an. Auf diese weltliche Seite des Lebens können und dürfen wir immer wieder hinweisen. Es ist das Schicksal unserer Nation, einer der vielen Pfähle, die ihr im Fleisch stecken und die freie Bewegung in der Welt seit alters her verkümmern, daß sie konfessionell gespalten ist. Dieses Schicksal müssen wir tragen, und alle, die es mit ihrem Volke gut meinen, haben ohne Rücksicht auf die Konfession, die sie bekennen, die Pflicht, ihm diese Last leichter zu machen. Denn wir können nicht auseinander, das lehrt ein Blick auf die Konfessionskarte. Darum müssen wir versuchen, einander kennen zu lernen und zu verstehen, müssen das pflegen, was uns gemeinsam ist.

Daß es Gemeinsames gibt, hat auch Hertling früher zugegeben, als er 1899 in einer Schrift über das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft eine stärkere Beteiligung der Katholiken an dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands empfahl und in allen rein wissenschaftlichen Fragen auch für den Katholiken keine andere Regeln gelten ließ als die des allgemeinen wissenschaftlichen Verfahrens. Wir können aber die Gemeinschaft auch auf einen großen Teil unserer Literatur ausdehnen, auf alle die Dichtwerke, die keine konfessionellen, sondern allgemein menschliche Fragen behandeln, vor allem natürlich auf unsere klassische Dichtung. Dem geistig regsamen Teil des deutschen Katholizismus ist das längst klar geworden. K. Muth, der Herausgeber des Hochland, ist in dieser Zeitschrift wie in selbständigen Arbeiten immer gegen die Emanzipation der Katholiken vom „akatholischen Literaturschaffen" eingetreten, und M. Spahn hat 1909 von dem großen Prozeß des bewußt erstrebten Wiederanschlusses der deutschen Katholiken an das zeitgenössische und nationale Leben gesprochen, hat die Aufgabe dahin formuliert, es gelte zahlreiche mattgewordene Kräfte in den Katholiken wieder anzuregen und Gebiete gemeinsamer Arbeit mit den Andersdenkenden zu erschließen. Wir müssen abwarten, ob diese Bewegung, die ja innerhalb des Katholizismus

auf Widerstand stieß, jetzt nach dem Kriege neu aufleben und Erfolge haben wird. Sie aufdringlich zu unterstützen, wäre sicherlich verfehlt. Aber wir können ihr entgegenkommen, in dem wir den Katholizismus nicht als Hemmnis, sondern als einen historisch gewordenen Faktor unserer geschichtlichen Entwicklung betrachten lernen. Wir haben nur wenige gemeinsame geschichtliche Erinnerungen. Die großen Ereignisse der deutschen Geschichte seit der Reformation pflegen Protestanten und Katholiken verschieden zu beurteilen; selbst der Reichsgründung von 1870/71 steht ein Teil der Katholiken, wie wir aus Hertlings Buch von neuem ersehen, innerlich kalt und ablehnend gegenüber, der Kulturkampf hat diese Ablehnung gesteigert, das große gemeinsame Erleben des Weltkrieges ist vorläufig wenigstens durch die Revolution ausgelöscht. Und doch erweckt gerade die Betrachtung der Geschichte Hoffnung auf ein künftiges besseres Verstehen. In den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wurde selbst unsere mittelalterliche Geschichte in den politischen Streit zwischen großdeutsch-katholischer und kleindeutsch-protestantischer Auffassung hineingezogen; der gelehrte Kampf zwischen Ficker und Sybel schlug sogar bis in die Verhandlungen des deutschen Reichstags seine Wellen. Gründliches und unbefangenes Studium hat diesen Streit beendet, wie ja überhaupt ein eingehendes Studium der Dinge in der Regel auch Verständnis für den Standpunkt des Gegners erweckt. Nur leichtfertige Oberflächlichkeit begnügt sich mit dem äußeren Schein; nur beschränkte Einseitigkeit verzichtet darauf, auch die andere Seite, die jedes Ding hat, zu betrachten. Und dazu kommt noch eines. Mögen auch Protestanten und Katholiken in der Beurteilung der Geschichte oft auseinandergehen, wir haben trotzdem eine gemeinsame Geschichte, denn jede Not, die auf Deutschland lastet, trifft beide Konfessionen gleich. Wir haben das erlebt im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons, wir erleben es heute aufs neue. In solcher Zeit der Not hilft es aber nichts, sich zu streiten, wer die Schuld trägt, sondern es heißt gemeinsam Hand anzulegen zum Bau einer besseren Zukunft. Gemeinsame Hilf in gemeinsamer Not hat Reiche und Staaten gegründet. Dieses Wort Grillparzers soll auch uns eine Mahnung sein.

Die künftigen Grenzen Deutsch-Österreichs

Von Professor Robert Sieger

Die Verhandlungen in St. Germain haben sich schließlich doch etwas anders gestaltet, als ich im August (Grenzboten S. 229 ff.) erwartete. Nicht nur die Schweizer privaten Propagandastellen, die auch weiterhin die öffentliche Meinung des Auslandes aufklären und den beginnenden Umschwung der Stimmung in England und Amerika befördern können und müssen, nicht nur der Verkehr mit den Wiener Entente-Missionen (die der Druckfehlerteufel S. 230 auf „Gänsefüße“ gestellt hat, obwohl sie vollgültige und sehr entschieden auftretende Missionen sind), sondern auch Unterredungen in St. Germain selbst kamen dem Friedenswerk und in bescheidenem Maße der deutsch-österreichischen Auffassung zugute. Der christlich-soziale „Berater“ des Staatskanzlers, Abgeordneter Professor Dr. Gürtler, hat sich in einem im Grazer Volksblatt vom

28. September veröffentlichten Vortrage darüber folgendermaßen ausgesprochen: „Da ist es am Platze, eines Mannes zu gedenken, der uns unschätzbare Dienste leistete, des Generals Slatin . . . . . Slatin war es, der den Pestkordon durchbrochen hat, der uns umgeben hatte. Er hat dafür gesorgt, daß Mitteilungen, die wir sonst unmöglich an die leitenden Ententemänner gelangen lassen konnten, an die richtige Adresse gebracht wurden. Und wenn einmal ein Bann gebrochen ist, dann geht es schon leichter. Die Offiziere der Militärmission, die uns umgaben, traten in ein immer freundschaftlicheres Verhältnis zu uns, und sie nahmen auch Mitteilungen von uns entgegen. Wir erfuhren dann auch das eine und das andere über die Vorgänge in der hohen Friedenskonferenz. Da waren auch wieder Schwierigkeiten, denn was wir erfuhren, deckte sich nicht immer mit dem, was tatsächlich vorging, und wir mußten nun erraten, was das richtige sein wird." Der Beginn dieser „inoffiziellen Verhandlungen", wie es Gürtler nennt, scheint in die Zeit vom 4. August an zu fallen, soweit sich für einen solchen allmählichen Vorgang ein Datum nennen läßt; nach dem Besuche des Kanzlers in Wien bis zur Überreichung des endgültigen Vertrags wurde wieder „hin und her verhandelt". Daß man auf diese Überreichung so lange warten mußte, war ein gutes Zeichen. „Wir dachten, je länger es dauerte, desto besser wird der Vertrag." Der großdeutsche Kollege Gürtlers, Abgeordneter Dr. Schönbauer, hat sogar die Überzeugung ausgesprochen, daß man die Verhandlungen nicht lange genug hinausgezogen habe. Es ist sicher, daß man um so mehr für uns erreicht hätte, je später der Friede geschlossen worden wäre, da die Einsicht in die Unnatur der gestellten Bedingungen auch auf der Gegenseite sich immer mehr Bahn brach. Das geben auch diejenigen zu, welche Schönbauer wegen dieser Äußerung angreifen. Aber sie erklären, daß eine weitere Verzögerung unmöglich gewesen sei, da die Termine nicht in St. Germain, sondern in Paris bestimmt wurden. Ein Fehler wurde jedenfalls begangen. Man entließ die Vertreter der Länder zu bald nach Hause, da man die Grenzfragen für endgültig geregelt hielt. Und dann erfolgten plötzlich Abänderungen jener Vereinbarungen, welche der Kanzler schon daheim hatte mitteilen lassen. Ob die Ländervertreter in diesem Stadium noch hätten wirksam aufklären können, ob die Generalkommissäre denselben Standpunkt vertraten und vertreten konnten, den jene eingenommen hätten, ob sie überhaupt noch zu Worte kamen, dies und anderes läßt sich nicht beurteilen, solange jene Vorgänge nicht amtlich dargestellt sind. Aber es muß angenommen werden, daß die Heimsendung dieser Sachverständigen den südslawischen Vertretern zeigte, unsere Delegation halte die Gebietsfragen für erledigt und sei keines weiteren Angriffs mehr gewärtig. Die Südslawen unternahmen aber einen solchen in letzter Stunde und mit Erfolg. Ich komme darauf noch zurück.

Das Ergebnis der Verhandlungen entspricht den von mir ausgesprochenen Erwartungen. Die Milderungen beziehen sich wesentlich auf wirtschaftliche Fragen und die Wiedergutmachungskommission mit einer von ihr einzusetzenden Spezialkommission erhält weitgehende Befugnisse, den „Lebensinteressen Österreichs" Rechnung zu tragen. Auch die Verträge, welche die Hauptmächte mit den österreichischen „Sukzessionsstaaten" über den Minderheitenschutz abschließen, scheinen nicht ganz so nichtssagend auszufallen, wie wir gefürchtet hatten, wenn auch keineswegs befriedigend. Die gewährten Zugeständnisse mußten aber durch eine ausgesprochen „westliche Orientierung" erkauft werden, der nun Renner bei wiederholten Gelegenheiten bestimmten Ausdruck gegeben hat. Und die gehässige Annahme, daß unser Alpenstaat der alleinige Rechtsnachfolger

Österreichs, daß seine Bewohner und jene Ungarns die alleinigen „Schuldigen" am Weltkrieg seien, wird in der Begleitnote aufrecht erhalten. Ja wir lesen hier die jedem Wiener höchlichst überraschende Behauptung: „Man hat aus Wien den wirtschaftlichen und politischen Mittelpunkt des Reiches gemacht; alles war daselbst künstlich konzentriert, man hat die Provinzen ihres Blutes beraubt, man hat die Eisenbahnstraßen lahmgelegt, um die Hauptstadt blühender zu gestalten." Eine derartige Anklage gegen einen Staat, der seine Hauptstadt von Tag zu Tag mehr vernachlässigt hat, beleuchtet grell die Wahrheitsliebe derjenigen, welche die Entente über Österreich-Ungarn unterrichtet haben. Aber selbst wenn sie wahr wäre, würde sie die Gehässigkeit der Friedensbedingungen nicht rechtfertigen.

Im folgenden soll das an dem Beispiel der Lösung gezeigt werden, die man den Gebiets- und Grenzfragen angedeihen ließ. Die Begleitnote behauptet, diese sei „in billiger Weise" und derart erfolgt, „daß in Mitteleuropa ein dauernder Friede herbeigeführt werde". Durch diesen Satz soll wohl gerechtfertigt werden, daß — um der Begleitnote selbst zu folgen — hier die „historischen Grenzen der Krone von Böhmen" festgesetzt, und nur in zwei Fällen davon abgewichen wurde, „in denen die wirtschaftlichen Interessen der neuen Staaten die Gegenvorstellungen der österreichischen Republik zu überwiegen schienen und scheinen", dort, in bezug auf Jugoslawien, „nach Möglichkeit den anerkannten Sprachgrenzen" gefolgt werden sollte, wieder anderswo an Italien auf Grund „einer absichtlich gegen das Leben des italienischen Volks gelenkten Bedrohung" durch die vorgeschobenen militärischen Stellungen Österreich-Ungarns „die natürliche Grenze der Alpen" zugestanden wird und endlich Österreich von Ungarn „gewisse Gebiete deutscher Zunge", d. h. nur einen Teil Deutsch-Westungarns erhalten soll. Ich habe gerade in Grenzfragen doktrinäre „Grundsatztreue" immer für politisch verfehlt und die geographischen Verhältnisse des Einzelfalls für maßgebend gehalten. Wer aber wie die Entente (und ihr Anhang bei uns) immer hochtönend von „Grundsätzen" predigt, kann diese vierfache Verschiedenheit des bestimmenden Gesichtspunktes nicht rechtfertigen. Zudem ist auch das jeweilige Prinzip nicht eingehalten oder falsch angewendet. Die historischen Grenzen der „Böhmischen Krone" umfassen nicht die Slowakei und nicht die abgeschnittenen Teile Niederösterreichs. Die Grenze gegen Jugoslawien folgt nicht einer „anerkannten Sprachgrenze", sondern slowenischen Ansprüchen, die durch falsche Behauptungen über die nationale Beschaffenheit des Grenzgebiets begründet werden sollen, auf angeblich „germanisierte", heute aber zweifellos deutsche Gebiete. Der wasserscheidende Alpenkamm ist nur für eine veraltete Diplomatenweisheit eine „natürliche Grenze", und die „absichtliche" Bedrohung Italiens wird dadurch gekennzeichnet, daß 1866 und 1915 nicht aus Tirol nach Italien, sondern von der Poebene nach Tirol und 1915 auch in den Karst der Angriffskrieg getragen wurde. Deutsche Geographen und Militärs haben die „natürlichen Grenzen", die Tirol schützen, am Ausgang der Südalpen gesucht.[1]) Überdies

[1]) Die deutsch-österreichische Abwehrliteratur habe ich zusammenfassend in der „Weltwirtschaft" 1919, S. 142—148 und in der „Deutschen Arbeit in Österreich", XVIII S. 248 bis 249, 305 behandelt. Hier sei neben den nun auf vierzig Hefte gediehenen „Flugblättern für Deutsch-Österreichs Recht" nur einiger umfangreicherer Darstellungen gedacht: Penck, Die österreichische Alpengrenze, Stuttgart 1916. — Die Einheit Tirols, Denkschrift des akademischen Senats Innsbruck, 1918. — Wutte, Deutsche und Slowenen in Kärnten, Klagenfurt 1918. — Die Südgrenze der deutschen Steiermark, Denkschrift des akademischen Senats, Graz 1919 (dazu Pirchegger, Das steirische Draugebiet — ein Teil Deutsch-Österreichs, Graz 1919).

griff Italien über die geforderte Wasserscheide der Adria an drei wichtigen Stellen hinaus, indem es Sexten, Tarvis und Adelsberg an sich riß.[2])

Das Ergebnis dieser „billigen" Erwägungen ist die Verstümmelung und die Lebensunfähigkeit Deutsch-Österreichs, das in seiner Versorgung mit Nahrung und Rohstoffen an die feindlichen Nachbarn und die Staaten der Entente gebunden, durch offene, verteidigungsunfähige Grenzen entwaffnet, dem slawischen Imperialismus preisgegeben, alle Selbständigkeit gegenüber den Ententemächten verliert und durch ein wahres Hereinfluten fremder Unternehmer, die seine Bodenschätze und Industrien billig erwerben, mit dauernder wirtschaftlicher Knechtung bedroht ist. Der Umfang seines Gebiets stempelt es zum Kleinstaat, die Form des Staatsgebiets begünstigt die Sonderbestrebungen der Länder, von denen ein andermal die Rede sein soll. Vorarlberg, dessen Erwähnung in St. Germain man erwartete — sein Landeshauptmann war anfangs in unserer Delegation — kam dort nicht zur Sprache. Es bleibt nach dem Vertrag bei Deutsch-Österreich, und damit wird auch Nordtirol fester an dieses gekittet. Der Kanzler fand entschiedene Worte der Abwehr gegen die früher ziemlich gelassen hingenommenen Ablösungsbestrebungen und gegen die staatsrechtliche Auffassung der Tiroler, unter denen der Gedanke einer Vereinigung mit Italien lebendig zu werden scheint. Durch ihn soll die Einheit des Landes erhalten bleiben. Er ist übrigens nicht neu. Die vorarlbergisch-inntalerische Grenzhalbinsel vom Großvenediger bis zum Bodensee sucht ihresgleichen auf der Karte von Kulturstaaten; sie erinnert an den Caprivizipfel oder an das afghanische Gebiet am Pamir. Wirtschaftlich hängt sie mit dem Kern des Staats kaum mehr zusammen; die einzige Bahn, die sie mit diesem verbindet, ist wichtiger als Verbindung „Österreichs" mit der Schweiz und dem Westen, wie als solche mit dem vorgeschobenen Teil des eigenen Staatsgebiets. Dieser ist aber auch zwischen Deutschland, Schweiz und dem erweiterten Italien keines selbständigen Wirtschaftslebens fähig, er wird ein Kampf- und Durchgangsgebiet für die Interessen dieser Nachbarländer. Verteidigen kann ihn weder er selbst, noch das mit ihm so schlecht verbundene Reich, ganz abgesehen von der Entwaffnung. Der Rest des Staats ist geschlossener, bekommt aber überall offene Grenzen.

Ehe wir diese betrachten, sei eine Übersicht der Gebietsverluste gegeben; da die Grenze fast nirgends genau festgelegt ist, sondern im einzelnen noch durch Kommissionen bestimmt werden soll, kann das nur in runden Zahlen geschehen. Deutsch-Österreich wurden rund 82000 Quadratkilometer zugesprochen, auf denen im Jahre 1910 6,6 Millionen Menschen, davon 6 Millionen Deutsche lebten. Das sind etwa 68 v. H. des als Staatsgebiet Deutsch-Österreichs beanspruchten Bodens, 63 v. H. seiner Bewohner und 64 v. H. seiner Deutschen. Bayern mit 76 000 Quadratkilometer ist etwas kleiner, hat aber mit 6,9 Millionen etwas mehr Einnahme. Verloren gehen an die Tschechen 27 000 Quadratkilometer mit 3,3 Millionen Einwohnern (3,1 Millionen Deutsche), an die Italiener 9000 Quadratkilometer mit etwa 287 000 Menschen (231 000 Deutsche), an die Südslawen 2500 Quadratkilometer mit 200 000 Einwohnern, darunter 60 000 Deutsche. Dazu kommen die beiden Abstimmungsgebiete in Kärnten. Das südöstliche, das von den Jugoslawen besetzt ist und in dem sie rücksichtslos die Abstimmung „vorbereiten", hat eine Fläche von 1740 Quadratkilometern und 72 000 Einwohner, davon 22 600 Deutsche. Stimmt es für Deutsch-Österreich — wie es bei einer wirklich freien

[2]) Die Sprachgrenze in Tirol gäbe den Italienern eine militärisch gesicherte, Bozen bedrohende und beherrschende Grenzstellung. Sie wurde von Deutsch-Österreich vorgeschlagen.

Abstimmung zu erwarten wäre, nun aber immer zweifelhafter wird — so kommt das engere Klagenfurter Gebiet ohne weiteres zu unserem Staat; andernfalls wird auch hier abgestimmt. Es handelt sich um 329 Quadratkilometer mit 58 600 Einwohnern, davon sind gegen 50 600 Deutsche. Günstigenfalls kann also der deutsche Südoststaat auf rund 84 000 Quadratkilometer mit 6,7 Millionen Einwohnern kommen.

Wie ist nun dies Gebiet begrenzt? Für Tirol sind die Bestimmungen vom 2. Juni unverändert geblieben. Grenze ist die adriatische Wasserscheide im ganzen, aber an dem Reschenpaß wird ein kleiner Teil des Inngebiets, beim Toblacher Feld das nicht unerhebliche oberste Draugebiet zu Italien geschlagen, das dadurch das Sextental und einen leichteren Zugang nach Kärnten von Westen her bekommt. Nordtirol und Südosttirol werden dadurch völlig voneinander gerissen; letzteres, das Gebiet von Lienz, wird sich wohl an Kärnten anschließen müssen. Das geographisch so einheitliche Kärnten wird zwischen drei Staaten geteilt, die Karawankenmauer in seinem Süden soll ihren jahrhundertalten Charakter als Grenzmauer verlieren. Italien greift im Kanaltal längs der Pontebbebahn ins Draugebiet bis an den Eingang des Klagenfurter Beckens bei Thörl ein, beherrscht also den bei Österreich bleibenden westlichen Teil des Beckens mit Villach durch seine Geschütze. Das teilweise slowenische Gailtal bleibt bei Österreich. Die Ansprüche des Südslawenstaats auf kärtnerisches Gebiet waren Gegenstand vieler Erörterungen. Der Vertrag vom 2. Juni sprach ihm den ganzen Südosten des Landes mit Klagenfurt und Völkermarkt zu bis zu einer an einzelne Berge und meist an Bezirksgrenzen gelehnten, im besonderen noch zu bestimmenden Linie, welche die äußersten slowenischen Vorposten verband, und damit etwas mehr Deutsche als Slowenen. Dazu kam ein auf Volksabstimmung bezüglicher Vorbehalt, über den man sich aber nicht einigen konnte, der daher noch nicht mitgeteilt wurde. Die Kärntner verlangten Volksabstimmung nach vier Gebieten unter neutraler Aufsicht und nach vollzogener Räumung durch die jugoslawischen „Eroberer". Der endgültige Vertrag brachte aber eine Dreiteilung. Der fast rein slowenische südöstlichste Teil, also das Mießgebiet mit den Bleibergwerken und das Drautal unterhalb der Lavantmündung fällt ohne weiteres an den Südslawenstaat. Im Großteil des in Frage stehenden Gebiets mit Völkermarkt soll eine Volksabstimmung innerhalb dreier Monate, aber unter südslawischer Besetzung und Verwaltung stattfinden. Je nach ihrem Ausgang findet eine solche höchstens drei Wochen später im Klagenfurter Gebiet im engeren Sinne statt oder fällt dieses ohne weiteres an Österreich, wie wir schon darlegten. Dieses Gebiet ist so umschrieben, daß die Grenze vor den Toren der Stadt liegt und diese von ihrer Wasserleitung abschneidet. Sie ist wesentlich durch Gewässer, nämlich Wörthersee, Glanfurt, Glan und Gurk bestimmt. Wie immer das Ergebnis ausfällt, ist das Becken von Osten her den Südslawen ebenso schutzlos preisgegeben, wie von Westen den Italienern. Eine wirtschaftliche Einheit wird zerrissen, der Ausgang des Lavanttals von einer Grenze abgeschnitten, die Südbahnlinie im südalpinen Längstalzug in ein italienisches, deutsch-österreichisches und südslawisches Stück zerrissen. Die von Norden kommenden Bahnen enden blind, in Kärnten, wie in Steiermark und am Brenner, ohne eine inländische Verbindung. Der gegenseitige Verkehr der südlichen Länder Deutsch-Österreichs liegt in der Hand der Nachbarstaaten.

Wurde die Naturgrenze der Karawanken nicht beachtet, so noch weniger ihre Fortsetzung, der Weitensteiner Zug, der Steiermark eine gute Südgrenze gäbe. Man hatte keine Aussicht, ihn zu behaupten, hoffte aber die verkehrs-

geographische und wirtschaftliche, vom deutschen Marburg beherrschte Einheit des Drau-Engtals und das Pettauer Gebiet zu retten und wir machten insbesondere geltend, daß das Bacherngebirge nördlich der Drau unbewohntes Waldland und eine Verkehrsscheide ist, das Draufeld bei Pettau aber eine scharfbegrenzte wirtschaftliche Einheit darstellt. Die Slowenen setzten aber ihre angebliche „ethnographische Grenze" durch, die auf der unwahren Behauptung beruht, die Gebiete bis über die Mur seien erst im letzten Jahrhundert (durch die österreichische Regierung, die immer die Slowenen begünstigte) „germanisiert". Der 2. Juni sprach dem Südslawenstaat als Grenze zunächst die niedere, wenig trennende Wasserscheide nördlich der Drau, den sogenannten Posruck zu, von dem aus die mittelsteirische Ebene beherrscht und Graz bedroht werden kann, der aber ein unselbständiger niederer Zug des Bachern ist. Dann geht diese Grenze längs einer Bezirksgrenze in das rein deutsche Gebiet an die Mur, folgt diesem Fluß und schneidet schließlich nördlich von ihm die deutsche Stadt Radkersburg mit Umgebung von Deutsch-Österreich ab, um den Slowenen der Steiermark eine von Kroatien unabhängige Verbindung mit jenen des „Übermurgebiets" in Ungarn zu geben. Da das Marburger Draugebiet über 52 v. H. Deutsche hat, war diese Linie auch dort der Sprachgrenze nicht angemessen. Die Steirer verlangten daher Volksabstimmung im Marburger und Radkersburger Gebiete, eventuell auch bei den deutschfreundlichen Slowenen um Pettau. Das weitere schildert ihr Vertreter in St. Germain, Dr. Kamniker aus Radkersburg in der Grazer „Tagespost" vom 18. September. Die Denkschrift vom 6. August verlangte zwei Abstimmungszonen, nämlich das Drautal mit Marburg und Umgebung und das Murtal mit Radkersburg und dem südlich der Mur gelegenen, rein deutschen Abstaler Becken. „Am 25. August hatte der Oberste Rat die Volksabstimmung für das Marburger und Radkersburger Gebiet entsprechend der steirischen Denkschrift beschlossen. Da ging wieder ein Sturmlaufen der Jugoslawen los, die von ihrem alten Freunde Tardieu geführt wurden. Diesem gelang es auch Lord Balfour umzustimmen; in der Gebietskommission wurde geltend gemacht, daß die Gerichtsbezirke keine Verwaltungseinheiten bilden und nur die politischen Bezirke als solche zu gelten haben, demnach die Ausdehnung auf diese ausgedehnt werden müsse." Dieser Einwand ist bezeichnend für die Slowenen. Sie wußten ganz genau, daß der Gerichtsbezirk in Steiermark zugleich Steuer- und Straßenbezirk ist und eine autonome Bezirksvertretung hat. Aber sie operierten mit dem Namen. Nun wurde also ein so großes Abstimmungsgebiet in Frage gezogen, daß ein für Deutsch-Österreich günstiges Ergebnis zweifelhaft wurde. Über das weitere sagt Kamniker, der damals schon heimgesendet war, nur folgendes: „Der Widerstreit der Meinungen und die allgemeine Müdigkeit der Konferenz führte schließlich zu der Entscheidung, die Mur als Grenze zu ziehen, ohne der Tatsache Rechnung zu tragen, daß das deutsche rechte Murufer mit dem Abstaler Becken in unlöslichem sprachlichen und wirtschaftlichen Zusammenhang mit dem Norden steht." Dadurch ging Marburg und ein Stadtteil von Radkersburg verloren, der Rest des Städtchens wurde gerettet. Dieses Beispiel ist bezeichnend für das „großzügige" Vorgehen, sobald das deutsche Volk in Frage kam. Wasserscheiden- und Flußgrenzen, in Kärnten fast ganz vernachlässigt, sollen in Tirol und Steiermark das alte Schema zu Ehren bringen.

Deutschwestungarn ist der einzige Gewinn Deutsch-Österreichs, der aber verloren gehen mag, wenn die Regierung weiter zaudert, zuzugreifen. 4360 Quadratkilometer mit 345 000 Einwohnern, davon 246 000 Deutschen, 49 000 Kroaten, 44 000 Magyaren sollen uns zuwachsen. Das ganze deutsche Gebiet

in den vier Komitaten umfaßt aber 5379 Quadratkilometer mit 491 000 Seelen, davon 314 000 Deutschen, 56 000 Kroaten, 98 000 Magyaren. Eine fast nirgends an natürliche Linien gebundene, durch einzelne Fixpunkte bestimmte Grenze weist den Großteil des deutschen Gebiets an Österreich, von dem Rest zunächst einige Randgebiete — in allzugroßer Rücksichtnahme auf die magyarisierten Städte und auf gewisse Verkehrswege doch mehr, als erwünscht — an Jugoslawien und Ungarn. Ferner fällt Preßburg an die Tschechen, die aus ihm einen Verkehrsmittelpunkt machen wollen. Da sie auch eine nur durch Ungarn gehende Verbindung mit Jugoslawien, als Ersatz für den früher erstrebten slawischen Korridor zur Adria wünschen, soll auch der wertvolle deutsche Osten der Wieselburger Gespanschaft bei Ungarn bleiben. Dadurch verliert das von Österreich neu erworbene Gebiet die Möglichkeit, ein selbständiges Land zu bilden. Der Süden des schmalen Streifens wird zur Steiermark, der Norden zu Niederösterreich gelangen müssen — ein Umstand, den die magyarische Gegenagitation ausbeutet. Die neue Grenze, die im einzelnen noch festgelegt werden muß, ist bis auf kleine Kamm- und Sumpfstrecken durchaus offen. Auch der Vorteil, daß die Staatsgrenze etwas weiter von der Hauptstadt entfernt wird, ist gerade an der wichtigsten Stelle, eben bei Preßburg, durch das Eingreifen der Tschechen nicht erreicht worden.

Niederösterreich sollte die March an die Tschechen verlieren und damit jede Beteiligung an einem Donau—Oderkanal. Die widersinnige Grenze, die man am 2. Juni zwischen Fluß und Bahn zog, wurde dann fallen gelassen. Die Grenze folgt dem Fluß. Auch im Norden Niederösterreichs verlangten die Tschechen wegen kleiner Minderheiten große deutsche Gebiete. Diese Forderung wurde zum größten Teile fallen gelassen und es blieben sogar recht unregulierte und gewundene Grenzstrecken bestehen. Aber die Tschechen brachten neben ihren Sprachinseln und Minderheiten in jenen Gegenden doch auch die deutsche Stadt Feldsberg und die Querbahn, an der sie liegt, ferner den Bahnhof und die Werkstätten des uns verbleibenden Gmünd in ihre Hand, sie legten auch die Grenze an diesen Stellen auf günstige Höhen und beherrschen zum Beispiel die von Gmünd ausgehende Lokalbahn. Sie haben aber mit dieser ziemlich unerwarteten Forderung wohl in erster Linie nicht den Zweck verfolgt, die Beute zu machen, die ihnen dabei nebenher zufiel, sondern durch eine Gegenforderung das Verlangen Deutsch-Österreichs nach dem Böhmerwaldgebiet, Neubistritz und Deutschsüdmähren rasch zu Fall zu bringen.

Das führt uns auf die größte Einbuße Deutsch-Österreichs zurück, den Verlust der Sudetenländer. Geographisch hängen sie mit den Ostalpen- und Donauländern so wenig zusammen, daß das Kartenbild des jungen Staates geradezu phantastisch aussah. Die geographischen und historischen Argumente der Tschechen mußten bei der Entente, die nicht Völkerfriedens-, sondern Kriegsgedanken im Auge hat und Wert auf „gute Grenzen" ihrer Freunde legt, um so durchschlagender sein, als die Sprachgrenze an sich offen und gewunden genug ist. Ein schlagender Einwand hätte sich nur dann ergeben, wenn die Vertreter der deutschen Randgebiete der Lehre von der hydrographischen, geographischen und wirtschaftlichen Einheit der Böhmischen Krone ihre engen nationalen, kulturellen, verkehrsgeographischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu den deutschen Nachbarländern Bayern, Sachsen, Schlesien entgegengestellt hätten — und nicht theoretisch, sondern durch die Tat. Der Anschluß Deutsch-Österreichs in getrennten Teilen an das Deutsche Reich hätte — das erkennen wir leider erst jetzt mit voller Deutlichkeit — allein den Verlust dieser Gebiete

verhindern können, wenn dies überhaupt möglich war. Er hätte der Welt zum Bewußtsein gebracht, daß Deutschböhmen und Deutschnordmähren als Grenzmarken eines Staates, der seine Grenzgebirge ganz inne hat, geographisch berechtigt und lebensfähig sind — ebenso lebensfähig wie im Joche von Prag, aus dem das böhmische Deutschtum seit Jahrzehnten in den Zusammenhang eines größeren Ganzen strebte. Auch im einzelnen ist z. B. der Böhmerwaldgau ein unnatürlicher Zipfel Oberösterreichs, aber ein gesunder Teil Bayerns. Immer haben die südlichen Teile des Sudetendeutschtums den räumlichen Zusammenhang mit Deutsch-Österreich geltend machen können und ihre Angliederung an dieses hätte die Grenze kaum verschlechert. Dem mußten die Tschechen vorbeugen und das geschah durch die auf recht magere Argumente gestützten „wirtschaftlichen" und „nationalen" Ansprüche im nördlichen Niederösterreich. Durch den Verlust der sudetenländischen Deutschen vor allem aber ist Deutsch-Österreich arm geworden, arm an Gütern und Energien. Soll das alpenländische Deutschtum, soll das verängstigte und allseits angefeindete Wien wieder zu sich kommen und sich zu rascher Arbeit aufraffen, so muß es den Blick auf das Beispiel richten, das ihm die Deutschen im Tschechenstaat bieten und es darf vor allem auch die Zusammenfassung aller Kräfte nicht durch den Gegensatz der Länder untereinander und zu Wien verhindern lassen. Zentralismus oder Autonomismus, sei es auch Föderalismus, aber keine Auflösung! Der Friede von St. Germain, der uns das lehren sollte, hat aber durch die Grenz- und Gebietsformen, die er schuf, sehr dazu beigetragen, die Landesgrenzen, die während des Krieges schon immer mehr Mauern wurden, zu chinesischen Wällen zu machen, hinter denen jeder Teil seinen wirtschaftlichen Sonderinteressen nachsinnt und dabei Gefahr läuft, die gemeinsame Lebensnotdurft zu verfehlen. Die neue Verfassung muß den Frieden zwischen Staat und Ländern, wie von Land zu Land, endgültig bringen. Sonst ist sie wertlos.

Der amerikanische Völkerbundsgedanke als Fortsetzung des britischen „europäischen Gleichgewichtsgedankens"

Von Kapitänleutnant Stoß

In Anbetracht der deutschen Neigung, dem Völkerbundsgedanken Wilsons pazifistische Grundanschauungen beizulegen und ihn den Ideen eines Kant näher zu bringen, erscheint es geboten, auf folgendes hinzuweisen:

Die heutige Stellung der Vereinigten Staaten und die Ziele, die dieses Imperium verfolgt, sind nur zu verstehen aus geschichtlicher Betrachtung. Besonders lehrreich wirkt der Vergleich mit dem britischen Imperium.

Der Boden der Vereinigten Staaten kann im Gegensatz zu dem Boden Europas mit seinen eingeborenen Kulturvölkern als koloniales Neuland bezeichnet werden. Mit dem Wachstum der europäischen Völker war es natürlich, daß dieser Kolonialboden in zunehmendem Maße besiedelt wurde. Alle europäischen Völker mit geringem Heimatsboden hatten an einer solchen Besiedelung und Wirtschaftsausnutzung ein Interesse. Es ist natürlich, daß in dieser Beziehung

diejenigen Staaten Europas, die an das atlantische Meer grenzten und die ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung nach als „ältere" Staatengebilde betrachtet werden müssen, dem deutschen Reiche vorangingen.

Wie kam es jedoch, daß bei dieser Besiedlung die angelsächsische Rasse einen so gewaltigen Vorsprung vor dem französischen Volke erkämpfte? Der Grund liegt nicht nur einfach in der Tatsache der größeren Ausdehnungskraft der angelsächsischen Rasse. Gerade diese Ausdehnungskraft hat ihre besondere Ursache. Und diese Ursache liegt vorzüglich auf geographischem und politischem Gebiet.

England hatte durch seine insulare Lage den großen Vorteil, daß es nicht taktisch an die Länder des Kontinents grenzte. Es bedurfte keiner schützenden Heereskräfte und konnte daher seine Volkskraft ausschließlich dem Reichtumswillen widmen. Frankreich verbrauchte dagegen seine Volkskraft einmal in den nötigen Kämpfen gegen die Vormachtstellung des spanischen Imperiums und weiter während der kontinentalen Überlastungspolitik Ludwigs des Vierzehnten in übertriebenen Raub- und Angriffskriegen gegen die deutschen Stämme. So entstand — fast unbeachtet von dem kontinentalen Europa und wie ein Geschenk des Himmels an England — der Gedanke des britischen „europäischen Gleichgewichts".

Dieses britische „europäische Gleichgewicht" hatte seinen Schwerpunkt in der Straße Dover—Calais als der nächsten widerstandsschwächsten Verbindung zum Kontinent. England bedurfte der unumschränkten Herrschaft in dieser Straße, damit es seine — nur wenig Volkskraft verbrauchenden — Kriegsflotten heute westlich und morgen östlich derselben einsetzen und somit sowohl Überseebestrebungen als auch Angriffsabsichten der Europavölker verhindern konnte. Es lag ihm aus diesem Grunde auch besonders daran, daß es keine kontinentale Macht gab, die zugleich westlich und östlich der Straße Landbesitz oder Handelsbeziehungen ihr eigen nennen konnte. Die mannigfachen früheren Staatenformen des heutigen Belgiens reden hierin eine beredte Sprache.

Für den britischen Gleichgewichtsgedanken genügte jedoch nicht nur die lokale Frage der Straße Dover—Calais. Wenn England seine Seemachtstellung wahren und seinen Rassenangehörigen sowohl die unumschränkte Ausnutzung der Kolonialländer als auch die reiche Front des fernen Ostens sichern wollte, bedurfte es nicht nur einer gegenseitigen Inschachhaltung der kontinentalen Völker vor dem „lokalen" Brennpunkt Calais, sondern es brauchte eine solche gegenseitige Fesselung aller militärischen und wirtschaftlichen Kräfte aller Europavölker, daß letztere zur Ausrüstung von Kriegs- und Handelsflotten und zum Anknüpfen lebensfähiger Überseebeziehungen nicht imstande waren. Es bedurfte einer englischen „Freiheit" in allen Meeresengen und damit einer englischen „Freiheit" aller Meere und Ströme.

Es ist unberechtigt, in bezug auf die Durchführung dieses englischen Zieles übertrieben von dem Geschick des englischen Staatsmannes zu sprechen. Vor allem war es die europäische Völkerkonstellation, die diesen Gleichgewichtsgedanken ermöglichte, in ähnlicher Form, wie früher zur Zeit des spanischen Imperiums und der Alleinherrschaft der Päpste und wie wahrscheinlich in der Zukunft für die Zeiten des amerikanischen Weltimperiums. Das britische Reich ist daher auch nicht eine Schöpfung der britischen Kriegsflotten oder des britischen Kaufmannes allein, sondern es ist vor allem auch eine Schöpfung der europäischen sich gegenseitig befehdenden Volks- und Heereskräfte, kurz der europäischen Not.

England genoß den Vorteil dieses europäischen Gleichgewichts im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als durch die überlastende Politik Ludwigs des

Vierzehnten das eigentliche europäische Übergewicht Frankreichs auf dem Kontinent vergeudet wurde. Es konnte daher mit leichter Mühe das amerikanische Siedelungsland allmählich an sich reißen. Erst als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Frankreich seine frühere Politik umzuändern begann, zeigten sich für England Gefahren. Der Abfall der Vereinigten Staaten geschah in einem Augenblicke französischen Übergewichts in Europa, als also Frankreich so kontinental entlastet war, daß es sowohl größere Flottenkräfte bauen als auch seine Handelsinteressen mit dem amerikanischen Neuland betonen konnte. Die französischen Revolutionskriege, die einen so ganz anderen Verlauf nahmen, als England bei ihrer Anstiftung erhofft hatte, sicherten weiter die Selbständigkeit der Vereinigten Staaten. Mochte auch England aus diesen Kriegen endgültig als unumschränkte Vormacht hervorgehen, mochte es nach dem Völkerringen der andern trotz Anwendung nur geringer Kräfte der sich allein freuende Dritte sein, es hätte den Eigenwillen der Vereinigten Staaten nur brechen können durch Bildung von größeren Heereskräften. Hierauf hat es verzichtet.

Das europäische Gleichgewicht britischer Auffassung blieb durch das ganze neunzehnte Jahrhundert bestehen. Ohne eigentliche Heereskräfte konnten sich bei den ausgleichenden Gegensätzen der kontinentalen Völker sowohl das britische Imperium als auch das Staatengebilde der Vereinigten Staaten entwickeln. Wohl sah England in Amerika eine Gefahr für sein Monopol heraufdämmern. Es bemühte sich daher auch, auf dem amerikanischen Kontinent einen Gleichgewichtszustand zu schaffen, wie es ihm in Europa im allgemeinen und auf der pyrenäischen Halbinsel sowie beim Sunde im besonderen gelungen war. Der amerikanische Bürgerkrieg wurde wesentlich durch England geregelt und gestützt. Doch diese englischen Versuche mißlangen. Amerika gewann langsam und stetig an Macht.

England war auch immer weniger imstande, seine Front gegen Amerika zu richten. Sowohl das imperialistische Rußland, als auch das bevölkerungswachsende eingeschnürte Deutschland drohte den britischen Gleichgewichtsgedanken zu erschüttern. Der Anschluß Schleswig-Holsteins und der Bau der deutschen Flotte nahmen England die „Freiheit" der Meerengen zwischen Nord- und Ostsee. England mußte weiter auf der Hut sein. Amerika genoß wachsende Freiheit und konnte diejenigen Vorteile ausnutzen, die früher England gehabt hatte. Immer mehr besaß es den Vorzug eines gesamteuropäischen Gleichgewichts. Immer mehr trat England weltpolitisch in die frühere Stellung Frankreichs. England gab sich daher die erdenklichste Mühe, auf dem Kontinent das übervölkerte Deutschland zu hemmen. Es stützte mit aller Kraft das westliche Frankreich, schenkte ihm bedeutende Positionen im westlichen mittelländischen Meere; es beförderte die Einheit Italiens als neue Abwehrmacht gegen das wachsende Deutschland; es schloß schließlich den Bund mit dem beutegierigen Rußland, um so durch den Krieg den alten Gleichgewichtsgedanken wiederherzustellen.

Amerika hatte an diesem alten britischen Gleichgewichtsgedanken kein Interesse. Solange England durch das ausgeglichene Europa freie Hand auf dem Meere hatte, war eine freie kapitalistische Entwicklung für Amerika nicht möglich. Die Vereinigten Staaten erstrebten ein Gleichgewicht in Europa, an dem das britische Imperium einer der mitwiegenden Faktoren war und nicht der ausschlaggebende. Die letztere Rolle erstrebte es selber.

Durch den Weltkrieg erhoffte Amerika diese weltstrategische Verschiebung. Es stellte seine Politik und seine Strategie auf diese Forderung der gegenseitigen Inschachhaltung von Gesamteuropa ein. Es wollte weder den Sieg der

einen noch der andern Mächtegruppe in Europa. Es bedurfte für seine eigene staatliche Stellung und seine Ziele ebenso des Gleichgewichts in Gesamteuropa und der weiteren Welt wie früher England des Gleichgewichts auf dem Kontinent. Und wie England diesen Weltkrieg entfachte, weil es das wachsende Deutschland den britischen Gleichgewichtszustand vor Dover—Calais und in den anderen Meerengen allmählich durchbrechen sah, weil es erkannte, daß es den früher natürlich gegebenen Kräftezustand in Europa nunmehr nur künstlich durch Gewalt würde halten können, was aber wieder seinem Reichtumsimperium überall Abbruch getan hätte, so mußte auch Amerika 1917 in den Krieg eintreten, als nach dem siegreichen Abschlagen der feindlichen Offensiven für die Einheitsfront der Mittelmächte die Wahrscheinlichkeit bestand, daß sie die feindliche Front durchbrechen würde. Ein deutscher Durchbruch über Calais hätte den künstlichen Aufbau des britischen Imperiums in seinen Grundfesten erschüttert und damit der amerikanischen Weltstellung die Stütze des einen Wägegewichts genommen. Ein solcher Durchbruch hätte daher den staatlichen Formen der ganzen angelsächsischen Rasse einen Todesstoß versetzt.

Amerika erstrebt in dem Völkerbundgedanken heute nichts anderes als diesen gesamteuropäischen Gleichgewichtszustand. Wie England in der Geschichte seinen materialistischen Gedanken stets hohe Töne zu geben wußte und damit andere Völker zu „bluffen" verstand, so ist es nicht zu verwundern, daß der Angelsachse Wilson heute ähnliche Fähigkeiten aufweist. Der amerikanische „Völkerbund" ist in seinem hochtragenden Namen eine historische Fortsetzung der britischen „heiligen Allianz".

Es ist nicht zu bestreiten, daß das amerikanische Ziel heute bei der deutschen Ohnmacht noch das Beste darstellt, was sich für Deutschland ergeben kann. Amerika braucht bei den verworrenen Verhältnissen Rußlands ein verhältnismäßig starkes Deutschland, das sowohl Teile des britischen Imperiums als auch Frankreich in Schach halten kann. Das britische Ziel dagegen erstrebt ein schwächeres Deutschland, das nur Frankreich allein ausgleichen soll. Und Frankreichs überspannte Ziele drängen natürlich auf eine vollkommene Auflösung der deutschen Einheit wie zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten.

Es ist aber auch nicht zu bestreiten, daß das amerikanische Ziel das Selbstsüchtigste darstellt, was sich nur vorstellen läßt. Es erstrebt eine solche Niederhaltung Europas, daß es selbst mit den geringsten Mitteln befähigt ist, gewaltigen Reichtum zu schlucken. Amerika zielt über ein ausgeglichenes Europa auf die Monopolisierung des internationalen Handels. Zu diesen Zwecken baut es seine gewaltigen Kriegs- und Handelsflotten.

Es mag sein, daß sich auch zwischen Amerika und England Gegensätze zeigen werden. Die verschiedenen Auffassungen bedingen diese bereits. Es erscheint jedoch nicht geboten, von deutscher Seite diese Gegensätze besonders zu betonen. Bei der gewaltigen Verteidigungskraft, die das deutsche Volk im Kriege gezeigt hat, bei seiner unvergleichlichen Arbeitskraft, die es stets bewiesen hat, und bei der Wachstumtendenz, die es bisher gehabt hat, wird für Amerika und England das Ziel ein ähnliches sein: Deutschland so lange wie möglich auszuschalten. Wie für England ein Überwiegen Westeuropas in der Geschichte erträglicher war als ein solches Mitteleuropas, so wird auch für Amerika ein Überwiegen des britischen Imperiums und der Westmächte sympathischer sein als ein solches des neuen deutschen Reiches.

Die Interessen der beiden angelsächsischen Reiche müssen sich weiter einer Einheit nähern, je schneller sich Deutschland erholt. Diese Tatsache knüpft aber bereits jetzt ein gemeinsames Band, ein Band, das noch durch gemeinsame

Interessen im fernen Osten verstärkt wird. Amerikas Weg zum fernen Osten geht in seiner Hauptfront wie bei allen geschichtlichen Imperien über das mittelländische und das indische Meer. Wenn Amerika seine Kriegsflotten heute in der Ostsee und morgen via Panama zum Kampfe gegen Japan einsetzen will, bedarf es einer starken britischen Seemacht, die einerseits die deutsche Seemacht in Schach hält und andererseits im mittelländischen und indischen Meere jenes Gleichgewicht schafft, das zur Aufrechterhaltung sicherer Verbindungswege erforderlich ist.

Die obigen Ausführungen sollen den Machtstandpunkt Wilsons charakterisieren. In dem Völkerbundgedanken gibt es keine Spur ewigen Friedens. Amerika wird der Diktator der gebeugten Welt. Jede Freiheitsbewegung will es durch Schiedsgerichte bekämpfen. Das Unterseeboot als wesentlichste Waffe gegen die Hegemonie wird einfach verboten. In erster Linie werden es deutsche Freiheitsregungen sein, die verhindert werden. Gegen alle diese Machenschaften wird es nur ein Rettungsmittel für das unterdrückte Deutschland geben: und das ist Zusammenraffung zu deutscher Einheit und äußerster Ausbau deutscher Kraft.

Der Ring im Westen

Je beunruhigender in Frankreich die Nachrichten über das Schicksal lauten, das der Völkerbundsvertrag und das französisch-amerikanische Bündnisabkommen in Amerika erfahren können, je länger eine endgültige Regelung der Verhältnisse im Osten sich hinauszuziehen scheint, je deutlicher auch die kleinen Staaten im Südosten, die Südslawen, die heftig verstimmten Rumänen und besonders die Tschechen, skeptisch gegen die Möglichkeit wertvoller Hilfe durch Frankreich, das vor allem die Polen zu begünstigen scheint —, die letzte Rede Benes hat in Frankreich ziemliche Bestürzung erregt, weil man fest damit gerechnet hatte, die Tschechen als Sturmbock gegen Deutschland verwenden zu können — durchblicken lassen, daß sie ihre eigenen Wege zu gehen entschlossen sind, desto energischer geht man in Frankreich darauf aus, sich selber gegen einen noch immer befürchteten Angriff Deutschlands zu sichern. Die Französierung des Elsaß wird trotz der vorsichtig bremsenden Tätigkeit Millerands mit Hochdruck betrieben, die Umtriebe in der Pfalz und im Rheinland zur Loslösung von Preußen, womit man natürlich das „verpreußte" Deutschland, dessen fortschreitenden Zusammenschluß man mit steter Besorgnis verfolgt, meint, wollen nicht aufhören und werden es auch ferner nicht und im Saargebiet wird, um die Volksabstimmung in fünfzehn Jahren gründlich vorzubereiten, mit der Reitpeitsche französiert. Aber diese „Garantien" genügen den bald trotzigen, bald offenbar furchtsamen französischen Militärs noch immer nicht, zu einer wirklichen Sicherung ist, so argumentieren sie mit Hinweis auf den Verlauf des Krieges, die Hilfe Belgiens unentbehrlich.

Um diese Hilfe zu gewinnen (und aus wirtschaftlichen Gründen), hat man sich, zumal gelegentlich der im Juli unternommenen Reise Poincarés nach Belgien, bemüht, die belgisch-französische Solidarität zu betonen, die Freundschaft beider Völker in enthusiastischen Ausdrücken zu feiern und eine wirtschaftliche Annäherung herbeizuführen. Greifbare Ergebnisse sind allerdings damals nicht erzielt worden, aber kürzlich hat doch der französische Wiederaufbauminister Loucheur betont, daß er alles tun werde, um den Handel Antwerpens zu heben, zumal da dessen natürlicher Hinterhafen Straßburg sei. Alle Transitwaren für Elsaß-Lothringen

würden daher in gleicher Weise wie die der französischen Häfen behandelt werden. Auch der französische Botschafter de Margerie hat beim Stapellauf des ersten in Belgien gebauten Petroleumschiffes erklärt, Frankreich werde aktiv an der Wiederherstellung des Antwerpener Hafenverkehrs arbeiten. Den ersten Anstoß dazu biete die Gründung einer französisch-belgischen Schiffahrtsgesellschaft. Außerdem werde die Compagnie générale transatlantique eine ständige Dampferlinie zwischen Antwerpen und Marokko einrichten. Auch Ruhrkohle ist Belgien versprochen worden und, die surtaxe d'entrepôt ist, soweit es irgend mit französischen Sonderinteressen vereinbar war, herabgesetzt worden. Es kann aber als ausgemacht gelten, daß man in den maßgebenden Kreisen beider Länder bemüht sein wird, der wirtschaftlichen und kulturellen Annäherung auch ein Militärabkommen folgen zu lassen.

Unlängst ist allerdings durch den Ausfall des Referendums in Luxemburg ein Schatten auf diese Freundschaft gefallen. Daß Luxemburg sich für eine Wirtschaftsunion mit Frankreich entscheiden würde, konnte nach der schon im Dezember erfolgten Kündigung der seit 1842 bestehenden Zugehörigkeit zum deutschen Zollverein, und dem am 2. Januar abgegebenen einstimmigen Votum der luxemburgischen Wirtschaftskommission nicht mehr zweifelhaft sein. Die Landwirtschaft Luxemburgs, die vom Anschluß an Belgien den Verlust ihrer lothringischen Märkte und die Konkurrenz der billigeren belgischen Erzeugung fürchtete, und die Hüttenindustrie, der Belgien keine Erze liefern kann, da es selbst mehr verbraucht als erzeugt, die aber wegen der drohenden Erschöpfung der eigenen Gruben auf fremde Erze angewiesen ist, waren für den Anschluß an Frankreich, und der Weinbau, die Brau- und Handschuhindustrie, die für Belgien waren, vermochten dagegen nicht aufzukommen, besonders da auch die Arbeiter wegen der höheren französischen Löhne und, seitdem in Deutschland der Lehrstuhl für den in Luxemburg noch immer geltenden Code Napoléon aufgegeben worden ist, auch ein großer Teil der Intellektuellen für Frankreich waren. In Frankreich hat man diese Lage von Anfang an richtig einzuschätzen gewußt und sich mit Rücksicht auf Belgien aller offenen Propaganda für den Anschluß an Frankreich enthalten. Während Belgien in Luxemburg eine Gesandtschaft einrichtete, begnügte man sich französischerseits mit einem Geschäftsträger und beschränkte sich darauf, die Monarchie gegen revolutionäre Unruhen zu schützen. Ob hinter den kurz vor der Abstimmung erfolgten Enthüllungen des „Messager de Bruxelles", der die annexionistischen Absichten des belgischen Ministers Hymans an die Öffentlichkeit brachte, französischer Einfluß rege war, kann nicht mit Bestimmtheit entschieden werden, sicher ist, daß auch diese Auslassungen der belgischen Sache nicht eben förderlich gewesen sind. Jetzt fleht die französische Presse, nachdem sie die bevorstehende Angliederung des luxemburgischen an das französische Eisenbahnnetz kommentiert hat, die Belgier an, das Ergebnis der luxemburgischen Volksabstimmung um Gottes willen nicht übel nehmen zu wollen und das „Echo de Paris" betonte die Notwendigkeit eines belgisch-luxemburgisch-französischen Bündnisses. „Wir wissen", hieß es dort, „daß unsere Regierung bereit ist, einer Verständigung zuliebe Opfer zu bringen, sogar die Verwaltung der Eisenbahnen würden sie im Einverständnis mit Brüssel und den interessierten Gegenden bestimmen wollen" (natürlich! es wäre vortrefflich, wenn man ein möglichst einheitliches lothringisch-ostfranzösisch-luxemburgisch-südbelgisches Eisenbahnsystem zusammenbrächte). „Die letzten Monate haben Frankreich bewiesen, daß es, will es seinen Rang als Großmacht behalten, dem Bündnis mit England und Amerika unbedingt feste (!) Kontinentalbündnisse hinzufügen muß: mit Belgien, Italien, den kleinen Staaten Zentral- und Osteuropas schon jetzt, mit Rußland morgen. In diesem System steht Belgien an erster Stelle, sowohl in Anbetracht des Beistandes, den es uns zu leisten vermag wie der Gefühle, die in jedem Franzosenherz für es schlagen. Wir werden das durch Taten zu beweisen wissen."

Diese Politik läßt sich auch in der unverhehlt hollandfeindlichen Stellung wahrnehmen, die man in Frankreich dem holländisch-belgischen Konflikt gegenüber

einnimmt. Belgiens Wünsche gegen Holland lassen sich bekanntlich in zwei großen Forderungen zusammenfassen: Oberhoheit über die Schelde und Besitz von Holländisch-Limburg, dem sogenannten Maastricht-Zipfel. Beide Forderungen hängen mit Belgiens Antwerpenpolitik zusammen und sind vom Standpunkt des aufstrebenden und unternehmungslustigen kleinen Staates, der eben erst die Fessel seiner Neutralität abgeworfen hat, sehr begreiflich, lassen sich jedoch ohne weitgehende Verletzung holländischer Hoheitsrechte nicht verwirklichen, zu deren Aufgabe Holland um so weniger Grund sieht, als dadurch die Entwicklung des schärfsten Konkurrenten Rotterdams gefördert würde. Und so hat sich Holland den belgischen Ansprüchen gegenüber von vornherein auf den Standpunkt gestellt: keine Minderung holländischer Souveränität, keine territorialen Abtretungen, aber, besonders auf wirtschaftlichem Gebiet, weitgehendes Entgegenkommen. Aber in den Belgiern ist nun einmal während des Krieges ein ehrgeiziger Annexionismus wach geworden, mit dem ganzen Egoismus von zum politischen Leben erwachenden Staaten verwirft man alle Kompromisse und will ganze Arbeit machen, und so hat man sich nicht gescheut, besonders in Limburg, das man für den geplanten Rhein—Maas—Schelde-Kanal braucht, der (vielleicht!) besonders den Rheinverkehr von Rotterdam nach Antwerpen ablenken würde, eine probelgische Propaganda hervorzurufen. Man entdeckte, daß sich die alteingesessene Bürgerschaft Maastrichts seit 1830 unterdrückt gefühlt habe und verlangte von der Friedenskonferenz, sie solle eine Volksabstimmung in Limburg anordnen. Dabei war man aber klug genug, nicht die wirtschaftlichen, sondern militärische Erwägungen in den Vordergrund zu stellen. Man machte geltend, daß bei einem neuen Angriff Deutschlands Belgien nicht imstande sein würde, den deutschen Vormarsch aufzuhalten, falls Deutschland sich entschlösse, den Limburger Zipfel zu durchqueren, den die Holländer weder in der Lage, noch, wie man aus Erfahrungen von 1914 enthüllen zu können vorgab, gewillt seien, militärisch zu verteidigen, hatten sie doch 1918 sogar erlaubt, daß ein bedeutender Teil der deutschen Heere den Rückzug durch Limburg genommen hätte. Das hieß also den Franzosen bedeuten: wenn ihr wollt, daß wir euch das nächste Mal wieder tatkräftig verteidigen können, dann sorgt bitte dafür, daß uns das auch möglich wird, und obwohl der Marschall Foch kühl erklärt haben soll, einen militärisch wirklich ausreichenden Schutz würde nur die vollständige Rheingrenze, also auch die des holländischen Rheins, gewähren können, nahmen Pariser Blätter dieses mot d'ordre willig auf und setzten sich für Belgien mit einer Wärme ein, als gälte es, ein neues Elsaß-Lothringen zu gewinnen. Die holländische Presse nahm diese Kampagne mit bewundernswerter Ruhe auf, die auch durch allerlei Grenzzwischenfälle kaum gestört wurde, in letzter Zeit beginnt aber auch sie nervös zu werden, besonders da jüngst die Möglichkeit erörtert worden ist, die Belgier könnten in Nachahmung von d'Annunzios Handstreich sich eigenmächtig in den Besitz von Maastricht setzen. Schon beginnt man auch die Amerikaner, die Antwerpen zur Verpflegungsbasis für Europa machen wollen und in dem verarmten Lande fleißig Fabriken kaufen, gegen Holland aufzuhetzen und die Reise des belgischen Königspaares und des Kardinals Mercier hat, wie die hollandfeindliche Sprache amerikanischer Blätter zeigt, sicher im wesentlichen den Zweck, Stimmung für Belgien zu machen. Der Kardinal Mercier soll sogar, laut einem Bericht der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" erklärt haben, daß Belgien für seeländisch Flandern mit Freuden einen neuen Krieg führen würde. Die Meldung klingt insofern unwahrscheinlich, als Belgien gerade an seeländisch Flandern wegen des dadurch entstehenden Zuwachses an Flamen nicht soviel gelegen sein kann, wie an Limburg; sollte diese Äußerung von seiten des als kluger Politiker bekannten Kardinals aber wirklich gefallen sein, so darf man die Möglichkeit eines kriegerischen Konfliktes immerhin ernsthaft ins Auge fassen. Inzwischen sollen, nach einer unkontrollierbaren Meldung der „Libre Belgique" die Großmächte den Beschluß gefaßt haben, beiden Mächten folgenden Vergleich vorzuschlagen: 1. Vereinbarungen über wirtschaftliche Fragen. 2. Holland gibt die Erklärung ab, daß es jede Verletzung Holländisch-Limburgs als casus belli be-

trachtet. 3. Holland verpflichtet sich, sofort um Aufnahme in den Völkerbund zu ersuchen. Daraus erhellt, daß man Holland nötigen will, sich der Koalition der westeuropäischen Mächte Frankreich-Belgien und -Italien, dem man in Frankreich neuerdings wieder starke Avancen macht, auf Gedeih und Verderb anzuschließen. Die Bewilligung von Punkt 2 würde Holland in einem wichtigen Moment der freien Entschließungsmöglichkeit berauben und ein Eingehen auf Punkt 3 hieße, so lange Deutschland nicht im Völkerbund aufgenommen ist, direkt einer gegen Deutschland gerichteten Koalition beitreten.

Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß die belgische Annexionistenpolitik nur von einer zwar einflußreichen aber kleinen Clique betrieben wird. Das Land braucht Frieden und will ihn wahren und die Chancen eines siegreichen Feldzuges gegen Holland sind nicht groß, da Holland sein Heer während des Krieges organisiert hat und fest entschlossen scheint, sich ohne äußerste Not nichts wider seinen Willen abringen zu lassen. Auch muß man berücksichtigen, daß Belgien schwer unter inneren Gegensätzen leidet. Die Arbeiter scheinen sich jetzt, nachdem es eine Zeitlang bedrohlich gekriselt hat, allerdings vorläufig wieder beruhigt zu haben. Die Lebensbedingungen sind erträglich in Belgien und der praktische Sinn des Belgiers ist leicht davon zu überzeugen, daß für die nächste Zeit einmal alles auf eine Steigerung der Erzeugung ankommt. Dafür ist aber auch die Flamenfrage in ein überaus kritisches Stadium getreten. Nachdem man zunächst den Willen zur belgischen Einheit dadurch behandelt hatte, daß man durch Mißhandlungen und Hochverratsprozesse gegen diejenigen Aktivisten vorging, die während der deutschen Besetzung mit den Deutschen zusammen an der Verwaltungstrennung gearbeitet hatten, an der Genter Hochschule wieder französische Vorlesungen einführte, und flamisch sprechende Abgeordnete in der Kammer niederbrüllte, zeigte es sich, daß die nicht durch Zusammenarbeit mit den Deutschen kompromittierten Passivisten auf ihren flamischen Standpunkt beharrten und der von van Cauwelaert seinerzeit in Holland gegründete „Vlaamsch Verbond" und die flämische Frontpartei mächtiger waren denn je. Das Blatt der Frontpartei „Ons Vaderland" konnte im Frühjahr sogar nach Brüssel verlegt werden und als es, da es gemäß dem auch vom „Vlaamsch Verbond" vertretenen Programm Aufteilung der Armee in flamische und wallonische Regimenter forderte, für Soldaten verboten wurde, gewann es mit einem Schlage auch im Heere Tausende von neuen Lesern. In Antwerpen stand es eine Zeitlang so, daß auf Ansammlungen von fünf Personen ohne Warnung geschossen werden sollte, und in Gent, wo in den ersten Wochen nach einem Bericht der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" allein 156 Häuser durch wallonische Soldaten geplündert worden sind, konnte die Ordnung nur durch englische und amerikanische Truppen aufrecht erhalten werden. Aber gerade in Ostflandern werden die flämischen Interessen durch die niedere Geistlichkeit geschützt, die überall im Lande, sehr gegen den Willen des Kardinal Mercier, sich der Flamen annimmt und das auch tun muß, wenn sie das Volk nicht dem mächtig von Frankreich her eindringenden Liberalismus und Freidenkertum in die Arme treiben will. Im Mai ist die Kammer allerdings noch nach einer auf Interpellation von Cauwelaerts erfolgten Regierungserklärung gegen die Verwaltungstrennung, gegen die Trennung im Heer, und daß von einer flämischen Hochschule in Gent schon deswegen nicht die Rede sein könne, da man dadurch zu sehr die Erinnerung an die deutsche Verwaltungszeit aufrütteln würde, mit 71 Stimmen gegen 44 bei 11 Enthaltungen zur Tagesordnung übergegangen, inzwischen aber hat die flämische Bewegung weitere Fortschritte gemacht. Nicht nur hat man in Gent im September den Versuch gemacht, die wieder französierte Hochschule in die Luft zu sprengen, nicht nur hat der Bischof Rutten von Lüttich neuerdings wieder betont, daß die Forderungen der Flamen nach kultureller Selbständigkeit, nach flämischer Unterrichts-, Gerichts- und Heeressprache völlig berechtigt seien, auch der Kammerpräsident Poullet hat sich unlängst mit der Association catholique von Löwen praktisch dem Programm des „Vlaamsch Verbond" angeschlossen und in Roeselaere

hat sich ein umfassender flämischer Studentenkongreß scharf gegen das imperialistische Treiben der Regierungskreise ausgesprochen. Unter diesen Umständen verspricht der Wahlkampf außerordentlich erbittert zu werden, ein großer Teil der klerikalen Fraktion ist schon jetzt aktivistisch gesinnt, die Flamen scheinen jetzt aber auch ihre frühere ziemlich ungefährliche Wahlpraxis, nach der die Kandidaten im Rahmen ihres klerikalen oder liberalen Programms nebenbei auch auf flämische Forderungen verpflichtet wurden, was dann nach der Wahl zu lediglich platonisch bleibenden Demonstrationen führte, aufgeben, und wo es geht, besondere rein aktivistische Programme aufstellen zu wollen, wie das z. B. in Antwerpen geschehen ist, wo dem international-nationalistischen Huysmans der aktivistisch-flamische van Cauwelaert gegenübergestellt worden ist. Auch der alte und angesehene Graf Woeste, der seit fast 50 Jahren den Wahlkreis Aalst vertritt, hat seine Stellung gefährdet gesehen.

Nun muß man sich wohl vor der Annahme hüten, als ob die Flamen weniger gute Belgier oder gar unbedingt deutschfreundlich seien. Aber für einen von Frankreich her unterstützten und praktisch in erster Linie gegen Holland gerichteten Annexionismus sind sie gewiß nicht zu haben, und mit diesen Widerständen wird die belgische Regierung unbedingt rechnen müssen. Die Annexionisten treiben ein gefährliches Spiel und würden eines kriegerischen Erfolges gegen Holland kaum froh werden. Hoffen wir, daß es ihnen nicht gelingt, das Land in eine Konstellation hineinzutreiben, die eine holländische Irredenta erreichen könnte, welche über kurz oder lang bei Nichtbefriedigung der flämischen Forderungen der gedeihlichen Entwicklung des Landes sehr gefährlich werden könnte.

Menenius

Vom Altertum zur Gegenwart

Von Oberstudienrat Dr. Otto Stange

Welche Werte ein planloser Zerstörungstrieb binnen weniger Monate zu vernichten imstande ist, haben uns die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit nur zu deutlich erkennen lassen. Aber ob auch unter den Trümmern manches scheinbar unersetzliche Gut am Boden liegt — schlimmer noch als der Verlust der Werte selbst wäre es, wenn wir durch den großen Wirbelsturm auch der Kräfte beraubt werden sollten, die allein dazu befähigt sind, uns Ersatz zu schaffen für das Verlorene, vor allem für vernichtete Kulturwerte. Noch stehen ja die Säulen aufrecht, die bisher den stolzen Bau der deutschen Geisteswelt getragen haben. Aber auch hier sehen wir bereits den Spaten angesetzt, und niemand kann wissen, ob nicht morgen schon der plumpe Hammer herniedersaust, um die gelockerten Grundsteine vollends zu zerschmettern und den Tempel deutscher Geistesgröße zu Fall zu bringen.

Da ist es mit besonderem Dank zu begrüßen, wenn berufene Männer rechtzeitig daran gehen, für bestimmte Wissensgebiete die Kräfte nachzuweisen, durch die einzelne Teile unserer Geistesbildung zu ihrer bisherigen Höhe gelangt sind, und, falls sie von dieser Höhe hinabgestoßen werden sollten, wieder zu ihr emporgeführt werden könnten.

Dieser gewiß nicht leichten Aufgabe haben sich eine Anzahl Hochschullehrer und Rektoren angenommen, Philologen, Juristen, Pädagogen, Historiker, Theologen, auch ein Mathematiker, durchweg Namen ersten Ranges, um unter Führung Eduard Nordens und A. Gieseckes-Teubners die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten nachzuweisen in einem soeben erschienenen Buche[1]) „Vom Altertum zur Gegenwart“. Der Stoff ist so gegliedert, daß nach

[1]) Bei B. G. Teubner, Berlin und Leipzig 1919, Preis geh. 9 Mark, geb. 10,50 Mark, dazu Teuerungszuschläge.

einem einleitenden Aufsatze über den Humanismus als Tradition und Erlebnis zunächst in sechs Skizzen die Zusammenhänge im allgemeinen, dann in achtzehn kürzeren Abhandlungen die Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten besprochen werden; den Schluß bildet eine äußerst geschmackvolle Erörterung über den Wert der Übersetzung für den Humanismus.

Es kann nicht unsere Absicht sein, so verlockend es auch wäre, die sechsundzwanzig Beiträge der einzelnen Verfasser der Reihe nach durchzusprechen. Das Buch muß trotz seiner Vielteiligkeit als Ganzes gewürdigt werden, und darum sei es auch uns erlaubt an einzelnen Höhepunkten länger zu verweilen, andere Strecken schneller zu durcheilen und in der Hauptsache zusammenfassend zu berichten, welche hohe Bedeutung dem Gange vom Altertum zur Gegenwart gerade auch für die Zeiten des künftigen Aufbaus in deutschen Landen zukommt.

Das Buch verfolgt, wie im Geleitwort ausdrücklich hervorgehoben wird, durchaus keine apologetischen Absichten. Es will lediglich die Einheit der geistigen Welt aufzeigen, als die sich die Entwicklung vom Altertum über Mittelalter und Renaissance bis zur Gegenwart dem in die Tiefe dringenden Blick darstellt. Daß dieser Nachweis auch dazu dienen werde, die im Geheimen der Volksseele fortwirkenden Daseinswerte wieder nutzbar zu machen und in unserm Volke den Glauben an sich, an die Aufgabe, die es in der Menschheit zu erfüllen hat, wieder zu wecken, ist die zuversichtliche Hoffnung der beiden Herausgeber.

Wer ein Bild geben will von der Nachwirkung der Antike auf die Gegenwart, muß notwendig von der Frage ausgehen, in welcher Weise der Humanismus auch unser Geistesleben noch zu beeinflussen befähigt und berufen ist. Werner Jäger, der Verfasser der bereits erwähnten Abhandlung über den Humanismus als Tradition und Erlebnis, setzt sich's daher zur Aufgabe, den Humanismus nicht von Gesichtspunkten der äußeren Organisation und des Lehrplanes aus, sondern „in seinen geistigen Notwendigkeiten" zu verstehen. Dabei findet er, daß der deutsche Geist sich zunächst begnügt habe mit einer sehr langen Periode der bloß passiven Aufnahme griechisch-römischen Lehnguts, dann aber von der „rohen, stofflichen Rezeption" vorgedrungen sei zur produktiven Aneignung, so daß die Elemente des der Antike entnommenen Kulturbesitzes unserem Organismus mehr und mehr als geistige Kräfte ins Bewußtsein traten. Ohne daß die Tradition jemals aufgehört hätte ihren Stoff den aufeinanderfolgenden Kulturepochen zu übermitteln, hat sie sich eben durch ihre fortschreitende Vergeistigung zur lebenschaffenden Kraft hindurchgerungen. Dadurch wurde der Humanismus dem deutschen wie auch allen anderen Kulturvölkern zum Erlebnis, und es handelt sich für die Bildung der Gegenwart nicht mehr um die bloße Aufnahme eines überlieferten Stoffs, sondern um das Erleben der Antike als formgebende Kraft. Diese Wirkung hat sich in allen Zeiten hoher Kultur regelmäßig geltend gemacht, und so kommt es, daß die Antike in diesen Zeiten „niemals als Tradition, sondern umgekehrt als Gegengift und Schutzwehr gegen die Tradition" erscheint. Freilich, auf die augenblickliche Loslösung folgte jedesmal wieder eine Rückkehr zur Tradition, nur sozusagen von einer höheren Stufe aus, zu der sich die Bildung inzwischen durch das neue Erleben der Antike emporgeschwungen hatte.

So hat es sich, wie durch das ganze Buch bewiesen wird, alle Jahrhunderte hindurch wiederholt und wird sich auch jetzt wiederholen müssen; denn „der Hellenismus ist ein historisches Schicksal, dem man nicht entfliehen kann, so wenig man die Geschichte des Geistes ungeschehen machen und die lebendige Quelle verstopfen kann." Zu dem Schema vom gleichmäßigen „Fortschritt" mag dieser Wechsel zwischen Tradition und Erlebnis freilich schlecht genug passen. Viel eher gleicht er dem Fackelwettlauf der alten Athener: die aneinander vorüberfliehenden Generationen werfen sich gegenseitig die brennende Fackel zu, und wer sie mit fester Faust packt, der schwingt sie hoch empor und trägt sie ein Stück Weges vorwärts, bis er sie dem Nachfolgenden übergibt. Der Sinn des Laufes aber ist die Lebendigerhaltung der göttlichen Geistesflammen . . .

Wie sich nun dieses Weitergeben und Erleben der Antike gestaltet, wie sich insbesondere zunächst der Übergang von der Antike zum Mittelalter vollzogen hat, zeigen in großen Zügen die Aufsätze von Alfons Dopsch, Karl Holl und Eduard Norden für äußere Kultur und Wirtschaft, für Staat, Kirche und Kultur, sowie für die Literatur. Indem Dopsch gründlich mit der falschen Vorstellung von der Vernichtung der antiken Kultur durch die „barbarischen" Horden der Völkerwanderung aufräumt und aufs klarste nachweist, daß die römischen Wirtschaftsverhältnisse von den auf römischen Wohnplätzen heimisch gewordenen Germanen sorgsam weiter ausgebildet wurden, kommt er zu dem Schlusse, daß die Einwirkungen der römischen Wirtschaft auf das frühgermanische Mittelalter weitreichend und allseitig gewesen seien. „Es handelt sich dabei aber nicht um eine schlichte Kopierung des alten, sondern um eine Neugestaltung, die auf antiker Grundlage erwachsen, doch den Bedürfnissen der neuen Träger der Entwicklung angepaßt war."

In ähnlicher Weise zeigt Holl, wie die Kirche, „die einzige Einrichtung, die aufrechtstehend aus der alten in die neue Zeit hinüberging", als die eigentliche Vermittlerin zwischen Altertum und Mittelalter alle Kräfte der Kultur in ihren Dienst gestellt und insonderheit der Antike dadurch einen unvergleichlichen Dienst geleistet hat, daß sie der auf der Antike beruhenden Kultur das wiedergewann, was ihr seit dem Untergang der alten Stadtstaaten verloren gegangen war, „die Beziehung auf ein großes Gesamtleben und auf einen höchsten Zweck." Erinnert man sich aber, daß ein Jahrtausend später auch die Reformation ihre weltlichen Bildungsmittel und Bildungsziele aus der Antike schöpfte, so liegt für das Gebiet der Kirche die gestaltende Einwirkung der im Altertum wurzelnden Kultur hinreichend klar zutage.

Ein sehr anschauliches Bild vom Einfluß der Antike auf die deutsche Geistesbildung ergibt sich für das lateinische Mittelalter aus dem Aufsatz E. Nordens über die Literatur, für das deutsche Mittelalter und die Neuzeit aus einer ausgeführten Skizze Gustav Roethes über denselben Gegenstand, weshalb es sich auch empfiehlt, hier beide zusammen zu behandeln. Als unverlierbare Größen retteten sich vor allem die Literaturformen aus dem Altertum hinüber ins Mittelalter. Dabei ging in der Poesie Altheidnisches — Ausonius, Claudianus — und Christliches, besonders vertreten durch die Hymnendichtung, noch eine zeitlang nebeneinander her, bis sich die akzentuierende Poesie aus den Fesseln des quantitierenden Verses löste und mit dem Reime die Brücke schlug bis zum protestantischen Kirchenliede Martin Luthers und Paul Gerhardts. In der Prosa handelte es sich zunächst nur um Weiterführung der antiken Historiographie und um Zusammenfassung des Gesamtwissens in dem System der septem artes liberales, bis man an die Stelle dieses „auf Flaschen gezogenen Bildungsextraktes" wieder die autores selbst treten ließ und schließlich durch die Vermittlung der Römer auch zu Platon, den Tragikern und Homer wieder den Zugang gewann. — Deutlicher noch zeigt uns der von Roethe behandelte Stoff, wie nötig es ist, daß wir die von Griechen und Römern gewiesenen Wege kennen, wenn wir uns selbst verstehen, die unersetzlichen Geistesschätze unserer Ahnen uns wirklich treu bewahren, ihren nationalen Edelgehalt ausschöpfen wollen. „Verlieren wir die Fühlung mit Hellas und Rom, so erstarrt unser kostbarster, durchaus lebensvoller literarischer Besitz allmählich zu totem Stein, der uns zu Boden preßt, nicht erhebt." Lateinischen Ursprungs war der Reim bei Otfried, auf die nach Vergils Vorbild geschaffenen christlichen Dichtungen stützte sich der „Heliand", Eckeharts Waltharius erklang zwar in lateinischer Sprache, war aber deutschen Wesens und deutschen Geistes voll. Mancherlei, wenn auch noch nicht ganz klar nachweisbare Kraft aus der Antike strömt den folgenden Jahrhunderten zu, bis zuerst wieder beim Drama eines Frischlin, Hans Sachs und anderer deutlich erkennbar wird, wie der alte Geist auf deutschem Boden neues Leben schafft. Dann kommt die Zeit des Protestantismus, und mit ihr der Einzug des Griechischen in die deutsche Schule. Bald wird auf dem ungewöhnlichen Wege über Aristo-

teles, Scaliger und Ronsard die antikisierende Formdichtung, die bis dahin lateinisch erklungen war, durch Martin Opitz in deutscher Sprache Gemeingut der Gebildeten, Lessing reinigt den Aristoteles und die griechische Tragödie von der französischen Schminke, Winckelmann und Herder üben ihre neue Anschauungsweise an griechischer Kunst, an griechischer Dichtung, und die Entdeckung Homers bildet den Nährboden für den deutschen Neuhumanismus. Was Goethe über ihn zu sagen weiß, wie er Goethe und Schiller, F. A. Wolf und W. v. Humboldt in diesen Rahmen hineinstellt, ja wie er den „befreienden Geist des Hellenentums" bis in unsere Tage verfolgt und Nietzsche wie Spitteler, Hoffmannsthal, G. Hauptmann samt all den Neueren in ihrem Verhältnis zur Antike schildert, das muß man bei ihm selbst nachlesen, wenn man nichts von dem Feingold seiner wohlabgewogenen Darlegungen einbüßen will.

An den „Übergang von der Antike zum Mittelalter", den wir für einen Augenblick verlassen hatten, um Zusammengehöriges nicht trennen zu müssen, reiht sich eine Abhandlung von Walter Goetz über die Wiederaufnahme der Antike im Mittelalter und in der Renaissance: Italien, in vieler Hinsicht das Mutterland der europäischen Kultur, läßt in seiner Renaissance nicht so sehr tiefe Gegensätze zum Mittelalter, sondern vielmehr dessen notwendige Weiterentwicklung erkennen. Auch bei den andern romanischen und den germanischen Völkern ist die Antike niemals allein die treibende Kraft zum Neuen gewesen; aber sie hatte ihre Geltung neben dem vorhandenen Bestreben zur Entfaltung eines eigenen Kulturlebens. Erst von der Hochrenaissance läßt sich sagen, daß in ihr das nationale Element im wesentlichen gesiegt hat, wenngleich seine Erhöhung zum großen Teil auf dem beruht, was ihm das Altertum zugeführt hatte.

Mit außerordentlicher Klarheit bespricht sodann Paul Hensel den Neuhumanismus, fragt, worin er dem Humanismus der Renaissance gleiche und wodurch er sich von ihm unterscheide, und findet, daß auch hier von einer erstarkten Tradition fort der Weg zu den Quellen gesucht und die Freilegung origineller Gedanken von der angebauten Tradition erstrebt worden sei, daß es sich aber nur um eine vorwiegend deutsche Angelegenheit und fast ausschließlich um die Wiedergewinnung des Griechentums gehandelt habe. Diese Darlegungen werden erläutert durch wertvolle Ausblicke auf die literarischen Schöpfer und Träger der ganzen Bewegung, auf Herder und Goethe, auf Schiller und Humboldt, aber auch auf Hölderlin, F. Schlegel und Schelling.

Nicht weniger anziehend ist die reichhaltige Übersicht, in der Eduard Spranger das 19. Jahrhundert und das Altertum behandelt. Indem er für die Auffassung des Altertums von zwei verschiedenen „Einstellungen", der historischen und der idealisierenden, ausgeht, findet er als ein Mittleres zwischen beiden „die Abhängigkeit der Geschichtsauffassung von der jeweiligen Bewußtseinslage der Gegenwart." Danach unterscheidet er zwischen dem reinen Klassizismus, der Romantik, bei der sich teils eine mehr politische Bewertung, teils eine besonders in der bildenden Kunst hervortretende christlich-griechische bemerkbar macht, bis schließlich die historische Wiederbelebung der antiken Philosophie in den Vordergrund tritt, ferner die durch den jungen Nietzsche angebahnte Neuromantik und zuletzt eine seit den achtziger Jahren maßgebend gewordene kulturgeschichtliche Auffassung. Es ist ganz unmöglich, hier im einzelnen auszuführen, wie sich Sprangers scharfblickendem Auge das Verhältnis der Antike zu den führenden Geistern der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart darstellt. Das Gesamtziel, das dieser Epoche vorschwebt, läßt sich vielleicht am besten wiedergeben durch die Worte, mit denen insbesondere die Bestrebungen Jacob Burckhardts gekennzeichnet werden: „aus fortschreitender Selbstbesinnung über unser Leben die Antike zu verstehen und aus diesem Verständnis wieder unser eigenes Leben seelisch auszuweiten, zu erläutern und zu erhöhen."

Außerordentlich interessant ist es nun, zu sehen, wie diese mehr allgemeinen Beobachtungen von besonderen Kennern für die verschiedensten Wissensgebiete im einzelnen als zutreffend nachgewiesen werden. Immer wieder finden wir bestätigt,

daß zunächst der von den Alten überlieferte Wissensstoff in der römischen Fassung gutgläubig herübergenommen, dann an der Hand der Urtexte erneut geprüft und schließlich zur Befreiung der Geister aus drückend gewordenen Fesseln und zu kraftvollem Aufbau unter Benutzung der altbewährten Erkenntnisse verwertet worden ist. Daß dies auf dem einen Wissensgebiet deutlicher erkennbar wird als auf dem anderen, darf nicht wundernehmen.

Wenn Eduard Meyer über Staat und Wirtschaft schreibt, so kann man gewiß sein, über den historischen Widerstreit von Macht und Recht, über den Übergang von der alten patriarchalischen Staatsgestaltung zum modernen Rechtsstaat, vom demokratischen Ideal der Athener und von anderen Formen des Idealstaats, vom Aufschwung des Wirtschaftslebens, von der Geschichtskonstruktion der modernen Nationalökonomen, vom römischen Prinzipat und vom Kosmopolitismus manches interessante Wort zu lesen. Ludwig Mitteis stützt sich in seiner Skizze vom römischen Recht auf den Satz: „es ist das juristische Denken, in dem die Größe des römischen Rechts gelegen ist", und der Freiburger Professor Josef Partsch weist überzeugend nach, wie „der griechische Gedanke in der Rechtswissenschaft" vom vierten vorchristlichen Jahrhundert bis in die hellenistische Zeit die römische Rechtsordnung stark beeinflußt hat und deshalb auch heute noch die ernsteste Beachtung verdient.

Fast überraschend wirkt es, wenn Julius Ziehen in seinem Aufsatz über Pädagogik schreibt, „daß noch niemals so sehr wie im Altertum das Erziehungswesen eine herrschende Stellung in der Gesamtkultur der Zeit eingenommen hat", und daß „auf dem Gebiete der Pädagogik die Antike lebendig bleiben muß, nicht nur um das Werden der Dinge zu verstehen, sondern in mindestens gleichem Maße, um das zurzeit Vorhandene nach klaren und zielsicheren Richtlinien weiter zu entwickeln". Darum zwar nicht „zurück zu Platon und der Antike", wohl aber „weiter im Sinne Platons und der Antike!"

Aus Wilhelm Schulzes inhaltvoller Skizze über Sprachwissenschaft braucht man nur einen Satz hervorzuheben, um zu wissen, worauf es ihm ankommt. „Das geschichtliche Verständnis der Muttersprache, dessen kein Lehrer des Deutschen an unseren höheren Schulen entraten kann, wird ohne Kenntnis des Griechischen niemals zu lebendigem Besitze erworben werden, der doch allein wieder Leben zu erzeugen vermag." Lange möchte man dagegen verweilen bei den klaren und anschaulichen Darlegungen A. v. Martins über Geschichtswissenschaft. Ob er über den Inhalt oder über die Form, über Griechen oder Römer, über alte, mittelalterliche oder neuzeitliche Geschichtschreibung spricht, immer weiß er zu fesseln und in die Tiefe zu führen. „Wetteifer mit der Antike, nicht Nachahmung" war das Rezept der Renaissance. „Für die Wirkung des Humanismus auf die historischen Studien ist nichts charakteristischer als das Bestreben, die Geschichte in Bezug zur Gegenwart, zur Mitwelt zu setzen." In der Epoche der Aufklärung werden die inhaltlichen Vorzüge der antiken Geschichtschreibung endgültig Allgemeingut; in formaler Beziehung schafft die Zeit sich ihren eigenen modernen Stil. Auch in der patriotisch erregten Zeit der Freiheitskriege stiegen die Alten wieder herauf. Und heute? „Die Arbeit der alten Geschichtschreiber erhält sich in der unsrigen als für immer errungen."

Ein etwas krauser Essay von L. Curtius über Kunst fällt, wie mir scheint, ein wenig aus dem Rahmen unseres Buches heraus, während Hans Lietzmann mit seinem Aufsatz über Religion und Max Wundt mit einer feinsinnigen Abhandlung über Philosophie und Weltanschauung das Bedürfnis des Lesers in dankenswertester Weise befriedigen. „Das Christentum hat sich die antike Welt erobert, indem es sie zwar grundsätzlich verneinte, aber praktisch ihre wertvollsten Errungenschaften übernahm und zum Ausbau seines eigenen Hauses verwandte." „Die moderne Forschung hat uns das Christentum in seiner kirchlichen Ausgestaltung als die reife Frucht und das geistige Ziel der in der Spätantike sich vereinigenden Kräfte der alten Welt begreifen gelehrt." So Lietzmann. Bei Wundt aber lesen wir: „Jedenfalls ist es keine Übertreibung, wenn man behauptet,

daß die Philosophie der Neuzeit von ihren Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart herab keinen entschiedenen Schritt vorwärts getan hat, ohne von antiker Philosophie aufs tiefste beeinflußt zu sein." Alle Richtungen der deutschen Philosophie werden kritisch beleuchtet, und bei allen stellt sich heraus, daß die Wurzeln ihrer Kraft nirgends als in Hellas zu suchen sind.

Weniger ergiebig sind vielleicht die Aufsätze Conrad Müllers über Mathematik und Franz Bolls über Astronomie. Dagegen führt Ernst Goldbeck in seiner Skizze „Weltbild und Physik" wieder den deutlichen Beweis, daß unsere Denker immer dann die größten Fortschritte machten, wenn sie, statt sich auf die Antike zu stützen oder gar sie nachzuahmen, die Gedanken der Alten auf eigenem Wege nutzbar zu machen, womöglich über sie hinauszukommen trachteten. „Antike Problematik in ihrer Größe ist es, die uns ans Altertum fesselt." „Wer die Prinzipien durchleuchten will, wende sich zu ihren geschichtlichen Ursprüngen. Er wird dort immer wieder auf die griechische Antike stoßen, auch in den exakten Wissenschaften." Das zeigt uns besonders auch der Artikel „Geographie" des Leipziger Professors Joseph Partsch. Man ist erstaunt zu sehen, wie eigentlich alle Einzelgebiete dieser Gegenwartswissenschaft den Alten schon Stoff zum Nachdenken geboten haben, so daß wir trotz schlechtester Überlieferung auch heute noch von ihnen lernen oder wenigstens ihren Problemen aufs neue nachgehen können. Wenn aber Partsch in Strabos Werke den Geist erkennt, der in Karl Ritter und seiner Schule wieder auflebte, so freut uns dies nicht weniger als das Urteil eines Sachverständigen, das Johannes Ilberg in seinem fesselnden Aufsatz über Medizin anführt: die ganze modernste Technik der letzten Dezennien sei nötig gewesen, um die Antike in der öffentlichen Gesundheitspflege wirklich zu übertreffen.

Von Biologie (H. Stadler), Chemie (E. v. Lippmann) und Technik (Albert Rehm) wird man für unsere Zwecke nicht allzuviel erwarten dürfen. Immerhin bieten auch diese drei Aufsätze, besonders der zuletzt genannte, des Interessanten genug, und je weniger man bisher gewohnt war, von diesen Gebieten den Blick überhaupt bis zur Antike rückwärts zu wenden, um so mehr ist man erstaunt, sich auch hier auf Schritt und Tritt von ihrem Geiste umweht zu fühlen.

Doch genug der Einzelheiten. Es erübrigt noch mit ein paar Worten den vortrefflichen Gedanken gerecht zu werden, mit denen Eduard Fraenkels Aufsatz vom Werte der Übersetzung für den Humanismus das Buch abschließt. Warum sollen wir, so läßt er wohlwollende Zweifler fragen, immer wieder den beschwerlichen, weiten, oft nicht einmal zum Ziele führenden Weg über die Urtexte wählen, statt uns an getreue, künstlerisch wertvolle Übersetzungen zu halten, an denen es im Volke der Bibel- und der Shakespeareübersetzung doch gewiß nicht fehlen kann? Und er antwortet zunächst von sich aus: weil der Zusammenhang zwischen dem Sprechen und dem Denken nicht nur, sondern dem Gesamterlebnis des Menschen unlösbar ist. Dann mit Berufung auf Gundolf: „Die Sprache ist Träger der geistig gelebten Vergangenheit eines Volkes, und wer die Sprache als solche, als lebendige Bewegung erlebt, wer das Spracherlebnis hat, der erlebt durch ihr Medium den ganzen Umfang der in ihr ausdrückbaren Schicksale, ohne diese primär auf sich nehmen zu müssen." Schon daraus wird klar, warum der rechte Humanismus auf Griechisch und Lateinisch nicht verzichten kann. Das Unübersetzbare muß empfunden, muß erlebt werden. Sodann: das Leben, das in den antiken Sprachen seinen Ausdruck gefunden hat, ist in entscheidenden Momenten, ja gerade in seinen elementaren Bedingungen dem gesamten Bereich des modernen Menschen entrückt. Immer sind wir in der sprachlichen Formung von modernen, von deutschen Erlebnissen, Vorstellungen, literarischen Gestaltungen abhängig und in deren Grenzen gebannt. So müssen wir gerade an den entscheidenden Stellen Duft und Farbe des Originals opfern. „Setzen wir eine Wiedergabe an die Stelle des Originals, so geben wir eine Deutung statt des zu Deutenden, einen Teil statt einer Totalität, und unterbinden so den Blutstrom schöpferischer Kräfte, der nur aus dem frei gestalteten Stück Leben, dem Kunstwerke selber, in die Adern aller kommenden Geschlechter rinnt. Das wäre tödlich . . . für das Erlebnis des Humanismus, dessen Wesen Aktivität ist. . ."

* * *

Alles in allem ein reifes, tief durchdachtes und fein ausgeführtes Geschenk deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, ein überaus wertvolles Seitenstück zu dem schon früher empfohlenen Buche „Das Gymnasium und die neue Zeit". Mag sich die deutsche Wissenschaft und ihr liebstes Kind, die Jugenderziehung, in Zukunft entfalten wie sie will — an den Ergebnissen solcher Bücher darf sie nicht vorübergehen, wenn sie sich nicht selbst ihres wohlverstandenen Vorteils entschlagen will.

Möge ein guter Stern auch über unseren Regierenden walten, daß ihnen die Sprache, die aus solchen Büchern redet, nicht unverstanden bleibt!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Anfang südslawischer Selbstbesinnung? Der Berichterstatter des Laibacher „Slovenec" hatte mit dem kürzlich aus Paris zurückgekehrten Mitgliede der jugoslawischen Friedensdelegation Dr. Rybar in Belgrad eine Unterredung, wobei sich dieser über das Verhältnis zu Deutsch-Österreich wie folgt äußerte:

„Wirtschaftliche Bande verbinden uns mit Deutsch-Österreich, denn dieses ist der uns am nächsten gelegene Industriestaat, zugleich aber auch das nächste Exportgebiet für unsere landwirtschaftlichen Erzeugnisse. In politischer Hinsicht ist dieser Staat Jugoslawien am wenigsten gefährlich. Mit Rücksicht auf den Verlust Deutsch-Südtirols sind Jugoslawien und Deutsch-Österreich eigentlich natürliche Verbündete gegen jenen Staat, der uns 400 000 bis 500 000 unserer nationalbewußtesten Landsleute wegnimmt. Alles das zwingt uns zu einem freundschaftlichen Verhältnis zu Deutsch-Österreich. Diesem Ziele aber muß auch unser Vorgehen gegen jene Deutschen angepaßt werden, die in Jugoslawien geblieben sind, denn ihre Beschwerden, wenn sie gerecht wären, würden unsere Beziehungen zu Deutsch-Österreich vergiften. Das deutsche Volk bleibt trotz seiner Niederlage groß und wird bald erstarken. Es wird besser sein, mit ihm in guten Beziehungen zu leben, als Tag und Nacht Grenzposten zu unterhalten."

Diese Einsicht in Jugoslawien ist zu begrüßen, auch wenn sie spät kommt. Der vernünftiger gewordene Dr. Rybar hätte freilich noch hinzufügen müssen: „Um aber mit dem erstarkenden Deutsch-Österreich auf erträglichen Fuß zu kommen, müssen wir Jugoslawen vernünftig werden und alle Raubabsichten auf fremde Gebiete aufgeben und unsere chauvinistischen Hetzer zum Teufel jagen." Die Karawanken und der Weitensteiner Zug südlich der Drau als einzig natürliche Südgrenze Deutsch-Österreichs — das ist und bleibt die unerläßliche Voraussetzung für gute Nachbarschaft!

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Verbrauchssteuer statt Reichseinkommensteuer

Von Regierungsrat M. Conrad

Wenn man auf den Besitz außerordentliche Lasten legt, welche die ernste Gefahr mit sich bringen, daß er in seiner für das Volksganze notwendigen Leistungsfähigkeit beengt wird oder gar teilweise zusammenbricht, so dürfte eine so gefährliche Maßnahme nicht ergriffen werden, ohne ihm gleichzeitig neue Wege zum Wiederaufbau zu eröffnen. Solche Maßregeln dürfen sich natürlich nicht auf das Gebiet der Steuergesetzgebung beschränken. Sie bedeuten einen neuen Weg in unserer gesamten Gesetzgebung. Aber auch in dem beschränkten Rahmen der Steuergesetzgebung können und müssen sie wirksam zur Geltung kommen. Hier soll nur eine Maßnahme besprochen werden, welche in dieser Richtung liegt. Das ist die Einführung einer Verbrauchssteuer.

Als Verbrauchssteuern werden bisher Steuern der verschiedensten Art bezeichnet. In der Regel wird dabei an indirekte Abgaben und Luxussteuern gedacht. Beides bleibt hier außer Betracht. Die allgemeine Verbrauchssteuer, von der hier die Rede sein soll, trägt durchaus den Charakter einer direkten Steuer. Sie ist bereits wiederholt vereinzelt in der Literatur gefordert. In ein Parteiprogramm hat sie jedoch bisher nicht Aufnahme gefunden und ist daher parteipolitisch unbelastet. Walther Rathenau, einer ihrer Befürworter aus neuester Zeit, sucht sie zwar parteipolitisch auszuwerten, indem er sie als demokratisierende Maßnahme empfiehlt, da sie die Lebenshaltung von Arm und Reich aneinander angleiche. Der Verfasser hält es für seine Pflicht, von vornherein zu betonen, daß ihm solche parteipolitischen Tendenzen völlig fern liegen. Ihm kommt es allein auf zweckmäßige Vorschläge zur Überwindung der Not in unserm Wirtschaftsleben an. Ihm scheint überhaupt die parteipolitische Wirkung von allgemeinen wirtschaftlichen Maßnahmen fast durchweg falsch eingeschätzt zu werden, zum mindesten aber wird sie stets überschätzt. Diese vermutete demokratisierende Wirkung dürfte daher schon aus dem praktischen Gesichtspunkte der Unsicherheit ihres Eintritts nicht in den Vordergrund gestellt werden. Vor allen Dingen aber muß endlich mit Entschiedenheit der Gesichtspunkt zur Geltung kommen, daß es unmoralisch, in unserer Notlage geradezu verbrecherisch ist, das Wohl der Allgemeinheit parteipolitisch auszunutzen. Nur sachliche Maßnahmen können uns retten, Parteiinteressen müssen zurücktreten. Hat die Einführung einer Verbrauchssteuer wirklich eine demokratisierende Nebenwirkung, so gut; hat sie es nicht, so ist das auch gut. Das einzige Kriterium für ihre Brauchbarkeit ist für uns, ob sie uns in unserer Not helfen kann.

Roh skizziert hat die allgemeine Verbrauchssteuer etwa folgendermaßen auszusehen:

Besteuert wird nicht das Einkommen, sondern nur der Teil des Einkommens, welcher verbraucht wird. Der ersparte oder produktiv angelegte Teil des Einkommens wird von der Steuer nicht getroffen. Ein Mindestverbrauch, der reichlich bemessen sein kann, bleibt frei. Der über ihn hinausgehende Verbrauch wird stufenweise mit steigenden Prozentsätzen zur Abgabe herangezogen. Das folgende Beispiel soll keinerlei endgültige Zahlen geben, es ist lediglich unter dem Gesichtspunkte gewählt, die Wirkung der Steuer anschaulich zu machen.

Der Mindestverbrauch der Familie, der als zum Leben unbedingt notwendig angesehen wird, bleibt, wie gesagt, frei. Nehmen wir diesen freien Mindestverbrauch mit Rathenau auf jährlich 3000 Mark im Durchschnitt an. (Im einzelnen müssen sowohl der freie Mindestverbrauch als auch die unteren Steuersätze je nach der Zahl der Familienangehörigen abgestuft werden, doch kann dies für unser Beispiel außer Betracht bleiben.) Was über 3000 Mark bis zu 5000 Mark jährlich verbraucht wird, wird mit 5 Prozent der tatsächlichen Verbrauchsaufwendung versteuert. Der Verbrauch über 5000 Mark bis zu 10 000 Mark wird von der Steuer mit 10 Prozent getroffen. Dann steigen die Steuersätze in Stufen von 10 000 zu 10 000 Mark Mehrverbrauch fortlaufend, und zwar erhöht sich bis zum Jahresverbrauch von 50 000 Mark die Steuer in jeder Stufe um 5 Prozent, in den höheren Stufen um 10 Prozent, bis zum Höchstsatze von 100 Prozent.[1])

Das würde folgende Belastung ergeben: Die Familie, die 5000 Mark jährlich verbraucht zahlt 100 Mark Steuern, ein Satz, der wesentlich hinter dem gegenwärtigen Staatssteuersatze für 5000 Mark Einkommen zurückbleibt. Wer 10 000 Mark verbraucht, zahlt 600 Mark Steuern. Auch das ist eine recht mäßige Belastung. Die Steuer für 20 000 Mark beträgt insgesamt etwa 10 Prozent dieses Verbrauchs. Wer 50 000 Mark verbrauchen will, muß schon 20 Prozent abgeben, also über ein tatsächliches Einkommen von 60 000 Mark verfügen. Der Verbrauch von 100 000 Mark hat eine Abgabe von 40 000 Mark zu tragen. Wer über 110 000 Mark verbrauchen will, muß für jede weitere verbrauchte Mark mit einer weiteren Mark Steuer rechnen, sich also seinen Verbrauch das Doppelte kosten lassen.

Ich betone nochmals, daß es sich hier zunächst nur um ein Beispiel handelt, das die praktischen Wirkungen der Steuer, auf die im Folgenden eingegangen werden soll, anschaulich macht. Welche zweckmäßige Ausgestaltung der Steuer zu geben ist, wenn sie in den Kreis gesetzgeberischer Erwägungen treten sollte, darüber enthalte ich mich hier jedes Urteils.

Diejenigen, welche unter den Wirkungen des Kriegs- und Revolutionsgewinns und unserer gesunkenen wirtschaftlichen Moral an hohen Verbrauch gewöhnt sind, werden vielleicht mit Schrecken die hohen Sätze lesen, die der große Verbrauch nach dem Beispiel zu entrichten hat. Und doch muß zugegeben werden: Die Steuer ist wesentlich leichter zu ertragen, als noch eine erneute Reichssteuer

[1]) Das ergibt folgende Skala:

Steuersatz	Jahresverbrauch über				Höchststeuer der Stufe	Höchste Gesamtsteuer
5 %	3 000	Mark bis zu	5 000	Mark;	10 Mark	100 Mark
10 „	5 000	„ „ „	10 000	„	500 „	600 „
15 „	10 000	„ „ „	20 000	„	1 500 „	2 100 „
20 „	20 000	„ „ „	30 000	„	2 000 „	4 100 „
25 „	30 000	„ „ „	40 000	„	2 500 „	6 600 „
30 „	40 000	„ „ „	50 000	„	3 000 „	9 600 „
40 „	50 000	„ „ „	60 000	„	4 000 „	13 600 „
50 „	60 000	„ „ „	70 000	„	5 000 „	18 600 „
60 „	70 000	„ „ „	80 000	„	6 000 „	24 600 „
70 „	80 000	„ „ „	90 000	„	7 000 „	31 600 „
80 „	90 000	„ „ „	100 000	„	8 000 „	39 600 „
90 „	100 000	„ „ „	110 000	„	9 000 „	48 600 „
100 „	110 000	„				

auf das Einkommen, oder eine weitere Schraubung der Einkommensteuersätze für Staat und Gemeinden. Sie ist auch wesentlich gerechter. Noch ein recht reichlicher Verbrauch von 20 000 Mark trägt eine verhältnismäßig geringe Abgabe von 2000 Mark, die jeder, dessen Einkommen einen solchen Verbrauch gestattet, in seinem Etat ohne Schwierigkeit oder mit nur geringen Einschränkungen unterbringen kann. Es kann auch ohne weiteres zugebilligt werden, daß für größere notwendige Ausgaben, z. B. in Krankheitsfällen oder für die Ausstattung eines Kindes, oder für notwendige Repräsentationsausgaben (im weitesten Sinne) Steuerfreiheit bewilligt wird. Die Steuer ist jedem wirtschaftlichen Bedürfnis anpassungsfähig. Es darf auch nicht aus den Augen verloren werden, daß jede Ausgabe zu produktiven Zwecken schon begrifflich nicht unter die Steuer fällt. Dahin gehört jede Ausgabe, die für die Zukunft einen werbenden Zweck verfolgt, z. B. auch solche für die Erziehung der Kinder. Um der Produktion in keiner Weise hindernd entgegen zu treten, empfiehlt es sich, in dieser Hinsicht recht weitherzig zu sein. Auch im Einzelhaushalt muß die Anschaffung von Vieh, die Pacht von Gemüseland, die Aufwendungen für Grundbesitz zum Eigengebrauch (von Luxusbesitz natürlich abgesehen) als produktive Ausgabe anerkannt werden und steuerfrei bleiben.

Die Steuerfreiheit der produktiven Ausgabe fordert, um ihre volkswirtschaftliche Wirkung, die Förderung der Produktion, möglichst ausgiebig zu erreichen, noch einen ergänzenden Grundsatz: Jeder Naturalverbrauch aus eigener Produktion bleibt steuerfrei. Wir erhalten dadurch einen Antrieb zur Förderung der Produktion mit außerordentlichen Entwicklungsmöglichkeiten. Es mag hier nur auf den für die kleinen Haushaltungen wichtigsten Gesichtspunkt hingewiesen werden: Schon heute hat sich unter der Not der Kriegsverhältnisse die Eigenproduktion in bezug auf die notwendigsten Lebensmittel ganz erheblich gesteigert. Man wird nicht bestreiten, daß sich noch in weit größerem Maße Bedürfnisse des täglichen Lebens, die jetzt tote Verbrauchsausgaben veranlassen, aus eigener Produktion befriedigen lassen. Durch die Steuer würde ein weiterer sehr wirksamer Druck auf alle Schichten des Volkes im Sinne einer allgemeinen Förderung der Eigenproduktion, im Sinne der Seßhaftmachung des Mittelstandes und des kleinen Mannes und damit auch indirekt der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion ausgeübt werden.

Werden diese Gesichtspunkte berücksichtigt, so bleibt für die hohen Sätze der Verbrauchssteuer unabweislich nur eine Formel: Wer ein luxuriöses Leben führen will, mag es sich auch etwas kosten lassen. Jeder hat es selbst in der Hand, ob er die hohen Steuern zahlen will, oder nicht, denn er braucht seinen Verbrauch nur einzuschränken und sparsamer zu leben. Bei der progressiven Steigerung der Sätze braucht er seinen Verbrauch nur um wenige tausend Mark einzuschränken, um schon die drückendste Steuerstufe erspart zu haben. In dieser Zeit größter wirtschaftlicher Not hat niemand ein Recht, Luxus zu treiben, ohne dafür der Allgemeinheit seinen Tribut zu entrichten. Man wird zugeben müssen, daß sich unter Umständen die Sätze des Beispiels ohne Schaden für die Volkswirtschaft, vielmehr zu ihrem Segen noch wesentlich schärfer anziehen lassen. Sollten wir ein Verbrauchssteuergesetz bekommen, so wird es vielleicht zweckmäßig sein, die Steuerskala nicht ein für allemal festzulegen, sondern ihr von vornherein nur eine begrenzte Dauer auf wenige Jahre zu geben und ihre Revision nach Ablauf der Zeit in Aussicht zu nehmen. So kann die Steuer am wirksamsten dem raschen Wandel der Bedingungen des Wirtschaftslebens, insbesondere dem Wandel der inneren Valuta, des Wertes des Geldes fortlaufend angepaßt werden.

Es wird niemand bestreiten können, daß es sich hier um eine Steuer von hoher sozialer Gerechtigkeit handelt, von weit größerer Gerechtigkeit, als sie zurzeit alle anderen großen Steuern aufzuweisen haben.

Insbesondere ist diese Steuer weit sozialer, als Steuern auf Einkommen und Besitz. Diese letzteren entziehen notwendigerweise der Produktion Kapital, denn sie treffen auch das, was zum Vorteil der Allgemeinheit in der Produktion angelegt ist, und beschränken diese Summe um die Steuerabgabe und sind so, je höher sie sind, in um so größerem Maße produktionsgefährdend. Jede Gefährdung der

Produktion trifft aber unmittelbar das Proletariat. Ich verweise auf meinen Aufsatz in den Grenzboten Nr. 41 dieses Jahrgangs: „Solidarität von Besitz und Proletariat in Steuersachen", in welchem näher auf diese Wirkung eingegangen ist. Hier sei nur hervorgehoben: Jede Steuer auf Besitz und Einkommen beschränkt entsprechend ihrer Höhe die Produktion und wirkt damit als Last für den Arbeiter durch Betriebseinschränkung und Drückung der Löhne, als Last für die Allgemeinheit, und damit wieder für das Proletariat durch Erhöhung der Preise der Produkte oder Minderung der Kaufkraft des Geldes. Die Verbrauchssteuer aber wirkt, wie wir gesehen haben, nicht produktionsbeschränkend, sondern im Gegenteil produktionsfördernd. Damit aber wirkt sie indirekt nicht auf Verschlechterung, sondern auf Hebung der Lebensbedingungen des Proletariats.

Doch damit wird bereits dem Folgenden vorgegriffen. Zunächst ist noch bei den unmittelbaren Wirkungen zu verweilen. Neben dem Antrieb zur Förderung der Produktion ist die augenfälligste Wirkung, die hiermit untrennbar zusammenhängt, eine neue Belebung des Spartriebes. Die schlimmste Wirkung der Kriegs- und Revolutionsentwicklung ist ein allgemeines unwirtschaftliches Gebahren im deutschen Volke, das man als sinkende wirtschaftliche Moral bezeichnen kann. Niemand glaubt, daß es noch einen Sinn habe, vorwärts zu arbeiten und zu sparen. Man glaubt, daß die beste Verwendung des Geldes seine sofortige Umsetzung in Genuß sei. Die Furcht vor den hohen Steuerabgaben auf Besitz und Einkommen spielt eine wesentliche Rolle hierbei: Was ich jetzt von meinem Gelde genieße, brauche ich später nicht abzugeben, der Dumme aber kann später die Kosten tragen. Ungeheurer Luxus, der durchweg in keinem Verhältnis zur wirtschaftlichen Lage des Volkes steht, ist die notwendige Folge dieser allgemeiner Leichtfertigkeit. Der egoistische Trieb, der nun einmal das Wirtschaftsleben beherrscht, ist in die falsche Bahn geworfen worden. Statt Sorge für die Zukunft ist die Auskostung des Augenblicks sein Ziel geworden. Das wirtschaftliche Gebahren des einzelnen und der Allgemeinheit ist dadurch demoralisiert. Im Geschäftsleben herrscht Wucher und Unsolidität. Sie sind nicht mehr Ausnahmeerscheinungen, sondern üblich, sie erregen nicht mehr Vorwurf, sondern jeder rechnet mit ihnen als etwas selbstverständlichem. Das Sinken des Wertes des Geldes und die allgemeine Überteuerung haben zu einem wesentlichen Grade ihre Ursache in dem Sinken der wirtschaftlichen Moral. Es ist hohe Zeit, daß in dieser Richtung eine Bremse angelegt wird. Das geschieht aber nicht durch patriotische Phrasen oder moralische Entrüstung, sondern nur durch materiellen Zwang. Nur durch die Forderung: Willst du Luxus treiben und verschwenden, so zahle dafür. Die Bremse, die hier eine zweckmäßige Verbrauchssteuer anlegen würde, ist in erster Linie ihr moralischer Wert, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Oder will jemand bezweifeln, daß wirklich durch eine solche Steuer eine kräftige Belebung des Spartriebes eintreten wird? Allerdings ist es richtig: Der wirklich große Luxus wird sich durch die Steuer nicht beengen lassen, im Gegenteil, der Umstand, daß für Aufwendungen in bestimmter Höhe das doppelte Geld wie früher notwendig ist, und daß infolgedessen nur ein kleinerer Kreis von Reichen, wie früher, sich die Aufwendungen leisten kann, bildet für den großen Luxus nur einen Anreiz mehr. Für die steuerliche Rentabilität der Verbrauchssteuer mag dies gern mit in den Kauf genommen werden. Dagegen ist unbestreitbar, daß auf die mittleren Einkommen von 30 000 bis 100 000 Mark und wohl auch noch etwas darüber und darunter von der Steuer ein unmittelbarer Druck ausgeübt wird. Diejenigen, welche bisher ihr gesamtes Einkommen verbraucht haben, müssen mindestens insoweit der Steuer Rechnung tragen, als sie entsprechend der Abgabe ihr Einkommen einschränken. Der Druck zum Sparen ist also vorhanden. Ist aber überhaupt einmal die Spartätigkeit ausgelöst, so wirkt sie psychologisch weiter. Die Abneigung gegen das unbedingt Unproduktive, welches für den einzelnen die Steuerabgabe auch gegenüber der Ausgabe für Lebensgenuß hat, die Abneigung gegen das Steuerzahlen wird zu einem psychologischen Zwang in der Richtung, lieber zu sparen, als dem Staate das Geld in den Rachen zu schmeißen.

Auf die unteren Stände übt die Steuer keinen unmittelbaren Druck aus. Und doch wird gerade der kleine Mann unter ihrem Einfluß wieder zur Ordnung und Sparsamkeit hingeleitet werden. Das Streben nach luxuriösem Lebensgebahren in einem Volke wächst niemals aus der Masse heraus. Es kommt von oben und der Luxus der Wohlhabenden ist der Anreiz für die unteren Schichten nach ähnlicher Hebung der Lebenshaltung. Wird die Einschränkung der Lebenshaltung in der großen Masse der Besitzenden, d. h. also in den mittleren Ständen, offenbar, so wird sie notwendig als Druck nach unten im gleichen Sinne wirken. Der gehobene Mittelstand gibt stets die mittlere Linie ab für die Lebenshaltung des Volkes, sowohl in der Richtung des Luxus als auch in der Richtung der Einschränkung, sowohl in der Richtung des Leichtsinns, als auch in der Richtung auf ernstes Streben. Das kann als volkswirtschaftliches Gesetz ausgesprochen werden, dem auch nicht die Aufpeitschung der Massen durch Agitation entgegengehalten werden kann. Wer diesen Einwurf macht, verwechselt Ursache und Wirkung. Nur die Lebenshaltung der oberen Stände gibt den Anlaß ab für die Agitation unter den unteren Ständen auf gleiche Berechtigungen. Die Agitation wird stets bleiben, nur wird sie entsprechend dem geänderten Lebensgebahren der oberen Stände in andere Richtung geleitet werden. Würde z. B. unter dem Druck der Verbrauchssteuer der Mittelstand dazu übergehen, in ausgedehntem Maße nach eigenem Grund und Boden und eigener Produktion zur Verbilligung der Lebenshaltung zu streben, so wird das gleiche Streben agitatorisch in der Masse verbreitet. Heute erlassen wir groß angelegte Ansiedelungsgesetze ohne im Grunde die materielle Voraussetzung dafür zu haben, nämlich den Trieb im Volke zur Ansiedelung. Wir schaffen große Siedelungsapparate und haben keine Siedler. Geht aber der Mittelstand voran, so haben wir von selbst, was wir suchen. Natürlich ist hierbei nicht in erster Linie an landwirtschaftliche Siedelung gedacht, sondern an das, was mindestens ebenso not tut, an die kleine und kleinste Arbeitssiedelung.

Wir haben oben gesehen, daß der egoistische Trieb, der das Wirtschaftsleben beherrscht, heute in eine falsche Bahn geworfen ist und statt auf Werteschaffung für die Zukunft auf Lebensgenuß für den Augenblick geht. Von einer anderen Seite angesehen bedeutet das: Das Volk hört auf, seine Kräfte nach vorwärts, nach außen zu richten, und beginnt, sie nach innen, gegen sich selbst zu richten. Die wirtschaftliche Tätigkeit wird allmählich nichts anderes, als die allgemeine Liquidation der im Volke vorhandenen Werte, von welchen jeder seinen Anteil zum sofortigen Verzehr verlangt. Man könnte sagen, daß das zwiespältige Streben unserer Feinde, das teils dahin geht, uns als melkende Kuh für die Zukunft zu züchten, teils aber auf eine möglichst sofortige Liquidation des gesamten deutschen Nationalvermögens, dieser inneren Entwicklung eine Berechtigung gäbe: „Ehe die Feinde uns liquidieren, ist es gut, daß wir möglichst schleunigst selbst die Liquidation zu eigenem Genusse besorgen. Wo nichts ist, hat auch der Feind sein Recht verloren.“ Wollte man aber eine solche Berechtigung anerkennen, so würde man damit nichts weiter tun, als für sich selbst den Henker abgeben. Denn was nach Beendigung der Liquidation kommt, ist politisch ein Chaos, physisch ein völliges Erlöschen der Volkskraft, kurz Vernichtung, das Ende des deutschen Volkes. Nur solange wir selbst gegen die Liquidation Widerstand leisten, nur solange uns das Streben nach vorwärts bleibt, können wir auf eine Zukunft hoffen. Diese Erwägung beweist wohl am besten die ungeheure Bedeutung des Spartriebes. Dieser ist tatsächlich die Seele jedes Wirtschaftslebens. Wo der Spartrieb erlischt, bricht auch ohne Feinde und Kriege das Wirtschaftsleben zusammen. Eine Wirtschaftstheorie, die nicht auf dem Spartrieb aufbaut, ist nicht nur utopistisch und verlogen, sie versündigt sich vielmehr gegen die Naturgesetze, denen der Mensch unterliegt. Zur Natur des Menschen gehört der Trieb zum Besitz, sowohl im primitivsten, wie im idealsten Menschenzustand, sei es auch nur der Besitz von Weib und Kind, Ruhestätte und täglicher Nahrung Der Spartrieb ist nichts weiter, wie die Sorge um das Brot für den kommenden Tag.

Der Druck der Verbrauchssteuer wirkt, wie wir gesehen haben, auf Belebung des Spartriebes in den mittleren und unteren Schichten des Volkes. Was wir von ihm erhoffen können, ist nicht die Bildung neuer, großer Vermögen, es ist nur die Bildung kleinen und kleinsten Besitzes. Er begünstigt eine Entwicklung auf Schaffung eines größeren Wohlstandes der breiten Masse. Das ist ja aber wohl das Zukunftsideal der Sozialdemokratie, soweit sie nicht dem Kommunismus huldigt. Nur daß die Sozialdemokratie dies Ziel teilweise mit Mitteln erstrebt, die den Naturgesetzen der Menschheit zuwiderlaufen und daher unfruchtbar sind. Darum könnte wohl auch für den Sozialdemokraten die Steuer erwägenswert sein. Ebenso aber für die rechtsstehenden Parteien. Je schärfer man dort betont, daß unsere gegenwärtige Situation nichts weiter sei, als die vorübergehende Niederlage des deutschen Volkes im Kampf gegen das alles verzehrende internationale Großkapital. je schärfer dort der Gegensatz zwischen mobilem Großkapital und konsolidiertem Besitz betont wird, desto klarer müßte auch aus diesem Gedankengang die Folgerung gezogen werden, daß es nur einen wirksamen Weg zum Wiederaufbau gibt: die Schaffung kleinen und kleinsten Besitzes in der größtmöglichen Verallgemeinerung. Die Rechte und Linke, soweit sie aufbauen will, können sich also hier die Hand reichen; und den Demokraten soll nicht vergessen werden, daß einer der ihrigen einer der gewichtigsten Befürworter der Steuer in neuer Zeit gewesen ist. Die Rechte hat stets die Mittelstandspolitik auf ihre Fahne geschrieben. Welche kräftigere Förderung des Mittelstandes ließe sich aber in heutiger Zeit denken, als ein solcher Antrieb auf Schaffung kleiner Vermögen.

Noch eine prinzipielle Erwägung sei gestattet: Der kleine Mann fordert immer stürmischer seinen Anteil bei der Aufteilung des Volksvermögens; die Löhne steigen, das Produktionsvermögen aber wird von Tag zu Tag kleiner. Die Produktion wehrt sich, solange es noch geht, und sucht das Verlorene zu ersetzen und den Zusammenbruch hinauszuschieben: Die Preise der Waren steigen und steigen, der Waren werden aber weniger und weniger: und wieder steigen die Preise und Löhne. Das ist die Schraube ohne Ende in der Richtung auf die Verteuerung des Lebens oder Entwertung des Geldes, in der wir uns jetzt bewegen. (Daß hier auch andere Ursachen mitspielen, soll selbstverständlich nicht verkannt werden.) Nur der neu belebte Spartrieb der Masse kann hier Einhalt gebieten und die Schraube in umgekehrter Richtung in Bewegung setzen: Die Verbrauchsausgabe wird durch die Steuer beschränkt, der Spartrieb will zurücklegen, statt zu versteuern, der Verbrauch selbst kann abgesehen vom Luxus, nur in geringem Maße eingeschränkt werden. Der Verbrauch hat den Ausweg in der Richtung der freien Eigenproduktion. Die Eigenproduktion macht dem Massenprodukt Konkurrenz. Sind sie aber billig zu haben, so will jeder gerne so viel wie möglich Anteil am Massenprodukt und am Luxus haben. Die Großproduktion will weiter leben. Ausweg: Verbilligung des Produkts. Sinken der Preise, Sinken der Löhne, da das Leben billiger gestaltet werden kann. Rückkehr zu normalen Verhältnissen.

Wer neue wirtschaftliche Vorschläge machen will, ist verpflichtet, zunächst ihre Konsequenzen im weitesten Ausmaße zu ermessen. Töricht aber wäre es, diese Konsequenzen anders zu werten, als Möglichkeiten, außer acht zu lassen die zahlreichen gegensätzlichen Strömungen und Hemmnisse, die jeder Verwirklichung eines Ideals sich entgegenstellen. Das muß ausgesprochen werden, denn ein Allheilmittel kann von dieser Steuermaßnahme nicht erwartet werden. Ihr Wert liegt allein in der Tatsache, daß endlich einmal praktisch der Versuch gemacht wird, in anderer Richtung als bisher weiterzugehen. Die Wirkung wird nicht sofort, sondern nur langsam eintreten. Die Steuer wird lediglich einen kleinen Baustein zum Wiederaufbau abgeben. Die neue Richtung des Willens aber wird in immer größeren Maße andere Bausteine heranschaffen.

Aus dem letzterem widerlegt sich auch ein Einwand, der diesem Steuervorschlag gegenüber mit Sicherheit zu erwarten ist: „Wir brauchen Steuern, hier aber wird eine Steuer vorgeschlagen, die in sich selbst antisteuerliche Tendenzen birgt. Ihre Wirkung soll ja sein, die Allgemeinheit dazu anzureizen, der Steuerzahlung auszuweichen. Sie mag volkswirtschaftlich wertvoll sein, ist aber heute

nicht zu brauchen, weil wir vor allen Dingen Steuern haben müssen." Nicht so voreilig! Die Entwicklung geht langsam! Die Steuerpolitik kann nie mit jahrzehntelanger Entwicklung rechnen. Sie lebt in gewissem Grade immer, besonders aber in wirtschaftlich schweren Zeiten — und das ist volkswirtschaftlich notwendig — aus der Hand in den Mund. Der Verfasser hat keine Sorge über die Rentabilität der Steuer in den nächsten Jahren. Im Gegenteil, er ist überzeugt, daß die Erträge den Pessimisten angenehm enttäuschen würden. Er ist der Ansicht, daß das Sinken der Erträge in keinem größeren Verhältnis vor sich geht, als es bei fortschreitender wirtschaftlicher Auflösung bei einer neuen Einkommensteuer mit Sicherheit der Fall sein wird. Dann aber noch eine weitere Erwägung: Besitz- und Einkommensteuern sind — wie wir gesehen haben — ihrem Wesen nach produktionszerstörend, sie sind nur in geringen Dosen zu ertragen, und auch dann schon ein Übel. Heute sind sie bereits längst überspannt. In einer kranken Volkswirtschaft müssen sie den Ruin beschleunigen. Die neue Verbrauchssteuer aber ist ihrem Wesen nach produktionsbelebend. Sie baut neue Werte auf und schafft damit neue Steuerobjekte für zukünftigen neuen Steuerbedarf. Was sie später an Rentabilität einbüßt, wird also ersetzt durch die neuen Wege, die sie der Steuerpolitik eröffnet. Gerade wer also eine weitschauende Steuerpolitik treiben will, muß ein Anhänger der Verbrauchssteuer sein. Die Verbrauchssteuer ist produktiv, Besitz- und Einkommensteuern aber sind unproduktiv. Sie sind im Grunde nichts weiter als Konfiskation. Sie sind die primitivsten Formen, die die Steuerwissenschaft kennt. In der heutigen Zeit steht am nahen Ende dieser Steuern das Nichts, das nicht mehr besteuert werden kann. Man betrachte doch einmal die anderen Länder mit äußerster Produktionsentfaltung. Ich verweise nur auf das Beispiel Belgiens. Man hat sich hier vor dem Kriege völlig von der Einkommensteuer freigehalten und besteuerte den Besitz nur in vorsichtigster Weise, Besitzsteuern in unserem Sinne waren dort unbekannt. Mit unserer Krankheit, der Einkommensteuer, haben wir Belgien erst im Kriege infiziert. Unser Steuersystem der letzten Jahrzehnte ist im Grunde nichts anderes, als eine große Konzession an die über die Naturgesetze des Wirtschaftslebens irrende Theorie der Sozialdemokratie (vgl. meinen oben zitierten Aufsatz). Im Frieden war das System erträglich, weil produktive Kräfte in unerschöpflichem Maße an der Arbeit waren, und darum seine Schäden nicht ins Gewicht fielen. Jetzt fehlen diese produktiven Kräfte und übrig bleibt uns allein zur Deckung des Staatsbedarfs das nackte Konfiskationssystem.

Diese Erkenntnis kann natürlich im Augenblick nicht dazu führen, daß die Steuern auf Besitz und Eigentum nun sofort abgebaut werden, das ist praktisch undurchführbar. Wir müssen die Krankheit, trotz ihrer Gefährlichkeit vorläufig weiter in unserm Körper herumtragen, wir müssen sie aber als Krankheit erkennen und müssen ängstlich darüber wachen, daß sie nicht zum Siechtum ausartet. Was wichtig ist, ist hier wieder nur die neue Richtung des Willens, die auf ein „Halt!" gehen muß, und später auf einen langsamen Abbau. Das eine aber kann jetzt praktisch gefordert werden: Keine neue Reichseinkommensteuer!

Steuertechnisch könnte eingeworfen werden: Wie soll man den Verbrauch kontrollieren? Dieselbe Frage könnte mit demselben Recht gegen die Einkommensteuer erhoben werden. Der Staat kann weder den Verbrauch noch das Einkommen feststellen. Die Einkommensteuer wurde erst rentabel, als die Selbsteinschätzung eingeführt wurde. Es ist aber nicht erfindlich, wieso die Selbsteinschätzung bei der Verbrauchssteuer schwieriger sein soll, als bei der Einkommensteuer. Im Gegenteil, der Verbrauch des letzten Jahres ist jedem bekannt, die Ermittlung des eignen Einkommens verursacht häufig viel größere Schwierigkeiten. Im übrigen haben wir ja die Einkommensteuer noch, an ihr kann ohne Mühe der Verbrauch jederzeit gemessen werden. Was nicht als produktive Anlage oder sonstiger steuerfreier Verbrauch nachgewiesen wird, ist verbrauchtes Einkommen im Sinne des Gesetzes.

Brauchen wir ein Reichssprachamt?

Von Dr. Karl Schneider

Der traurige Ausgang des Krieges hat unter andern Dingen auch eine Frage, die bisher im wesentlichen eine Angelegenheit der Gelehrten war oder doch in den Augen der meisten als solche erschien, zu erhöhter Bedeutung für die geistige Selbstbehauptung wie die äußere Geltung des deutschen Volkes erhoben: nämlich die Frage, ob es möglich ist, die deutsche Sprache durch bewußte Pflege zu einem unseres Volkes würdigeren und zum Wettbewerb mit anderen Sprachen tauglicheren Werkzeug des deutschen Geistes zu machen als es unser bis jetzt übliches Deutsch mit seiner weitgehenden Unfestigkeit, Ordnungs- und Regellosigkeit, seinen vielen Schwerfälligkeiten, seiner starken Durchsetzung mit Fremdwörtern und manchen anderen Mängeln war. Kann doch kein Zweifel darüber sein, daß die Behauptung des deutschen Volkstums inner- und außerhalb der Reichsgrenzen heute, wo die Machtmittel des alten Reiches zerbrochen sind, mehr denn je eine Frage des deutschen Sprachwillens geworden ist; wie auch darüber wohl Übereinstimmung besteht, daß die weitgehende Unkenntnis der deutschen Sprache im Ausland, die uns politisch und wirtschaftlich so außerordentlich geschadet hat, nicht zum letzten in der in den genannten Mängeln begründeten schweren Erlernbarkeit der deutschen Sprache ihren Grund hat. Es ist auch klar, daß die durch den uns auferlegten Friedensvertrag unter fremde Herrschaft geratenen Glieder unseres Volkstums um so mehr Neigung haben werden, an ihrer Muttersprache festzuhalten und sie ihren Kindern als kostbarstes Erbteil zu hinterlassen, je mehr sie das Deutsche als eine etwa dem Französischen, Polnischen oder Englischen gegenüber mindestens gleichwertige, in vieler Hinsicht aber überlegene Sprache erkennen müssen. Gewiß ist solcher deutscher Sprachwille in der Regel mehr Folge als Grund völkischen Empfindens, das immer in dem angeborenen Bewußtsein der Zugehörigkeit zur deutschen Blutsgemeinschaft, in der Kenntnis der deutschen Vergangenheit und der in unserem Volkstum enthaltenen geistig-sittlichen Werte seine eigentliche Wurzel haben wird; aber er geht doch ebenso mit innerer Notwendigkeit aus ihm hervor, wie von ihm aus die Frage, ob ein besserer Zustand der deutschen Sprache als der heutige wünschens- und erstrebenswert ist, unbedingt bejaht werden wird. Damit ist aber auch ohne weiteres auch ausgesprochen, daß gegebenenfalls eine behördliche Stelle zur Pflege der deutschen Sprache — also das vielumstrittene „Reichssprachamt" — ins Leben gerufen werden muß — wenn nämlich gezeigt werden kann, daß die als wünschenswert erkannte Besserung der deutschen Sprache auf keinem anderen Wege erreichbar ist, daß aber andererseits all die Einwände, die bisher gegen die Unentbehrlichkeit und Wirkungsmöglichkeit eines solchen Sprachamts erhoben worden sind, eingehender Prüfung nicht stand zu halten vermögen.

Daß unsere heutige Sprache Mängel und Widersprüche in großer Zahl in sich trägt, liegt auch der oberflächlichen Betrachtung klar, und es wird kaum bestritten werden, daß mindestens eine große Zahl von ihnen hätte beseitigt werden können oder auch nie in unsere Sprache eingedrungen wäre, wenn auch bei uns wie in Frankreich schon vor Jahrhunderten eine regelnde Behörde den Sprachgebrauch überwacht und in den von ihr für richtig erkannten Bahnen gehalten hätte. Wenn z. B. bei uns die Wörter auf — sal und — nis teils weiblichen, teils sächlichen Geschlechts sind, wie die Trübsal, das Labsal; die Erkenntnis, das Bekenntnis; die Wörter auf — tum teils männlich, teils sächlich wie der Irrtum, der Reichtum — noch bei Goethe auch der Wachstum — aber das Christentum usw.; wenn wir jemandem einen Gefallen erweisen, aber doch an einer Sache ein Wohlgefallen finden; wenn selbst Zusammensetzungen mit dem gleichen Hauptwort verschiedenes Geschlecht aufweisen wie der Edelmut, aber die Langmut, die Großmut — so wird jedermann zugeben, daß hier erhebliche

Mängel unserer Sprache vorliegen, und daß eine einheitliche Regelung zur rechten Zeit, die etwa bestimmt hätte: die Wörter auf — nis sind weiblich, die auf — tum — sächlich, Zusammensetzungen haben das Geschlecht des Grundworts — der inneren Festigkeit und damit auch der Erlernbarkeit und Wettbewerbsfähigkeit unserer Sprache großen Vorteil gebracht hätte. Und das gleiche gilt von den mancherlei sonstigen Unausgeglichenheiten, die als Folge eines ungeordneten Sprachzustandes älterer Zeit dem heutigen Deutsch anhaften.

Man wird einwenden, das seien im Grunde doch nur ziemlich unerhebliche Schönheitsfehler, die sich ähnlich auch in anderen Sprachen fänden und z. B. trotz der Akademie auch dem Französischen nicht ganz fremd seien. Das ist an sich richtig, und wenn unserer Sprache keine weiteren Mängel anhafteten als einige wenige aus älterer Zeit ererbte, so wäre eine Behörde zur Pflege der deutschen Sprache kaum ein dringendes Bedürfnis. Allerdings aber wird der Ruf nach einer solchen Behörde gerechtfertigt durch den Zustand, den unsere heutige Sprache als Folge mannigfacher Umstände und Einwirkungen aufweist; denn diese zeigt ein solches Maß von Unfestigkeit, Ordnungslosigkeit und Verworrenheit, einen solchen Wirrwarr in Formen, Geschlechtsbestimmungen und Verbindungsweisen, dazu eine so außerordentliche, im Gebrauch zahlloser Fremdwörter zutage tretende Verkümmerung des Ausdrucksvermögens, daß man die Frage nach Mitteln und Wegen zur Besserung geradezu als eine dringende und brennende bezeichnen muß. Wer die Presse, die amtlichen Veröffentlichungen, das Schrifttum unserer Tage aufmerksam verfolgt, der stößt auf Schritt und Tritt auf Erscheinungen dieser Art; bei jedem Gang auf die Straße oder an den Bahnhof bringen uns Tafeln mit behördlichen Weisungen oder Verboten diesen Zustand unserer Sprache beschämend in Erinnerung. Nur einige Beispiele aus dem alltäglichen Sprachgebrauch, die jedermann leicht vermehren könne, mögen das Maß des Übels wenigstens andeuten.

Heißt in „richtigem" Deutsch die Mehrzahl von Licht „Lichte" oder „Lichter"? Sagt oder schreibt man „besser": Elbeschiffahrt oder Elbschiffahrt? Speisenkarte oder Speisekarte? Gleis, Geleis oder Geleise? Lichtweite oder Lichte Weite? Todsicher, totsicher oder gar totensicher? Rote Kreuzschwester, Schwarze Meeresflotte oder Rotkreuz-Schwester, Schwarzmeer-Flotte? Pressefreiheit oder Preßfreiheit? Hallesches oder Hallisches Tor? Schadensersatz oder Schadenersatz? Heißen die Bewohner der Stadt Mülhausen Mülhausener oder Mülhäuser? Sagt man — oder soll man sagen — Ausnahmefall oder Ausnahmsfall? Pfefferling oder Pfifferling? Der oder die Schneid? Der oder das Drahtverhau? Einen Hehl oder ein Hehl aus etwas machen? Vlame, vlamisch, oder Flame, flämisch? Kohlehydrat oder Kohlenhydrat? Garnisonältester, Garnisonsältester oder — da ja heutzutage der Bindestrich auf dem Papier vielfach als sprachliches Ausdrucksmittel gilt — Garnison-Ältester? Gastwirteverband oder Gastwirtsverband? Offizierdiener oder Offiziersdiener, Offiziersflieger oder Offizierflieger? Mietezahlung oder Mietszahlung, Mietkaserne oder Mietskaserne? Bayernland oder Bayerland? Auslanddeutscher oder Auslandsdeutscher? Siedepfanne oder Sudpfanne? Schiebefenster oder Schubfenster? Trotz des schlechten Welters oder dem schechten Wetter, gemäß des Befehls oder dem Befehl? Was ist vorzuziehen: er stände oder er stünde, er haute oder er hieb, unentgeldlich oder unentgeltlich, wir Deutschen oder wir Deutsche, tunlich oder tulich, ansehnlich oder ansehlich, standesgemäß oder standgemäß, landeskundig oder landkundig, gesetzestreu oder gesetztreu, stammesverwandt oder stammverwandt, Kampfesweise oder Kampfweise, Waldesrand oder Waldrand? Werden Kinderschuhe vertreten oder ausgetreten? Besteht ein Unterschied der Bedeutung zwischen scheinbar oder anscheinend, zwischen parteiisch und parteilich, zwischen fremdsprachlich und fremdsprachig, zwischen dreimonatig und dreimonatlich, zwischen Freispruch und Freisprechung, zwischen Durchbruch und Durchbrechung, zwischen Vorlegung und Vorlage, zwischen Sommerzeit und Sommerszeit, zwischen in Berlin und zu Berlin, zwischen fortgehen und weggehen? Entspricht es den

Gesetzen der deutschen Sprache, wenn es in Berlin eine Weidendammer Brücke, in Wilmersdorf eine Badensche Straße gibt, oder daß man die beiden neugeschaffene Slawenstaaten „Tschechien" und „Jugoslawien" nennt?

Man sieht, es ist eine hübsche Musterkarte von Fällen, in denen unsere heutige Sprache Uneinheitlichkeit, Unklarheit und Unfestigkeit in bezug auf Form, Bedeutung, Geschlecht und Verbindungsweise unserer Wörter aufweist; und jeder Blick in das Sprachleben zeigt uns deren allenthalben und unausgesetzt neue. Dabei handelt es sich keineswegs immer, wie zumeist in den obigen Beispielen, um Fälle, wo ein „richtiger" Sprachgebrauch an sich wohl vorhanden, aber aus Unkenntnis durch einen „falschen" mehr oder minder verdrängt ist; sondern es gibt auch Fälle genug, wo wir einen festen Sprach- und Schreibgebrauch noch gar nicht geschaffen haben; ich erinnere nur an den zweiten Fall von Namen wie Hans, Hansen. Bei einer solchen Sachlage kann wahrlich nicht bestritten werden, daß es ein Segen wäre, wenn auf welche Weise immer in diesem Wirrwarr auch nur einigermaßen bessere Ordnung geschaffen würde; und diese Erkenntnis muß, wie gesagt, mit Notwendigkeit zur Forderung des Reichssprachamtes führen, wenn sich zeigen läßt, daß alle Einwände, die man bisher gegen die Wirkungsmöglichkeit und Nützlichkeit einer solchen Reichssprachbehörde mit so viel Eifer ins Feld geführt hat, ausnahmslos auf Mißverständnissen und irrigen Vorstellungen beruhen.

Am leichtesten ist der Einwand zu widerlegen, der sich — wie es leider selbst ein Gelehrter wie Hermann Diels ausgerechnet in seiner Rede zu Ehren Leibnizens in der Berliner Akademie am 4. Juli 1918 tat — zur Bekämpfung solcher Sprachregelung auf die „Freiheit" als die unerläßliche Lebensbedingung der Sprache im allgemeinen und der deutschen Sprache im besonderen berufen zu müssen glaubt. Es soll hier ganz davon abgesehen werden, daß die Anschauung und Gesinnung, die diesem Standpunkt zugrunde liegen, gerade nicht die Leibnizens sind, der ja sowohl der Berliner Akademie wie der von ihm geplanten „Deutschgesinnten Gesellschaft" die Pflege der deutschen Sprache als besondere Aufgabe zugewiesen sehen wollte und selbst sowohl in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" wie in sonstigen Schriften und Taten Mittel und Wege dazu anzugeben suchte; denn es läßt sich leicht zeigen, daß diese so viel verbreitete und einflußreiche Anschauung wenn nicht geradezu falsch, so doch durchaus einseitig ist und selbst das Richtige an ihr keinen Gegengrund gegen unsere Forderung bildet. Wäre „Freiheit" das oberste und unbedingte Gesetz einer Sprache, so wäre ja offenbar jede Wortform, jede Verbindungsweise, jedes Wortgeschlecht usw. dem andern gleichwertig; es gäbe dann letzten Endes überhaupt keine sprachlichen Regeln und Gesetze mehr. Eine Sprache, und gar die Gemeinsprache eines aus vielen Stämmen bestehenden Millionenvolkes, ist aber ohne bestimmte Übereinkömmlichkeiten und in ihr verankerte Gesetzmäßigkeiten — also ohne „Regeln" nicht denkbar, daran ist ernstlich nicht zu rütteln; und nur darüber kann Streit und Meinungsverschiedenheit sein, wie weit neben dieser Bindung an Regel und Gesetz auch der Freiheit im sprachlichen Leben ihr Recht gelassen werden kann. Daß das in weitem Maße der Fall sein kann und muß, ist selbstverständlich. Im richtigen Ausgleich zwischen Freiheit und Gesetz in einer guten Ordnung liegt hier wie auch in anderen wichtigen Dingen das wahre Heil.

Von dieser Erkenntnis aus beantwortet sich ohne weiteres auch die vielumstrittene Frage, ob man im sprachlichen Leben überhaupt von „guten" und „schlechten", „richtigen" und „falschen" Formen und Ausdrucksweisen sprechen darf, und ob also ein solches Reichssprachamt überhaupt das Recht für sich in Anspruch nehmen könnte, im Namen des guten deutschen Sprachgebrauchs Entscheidungen zu treffen, die eine Form oder Verbindungsweise als die „gute" oder „bessere" zu befürworten, die andere als die minder gute oder schlechtweg falsche abzulehnen und zu verpönen. Gibt es in einer Sprache überhaupt Regeln, so hat es auch Sinn, danach zu fragen, ob ein bestimmter einzelner Sprachgebrauch

mit diesen Regeln übereinstimmt oder nicht, ob er also im Sinne dieser Übereinstimmung „richtig“ oder „falsch“ ist. Damit ist aber auch die Frage, ob ein solches Reichssprachamt Entscheidungen fällen könnte, ohne weiteres beantwortet; in den oben angeführten Beispielen müßte eben jeweils ein Sprachgebrauch als falsch bezeichnet werden, weil er mit den bisher üblichen Regeln der deutschen Sprache im Widerspruch steht. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß in jedem sprachlichen Streitfall die Entscheidung des Reichssprachamts auf richtig oder falsch lauten müßte, vielmehr wird oft genug der eine wie der andere Sprachgebrauch als zulässig anerkannt werden können; wohl aber muß der viel erhobene Einwand, daß eine Regelung der deutschen Sprache deshalb unmöglich sei, weil in der Sprache die Freiheit herrsche, nach dieser Überlegung als abgetan gelten. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der nicht minder diese Regelung als notwendig erweist. Es gibt, wie im bürgerlichen Verkehr und in der Rechtspflege, so auch im sprachlichen Leben manche Streitfälle, bei denen es nicht so sehr darauf ankommt, ob so oder so entschieden wird — als daß überhaupt entschieden wird, damit die Sprache Ordnung und Festigkeit gewinnen soll. Ob beispielsweise die Wörter auf — sal sächlich oder weiblich sind, ist an sich keine Frage der Richtigkeit, sondern der Ordnung und Festsetzung; erst wenn solche Festsetzung erfolgt ist, gewinnt für den einzelnen Sprachgebrauch die Frage überhaupt einen Sinn. Um aber solche Festsetzungen zu treffen, Ordnungen und klare Einheitlichkeit zu schaffen, dazu bedarf es eben eines regelnden Einflusses; daß sie von selbst nicht entstehen, zeigt unter anderm der Zustand der heutigen deutschen Sprache, ferner das Schicksal der lateinischen Sprache beim Untergang des römischen Reiches.

Wohlgemerkt: unter der Sprache, auf die das Reichssprachamt seinen regelnden Einfluß ausüben soll, ist unmittelbar ausschließlich der amtliche Sprachgebrauch der Behörden des Deutschen Reiches zu verstehen. Das Recht des einzelnen Staatsbürgers, sich in Rede oder Schrift nach Belieben so oder so auszudrücken, „gutes“ oder „schlechtes“ Deutsch zu schreiben, seine Sprache sauber zu halten oder durch Fremdwörtelei zu verunzieren, soll völlig unangetastet bleiben; von diesem Standpunkt aus haben also die Leute, die alles Heil im sprachlichen Leben in der Freiheit erblicken, vom Reichssprachamt nicht das geringste zu befürchten. Die amtliche Sprache des Deutschen Reiches aber soll mustergültig sein! Das ist, wenn auch nicht der einzige, so doch der erste und hauptsächlichste Zweck des Reichssprachamts; nur die deutschen Reichsbehörden sollen gehalten sein, wichtige Veröffentlichungen vor dem Erscheinen dieser Reichssprachbehörde vorzulegen, nur für sie die Entscheidungen und Festsetzungen des Reichssprachamts — in dem sie selbst vertreten sein sollen — bindende Kraft besitzen. Freilich ist zu erwarten, daß diese Regelungen dann auch von selbst in den allgemeinen Sprachgebrauch übergehen werden, und es wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn auch Einzelpersonen und nichtamtliche Stellen das Reichssprachamt um Rat angehen sollten; den mag das Amt bereitwillig erteilen und so auch auf den Sprachgebrauch der weiteren Öffentlichkeit seinen Einfluß ausüben. Aber auch ein solcher, immerhin denkbarer unmittelbarer Einfluß des Reichssprachamts auf den nichtamtlichen Sprachgebrauch wird stets nur ein freiwilliger sein, jeder Zwang über den amtlichen Bereich hinaus ausgeschlossen bleiben.

„Um Gottes Willen!“ höre ich aber hier von einer anderen Seite rufen; „das fehlte gerade noch! Also sollen die Herren Bureaukraten auch noch über unsere arme deutsche Sprache kommen — Leute, die doch längst gezeigt haben, daß sie eine natürliche, volkstümliche Sprache gar nicht mehr kennen und von denen daher höchstens zu erwarten ist, daß sie die bisherige freie Sprache der Deutschen genau so steif, so hölzern und zopfig machen werden wie ihr mit Recht so übel berufenes Amtsdeutsch! Seht euch doch die vielen Erlasse und Verordnungen nur an; einer papierner als der andere, statt Vorbild guter Sprache ein abschreckendes Beispiel! Nein, wenn ihr unserer Sprache einen wahrhaften

Dienst erweisen wollt, so laßt sie vor allem von jeder Ordnung und Regelung durch eine Sprachpolizei ungeschoren!" An dem Einwand ist manches Wahre; unser bisheriges Amtsdeutsch war vielfach nichts weniger als klar und volkstümlich, es war auch keineswegs immer von falschen oder anfechtbaren Sprachgebräuchen frei oder auch nur immer durch eine gewisse Fernhaltung von Fremdwörtelei vorbildlich. Aber eben deshalb soll ja nicht zuletzt diese Stelle geschaffen werden, damit an die Stelle einer oft gut gemeinten, aber nicht immer glücklichen und vielfach willkürlichen Sprachregelung durch behördliche Amtsgewaltige eine solche durch erfahrene Sachverständige tritt, und damit zugleich als Folge des mittelbaren Einflusses einer solchen Behörde der Sinn für natürliche und ungezwungene Ausdrucksweise auch bei unseren Behörden mehr und mehr geweckt und gefördert wird. Nicht steifer und papierner, sondern volkstümlicher und flüssiger soll — und man darf hoffen — wird unser Amtsdeutsch durch den Einfluß der Reichssprachbehörde werden!

Nicht haltbarer ist ein anderer Grund, der von Kennern der Sprachgeschichte nicht selten gegen unsere Forderung erhoben wird. Man wendet ein, daß sprachliche Besserung, glückliche Wortschöpfungen usw. immer nur von einzelnen, besonders dafür begabten Persönlichkeiten, nie aber von einer Körperschaft ausgegangen seien; auch die französische Akademie sei hier kein Gegenbeweis, denn der eine Vaugelas habe für die Regelung des Französischen mehr getan als die ganze übrige Akademie. Das ist vollkommen richtig; aber — Vaugelas war Mitglied der Akademie; nur durch sie konnten seine „Bemerkungen über die französische Sprache" ihre Wirkung zum unbestrittenen Vorteil für die innere Ordnung und äußere Geltung der französischen Sprache ausüben. Das ist ja gerade bei uns der Jammer: wir können heute ein Dutzend Vaugelas haben, so können sie doch nichts ausrichten, weil uns eben das Werkzeug fehlt, das ihren Vorschlägen und Anregungen zu umfassender Wirkung verhelfen könnte.

Können wir somit keinen der Einwände, mit denen man die Möglichkeit und Nützlichkeit eines Reichssprachamtes zu bekämpfen sucht, als stichhaltig anerkennen, so bedeutet der Vorschlag andrerseits auch keineswegs eine so grundstürzende Neuerung, wie man nach den Äußerungen der Gegner zumeist glauben müßte. Seit wir von einem deutschen Staat wissen, haben Staatsmänner und einflußreiche Beamte ihre Macht mit mehr oder minder Erfolg zu sprachlichen Festsetzungen gebraucht; ebenso waren bekanntlich je und je Gesellschaften, angesehene Schriftsteller und Gelehrte am Werk, an ihrem Teil an der Reinigung der Sprache zu arbeiten. So soll schon Karl der Große danach gestrebt haben, die Sprache seiner Kanzlei durch Auswahl der Formen aus einer Mundart — dem Westfränkischen — zu einer deutschen Gemeinsprache zu machen; im Mittelalter, wo wir im allgemeinen schrankenlos die Einzelmundarten herrschen sehen, waren doch einzelne Schriftsteller, Prediger usw. darauf bedacht, ihre Schriften von allzu enger Mundartlichkeit freizuhalten und ihnen dadurch größere Allgemeinverständlichkeit im deutschen Sprachgebiet zu verschaffen; die Bedeutung der kurmeißnischen, teilweise auch der Wiener Kanzlei und vor allem der Lutherschen Bibelübersetzung für die Entwicklung unserer deutschen Gemeinsprache sind endlich zu bekannt, als daß sie besonders hervorgehoben werden müßten. Aber auch nach Luther, dessen Werk ja natürlicherweise nicht eine ein für allemal feststehende deutsche Gemeinsprache schaffen konnte, hat es an Bestrebungen und Wirkungen dieser Art nie völlig gefehlt; es sei nur an die „Fruchtbringende Gesellschaft" des Herzogs von Anhalt-Köthen, an Leibnizens noch heute beachtenswerten „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache", an den zu Unrecht vielfach lächerlich gemachten Philipp von Zesen, an das im einzelnen gewiß manchmal schulmeisterliche, aber im ganzen doch hochverdienstliche Wirken von Männern wie Schottel, Adelung und Gottsched, an Johann Heinrich Campe, an Ludwig Jahn, in neuerer Zeit an hohe Beamte, wie den Generalpostmeister Stephan und die Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins erinnert. An Kräften, die im Sinne bewußter Pflege und

Reinigung unserer Sprache tätig waren, hat es uns also wohl zu keiner Zeit völlig gefehlt; und wenn man daher für die — seinerzeit schon von Joh. Moscherosch geforderte — Übernahme dieser Tätigkeit in den Aufgabenkreis des Staates eintritt, so bedeutet das keineswegs eine völlige Neuerung gegenüber den Kräften, die schon bisher bei uns im Sinne der Pflege und Regelung unserer Sprache wirkten. Wohl aber sind es gewichtige Gründe, die heute zugunsten einer amtlichen Sprachpflege durch das Reich selbst angeführt werden müssen.

Zunächst entspricht es unzweifelhaft nicht der Würde des deutschen Reiches, wenn es eine so wichtige Sache, wie die Pflege der deutschen Sprache, der Arbeit und selbstlosen Aufopferung von Einzelpersonen oder Vereinen überläßt; eine solche Arbeit muß vielmehr bei uns wie anderwärts der Staat selbst, dem sie ja doch in erster Reihe gelten soll, durch eine eigene Behörde vornehmen lassen. Sodann liegt auf der Hand, daß die wünschenswerte Einheit der sprachlichen Ordnung durch eine solche gleichzeitig von vielen Köpfen betriebene Sprachpflege unmöglich gewährleistet werden kann; und drittens ist klar, daß die heute an diesem Werk tätigen Kräfte weder umfassend genug die darin enthaltenen Arbeiten in Angriff nehmen können noch auch genügend Einfluß besitzen, um ihren Erkenntnissen und Festsetzungen die erforderliche Wirkung zu sichern. Den Sprachverein in allen Ehren! Seine Ziele und Absichten sind die besten, und er hat geleistet, was bei den tatsächlichen Verhältnissen, insbesondere gegenüber der sprachlichen Gleichgültigkeit großer Volkskreise, an aufklärender und bessernden Arbeit von einer nichtamtlichen Vereinigung billigerweise erwartet werden konnte. Aber der tatsächliche Zustand unserer Sprache nach dreißigjähriger Wirksamkeit des Allgemeinen deutschen Sprachvereins ist doch gerade ein Beweis dafür, daß wir ohne die Beteiligung des Staates an dieser Arbeit nicht zum Ziele kommen, wenn die sprachlichen Notstände, unter denen wir leiden, nicht nur in bescheidenem Maße eingeschränkt, sondern an der Wurzel gefaßt und im großen ausgerottet werden sollen.

Welcher Art sollen aber die Aufgaben, die Einrichtung und die Arbeitsweise einer sprachlichen Reichsbehörde sein?

Zunächst soll in allen Fällen, in denen innerhalb der Reichsbehörden Zweifel in bezug auf Sprachrichtigkeit auftreten, oder wo das Sprachamt in amtlichen, insbesondere zur Veröffentlichung bestimmten Verlautbarungen dieser Behörde schlechte Sprachformen entdeckt, das Sprachamt für die Wahl eines „richtigen" oder „besseren" Sprachgebrauchs sorgen. Diese Entscheidungen würden nach Stichworten zu sammeln und so allmählich eine Art Wortschatz des guten deutschen Sprachgebrauchs zu schaffen sein, dessen einzelne Entscheidungen und Begründungen selbstverständlicherweise auch der Allgemeinheit zugänglich sein müßten. Eine Erstarrung und Verarmung unseres Sprachschatzes braucht von solcher Regelung nicht im geringsten befürchtet zu werden, ebensowenig eine Unterdrückung notwendiger sprachlicher Entwicklungen, da ja der ganze unmittelbare Einfluß des Sprachamts von vornherein auf den amtlichen Sprachgebrauch beschränkt sein, das gesamte übrige Sprachleben dagegen völlig frei und ohne jede „polizeiliche Bevormundung" wie bisher seinen Gang gehen soll. Zudem wird ja nicht jede der Entscheidungen des Reichssprachamts auf Ja oder Nein lauten, vielmehr wird oft genug auch im „guten" deutschen Sprachgebrauch die eine wie die andere Form oder Ausdrucksweise ihr Recht haben und bekommen müssen. Im allgemeinen wird daher bei solcher Regelung die Entwicklung der Sprache wohl so verlaufen, daß zunächst im amtlichen, durch dessen Einwirkung aber auch in weitem Maße im nichtamtlichen Sprachgebrauch die vom Sprachamt als schlecht oder doch minder gut festgestellten Formen und Ausdrucksweisen den besseren Platz machen und so eine größere Festigkeit, Richtigkeit und Einheitlichkeit unserer üblichen Sprache ohne Einbuße an ihrem Reichtum erzielt wird. Neu auftauchende Zweifelsfälle, an denen es nie fehlen wird, werden dabei immer wieder in gleicher Weise durch das Reichssprachamt zu behandeln sein und so die Entwicklung unserer Sprache

unaufdringlich in den Bahnen sinnvoll-zweckmäßiger Ordnung gehalten werden. Wenn diese Art der Regelung mitunter zu einem immerhin denkbaren Kampf zwischen den Entscheidungen des Sprachamts und dem allgemeinen Sprachgebrauch führen sollte, so kann wohl angenommen werden, daß in den meisten Fällen die besonnenen und aus den erkannten Gesetzlichkeiten der deutschen Sprache stammenden Entscheidungen des Sprachamts den Sieg davontragen werden; sollte es aber dennoch im einen oder anderen Falle anders kommen, sollte einmal ein vom Sprachamt bekämpfter Sprachgebrauch sich als unüberwindlich erweisen und der Bevölkerung sozusagen in Fleisch und Blut übergehen — nennen wir als Beispiel solcher Möglichkeit etwa die Verbindung von „wegen" oder „während" mit dem dritten Fall, die ohnedies gegenüber der bis jetzt allein schriftgemäßen Verbindungsweise manche Vorteile bieten würde — nun, so könnte auch einmal das Reichssprachamt der Klügere sein und in solchem Falle den bekämpften Sprachgebrauch als zulässig gelten lassen. Auch das wäre ja gegenüber dem Zustand völliger Unklarheit, den wir heute so häufig feststellen müssen, ein erheblicher Vorteil.

Es braucht kaum betont zu werden, daß diese Tätigkeit des Reichssprachamts notwendig auch der Erkenntnis der feineren Gesetzlichkeiten der deutschen Sprache Nutzen bringen müßte, der bisher von seiten unserer Deutschforschung unzweifelhaft nicht die nötige Beachtung zuteil wurde. Als Beispiel sei hier nur die Frage des richtigen Gebrauchs des Binde-s oder -es bei der Wortzusammensetzung genannt, die wie so manche andere Frage der inneren Wortgestaltung bisher noch keine ausreichende Beantwortung gefunden hat.

Daß die möglichste Reinigung der deutschen Sprache — zunächst der Amtssprache — von Fremdwörtern eine weitere wichtige Aufgabe des Reichssprachamts sein muß, ist selbstverständlich; und es ist wahrlich kein kleiner Kreis von Aufgaben, der ihm damit zugewiesen wird. Man kann dabei sehr wohl zwischen älteren, fester wurzelnden und jüngeren, lockerer haftenden Fremdwörtern unterscheiden und zunächst einmal mit diesen — also etwa Wörtern wie Crême, Kourier, Kurs, Zentrale, Mission usw., die schlankweg und in vollem Umfang ihrer Anwendung durch längst vorhandene deutsche Wörter ersetzt werden können — den Anfang machen, um dann zu dem mehr inneren und stärker in das Sprachbewußtsein eingedrungenen Kreise vorzudringen, der zum großen Teil erst durch sprachliche Neuschöpfungen und Neuaufnahmen aus unserer Sprache wird verdrängt werden können; und auch diese Aufgabe wird natürlicherweise dem Reichssprachamt nicht an letzter Stelle zufallen müssen. Es soll damit nicht gesagt sein, das das Reichssprachamt ausschließlich von sich aus möglichst viele Ersatzbildungen für Fremdwörter schaffen soll; wohl aber, daß es nach allen Seiten, sowohl in der noch lange nicht genügend ausgeschöpften älteren Sprache wie in den Mundarten — auch der österreichischen und schweizerischen —, in den Sprachen der einzelnen Stände und Berufe wie im zeitgenössischen Schrifttum nach bereits vorhandenen guten Entsprechungen für heute übliche Fremdwörter Umschau halten und sie nach Möglichkeit an deren Stelle in den Sprachgebrauch des Reiches einführen soll; sollten ihm freilich etwa gute Neuschöpfungen und sonstige brauchbare Vorschläge zur Hebung der Ausdrucksfähigkeit unserer Sprache dargeboten werden, so mag es auch diese prüfen und je nach Befund dem Sprachschatz des Reiches einverleiben. So und nur so können wir hoffen, daß die Reinigung der deutschen Sprache von den sie heute noch überwuchernden fremdwörtlichen Entlehnungen, an der bis jetzt im großen und ganzen vergebens gearbeitet worden ist, in großem Umfang und mit durchgreifendem Erfolg in Angriff genommen und durchgeführt wird werden können. Zum Umkreis dieser Aufgabe wird auch die Sorge dafür gehören müssen, daß in jenen Fällen, in denen fremdsprachige Wörter von unseren Reichsbehörden übersetzt werden müssen, dies nicht immer in so unzureichender und oft geradezu falscher Weise geschieht wie bisher: daß also eine „galérie nationale" nicht immer eine „Nationalgalerie" genannt, das „lâche" nicht immer mit „feige", „fin" nicht immer mit „Ende", „le moral" nicht immer mit „die Moral", „net" nicht immer mit „nett" wiedergegeben wird usw.

Aber auch damit sind die Aufgaben eines Reichssprachamts noch nicht erschöpft, vielleicht gibt es deren noch eine recht erhebliche Anzahl. Beispielsweise könnte sehr wohl die Frage aufgeworfen werden, ob nicht auch bei uns eine solche Sprachbehörde, genau wie die Accademia della crusca und die Académie française, die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit gewisser Wörter und Wendungen im guten Sprachgebrauch bestimmen könnte; es sei nur an gewisse sowohl aus der Soldatensprache wie aus anderen Quellen neuerdings in Aufnahme gekommene Wörter wie Klamauk, Klamotten, Tabu, Pleite, Kotau machen u. a. m. erinnert; entspricht es z. B. gutem deutschen Sprachgebrauch, wenn eine Stadtverwaltung einen Fest- und Vergnügungsplatz in amtlicher Ausschreibung „Rummelplatz" nennt? Auch die Frage der Kunstwörter aus Anfangsbuchstaben wie Hapag, Bugra, Wumba, Mulag usw. gehört selbstverständlich hierher. Auch hier müßte wohl die Entscheidung des Sprachamts nicht unbedingt auf Ablehnung lauten, sondern es könnten sehr wohl sinngemäße Regeln und Entscheidungen über die Fälle und Gelegenheiten festgesetzt werden, in denen solche Kunstwörter zulässig sind, und andere, in denen sie ausgeschlossen sein müssen. Daß alles, was sich auf die deutsche Rechtschreibung bezieht, von vornherein dem Aufgabenbereich dieses Amtes zugewiesen werden müßte, versteht sich von selbst; und auch hier liegt, wenn auch die deutsche Schreibung weit natürlicher und einfacher ist als etwa die französische oder gar die englische, recht viel Grund und Stoff zu vernünftiger Regelung und Besserung vor. Nicht zuletzt wären vom Reichssprachamt auch alle die Aufgaben zu lösen, die man als die Herbeiführung einer besseren Ordnung im Wortschatz bezeichnen kann. Es gibt nämlich im Deutschen infolge der bisherigen Vernachlässigung jeder Sprachpflege nicht wenige Fälle, wo wir für einen und denselben Begriff zwei oder selbst mehrere Wörter zur Verfügung haben — ich erinnere nur an Stube und Zimmer, Furcht und Schrecken, Frau und Weib — was nicht selten zur Folge hat, daß wir für einen nahverwandten Begriff scheinbar notwendigerweise zu einem Fremdwort greifen müssen, während bei zweckmäßigerem Wortgebrauch sich sehr wohl das eine dieser deutschen Wörter mit der Bedeutung eines jener Fremdwörter verbinden und so auch auf diesem Wege der „Überfremdung" unserer Sprache entgegenwirken ließe. Ja selbst gewisse Fragen unserer bekanntlich keineswegs immer hervorragend klaren und leicht verständlichen Satzfügung könnten, wenn wir erst eine solche Behörde geschaffen hätten, vielleicht unter dem Gesichtspunkt untersucht werden, ob sich nicht — z. B. durch nähere Zusammenrückung des heute oft so weit getrennten Hilfszeitworts und anderer Satzteile mit dem eigentlichen Zeitwort, durch nähere Verbindung der Hauptwörter mit den zugehörigen Bestimmungen u. a. m. — eine größere Klarheit und Durchsichtigkeit des deutschen Satzbaues erzielen ließe, wie sie dem Englischen und Französischen unbestreitbar eigen sind; bekommen wir doch im heutigen Deutsch nur allzuoft Sätze zu lesen, die uns zunächst ein Rätsel aufgeben, das dann nach zeilenlangen Einschiebungen und Zwischensätzen glücklich ganz zum Schluß seine Lösung findet. Auch manches andere, wie z. B. die neuerdings nicht ohne Grund wieder mehrfach aufgeworfene Frage, ob wir nicht gut täten, das „Sie" der heutigen Anrede mit dem natürlicheren und lebendigeren „Ihr" zu vertauschen, könnte wohl am besten durch eine Anregung von solcher Stelle aus in Fluß gebracht werden.

Man sieht, es ist keine kleine Zahl von Aufgaben, die ein solches Amt zu lösen hätte; und sie sind natürlicherweise besonders zahlreich und dringend infolge der heutigen Lage des deutschen Volkstums und des heutigen Zustands unserer Sprache, der die Wirkungen jahrhundertelanger Vernachlässigung deutlich genug erkennen läßt. Bei richtiger Erkenntnis dieser Sachlage wird man daher die Notwendigkeit, durch Schaffung eines solchen Amtes die Beseitigung all dieser Mängel und Schäden herbeizuführen, unmöglich länger mit den üblichen oberflächlichen Schlagwörtern bekämpfen können; eher erscheint der Zweifel berechtigt, ob die dem Sprachamt zugewiesenen Aufgaben nicht für eine Behörde allzu schwierig sind, und ob unter den Kennern und Freunden der deutschen Sprache

sich die Kräfte und Fähigkeiten finden werden, die eine befriedigende Lösung der Aufgaben eines Reichssprachamts verbürgen können. Aus welchen Kräften soll mit anderen Worten das Reichssprachamt gebildet und fortlaufend ergänzt werden?

Die Antwort hat meines Erachtens zu lauten: In erster Reihe aus Leuten, die durch ihr bisheriges Wirken gezeigt haben, daß sie die deutsche Sprache gut kennen, die Erkenntnis ihrer Gesetze zu fördern und sie schöpferisch weiter zu bilden vermögen. Diese Voraussetzung muß selbstverständlich unabhängig sein von irgendeinem akademischen oder sonstigen Lehramt; doch ist die Beteiligung gerade der Lehrer des Deutschen an unseren Hoch- und Mittelschulen an der Arbeit des Sprachamts natürlich in hohem Maße erwünscht, wie es ja auch schon bisher keineswegs an ihr gefehlt hat. Besonders wird man an die Männer zu denken haben, die schon bisher im Allgemeinen deutschen Sprachverein eine verdienstvolle, wenn auch notwendigerweise nicht im wünschenswerten Umfange erfolgreiche Arbeit an der Pflege der deutschen Sprache ausgeübt haben. Man hat bekanntlich diese Arbeit im einzelnen mitunter bemängelt und gegen manche vom Sprachverein ausgegangene Vorschläge und Anregungen auch in Kreisen, die an sich dem Gedanken bewußter Sprachpflege keineswegs unfreundlich gegenüberstehen, gelegentlich Bedenken erhoben; nun, auch solche Leute wird man, sofern nur ihre Bedenken nicht aus grundsätzlicher Gegnerschaft hervorgehen, nicht von vornherein von der Mitarbeit ausschließen dürfen, und neben den führenden Kräften des Sprachvereins werden daher auch solche „vernünftige Tadler" zur Mitarbeit am Sprachamt einzuladen sein; denn sachliche Auseinandersetzung mit ernsten Gegnern kann die Arbeit, um die es sich handelt, nur fördern.

Im einzelnen wird man sich die Einrichtung des Reichssprachamtes so zu denken haben, daß eine ganz kleine Zahl von Beamten im Hauptamt die Geschäfte des Sprachamts führen wird, während eine größere Zahl von freiwilligen Hilfskräften aus den genannten Kreisen ihnen zur Seite stehen soll; als Mitarbeiter aber soll dem Reichssprachamt jedermann willkommen sein, der aus dem Schatze seines Wissens Mitteilungen, Anregungen und Vorschläge zur Klärung und Bereicherung beizutragen hat. Von diesen Leuten werden alle Fragen sprachlicher Art, die in den Reichsämtern zu Unklarheit oder Zweifel Anlaß geben, sowie weiterhin alle sonst auftauchenden sprachlichen Übelstände erörtert und gegebenenfalls entschieden und gebessert werden; diese Entscheidungen werden zu sammeln und so der Grundstock zu einem Wort- und Formenschatz der guten deutschen Sprache nebst den ihr zugrunde liegenden Regeln und Gesetzen zu schaffen sein. Nochmals sei betont, daß aus solcher Regelung nicht im geringsten eine Verarmung unserer Sprache, eine Einengung ihrer Ausdrucksmöglichkeiten und Erstarrung in den Formen befürchtet zu werden braucht; im Gegenteil soll der deutsche Wortschatz unserer Amts- und Schriftsprache ja durch Ausnutzung der Mundarten, Berufssprachen usw. gerade reicher, die Formen natürlicher und volkstümlicher, die Satzfügung klarer und flüssiger werden als es in unserem bei aller „Freiheit" so erstarrten Deutsch von heute der Fall ist. Außer den Deutschkundigen werden dem Sprachamt übrigens auch gute Kenner fremder Sprachen zur einwandsfreien Übersetzung fremdsprachiger Aktenstücke und sonstigen Raterteilung nicht fehlen dürfen. Daß die üblichen Kenntnisse, wie sie die Beamten unseres auswärtigen Dienstes namentlich im Englischen und Französischen zu besitzen pflegen, nicht immer genügen, haben manche Erfahrungen aus der letzten Zeit deutlich genug gezeigt; heute vor allem, wo durch den Gang der Ereignisse vielfach Männer zu hohen Staatsämtern gelangt sind, denen eine gründliche Kenntnis fremder Sprachen notwendig fehlen muß, sind eigene sprachliche Reichsbeamte ein unbedingtes Erfordernis.

Die äußere Einrichtung und Gestaltung dieses Reichssprachamts läßt sich natürlich in verschiedener Weise denken. Es wäre z. B. möglich, es als besondere Abteilung dem Reichsamt des Innern anzugliedern; besser aber wäre es zweifellos, schon wegen seiner notwendigen nahen Beziehungen zur Reichskanzlei und zum Auswärtigen Amt, es als ein besonderes Amt einzurichten. Damit soll keineswegs

gesagt sein, daß es nicht mit einer sonstigen bereits bestehenden oder noch zu schaffenden Reichsbehörde — etwa einem Reichsschulamt oder einem Reichsamt zur Pflege des Deutschtums schlechthin — verbunden werden könnte, im Gegenteil wäre solche Verbindung sehr zweckmäßig; ebenso dürfte eine nahe Beziehung zu den Kräften, die heute im Dienste des Reichs am Grimmschen Wörterbuch tätig sind, unumgänglich und beiden Zwecken von Vorteil sein. Die Kostenfrage, an der sich bei der heutigen Lage des Reiches vielleicht auch mancher grundsätzliche Anhänger des Gedankens stoßen möchte, kann ernsthaft nicht ins Gewicht fallen, denn die Kosten, um die es sich hier handelt, spielen neben den Lasten, die dem Reiche durch den unglücklichen Ausgang des Krieges auferlegt werden, gar keine Rolle; und wenn nach dem Zusammenbruch von 1806 das ausgesogene Preußen sich damals die Universität Berlin gründete, um sich selbst wieder einen geistigen Halt zu geben, so ist dem von allen Seiten mit Auflösung und Zerfall bedrohten deutschen Volkstum von heute eine Anstalt, die den eigentlichen Kern und Träger dieses Volkstums in seiner Sprache stärkt und pflegt, mindestens ebenso sehr ein dringendes Bedürfnis — von den unmittelbaren Erfordernissen des amtlichen Lebens, von denen oben schon die Rede war, ganz zu schweigen. Zur Frage der Kosten ist übrigens außerdem zu bemerken, daß in den nächsten Jahren und Jahrzehnten ja auch eine Reihe von Ausgaben, die das Reich früher zu allerlei wissenschaftlichen Zwecken wie Altertumsforschung usw. aufwandte, in Wegfall kommen dürfte; der als dringend notwendig erkannten Aufgabe der deutschen Sprachpflege aber darf wohl auch das verarmte und niedergeworfene Reich von heute die gleiche Opferfähigkeit entgegenbringen wie das Reich des Glanzes den Ausgrabungen von Olympia oder dem Steinmannschen Werk über die Sixtinische Kapelle. Auch darf hier wohl daran erinnert werden, daß das Reichssprachamt zu den Forderungen gehört, die schon im alten Reichstag antragsmäßig behandelt wurden, und daß es seinerzeit vielleicht nur durch ein Mißverständnis nicht zu seiner Annahme kam. Im Sommer 1913 wurde von Abgeordneten der Rechten und des Zentrums ein dahingehender Antrag eingebracht, der auch zahlreiche Anhänger fand; er wäre zweifellos durchgegangen, wenn damals nicht die Nationalliberalen unter Bassermanns Führung unbegreiflicherweise versagt hätten. Ob ihm unter den heutigen Verhältnissen, wo die Notwendigkeit verstärkter deutscher Selbstbesinnung und Selbstbehauptung auch in Kreisen eingesehen wird, die früher von solcher Erkenntnis weit entfernt waren, ein besseres Schicksal beschieden sein wird?

Im Jahre 1635 hat Richelieu die französische Akademie gestiftet, die bekanntlich die Pflege der französischen Sprache von Anfang an zu ihren wichtigsten Aufgaben zählte. Es waren nicht in erster Reihe gelehrte Neigungen oder geistige Bestrebungen, die ihn zu dieser Gründung veranlaßten, sondern vor allem die Absicht, die Sprache der Isle de France, die natürlicherweise die Sprache der Verwaltungsbehörden des von Paris aus regierten Landes war, gegenüber dem Provenzalischen, Burgundischen usw. zur unumstritten herrschenden zu machen und so aus dem damals noch in viele Stämme und Mundarten zerfallenden Reiche seines Herrschers eine im wahren Sinn des Wortes einheitliche französische Nation zu schaffen. Diese Absicht ist ihm bekanntlich im vollsten Maße gelungen — im scharfen Gegensatz zum deutschen Volke, dessen sprachliche Verschiedenheiten sogar zur politischen Loslösung der westfriesischen und niederfränkischen Bevölkerung in den Niederlanden geführt haben und trotz unserer äußeren Einheit noch heute manche Ursache innerer Stammesgegensätze bilden. Wenn Frankreich in so viel höherem Maße als Deutschland nach innen und außen sich als einheitliche Nation darstellt, so hat daran auch die sprachliche Arbeit der französischen Akademie einen nicht zu unterschätzenden Anteil. Man hat gegen deren Entscheidungen und Festsetzungen bekanntlich schon manche Vorwürfe erhoben, und es steht außer Zweifel, daß diese Entscheidungen in manchen Fällen tatsächlich unzweckmäßig und selbst — so namentlich in einzelnen Schreibungen, Akzentsetzungen und dergleichen — schlechtweg falsch sind. Diese Irrtümer waren überwiegend eine

notwendige Folge des mangelhaften sprachgeschichtlichen Wissens ihrer Gründungszeit, und wenn man sie mit Recht tadelt, so kann der Vorwurf doch nicht so sehr die damalige, sondern nur die spätere Akademie treffen, die es trotz der inzwischen gewonnenen Einsicht unterlassen hat von der ihr zugewiesenen sprachregelnden Macht Gebrauch zu machen und diese — übrigens recht wenig ins Gewicht fallenden — Schönheitsfehler aus der im übrigen so gut geordneten französischen Sprache auszumerzen. Zu einer Reichssprachbehörde, wie sie hier vorgeschlagen wird, kann man aber wohl das Zutrauen haben, daß sie solche Fehler vermeiden würde; und als Frucht ihrer Tätigkeit würde dann, wie man zuversichtlich hoffen darf, die deutsche Sprache einen Zustand größerer Reinheit, Ordnung und Klarheit gewinnen, der sie dem Deutschen wie dem Ausländer wertvoller und zugleich zum Wettbewerb mit anderen Sprachen tauglicher machen müßte als es sie in ihrem heutigen Zustande unbestrittenermaßen ist. Gegenüber allen Zweifeln an der Nützlichkeit und Wichtigkeit einer solchen Sprachbehörde dürfen wir wohl an die Worte erinnern, mit denen d'Alembert einst (1772) in der französischen Akademie ähnlichen Zweifeln entgegentrat, und die bei aller sonstigen Verschiedenheit der Umstände für die von allen Seiten bedrohte deutsche Sprache von heute zweifellos erhöhte Bedeutung habe:

„Wir werden ohne weiteres zugeben, daß es einem Staate notwendiger ist Ackerbauer und Soldaten zu haben als eine französische Akademie. Aber wir werden doch fragen, ob in einem blühendem Volke, dessen Geschmack ganz Europa bewundert und dessen Sprache es lernt, es nicht nützlich ist, wenn es eine Körperschaft gibt, die dazu bestimmt ist, die Reinheit der Sprache und des Geschmackes zu bewahren."

Rußland

Es ist nicht anzunehmen, daß die Baltikumangelegenheit uns jetzt noch Verwicklungen bereiten wird. Die deutschen Truppen werden, soweit sie nicht, was einer Lossagung vom deutschen Reich gleichkommt, zu den Russen übergehen, zurückgezogen, und da selbst die Franzosen Neigung verraten, den guten Willen der deutschen Regierung anzuerkennen, so dürfte der Fall in kurzem erledigt sein. Anders verhält es sich mit der Blockadenote der Entente, die Deutschland vor eine Schicksalsfrage stellt. Um aber diese richtig beurteilen zu können, bedarf es eines kurzen Überblicks über das gesamte russische Problem, die um so notwendiger wird, als die Bolschewisten anscheinend, trotz der bevorstehenden Einnahme von Petersburg, auch in diesem Jahr noch nicht gestürzt werden können, wodurch eine Lösung des Problems wieder ins einstweilen Unabsehbare hinausgezögert wird.

Die russische Frage hat einen doppelten Aspekt, einmal vom russischen und einmal vom Standpunkt der Weltpolitik aus. Vom russischen Standpunkt ergeben sich wieder zwei Probleme: das der inneren und das der äußeren Verfassung, also die Entscheidung über Bolschewismus oder Demokratie oder Monarchie einerseits und Randstaaten oder Zentralisierung andrerseits. Vom Standpunkt der Weltpolitik ist zu berücksichtigen, daß jeder der drei großen Ententemächte dem Problem gegenüber eine verschiedene Stellung einnimmt. Die Amerikaner wünschen lediglich, in Rußland wie überall Geschäfte zu machen und greifen politisch höchstens in Sibirien ein, soweit es gilt, den japanischen Einfluß zurückzudrängen. Die Engländer wünschen dasselbe, haben aber vor allem das politische Ziel, den russischen Koloß dauernd am Boden zu halten, einmal um

den Wettbewerber um Indien, Mesopotamien, Persien und Konstantinopel los zu sein, dann aber auch, ein Ziel, das sich erst während des Krieges ergeben hat, um die Ostsee beherrschen zu können. Die Franzosen dagegen, denen die dauernde Bindung an England mit Recht Beklemmungen verursacht und die eine enge Verbindung mit Amerika trotz aller Studien- und Propagandamissionen immer mehr ins Unerreichbare schwinden sehen, rechnen durchaus mit einer künftigen Wiederaufnahme des Zweibundes, um Deutschland, das noch immer gefürchtete, in Schach halten zu können. Allerdings kann niemand behaupten, daß diese Politik in Frankreich gerade mit zielbewußtem Weitblick angebahnt wird. Wohl unterstützt man nach Kräften die russischen Komitees in Paris und tritt nachdrücklich, wenn auch nach dem unglücklichen Odessaabenteuer meist nur mit Worten, für Unterstützung Denikins, Koltschaks und Judenitschs ein. Aber diese Politik wird abgeschwächt durch die Verwirklichung der sogenannten Barrierenpolitik, des Gedankens von der Ostsee bis zum Balkan einen Damm gegen den Bolschewismus zu errichten, dessen Mittelstück ein kräftiges Polen und dessen Endbastionen womöglich in Finnland einer- und in Rumänien andrerseits gelegen waren. Ganz abgesehen davon, daß dieser Damm in sich wenig Konsistenz zeigt, indem nämlich die Lage im Baltikum verworren ist, die Litauer mit den Polen, die Polen mit den Tschechen und Ukrainern sich streiten und Ungarn ständig eine bedrohliche, unsichere Einbruchsstelle zu bilden scheint, hätte man sich aber in Frankreich sagen müssen, daß die Begünstigung eines großen Polens unvereinbar ist mit der Wiederherstellung der Macht des einstigen Bundesgenossen. Es zeigt sich hier, daß der Bolschewismus den westlichen Völkern eine Zeitlang ihre Konzeption der Weltpolitik völlig verschoben hat, die unmittelbare Gefahr warf alle großen bisher eingehaltenen Richtlinien über den Haufen. Daher auch das Doppelspiel der englischen Politik, die im Frühling einem Frieden mit den Bolschewisten nicht abgeneigt war und jetzt im Norden eine Politik befolgt, die mit der im Süden in unvereinbarem Widerspruch steht. Man kann nicht Randstaatenpolitik und Wiederherstellung Rußlands zugleich anstreben, selbst der unterstützungsbedürftige Koltschak ist der Frage nach Anerkennung der Randstaaten vorsichtig ausgewichen (siehe Grenzboten Heft 31). Dennoch wäre es voreilig zu behaupten, die englische Politik wisse in bezug auf das russische Problem nicht, was sie eigentlich wolle. Sie geht im Gegenteil ganz zielbewußt darauf aus, sich in ganz Rußland möglichst viele Vorteile zu sichern. So wird Estland in ein englisches Protektorat umgewandelt, so hat die neugebildete nordwestrussische Regierung Lianosows, der man einen Spezialkredit zum Ankauf von natürlich englischen Maschinen und Rohstoffen in Aussicht stellte, versprechen müssen, nicht nur ein besonders englisches Interesse im Baltikum, sondern auch alle mit Koltschak und Denikin getroffenen Abkommen anzuerkennen, sowie nach dem Fall von Petersburg völliges russisches Desinteresse an Persien zu erklären, so ist Judenitsch völlig geknebelt worden, weshalb offenbar Bermont sich von ihm losgesagt hat, während andrerseits auch Denikin die Unterstützung Englands ganz gewiß nicht umsonst, sondern nur gegen Einräumung sehr bedeutender wirtschaftlicher Vorteile in Kaukasien, am Schwarzen und Kaspischen Meer bekommen und die Revaler Konferenz beschlossen hat, keinen Friedensschritt den Bolschewiken gegenüber ohne Vorwissen der Entente d. h. Englands zu tun. Die englische Politik geht aber deutlich darauf hinaus, sich durch Unterstützung der einzelnen russischen Machtfaktoren möglichst viele Vorteile zu sichern und unter allen Umständen zu verhindern, daß diese Abkommen von dem endlich die Oberhand behaltenden Einzelfaktor für unverbindlich erklärt werden könnten. Wer sich heute in Rußland gegen die Bolschewiken durchsetzen will, kann dies nur mit Hilfe Englands tun, und wird sich, sowie er Miene machen sollte, sich von der englischen Danaerhilfe zu emanzipieren, sogleich einen neuen Prätendenten um die Macht gegenüber gestellt sehen.

Aus dieser Konstellation nun erklärt sich das Bestreben der Entente, Deutschland im Kampf gegen die Bolschewisten möglichst auszuschalten, wobei die

nervöse Furcht der Franzosen vor einer Erstarkung Deutschlands mit russischer Hilfe von den Engländern klug ausgenutzt wird. Deutschland könnte, begünstigt durch seine territoriale Nachbarschaft, den Engländern ein unbequemer Konkurrent werden, ja, es könnte, so rechnet man, einen von England völlig unabhängigen Machtfaktor unterstützen, der sich weder an die von Koltschak oder Denikin, noch von den baltischen Staaten geschlossenen Abkommen gebunden hält. Und deshalb darf man von der Goltz nicht auf Riga und Petersburg marschieren lassen.

Der Rechtsstandpunkt der Entente ist dabei völlig klar. Sowohl auf Grund des Waffenstillstands- wie des Friedensvertrages ist sie berechtigt, die Räumung des Baltikums zu fordern. Daran kann nur rütteln wollen, wer sich über die Folgen der Tatsache, daß Deutschland den Krieg verloren hat, noch immer nicht klar geworden ist. Wir haben vorläufig noch keinerlei Mittel, eine der Entente nicht genehme russische Politik wirklich durchzuführen und der Standpunkt des „Vielleicht geht's doch" ist kein Standpunkt, der politisch zu verteidigen wäre. Da aber die Beurteilung der baltischen Frage in Deutschland nahezu zur Parteiangelegenheit geworden ist — das schlimmste, was bei der Behandlung eines Problems der äußeren Politik eintreten kann — dürfte ein Versuch, in Kürze zu einem vorurteilslosen Überblick der Möglichkeiten einer deutschen Ostpolitik zu gelangen, nicht überflüssig sein.

Daß eine Unterstützung österreichischer Balkanziele Deutschland in Gegensatz zu einem infolge des unglücklichen Ausgangs des Ostasienkrieges wieder westlich gewandten Rußland bringen würde, war vorauszusehen. Nachdem der Krieg ausgebrochen war, gab es für die beiden verbündeten Kaiserreiche nur drei Möglichkeiten. Entweder man suchte den Gegner soweit zu schlagen, daß eine Verständigung über die politischen Ziele im nahen Osten möglich wurde oder man schlug ihn so, daß er alle politischen Ziele im Süden völlig aufgab oder endlich, man zerschlug den ganzen großrussischen Koloß in Randstaaten und den moskowitischen Kern. Welche dieser Möglichkeiten ins Auge gefaßt werden sollte, hing nicht nur von den militärischen Erfolgen der Mittelmächte, sondern mehr noch von ihrer politischen Gesamtkraft und Stabilität ab, keine von ihnen war so, daß man nicht auch von seiten der Sieger hätte Opfer bringen müssen. Die Verwirklichung der ersten wäre nur auf Kosten der Türkei möglich gewesen, worunter die deutschen Bagdadinteressen gelitten hätten, während, wenn man Rußland gar zu entschieden nach Norden abgedrängt hätte, seine Skandinavienpläne bald Konflikte in der Ostsee hervorgerufen haben würden. Die zweite Möglichkeit hätte ein völlig gedemütigtes Rußland nur um so bereitwilliger jeder neuen Koalition gegen die Mittelmächte in die Arme getrieben. Die dritte aber war, wie ja die Folge ergeben hat, nur möglich, wenn man auf Galizien und das von Polen bewohnte Preußen verzichten wollte. Man muß annehmen, daß die politische Leitung Deutschlands während des Krieges nicht klar zwischen diesen drei Möglichkeiten unterschieden, sondern sie miteinander vermengt, und sich schließlich für die dritte entschieden hat, ohne sich über ihre Tragweite und das mit ihr verbundene und wenn nicht gleich, so doch unvermeidlich später verbundene Risiko klar zu sein, und obwohl ihre Verwirklichung einen militärischen Sieg verlangte, der trotz der enormen Einzelerfolge eben doch nicht, namentlich da die 1916 beabsichtigte völlige Einkreisung der russischen Zentralarmeen nicht gelang, vollständig und jedenfalls nicht überraschend und niederschmetternd genug gewesen ist. Einen Teil dieser Randstaatenpolitik nun bildete es, daß man im Baltikum die von den Selbständigkeitsbestrebungen der Letten und Esthen bereits bedrohte innerpolitische Führerschaft der Deutsch-Balten stärkte und Ansiedlungsmöglichkeiten für deutsche Kolonisten gewann. Durchgeführt werden konnte jedoch dieser an sich verständliche und berechtigte Gedanke nur, wenn der moskowitische Kern durch die Randstaatenpolitik tatsächlich in einem Maße ohnmächtig wurde, daß er sich dauernd jeder ihm natürlichen Expansion zu den Ostseehäfen enthalten mußte. Das aber war nur möglich, wenn es gelang, die Randstaaten dauernd und gleichmäßig unter dem politischen Einfluß der Mittelmächte zu halten, eine Aufgabe, deren Durch-

führung jedoch auf vielleicht ein Jahrhundert hinaus völlige Konzentrierung aller im weitesten Sinne politisch wirkenden Kräfte der Mittelmächte in Anspruch genommen hätte und daher nur möglich war, wenn Österreich im Süden und Südwesten, Deutschland im Westen in keiner Weise in Anspruch genommen war. Einer Kampfstellung nach Osten und Westen zugleich wäre Deutschlands politische Kraft selbst bei völligem militärischem Siege auf die Dauer keinesfalls gewachsen gewesen. Ließ sich aber die Randstaatenpolitik nicht in dem oben angedeuteten Sinne durchführen, so wurde besonders, wenn man nicht auf eine Abtretung von Preußisch-Polen eingehen wollte, logischerweise auch eine deutschorientierte Autonomie des Baltikums auf die Dauer unhaltbar, da sie stetig für den russischen Kernstaat einen Anlaß gebildet hätte, sich mit einem unbefriedigten Polen zur Gewinnung der russischerseits verlorenen und polnischerseits erstrebten Ostseestellung gegen Deutschland zu verbinden. Daraus erhellt, daß mit dem Zusammenbruch der deutschen Randstaatenpolitik auch die einen Teil davon bildende Baltenpolitik unhaltbar wurde. Was man 1905 versäumt hatte, die Stellung der deutschbaltischen Minderheit durch Verhandlungen mit Rußland sicher zu stellen, konnte jetzt, da Deutschland seine alte Machtstellung eingebüßt, nicht mehr nachgeholt werden, das lettische Nationalbewußtsein war zu stark geworden, als daß es sich durch Rücksichten der Dankbarkeit dafür, daß deutsche Truppen das Land vor Überflutung durch den Bolschewismus bewahrt hatten, bewogen gefühlt hätte, der deutschen Minderheit die Führerschaft oder auch nur Gleichberechtigung zuzuerkennen. Was man hätte durchsetzen können, wäre allenfalls eine rein deutsch-baltische Minoritätenpolitik gewesen, die zur Sicherung ihrer kulturellen Rechte an Wilson appelliert, von sich aus aber jede Zusammenarbeit mit Reichsdeutschen abgelehnt hätte. Dieser Weg ist vermutlich deshalb nicht gangbar gewesen, weil ohne den Schutz der deutschen Truppen die Deutsch-Balten der inneren esthnischen und lettischen Bolschewistenbewegung erlegen wären und daher die Deutschen zu desavouieren nicht imstande waren. Es gab auch noch einen andern Weg: sich deutscherseits mit den großrussischen Bolschewistengegnern zu verbinden und als Lohn für die Befreiung Petersburgs durch deutsche Truppen Sicherstellung der Deutsch-Balten zu verlangen. Aber wir wissen ja alle, daß dieser Plan infolge der durch die Revolution in Deutschland und im Heere entstandenen Verhältnisse undurchführbar gewesen ist. Und im Sommer, nachdem die Verhältnisse sich in Deutschland und im Heere wieder stabilisiert hatten, war es bereits zu spät, da jetzt die Engländer den festen Entschluß gefaßt hatten, die Deutschen zu eliminieren.

Die Haltung, die die deutsche Regierung in der ganzen Frage eingenommen hat, zu kritisieren, ist leicht. Es ist sicher unendlich schmerzlich, nicht nur den Traum eines deutschen Baltikums aufgeben, sondern zusehen zu müssen, wie die letzten der deutschen Stammesbrüder an der Ostsee dem Untergange entgegengehen. In ihrem eigenen Interesse wie in dem der Balten lag es, die nach Westen brausende Woge des Bolschewismus zunächst zu hemmen, und daß sie diese Beschützertätigkeit durch Nachschub an Mannschaft und Material unterstützte, können ihr nur Ideologen, die an die weltlösende Aufgabe des Bolschewismus glauben, oder Narren, denen trotz der Vorgänge in unsern im Westen besetzt gehaltenen Gebieten ein lettischer Bauer immer noch mehr wert ist als ein deutscher Bürger (die „Junker" und „Barone" sind bekanntlich eine gröbliche Übertreibung) zum Vorwurf machen, daß sie aber jetzt die im Friedensvertrag eingegangenen Verpflichtungen einzuhalten genötigt ist, kann nur unentwegter Eigensinn verkennen, der nicht mit den wirklichen Machtverhältnissen rechnet. Daß bei den Anwerbungen Land versprochen ist, war ein grober Unfug, auf den jedoch Angehörige des politisch angeblich so reifen Volkes nicht hätten hineinfallen dürfen und den die Regierung bei dem damals infolge der Verhältnisse kaum zu verhindernden selbständigen Vorgehen der einzelnen Werbestellen kaum Einhalt zu tun die Macht gehabt hätte. Daß sie den Abzug zunächst nicht mit dem nötigen Nachdruck betrieben hat, ist möglich, aber gerade die ständigen Unruhen der deutschen Radikalen haben es

gehindert, daß sie ihre Druckmittel gegen die Utopisten richtete, die eine unhaltbare außenpolitische Stellung gegen den Willen der Sieger im Weltkrieg zu verteidigen hofften. Von einer neuen politischen Niederlage Deutschlands zu reden, ist unberechtigt, die Räumung des Baltikums ergibt sich als logische Folge des anscheinend in seiner Tragweite noch immer nicht voll gewürdigten Friedensvertrages.

Welche Stellung wird nun Deutschland Rußland gegenüber einzunehmen haben? Ich glaube, da uns alle Machtmittel aus der Hand geschlagen sind, eine neutrale und abwartende. „Für die deutsche Regierung", hat der Minister des Auswärtigen erklärt, „muß der Grundsatz feststehen, daß wir uns in die inneren Angelegenheiten des russischen Volkes nicht einmischen". Wir haben keinerlei Interesse daran, für eine sehr weitgehend an England gebundene russische Reaktionsregierung die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Und den Bolschewismus zu unterstützen, könnte nicht nur für uns selbst gefährlich werden, sondern würde auch von der Entente, die uns so wie so für den Bolschewismus verantwortlich macht und ständig über die deutschen Versprengten, die notgedrungen oder freiwillig im bolschewistischen Heere kämpfen, Klage führt, mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln, die bekanntlich unabwendbar sind, verhindert werden. Wozu uns also in Abenteuer stürzen, deren Ausgang vorläufig unabsehbar ist? Denn auch mit dem anscheinend bevorstehenden Fall des leicht zu nehmenden aber schwierig zu haltenden Petersburg ist der Bolschewismus noch lange nicht besiegt, die verworrene Lage im Baltikum und die Rivalitäten zwischen den einzelnen im Norden stehenden Antibolschewistenführern können zu schweren Rückschlägen führen, die Aufstände im Rücken Koltschaks können sich bei dessen weiterem Vorgehen wie im Sommer wiederholen und Denikins Stellung wird durch den Gegensatz zu den Ukrainern oder doch den Truppen Petluras geschwächt. Aber selbst wenn die Bolschewisten von außen oder von innen her gestürzt würden, ist die Ruhe in Rußland noch lange nicht wiederhergestellt, dazu sind die politischen Anschauungen der Bolschewistengegner gar zu verschieden und man kann ruhig noch mit einer Reihe weiterer Revolutionen, mindestens innerer Erschütterungen rechnen. Man darf die inneren Verhältnisse Rußlands auf keinen Fall mit den deutschen vergleichen. Eine Politik strikter Neutralität ist für Deutschland unter den gegebenen Verhältnissen das einzig mögliche.

Allerdings sucht die Blockadenote der Entente uns sowie eine Reihe Neutraler zur Aufgabe dieser neutralen Stellung zu veranlassen. Eine Beteiligung Deutschlands an einer Blockierung ist ohne Frage und gleichgültig, ob überhaupt Gelegenheit da ist, sie durchzuführen, ein feindlicher Akt gegen die Bolschewistenregierung. Es darf wohl angenommen werden, daß Deutschland mit den übrigen Regierungen, an die die gleiche Note ergangen ist, Fühlung nimmt. Auf jeden Fall wird es unzweideutig zu wählen haben. Die Entente kann anführen, daß es sich bei der Behauptung der Bolschewisten nicht um eine Einmischung in die inneren russischen Verhältnisse, sondern um Sicherung des Weltfriedens handelt. Die Bolschewisten haben sich dadurch ins Unrecht gesetzt, daß sie die Weltrevolution ausriefen. Die Werbekraft dieses Gedankens soll nicht verkannt werden, aber das hindert nicht, daß sie politisch ein schwerer Fehler war, der auf völliger Verkennung der inneren Verhältnisse der Ententevölker beruhte und sie unbedingt im Kampfe gegen dies zerstörerische Element einigen mußte. Der Bolschewismus ist durch seine revolutionierenden Aufrufe und durch die angestrebte Bildung der dritten Internationale, die die Sache des Proletariats nicht eben gefördert hat, der Feind aller, auch Deutschlands geworden und seine Bekämpfung wäre durchaus im Sinne einer gesunden Völkerbundspolitik, wenigstens solange, als der Bolschewismus nicht theoretisch und praktisch jede außerrussische Propaganda aufgegeben hat. Wird Deutschland aber genötigt, oder auch nur aufgefordert, aus seiner Neutralität hinauszutreten und sich dieser Völkerbundspolitik anzuschließen, so kann es mit Fug und Recht verlangen, daß es auch als gleichberechtigtes Mitglied des Völkerbundes aufgenommen wird. Eine wirkliche Durchführung der Blockade ist in allen Ländern nicht nur von Regierungsmaßnahmen abhängig, sondern

durchaus vom guten Willen der Völker und wenn die Entente Deutschland nötig zu haben glaubt, soll sie auch dafür sorgen, daß sie des guten Willens des deutschen Volkes gewiß ist. Besonders sollte sie das tun, wenn sie, wie der „Temps" unlängst andeutete, darauf rechnen zu können glaubt, daß Antibolschewistenführer wie Judenitsch und Denikin „à titre de réparations" von Deutschland mit Kriegsmaterial unterstützt werden sollen.

Noch ein Wort über die Randstaaten. Die Vorgänge in den einzelnen Lagern der Antibolschewisten zeigen zur Genüge, daß die Randstaaten, auch der mächtigste, Polen, alle Ursachen haben, das Wiedererstarken des russischen Kernstaates wenn nicht für den Augenblick, so doch in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren zu fürchten. Auch bei weitgehender wirtschaftlicher Knebelung durch die Entente wird der russische Kern seine durch die Unerschöpflichkeit seines Menschenreservoirs bedingte natürliche Expansionskraft nicht einbüßen, ja er wird sie um so energischer nach Westen, Süden und Norden wenden, je mehr ihm durch sibirische anscheinend durch Japaner und Amerikaner geförderte Loslösungsbestrebungen der Weg nach Osten verlegt wird. Unter diesen Umständen ist, insbesondere das mit seinen Nachbarn verfeindete Polen, auf einen starken Rückhalt an Deutschland, das nun einmal sein stärkster Nachbar ist, angewiesen, Grund genug, diesem nicht Anlaß zu Verstimmungen nationaler oder wirtschaftlicher Art zu geben. Jede deutsch-russische Interessengemeinschaft gegen ein nur durch die Gnade der Entente gehaltenes Polen müßte dem jungen Staate, mit dem wir schon im Interesse unsrer unter polnische Oberhoheit kommenden Landsleute gern in gutem Einvernehmen leben wollen, gefährlich werden müssen, nicht weil machtgierige Intrigen im Spiele wären, sondern unter dem Druck der natürlichen Verhältnisse.

Menenius

Neue Bücher

Die deutsche Kriegführung und das Völkerrecht. Beiträge zur Schuldfrage. Herausgegeben im Auftrage des Kriegsministeriums und der Obersten Heeresleitung. E. S. Mittler u. Sohn, Verlagsbuchhandlung. Berlin 1919. Preis 2 M.

Die durch die Umwälzungen bedingte Haltlosigkeit vieler Menschen und die in ihrem deprimierten Seelenzustand wurzelnde Bereitschaft, Negatives zu assimilieren, hat der feindlichen Propaganda, die unsere moralische Verurteilung zum Ziele hatte, auch im deutschen Volke in auffallender Weise Vorschub geleistet. Gewiß wird das Erwachen der Kritik, der Widerstand gegen die Suggestion, an unsere Missetaten und Verbrechen zu glauben, nicht lediglich durch „Aufklärung" zu bewirken sein, von innen her wird unser Volk gesunden müssen, aber immerhin ist es außerordentlich wichtig, in möglichst sachlicher Form die Wahrheit zu verbreiten. Die vorliegende kleine Schrift ist ein wertvoller Beitrag zu diesem Feldzug gegen Lug und Trug. Es ist zu bedauern, daß sie nicht früher erschien. Ihre Verbreitung sollte jeder fördern. Sie schildert in knappen Zügen den tatsächlichen allgemeinen Charakter und den Umfang der Zerstörungen in Belgien und Frankreich, den Luft- und Gaskrieg in seinen völkerrechtlichen Voraussetzungen und in seiner Durchführung bei uns und unseren Gegnern, die sogenannte „Ausplünderung" Frankreichs und Belgiens, unser Verhalten gegenüber den Einwohnern der besetzten Gebiete und beleuchtet die ungeheuerlichen Greuellegenden. Dabei wirft sie sehr interessante Streiflichter

auf die Moral unserer Ankläger. Z. B. wird erwähnt, daß die Zulassung des Luftbombenkriegs gegen den ursprünglichen Willen der Mehrheit der auf der zweiten Haager Friedenskonferenz im Jahre 1907 vertretenen Mächte durch das energische Eintreten des französischen Bevollmächtigten durchgesetzt wurde. Frankreich wurde nur von Rußland unterstützt. Ferner ist zu beachten, daß das englische Bemühen um den Luftkrieg gegen die westdeutschen Städte der Vernichtung unserer Industrie galt, wie aus zahlreichen Pressestimmen zu entnehmen ist. So schlägt z. B. eine englische Fachzeitschrift für Uhrmacher und Juweliere auf eine französische Anregung hin vor, die Stadt Pforzheim ganz besonders mit Bomben anzugreifen, da diese Stadt der Sitz der deutschen Juwelierindustrie sei, die vernichtet werden müsse! Dem deutschen Volksbewußtsein sollte auch eingeprägt werden, daß der durch Zerstörung nordfranzösischer Gruben verursachte Förderausfall nur ganz wenige Prozent der gesamten Kohlenschätze des Saarbeckens beträgt und daß die Gegner die planmäßige Zerstörung der rumänischen Ölquellen für eine durchaus gerechtfertigte Kriegsmaßnahme hielten! Peter

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.

Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Hedemannstraße 36/37.

Dr. MICHAELIS'

Paedagogium Waren

i. Mecklb. am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährigen-, Prima- u. Reifeprüfung

und

Paedagogium Rheinsberg

(Mark)

Höhere Privatschule mit Internat (z. Zt. VI—II).

Beide Anstalten zwischen Wasser und Wald sehr gesund gelegen. Besonders für Schüler, die spez. Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen und Kursen. Vorzügliche Verpflegung. :: :: :: Man verlange Prospekt.

Prometheus

Von Dr. M. Kelchner

Es ist ein eigen Ding um Männer, die die Meere durchkreuzt haben und mit den Maßen des Erdballs messen. Sie reden eine andere Sprache als jene, die auf der Scholle sitzen, in die Tiefe graben und das Aufsehen verlernen. Zeigt ihnen einen Punkt im begrenzten Raum und sie werden euch seine Lage im Weltall deuten, sprecht ihnen vom Menschen und ihr Blick umfaßt sein Wesen und Wirken auf dem ganzen Rand unseres Planeten. Sie haben die lebendige Vorstellung, daß ein Volk in Gemeinschaft lebt, wenn auch politische Grenzen die einzelnen Glieder voneinander trennen, und daß Nahes und Fernes einander bedingen. Sie wissen, daß die Volksindividualität um so ausgeprägter, die Möglichkeit ihrer Entfaltung um so größer ist, je stärker die Zusammengehörigkeit von den einzelnen Volksgenossen trotz alles Trennenden erlebt wird. Sie wissen auch, daß Menschen Menschen sind und bleiben, daß der natürliche individuelle Egoismus die überwiegende Mehrzahl beherrscht, daß das Band der auf nicht unmittelbar greifbaren Gewinn gegründeten völkischen Gemeinschaft behutsam geknüpft und, wo vorhanden, gestärkt werden muß, und daß diese Stärkung nur dadurch erfolgen kann, daß das egoistische und Gemeinschaftsinteresse in eins verschmelzen. Je mehr die Volksgenossen in der Welt verstreut sind, um so schwieriger ist es natürlich, ihnen den Wert ihres Zusammenschlusses durch persönliche Vorteile zu Gemüte zu führen und somit die realen Grundlagen für ein starkes Nationalgefühl zu schaffen. Die große Masse, die um das Brot ringt, kann nicht mit schönen Phrasen gespeist werden. Sie will sehen, sonst glaubt sie nicht. Der Mensch, dessen Wesen Tätigkeit ist, will ungehemmt wirken. Er braucht daher Rechtsschutz und Förderung — den Rückhalt an einem mächtigen Staat. Die Macht des Staates, die als lebenfördernde Kraft über Meere und Wüsten greift — das ist die planetarische Auffassung der Politik, die andere Völker, aber nicht die Deutschen begriffen, der Alfred von Tirpitz huldigte und für die er gegen Bethmann Hollwegs kontinentale Begrenztheit kämpfte.

Es ist das tragische Geschick des deutschen Volkes, daß mitten in der weltpolitischen Entwicklung, die im Weltkrieg ihren Höhepunkt erreichte, der Zwiespalt des deutschen Wesens auseinanderklaffte und in jenen zwei führenden Persönlichkeiten seinen Ausdruck fand. Sowohl der kluge und rechtschaffene

idealistische Theoretiker Bethmann Hollweg, als auch der robuste, hellsichtige und tatenfrohe Realist Tirpitz sind typisch deutsche Männer, die dem Grundzug ihres Wesens gemäß in ihren politischen Überzeugungen auseinanderstrebten und das deutsche Volk, eben weil es in ihnen Züge seiner eigensten Wesenheit wiederfand, zur Parteinahme zwangen. Keinem von beiden gelang es die Deutschen zu einen, beide haben das Spiel verloren.

Jedes Menschen Lebenserfolg ist das Produkt zweier Faktoren: der subjektiven Leistungsfähigkeit und der objektiven Konstellation für seine Wirksamkeit. Es mag schon sein, daß die Ursache des Mißerfolgs bei Bethmann Hollweg auf dem subjektiven, bei Tirpitz auf dem objektiven Gebiete lag. So wenigstens klingt's aus ihren Niederschriften. In Bethmann Hollwegs Betrachtungen sieht man einen Menschen mit dem übermächtigen Schicksal ringen, sein Arm erlahmt im Kampf und der Ton müder Entsagung klingt leise an — sapienti sat est voluisse! Durch Tirpitz' Erinnerungen[1]) aber tönt die prometheische Klage der gefesselten Kraft. Er glaubt das Schicksal meistern zu können und sieht sich gehemmt, geknebelt, an den Felsen menschlicher Torheit geschmiedet. Mag sein, daß seine Kühnheit ihn über die subjektiven Möglichkeiten des Erfolges täuschte. Der Boden für sein Wirken war jedenfalls nicht bereitet, da der weltpolitische Instinkt des deutschen Volkes versagte. Hätte es begriffen, was Selbstbehauptung in der Politik bedeutet, begriffen, wofür es blutete und litt, so hätte es in seiner Seele statt des milden Lichts der Langmut die lodernde Flamme der Begeisterung entzündet und nach dem Führer geschrien, der den elementaren Ausbruch seines Lebenswillens in starker Hand zusammenraffte zum großen Schlage. Mag sein, daß wir gescheitert wären, auch wenn ein Tirpitz unser Führer war. Es verlohnt sich nicht, darüber zu streiten. Wir setzen unserer im Kriege offenbarten politischen Torheit und Verblendung die Krone auf, wenn wir nicht den Mut finden, den dicken Strich unter die Vergangenheit zu ziehen und nicht zu richten, weil wir allesamt gerichtet sind. Eins ist gewiß: über die Bedeutung der Tirpitzschen politischen Konzeptionen haben den meisten Deutschen erst die Feinde die Augen geöffnet, indem sie uns den Frieden von Versailles diktierten. Tirpitz wußte, was sie unter Englands Führung wollten und diesen Willen in Schach zu halten, war seines Lebens Ziel.

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß der Wille zur Weltmacht auf unabsichtlicher Wirtschaftsentwicklung und natürlicher Kräfteverschiebung ruht. Tirpitz war überzeugt, daß einem nicht von eigner Seemacht getragenen Außenhandel von fremden Mächten jederzeit eine Grenze gesteckt werden kann, daß die deutsche industrielle und kommerzielle Entwicklung nach der Reichsgründung nur möglich war, weil England den Grundsatz des Freihandels auf sein Panier geschrieben hatte und daß es in seinem Belieben lag, die deutsche Konkurrenz zu unterbinden. Einst hat ein Engländer treffend geschrieben: „Der Handel erzeugt entweder eine Marine, welche stark genug ist ihn zu schützen oder er geht in die Hände von fremden Kaufleuten über, welche solchen Schutz genießen." Eine noch schlimmere Folge ist aber, daß der ungeschützte, in seiner Bewegungsfreiheit gehemmte Kaufmann im Auslande im fremden Volkstum untergeht. Ihm bleibt oft keine andere Wahl, um sich eine Lebensmöglichkeit zu schaffen. Für Tirpitz spannte sich die Notwendigkeit, den ins Ausland abfließenden Bevölkerungsüberschuß deutsch zu erhalten in den Rahmen naturgesetzlichen Geschehens: mit den Aufstieg Deutschlands zum Weltindustrie- und Handelsstaat, der seine eigenen Wege geht und sich selbst zu schützen weiß, mußte sich das

[1]) Verlag von K. F. Koehler in Leipzig. Preis geh. 20 Mark, geb. 25 Mark.

Deutschtum in der ganzen Welt zusammenschließen und so erstarken, daß es zum Bollwerk eines langen Friedens werden konnte. Während seines Aufstiegs war Deutschland für sich allein der englischen Weltmacht, der es in Handel und Industrie so erfolgreich Konkurrenz machte, nicht gewachsen. Es brauchte wirksame Bündnisse und mußte bündnisfähig werden durch seine Flotte. Sie zu schaffen war das erste Erfordernis und das zweite war ein tragfähiges Bündnis. Bis diese Ziele erreicht waren, mußten alle weltpolitischen Anstöße vermieden werden. Das war der Vorwurf für Tirpitz' Politik.

Die Flotte wurde unter Wehen geschaffen, die Bündnispolitik, die nicht Tirpitz' Sache war, versagte, außenpolitische Anstöße wurden nicht vermieden und so kam, was kommen mußte — der Krieg, dieser „größte Wahnsinn", wie Tirpitz sagt. Die Flotte ist nicht der Anlaß. Tirpitz weist das nach. Von England wurde unsere Flottenpolitik, die ihm die Angriffslust nehmen sollte und tatsächlich zu nehmen begann, entstellt und verdreht, im wirklichkeitsfremden Deutschland aber diente der ausländische Köder zur Verwirrung der Geister. Inne politischer Streit wurde an ihm entfacht und durch ihn genährt. Man lese, was Tirpitz hierzu zu sagen hat. Jeder Deutsche ist ihm dieses schuldig, vor allen die Selbstgerechten und die Überklugen. Aber nun ist die Flotte da und der Krieg ist da. Was geschieht? Das große Spiel wird nicht gewagt, die Flotte wird nicht eingesetzt, sie wird geschont, sie rostet und — verrostet. Die günstige Gelegenheit wird zu Beginn des Krieges verpaßt, die Initiative der Führer wird gelähmt, die wichtigsten Entscheidungen werden dem Kaiser vorbehalten, der fern der See im Hauptquartier sitzt, das fachmännische Urteil wird nicht gehört, schwerwiegende Entschlüsse werden über den Kopf des Staatssekretärs hinweg gefaßt, natürlich falsche Entschlüsse, nach Tirpitz' Auffassung. Tirpitz leidet Folterqualen, schäumt vor Wut, will gehen und muß bleiben, um den Jammer kommen zu sehen. Muß das Unglück nicht kommen, wenn Weichlinge und Leisetreter den Kaiser umgeben und ihn, den einzigen Mann, der den Gegner durchschaut, den der Feind fürchtet, weil er seiner Gerissenheit pari zu bieten imstande wäre, zum Schweigen und zur Tatenlosigkeit verurteilen? Seine Zuversicht klammert sich an das Volk, das herrliche deutsche Volk! Vielleicht reißt es sich selbst aus dem Unheil trotz seiner Führer. Freilich, es ist nicht zum politischen Denken erzogen, es ist sentimental und für schöne Reden empfänglich. Darin liegt eine Gefahr und heute wissen wir, daß es dieser Gefahr erlag.

Tirpitz hatte keine Hoffnung mehr, als er 1915 ging. Er hatte tief hineingeblickt in der Menschen Not: Eitelkeit, Selbstsucht, falsche Selbsteinschätzung — die Sünden wider den heiligen Geist, die nicht vergeben werden — er sah sie ausgebreitet vor dem Richterstuhl der Geschichte.

Den Anhang zu Tirpitz' Erinnerungen bildet eine Auswahl seiner Briefe an eine ihm vertraute Persönlichkeit. Sie wirken als unmittelbarer Ausdruck des Erlebten noch erschütternder als die wohlüberlegte Darstellung seines Wirkens, das ein Torso blieb. Der Menschheit ganzer Jammer packt uns an, wenn wir diese Niederschriften lesen. Sie sind nicht eigentlich literarisch schön, aber der leidenschaftliche Wille, das deutsche Volk vor einem grauenvollen Schicksal zu bewahren, lebt in ihnen. Das muß auch Tirpitz' Gegner anerkennen und im Zusammenbruch dieser stolzen Kraft die Katharsis erleben — Furcht vor des Schicksals Mächten und Mitleid mit den Kindern der Erde.

Gewalt und Recht

Von Dr. Theodor Oettli

Noch hallt Deutschland wieder von dem Schrei der Empörung über den Versailler Gewaltfrieden, von dem Schrei nach Recht; auch die stimmen ein, die bisher noch Sinn für nationale Würde gezeigt haben. Daß dieser Schrei so allgemein und so fassungslos erschallt, scheint mir zu beweisen, daß die wichtigste Lehre, die dieser Krieg uns nachdrücklich genug vorgetragen hat, noch heute auch von Deutschen mißverstanden wird, die nicht, wie die gegenwärtigen Inhaber der öffentlichen Gewalt, zum Mißverstehen einer jeden historischen Lehre notwendig vorherbestimmt sind. Fünf Jahre lang ist es den Deutschen beharrlich zugerufen worden: Recht und Gewalt sind unversöhnliche Gegensätze; Recht geht unter allen Umständen vor Gewalt. Heute beten viele Deutsche diesen Spruch nach, denen etwas Selbstbesinnung sagen müßte, daß er weiter nichts ist, als der bündige Ausdruck des demokratischen Erbübels: des Mangels an Verständnis für das Wesen und die Wirkung der Macht.

Unter den historischen Friedensschlüssen kann ich keinen entdecken, der nicht ein Gewaltfrieden gewesen wäre. Was ist denn der Sinn eines jeden Friedensschlusses? Zunächst die Unterfrage: was ist der Sinn eines jeden Krieges? Er ist eine Bestimmung des Verhältnisses, in dem die physischen Gewalten der Kriegführenden zueinander stehen; ein empirisches Verfahren, um festzustellen, welche Partei die stärkere, die an physischer Gewalt überlegene ist. Zur physischen Gewalt eines Staates gehören alle seine Kriegsmittel, wie Geld, Waffen, Verpflegung — ihre Urelemente aber sind trotz aller Vervollkommnung und Häufung der Kriegsmaschinen die Bürger, die bereit sind, Gut und Blut für den Staat zu opfern. Ohne die Opferbereitschaft seiner Bürger kann heute kein Staat Krieg führen, das heißt die ihm zur Verfügung stehende physische Gewalt für die Erreichung eines staatlichen Zweckes einsetzen; ich denke daher überall, wo ich von der physischen Gewalt eines Staates spreche, die Bereitschaft der Bürger zum Opfer für den Staat als einen notwendigen Bestandteil dieser physischen Gewalt.

Die Kriegserklärung ist also ein Appell an die physische Gewalt; sie schafft einen Zustand der Rechtlosigkeit zwischen den Parteien. „Kriegsrecht" ist eigentlich eine contradictio in adjecto; der Ausdruck will auch nur besagen, daß bestimmte Beziehungen der Parteien — es sind ohne Ausnahme solche, die für den Gang der eigentlichen Kriegshandlung keine Bedeutung haben — vom rechtlosen Zustande ausgenommen werden, durch das Kriegsrecht wird die Kriegführung, der rechtlose Zustand also, auf bestimmte Gebiete beschränkt. Wenn aber der Sieg sich auf dem Gebiete nicht erzwingen ließ, das vom Völkerrechte (dem das Kriegsrecht angehört) für die Kriegshandlungen frei gelassen ist, dann hat noch kein Staat Bedenken getragen, den Krieg auf vom Völkerrechte verbotenes Gebiet hinüberzuspielen, wofern er nur gewiß war, daß hinter dem Völkerrechte keine physische Gewalt stand, bereit und fähig, jeden Völkerrechtsbruch gewaltsam zu ahnden, dem Völkerrechte Geltung zu erzwingen.

Sieger bleibt nun bei gleichen physischen Gewalten, wer es am besten verstanden hat, seinen Bestand an physischer Gewalt zu realisieren; bei ungleichen der, dem es gelungen ist, durch die Qualität der Realisierung die quantitative Unterlegenheit seiner Gewaltmittel auszugleichen. („Realisieren" in dem kaufmännisch-technischen Sinne gebraucht: aus einem Mittel ein Maximum von spezifischer Wirkung herauszuholen.) Sobald das Ergebnis des Feststellungsverfahrens erkennbar wird, tritt bei beiden Parteien das Interesse für die Kriegshandlungen zurück in dem Maße, wie ein neues Problem an Bedeutung gewinnt: die Festlegung, die Stabilisierung des durch den Krieg von neuem festgestellten Machtverhältnisses. Die Stellung der Parteien zu diesem Problem wird bestimmt durch ihre Anwartschaft in dem schwebenden Verfahren. Wer die Oberhand hat, kann hoffen, daß eine

Fortsetzung des Krieges den Unterschied der Gewalten noch weiter zu seinen Gunsten vergrößern werde; oder er kann von ihr eine Verschiebung zu seinen Ungunsten befürchten. Der Unterlegene kann retten wollen, was zu retten ist, oder er kann hoffen, die Zeit werde für ihn wirken. Schließlich kommt der Tag, wo beide bereit sind, gemeinsam an die Festlegung des Kriegsergebnisses zu gehen: es kommt zu Friedensverhandlungen. Und wodurch wird diese Festlegung bewirkt? Dadurch, daß das im Kriegsverfahren gefundene wirkliche Verhältnis der physischen Gewalten zur Grundlage eines Staatsvertrages, daß es zu Recht gemacht wird. In jedem Friedensschlusse wird aus Gewalt neues Recht.

Ein Beispiel: Durch den Krimkrieg wurde festgestellt, daß die physische Gewalt Rußlands nicht ausreichte, das Schicksal der Türkei maßgebend zu bestimmen. Diese gewaltsame Feststellung bekam im Friedensvertrage zunächst durch die Neutralisierung des Schwarzen Meeres, in seiner späteren Modifizierung durch die Schließung der Dardanellen für russische Kriegsschiffe ihre völkerrechtliche Fixierung. Während des Krieges hatte England, dank der Überlegenheit seiner maritimen Kriegsmittel, die physische Macht, die russische Flotte vom Schwarzen Meere zu vertreiben und die Dardanellen faktisch zu schließen. Gäbe es keine Staatsverträge, so hätte England, falls es russischen Kriegsschiffen die Durchfahrt der Dardanellen weiterhin verwehren wollte, dauernd eine hinreichend starke Flotte im Bosporus stationieren müssen; es hätte also fortwährend von neuem praktisch beweisen müssen, daß es noch immer eine hinreichende physische Überlegenheit habe, um Rußland in dieser Frage seinen Willen aufzwingen zu können. Dieser dauernde Aufwand von physischer Gewalt würde durch das im Friedensvertrage neugeschaffene Recht überflüssig gemacht. In ihm verpflichtete sich Rußland auch fürderhin so zu tun, als ob tatsächlich eine englische Flotte im Bosporus liege, bereit, seinen Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen mit Gewalt zu wehren; es verzichtete auf ewig auf freie Durchfahrt. Dieser gewaltsam erzwungene Verzicht wurde durch seine Aufnahme in das Friedensinstrument Bestandteil des geltenden Völkerrechtes: aus Gewalt wurde wieder einmal Recht.

Zweck des Völkerrechtes ist es also, die Gewalt als Mittel zur Regelung der internationalen Beziehungen entbehrlich zu machen; an Stelle der einen Machtform, der Gewalt, setzt es eine andere Machtform, das Recht. Es hat vor der Gewalt den Vorteil, daß es ökonomischer, handlicher ist; wie das Kreditwesen ökonomischer und handlicher ist als der Tauschhandel. Aber wie die Voraussetzung, die Grundlage aller Kreditgeschäfte irgend ein realer Wert ist, so ist die Voraussetzung und die Grundlage alles Rechtes die reale Macht, die physische Gewalt, die hinter dem Rechte steht, bereit und fähig, ihm Geltung zu erzwingen.

Gewalt also ist die Mutter, sie ist auch die Ernährerin und Beschirmerin alles geltenden Völkerrechtes. Die rechtlichen Beziehungen der Nationen Europas, die bei dem Ausbruch des großen Krieges in Geltung standen, waren in den wesentlichen Punkten, vor allem in der Begrenzung der Staatsgebiete, der Niederschlag der in früheren Friedensschlüssen zu Recht gewordenen Gewalt. In unwesentlichen Fragen mochte das zwischen zwei Nationen geltende Recht friedlich abgeändert werden, ohne neue Ermittlung des wahren Verhältnisses ihrer physischen Gewalten also, ohne Unterbrechung der Rechtskontinuität. Selbst unwesentliche Gebietsverschiebungen konnten so zustande kommen. So überließ uns Frankreich durch friedlichen Vertrag den Kongozipfel; deswegen blieb doch für alle wesentlichen rechtlichen Beziehungen zwischen uns und ihm der Frankfurter Friede die Grundlage, in dem das Ergebnis der letzten gewaltsamen Feststellung der Machtrelation zwischen Deutschland und Frankreich verrechtlicht worden ist.

Wie das geltende Völkerrecht, so sind auch die geltenden Staatsrechte letzten Endes aus der Gewalt hervorgegangen. Ich glaube nicht, daß es heute einen Staat gibt, in dem die Rechtskontinuität nie durch Staatsstreiche oder Revolutionen unterbrochen worden wäre, und was sind Staatsstreiche und Revolutionen anderes als gewaltsame Ermittlungsverfahren mit dem Zwecke, festzustellen, welches das wahre Verhältnis der physischen Gewalten sei, die den konkurrierenden staatlichen Organen zur Verfügung stehen?

Angenommen, ein bisher durch Stände staatsrechtlich beschränkter Monarch habe sich durch einen Staatsstreich zum absoluten Herrscher, zum alleinigen Verwalter der staatlichen Macht gemacht. Dadurch ist zunächst ein rechtloser Zustand geschaffen; der Monarch hat das bisher geltende Staatsrecht durch die ihm zur Verfügung stehende physische Gewalt ersetzt. Aber keine Gewalt der Erde kann ihm zur staatsrechtlichen Sanktionierung des Staatsstreiches verhelfen, wenn nicht die Stände, deren Rechte er durch den Staatsstreich gekränkt hat, sich bereit finden, die durch ihn bewirkte faktische Änderung in der Machtverteilung als zu Recht bestehend anzuerkennen. Gewalt kann nur dann zu Recht werden, wenn der, dem Gewalt angetan wurde, sich ausdrücklich damit einverstanden erklärt; gegen seinen Willen, ohne seine Mitwirkung unter gar keinen Umständen. Angenommen, die Stände verweigern hartnäckig dem Monarchen die Steuerbewilligung; das Volk stellt sich auf ihre Seite und läßt es in jedem einzelnen Falle zur gewaltsamen Beitreibung kommen. Wenn der Monarch über eine starke physische Macht verfügt, wenn etwa Heer und Beamtenschaft hinter ihm stehen, so ist es denkbar, daß er jahre-, jahrzehntelang den durch den Staatsstreich geschaffenen Zustand der Gewalt aufrecht erhält. Faktisch ist ein solcher Zustand der Rechtlosigkeit immer nur auf kurze Zeit erträglich gewesen. Er muß so auf Handel und Wandel der Bürger drücken, er muß das Ansehen des Staates so schädigen, daß die Sehnsucht der Bürger nach Beendigung des Konfliktes, nach Wiederherstellung der Rechtssicherheit bald stärker wird als alle andere Wirkungen; die Stände fügen sich der Gewalt nicht nur passiv, nein, sie helfen mit, sie zu Recht zu machen, indem sie dem durch den Staatsstreich geschaffenen Zustande die staatsrechtliche Sanktionierung erteilen. An die Stelle der Gewalt tritt wieder das Recht; es verewigt das Machtverhältnis, das zwischen den streitenden Parteien tatsächlich vorhanden ist in dem Augenblicke, wo die Machtform „Gewalt" wieder in die Machtform „Recht" umgewandelt wird.

Es klingt paradox und doch ist es wahr: wenn einer, dem Gewalt angetan wurde, sich bereit findet, mit dem, der ihm Gewalt antat, Frieden zu schließen, indem er mithilft, den durch die Gewalt geschaffenen Zustand zu verrechtlichen, so erklärt er damit selber: mir ist nicht Gewalt, mir ist Recht geschehen. Die Stände, die dem Ergebnis des Staatsstreiches zur staatsrechtlichen Sanktionierung verhelfen, machen sich damit zu Mitschuldigen des Staatsstreiches. Ein Monarch, der in die durch eine Revolution, also gewaltsam, bewirkte Schmälerung oder Vernichtung seiner staatsrechtlich festgelegten Macht sich fügt, indem er durch eine Verzichtserklärung das Ergebnis der Revolution als zu Recht bestehend anerkennt, der macht sich damit zum Mitschuldigen der Revolution. Dasselbe gilt von einer Beamtenschaft, die nach einem ohne ihr Zutun und gegen ihren Willen gewaltsam bewirkten Wechsel der Staatsform im Amte bleibt und von den revolutionären Gewalthabern Befehle annimmt.

In allen diesen Fällen ist es der mit dem schwächeren Machtwillen, der nachgibt, es ist, wie gewöhnlich, der Dümmere. Denn dies lehrt so scheint mir, die Geschichte: wo immer ein Vergewaltigter sich der Gewalt gefügt, an ihrer Umwandlung in Recht mitgewirkt hat, da hat er durch seine Fügsamkeit bewiesen, daß ihm Recht geschehen war, daß er sein Schicksal verdiente. Wären, in dem Beispiel vom Staatsstreich, Stände und Volk standhaft geblieben, so hätten eben sie schließlich ihren Willen durchgedrückt. Ist jemals ein Monarch gut dabei gefahren, wenn er, durch revolutionären Rechtsbruch in seiner staatsrechtlichen Macht geschmälert, durch feierlichen Verzicht auf das Geraubte die ihm angetane Gewalt zu Recht machte? Nicht, daß ich wüßte. Wäre es nicht heilsamer für das Ansehen und die Macht der Dynastie gewesen, wenn, 1848, Friedrich Wilhelm der Vierte sich der Gewalt nicht unterworfen hätte? Wie unbequem war doch für Preußen die standhafte Weigerung des Welfenhauses, seine gewaltsame Enteignung durch einen förmlichen Verzicht staatsrechtlich zu sanktionieren! Die Welfenfrage war, was der Arzt einen locus minoris resistentiae nennt, eine kleine wunde Stelle am Körper des preußischen Staatsrechtes; und es fehlte nie

an mißvergnügten Bazillen, die sich diese wunde Stelle als willkommene Ansiedlungsfläche wählten, um von ihr aus den preußischen Staatskörper mit ihren Toxinen zu vergiften. Solange er gesund und stark war, fiel es ihm nicht schwer, das bißchen Gift unschädlich zu machen; aber wie, wenn Preußen 1870 unterlegen wäre? Dann hätte sich die Standhaftigkeit der Welfen bezahlt gemacht. Ist die römische Kirche schlecht gefahren bei der staunenswerten, der moralischen Größe nicht entbehrenden Konsequenz, mit der sie sich weigert, dem geringsten ihrer weltlichen Machtansprüche formell zu entsagen? Nur Demokraten werden es zu behaupten wagen. Hat nicht die Geschichte der Päpste immer wieder bewiesen, daß die Unbeugsamkeit in Prinzipienfragen eine große reale Macht ist?

Es ist schon so: unerschütterliche Konsequenz in Machtfragen, moralisch gewertet: Willensstärke und Charaktergröße, machen sich in der Politik immer bezahlt; denn sie allein ermöglichen die volle Auswirkung, die maximale Realisierung der Macht. Willensstärke, Charaktergröße sind darum realpolitische Machtfaktoren erster Ordnung; sie können, in der Handhabung der Macht, durch eine noch so bedeutende Intelligenz niemals ersetzt werden.

Zurück zu den beiden Staaten, die im Begriffe stehen, das in einem Kriege neu ermittelte Verhältnis ihrer physischen Gewalten in neues Völkerrecht zu übersetzen und es dadurch von der Zeit unabhängig zu machen, es zu verewigen. Daß es als ewig gedacht werde, ist ein wesentliches Attribut alles Rechtes; Recht ist aber theoretisch die von der Zeit unabhängig gedachte, die dem Wechsel in der Zeit nicht unterworfene Form der Macht. Praktisch bedeutet dies „ewige" nur: das Recht soll so lange in Kraft bleiben, bis das in ihm fixierte Machtverhältnis von neuem festgestellt wird. Jede Rechtschaffung bedient sich notwendig der Fiktion, daß das durch sie stabilisierte Mächteverhältnis wirklich stabil sei. In Wahrheit gibt es keine stabile, keine ruhende, keine saturierte Macht; jede geschichtliche Macht — und von solcher ist hier die Rede — ist notwendig aggressiv, expansiv.

Der letzte Grund dieser Erkenntnis ist wohl dies: die Urzellen, aus denen sich jede historische Macht zusammensetzt, sind Menschen; und unerschütterlicher Machthunger ist der Grundzug des menschlichen Wesens, er ist das, was die christliche Lehre die radikale Sündhaftigkeit des Menschen nennt. Es ist kein Zufall, daß die Demokraten, die unverbesserlichen Stümper in der Behandlung der Macht, zugleich die unbelehrbaren Optimisten hinsichtlich der Menschennatur sind; eins ergibt sich notwendig aus dem andern.

Zunächst wieder ein Beleg aus dem Gebiete des Staatsrechtes. In einer bis dahin absoluten Monarchie ist eine neue Verteilung der staatlichen Gewalt bewirkt und in einer feierlich beschworenen Verfassung verrechtlicht, verewigt worden. Was geschieht? Von dem Augenblicke an, wo die Verfassung in Kraft tritt, suchen die beiden konkurrierenden Gewalten, die in ihr einen ewigen Frieden geschlossen haben, ihre Geltung illusorisch zu machen. Das Parlament sucht notwendig seine Macht über die ihr durch die Verfassung gesteckten Grenzen hinaus zu erweitern. Verhält sich die Krone passiv, vertrauend auf den durch die Verfassung gewährleisteten Schutz ihres Machtanteiles, so wird bald hier, bald dort das Parlament in ihre Machtsphäre übergreifen und, wenn seine Übergriffe geduldet werden, aus ihnen Gewohnheitsrechte herleiten, das heißt, die neue Verschiebung der Macht zu seinen Gunsten verewigen. Es gehört also vonseiten der Krone beständiger aktiver Gegendruck dazu, ihren staatsrechtlich gewährleisteten Besitzstand zu erhalten.

Ist umgekehrt das Parlament passiv, so wird notwendig die Krone bestrebt sein, ihre Machtsphäre zu erweitern. Es ist dazu gar nicht erforderlich, daß die Person des Monarchen abnorm machthungrig sei, seine Organe werden ihn zu einer aggressiven Politik gegenüber dem Parlament zwingen. Denn hinter dem staatsrechtlichen Begriffe „die Krone" stand ja zu allen Zeiten als reale Macht eine starke Gemeinschaft von Menschen, die — aus welchen Gründen auch immer — die Sache der Krone als ihre Sache betrachteten, ihren individuellen Machtwillen in den

Dienst dieser Sache stellten, deren Gesamtmachtwillen sich in der Person des Monarchen symbolisch verkörperte. Wo diese reale Macht aufhörte, hinter dem staatsrechtlichen Begriffe „Krone" zu stehen, da hat es nie lange gedauert, bis dieser Begriff selber aus dem geltenden Staatsrechte verschwand. Denn nur das Recht ist lebensfähig, hinter dem eine reale Macht, letzten Endes eine physische Gewalt steht, bereit, sich mit allen Mitteln für seinen Schutz einzusetzen. Noch präziser gefaßt: nur das Recht ist eine reale Macht, hinter dem eine physische Gewalt steht; und genau proportional der Größe dieser Gewalt ist die Macht des Rechtes.

Es gibt ewige und unveräußerliche Menschheitsrechte — ich gebe zu, als unentbehrliches Requisit der demokratischen Rhetorik sind sie reichlich diskreditiert. Nicht deswegen glaube ich an sie, weil sie als Bestandteil der prästabilierten demokratischen Weltharmonie irgendwo in den Sternen geschrieben stehen, sondern weil die Geschichte dies lehrt: in der Beschaffenheit der Menschennatur selber ist der Wirkungsmöglichkeit der Gewalt eine Grenze gesetzt. Es gibt Gewaltakte, die sich auf die Dauer einzelne oder Völker nicht gefallen lassen, mögen sie noch so erschöpft, so erniedrigt, so versklavt, mögen sie noch so, objektiv und subjektiv, ehrlos geworden sein. Wie die Kompressibilität einer jeden Materie physikalisch begrenzt ist, so ist der Leidensfähigkeit der Menschennatur, ihrer Fähigkeit Gewalt zu dulden, eine physiologische Grenze gesetzt. Wird sie überschritten, so erzeugt die Gewalt in dem Leidenden selber notwendig die Gegengewalt; er kann nicht anders als sich zur Wehr setzen, mag er noch so sehr Angst vor der eigenen Courage haben. Selbst bei den russischen Leibeigenen, den Urzellen eines Volkes von schier unbegrenzter Leidensfähigkeit, kam es vor, daß ein gewalttätiger Herr die Grenze ihrer Leidensmöglichkeit überschritt. Dann erzeugte der unerträglich gewordene Druck der Gewalt in ihnen notwendig, automatisch, den Willen zur Gegengewalt; das Los bestimmte einen aus ihrer Mitte, der an dem Herrn die Verletzung ihrer Menschenrechte ahndete. Dies ist also der Sinn der ewigen Menschheitsrechte: sie umgrenzen schützend ein physisches und moralisches Existenzminimum, dessen gewaltsame Schmälerung notwendig eine physische Gewalt zu ihrer Verteidigung erzeugt. Allein durch diese Gewalt werden die Menschheitsrechte legitimiert; steht sie nicht hinter ihnen, so sind sie nichts als eine hohle Phrase, der kein noch so würdeloses Jammern zu realer Macht verhilft. Ein jeder, einzelner oder Volk, der sich auf sie beruft, muß die Berechtigung seines Anspruches von neuem dadurch nachweisen, daß er sich bereitet, die gesamte physische Gewalt, die ihm zur Verfügung steht, zu ihrer Verteidigung einzusetzen; und sein Anspruch auf ihre Verwirklichung entspricht genau der Größe der Opfer, die für sie zu bringen er bereit ist.

Der durch die Verfassung geschaffene ideale Gleichgewichts- und Ruhezustand zwischen den staatlichen Gewalten ist also faktisch nie vorhanden. Im besten Falle oszillieren sie beständig um ihn herum; zwischen dem Idealzustande und der Wirklichkeit bestehen fortwährend schwächere oder stärkere Spannungen. Jede solche Spannung ist eine Gefahr für das geltende Staatswesen. Kleine Spannungen lassen sich meist dadurch ausgleichen, daß die Interpretation des geltenden Rechtes diesem eine gewisse Elastizität verschafft; die Partei, die gerade die Oberhand hat, wird versuchen, durch eine ihr günstige Interpretation ihren Machtzuwachs zu realisieren. Aber es kann zu Spannungen kommen, die an die Elastizität des elastischen Staatsrechtes zu hohe Forderungen stellen. Denn hat es noch immer geheißen: läßt du dich nicht mehr beugen, so wird man dich brechen müssen.

Die Politik von Krone und Parlament — und von der Politik der Parlamentsparteien gilt dasselbe — läßt sich vergleichen mit dem Verhalten einer in einem wichtigen Rechtsstreite begriffenen mächtigen Organisation, aber eines großen Syndikats. Zuerst bieten die Anwälte ihren dialektischen Scharfsinn auf, um einer ihrem Klienten günstigen Interpretation des geltenden Rechtes zum Siege zu verhelfen. Führt das nicht zum Ziele, so wird der Klient, falls eine

günstige Entscheidung für ihn eine Lebensfrage bedeutet, keinen Augenblick Bedenken tragen, seine gesamte Macht für sie einzusetzen. Er wird sein Vorgehen nach dem Grade der Rechtssicherheit richten, die im Staate herrscht, das heißt, nach der Qualität und Quantität der Gewalten, die sich zum Schutze des geltenden Rechtes gegen ihn erheben werden. In Mexiko und im Volksstaate Preußen wird er keine Umwege wählen; er wird die Mängel in der Beweisführung seines Anwaltes durch Handgranaten, Maschinengewehre und einen kleinen Minenwerfer nachdrücklich und wirksam kompensieren. In den Vereinigten Staaten wird nackte physische Gewalt als Stellvertreterin des Rechtes doch nicht mehr gern gesehen, wenn es sich nicht um die harmlose Volksbelustigung der Lynchjustiz handelt. Dort müßte der Klient schon den Richter zum Objekt mittelbarer physischer Gewalt in der Form von Geld machen. In Frankreich wird er, falls die Vorgänge die Preise nicht rettungslos verdorben haben, geneigt sein, sich durch dasselbe Mittel eine kleine Kammermehrheit zu liefern die das geltende Recht zu seinen Gunsten abändert — ein teures, aber wirksames Verfahren. — Nur in England, wo die Rechtslosigkeit und ihr, wie immer, entsprechend die politische Moral ja besonders hoch stehen, werden alle diese Mittel, die den schokiernden Schweißgeruch der physischen Gewalt nicht ganz wegparfümieren können, nicht zum Ziele führen. Dort wird dem Klienten nichts übrig bleiben, als durch die Presse, diese unbestechliche Bilderin und Hüterin der öffentlichen Meinung, verbreiten zu lassen, daß in dem Unternehmen seines Gegners deutsches Kapital investiert sei, daß dessen Sieg also in einem für das gläubige Britenvolk unerträglichen Widerspruche mit der göttlichen Weltordnung stände. Wie sollte sich die englische Presse, wie das englische Volk nebst seinen Richtern der zwingenden Logik dieser Argumentation verschließen können?

Auf die innere Politik übertragen: wenn bei einem der staatlichen Machtfaktoren die Spannung zwischen seiner staatsrechtlich fixierten und seiner wirklichen Macht so groß wird, daß sie sich durch noch so willkürliche Auslegung des geltenden Rechtes nicht mehr ausgleichen läßt, dann wird er notwendig eine seinem Machtzuwachse Rechnung tragende Änderung des geltenden Rechtes zu erzwingen suchen. Kann sie friedlich, ohne Unterbrechung der Rechtskontinuität, bewirkt werden, um so besser; wenn nicht, dann wird sie sich durch gewaltsamen Bruch des geltenden Rechtes, auf revolutionärem Wege also, durchzusetzen suchen. Wird der Macht ihr Rechtskleid zu enge, dann sprengt sie es, wenn der Schneider nicht beizeiten ein paar Nähte ausläßt.

Jetzt die Anwendung auf die große Politik, auf die Beziehungen der beiden Staaten, die soeben einen solide aussehenden Frieden geschlossen haben. Hier gilt erst recht der Satz: es gibt kein ruhendes Gleichgewicht der Mächte; es gibt besten Falles ein beständiges Oszillieren um die im Friedensvertrag festgesetzte ideale Gleichgewichtslage. Aufgabe der Diplomatie ist es, die fortwährend entstehenden Spannungen zwischen völkerrechtlicher Geltung und realer Macht durch Interpretation des zwischenstaatlichen Rechtes zugunsten ihres Staates auszugleichen. Kommt es aber zu größeren Spannungen, wächst zum Beispiel die wirkliche Macht des Besiegten aus ihrem völkerrechtlichen Kleide heraus, so muß entweder der Sieger sich zu einer vertraglichen Korrektur des Friedensinstrumentes herbeilassen, die dem Machtzuwachs des Besiegten Rechnung trägt. Oder aber er unterläßt dies; dann kommt es automatisch — ich betone immer wieder das Zwangsläufige, weil im Wesen aller Macht notwendig begründete, dieser Entwicklung — zur Sprengung des Rechtskleides, dem der Besiegte entwachsen ist, es kommt zu einem neuen Kriege, zu einer gewaltsamen Korrektur des Friedensinstrumentes, das seine Daseinsberechtigung verloren hat, weil es nicht mehr ein annähernd getreuer Ausdruck des wirklichen Machtverhältnisses ist. Will der Sieger nicht nachgeben, wenn der Besiegte friedliche Anerkennung seines Machtzuwachses fordert, will er aber auch diesen Machtzuwachs nicht so groß werden lassen, daß der Besiegte mit Aussicht auf Erfolg zur gewaltsamen Revision des Friedensvertrages schreiten kann, dann

bleibt ihm ein Drittes: er selber bestimmt in einem Präventivkriege noch einmal die Gewaltrelation und befestigt in einem neuen Frieden das Ergebnis des früheren dergestalt, daß er vor einem gefährlichen Machtzuwachse des zweimal Geschlagenen auf absehbare Zeit Ruhe hat.

Dies „auf absehbare Zeit" ist der schwache Punkt in der Machtrechnung jedes Siegers. Wer die Geschichte liest, muß immer wieder staunen, wie rasch sich die Staaten, große und kleine, nach „vernichtenden" Niederlagen und entsprechend harten Friedensbedingungen wieder erholt haben. Unter zwei Bedingungen allerdings. Der Kontakt der Bürger untereinander und mit der heimatlichen Scholle mußte erhalten bleiben. Wenn, wie es im Altertum geschah, die gesamte Bürgerschaft abgeführt und in die Sklaverei verkauft wurde, dann war es um die staatliche Existenz des Besiegten geschehen. Eigentlich war auch dieses Mittel nicht radikal genug. Wenn jeder einzelne dieser versklavten Bürger an seinem Staate festgehalten, sich bereit zu jedem Opfer für seine Wiederherstellung eingesetzt hätte: dieses auseinander gerissene, von der Scholle gelöste Volk wäre zu einer so unerträglichen Beunruhigung für das Siegervolk geworden, daß dieses bald vor der Alternative gestanden hätte, die besiegte Nation staatsrechtlich wieder herzustellen oder sie buchstäblich auszurotten, durch Tötung aller ihrer Bürger; sie ist das einzige sichere Mittel zur Vernichtung einer nationalen Existenz. Weil sie allein die zweite Bedingung zuverlässig ausschalten kann, von der jede nationale Erhebung abhängt: den Willen des Besiegten zu seinem Staate. Es ist zu allen Zeiten bequemer gewesen, sich mit dem Bedrücker zu versöhnen, sein Joch so gut wie möglich zu polstern und an einer halbvollen Futterkrippe — auch Bescheidenheit ist bequem — den eigensinnigen Willen zum Staate und den unversöhnlichen Haß gegen den Bedrücker als heroische Schwachheit zu bespötteln, das war immer bequemer, als sich mit allen Kräften zu sperren und wider den Stachel zu löten. Eine Nation, die nicht bereit war, jeden, auch den unbilligsten Preis für die Wiedergewinnung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Größe zu zahlen, die verdiente, daß sie zugrunde ging, und mochte ihr ewiger Bestand durch die heiligsten Verträge gewährleistet sein.

Die Nutzanwendung dieser Betrachtung auf die gegenwärtige Lage Deutschlands liegt so nahe, daß ich sie füglich dem Leser ersparen könnte. Aber es gibt Dinge, die man heute nicht oft und nicht eindringlich genug wiederholen kann.

Ein Urteil über die deutsche Politik vor dem Kriege steht mir nicht zu; ich greife nur einen Punkt heraus der mir für die Erkenntnis der Beziehungen zwischen Gewalt und Recht besonders instruktiv zu sein scheint: unser Verhältnis zu Frankreich seit 1871.

Der Frankfurter Frieden war, als er geschlossen wurde, ein brauchbarer Ausdruck des wahren Kräfteverhältnisses der Parteien. Die physische Gewalt Frankreichs war nicht imstande gewesen, Elsaß-Lothringen, ein altes Streitobjekt zwischen den Parteien, zu behaupten; dieses Ergebnis bekam in der Abtretung der Provinzen an das Deutsche Reich seine völkerrechtliche Sanktionierung. Wären Deutschland und Frankreich allein auf der Welt, so wäre 1914 das Frankfurter Friedensinstrument nicht mehr wahrer Ausdruck des Machtverhältnisses gewesen; denn Deutschlands physische Gewalt war viel schneller gewachsen als die Frankreichs. Deutschland wäre also früher oder später, falls Frankreich nicht in friedlichen Konzessionen dem deutschen Machtzuwachs Rechnung getragen hätte, durch die unerbittliche Logik der Macht zu einem neuen Kriege gedrängt worden, um seinen Machtzuwachs zu realisieren. In Wahrheit standen sich nun aber die beiden schon 1870 nicht isoliert gegenüber, sondern als Glieder der europäischen Staatenfamilie, mit deren andern Gliedern durch mannigfache Beziehungen verknüpft, zu beständiger Rücksicht auf sie gezwungen. Bismarck hatte für die gewaltsame Auseinandersetzung mit Frankreich eine Preußen günstige europäische Konjunktur geschaffen. Das Vertrauen Rußlands besaß er, seit er, dem Gezeter des gesamten Fortschrittes zum Trotz, ihm durch freundnachbarliche Haltung die Niederwerfung des Polenaufstandes erleichtert hatte. Rußlands Freundschaft

neutralisierte den natürlichen und notwendigen Trieb der Donaumonarchie — sie war damals ja noch leidlich gesund — ihre Machteinbuße von 1866 bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder einzubringen. Und in England war ein ehrlich liberales Kabinett am Ruder; es trieb also notwendig eine schwächliche Außenpolitik und konnte als quantité négligeable behandelt werden, wie es schon durch seine ruhige Hinnahme der Annexion Hannovers bewiesen hatte.

Wie nun die günstige europäische Konjunktur notwendige Voraussetzung für die volle Auswirkung der physischen Gewalt Preußens war, wie sie schon in seinen Kriegserfolgen beständig mitrealisiert wurde — denn hätte Preußen eine Armee gegen Österreich Ungarn bereitstellen müssen, dann wären aber im Westen der überlegensten Strategie nicht diese raschen und entscheidenden Siege geglückt — so war sie auch Voraussetzung des Frankfurter Friedens, ist in ihm mitrealisiert worden. Ein entschieden übelwollendes Europa hätte Preußen die völkerrechtliche Verewigung seines Kriegsgewinnes, die Einverleibung Elsaß Lothringens, nicht zugestanden. Sollte also der Frankfurter Frieden Bestand haben, so mußte auch die Preußen günstige europäische Konjunktur stabilisiert werden, die sein Zustandekommen erst ermöglicht hatte. Das hätte durch völkerrechtliche Fixierung des damaligen Kräfteverhältnisses der Großmächte geschehen können; der Friede wäre zu einer europäischen Angelegenheit geworden, ein Kongreß der Großmächte hätte seine Bestimmungen festgesetzt und die völkerrechtliche Gewährleistung ihrer ewigen Dauer übernommen. Nun hatten die Erfahrungen, die Preußen auf dem Wiener Kongreß gemacht, und das Schicksal der Kongreßakte eindringlich bewiesen, daß der Wert solcher Gesamtbürgschaften im umgekehrten Verhältnis steht zu dem Preise, um den sie erkauft werden. Bismarck wählte einen andern Weg, mußte ihn wählen auf Grund seiner klaren Erkenntnis vom Wesen der Macht und seiner Meisterschaft in ihrer Handhabung: er zog es vor, dem deutschen Reiche den europäischen Kredit, den er ihm geschaffen, von Fall zu Fall zu erneuern und verzichtete auf den Versuch, ihn in ewiges Völkerrecht umzuwechseln. Er wußte zu gut, daß er damit gegen seine gute Ware, die mit Festigkeit und Mäßigung vertrauenswürdig gehandhabte reale Macht Preußens ein Papier einhandeln würde, dessen Kurs zu kontrollieren nicht in seiner Macht gestanden hatte. Als er später im Dreibundsvertrage die völkerrechtliche Fixierung einer vorhandenen Mächtegruppierung bewirkte, da bewies er durch die Festsetzung einer relativ kurzen Kündigungsfrist, daß er weit entfernt war, die Haltbarkeit dieser Fixierung zu überschätzen; und ganz gewiß hätte er auf sie verzichtet in dem Augenblicke, wo zutage trat, daß einer der Kontrahenten nicht mehr bereit war, seine gesamte physische Gewalt für die Erfüllung des Vertragsinhaltes einzusetzen, wo also das Dreibundinstrument nicht mehr Ausdruck einer wirklichen Machtrelation war.

Bismarcks Kenntnis des französischen Nationalcharakters, des empirisch festgestellten Verhaltens des französischen Volkes in nationalen Machtfragen, machte es ihm zu einem politischen Naturgesetze, daß Frankreich um jeden Preis eine Revision des Friedensurteiles erstreben würde und daß, da seine eigene physische Gewalt nicht hinreichte, um diese Revision zu erzwingen, es notwendig zum Kristallisationspunkt eines jeden gegen das Deutsche Reich gerichteten Mißvergnügens in Europa werden mußte. Er hatte nicht umsonst den cauchemar des coalitions. Seine äußere Politik nach dem Kriege konnte nicht mehr schöpferisch sein, sie ging mit gebundener Marschroute; sie war die Sklavin des Frankfurter Friedens, mußte den in ihm mitrealisierten europäischen Kredit des Reiches zu erhalten und Frankreich weiterhin zu isolieren suchen. Ihm gelang es; seinen Nachfolgern nicht — letzten Endes wohl deshalb, weil ihnen das abging, was jedes wahren Staatsmannes Größe ausmacht: die Weisheit in der Erkenntnis und in der Handhabung der Macht. In dem Maße nun, wie in den beiden Machtstellungen, zu denen sich die Großmächte in den Jahren vor dem großen Kriege zusammenschlossen, das Verhältnis der physischen Gewalten sich zugunsten des Deutschland feindlichen Systemes verschob, in demselben Maße mußte notwendig, automatisch in Frankreich die auf den Bruch des Frankfurter Friedens gerichtete

Spannung wachsen; denn in demselben Maße hörte dieser ja auf, Ausdruck einer wirklich bestehenden Machtrelation zu sein. Daß dieser Friede in Frankreich desto mehr als nicht mehr zu Recht bestehend, als Unrecht, gewertet werden mußte, je mehr sich das Verhältnis der physischen Gewalten zu seinen Gunsten verschob; daß Frankreich auf ein neues gewaltsames Feststellungsverfahren hinarbeiten mußte, sobald es die physische Übermacht des Dreiverbandes als hinreichend einschätzte, um die Annullierung des Frankfurter Friedens, die Rückgabe Elsaß-Lothringens zu erzwingen; daß es endlich, nachdem das neue Verfahren zu seinen Gunsten entschieden hat, den Siegespreis einzieht: das alles ist nicht nur notwendig, im Wesen der Macht begründet; es ist auch historisch gerecht. Ein Staat hat eine kriegerische Eroberung gemacht; sie ist zwar durch den Friedensschluß legitimiert, zu Recht gemacht worden, aber er hat nicht verstanden, seine physische Gewalt, sei es allein, sei es verstärkt durch wertvolle Bündnisse, auf der Höhe zu halten, die ihn befähigt, jederzeit mit dem Schwerte die Berechtigung der Eroberung nachzuweisen, das Nochbestehen der Gewaltenrelation, die sie ermöglicht hatte: dieser Staat verdient, daß er das eroberte Land wieder verliert, und mögen alle historischen Rechte der Welt auf seiner Seite stehen.

Daher bedeutet jede Gebietseroberung solange eine Gefahr für den Frieden, als der Besiegte sich nicht versöhnen läßt, als er seine ganze Politik darauf einstellt, das Gewaltenverhältnis, die in seinem Gebietsverluste den völkerrechtlichen Ausdruck fand, zu seinen Gunsten zu ändern, um, sobald ihm dies gelungen, eine neue Feststellung zu betreiben. Ich glaube, jeder Besiegte, der Gebiet verloren hat, kann Europa, kann heute die Welt so lange in Atem halten, bis er eine Revision des Verlustfriedens zu seinen Gunsten erreicht — und wäre es nur um seines unverschämten Geilens willen. Freilich, eins gehört dazu: eine Kraft und Gläubigkeit der Hingabe an den Staat, die vor keinem Opfer zurückschreckt; ein nationaler Eigensinn von einer erhabenen Größe — die Demokraten würden sagen: von einer bösartigen Beschränktheit — der nicht jedem Volke und nicht zu jeder Zeit geschenkt ist.

Das Feststellungsverfahren zwischen den physischen Gewalten der beiden Machtballungen, die sich 1914 gegenüber standen, hat gegen Deutschland entschieden. Nachdem das Reich durch die Annahme der Waffenstillstandsbedingungen sich seiner physischen Gewalt begeben hatte, war es gar nicht anders möglich, als daß der Friedensvertrag das bedeuten würde, was er tatsächlich bedeutet: die Verewigung des gegenwärtigen Gewaltenverhältnisses, der vollendeten Ohnmacht Deutschlands also, durch ihre Umwandlung in Völkerrecht. Der Gewaltfriede ist die notwendige Folge davon, daß bei seinem Abschlusse hinter dem Rechtsbegriffe „Deutsches Reich" keine physische Gewalt mehr stand, fähig und bereit, sich für die Erhaltung seiner Integrität einzusetzen.

Indessen scheint den hemmungslosen Demokraten — das sind sie doch vor allem, welcher Partei sie auch angehören mögen — von denen sich die deutsche Nation gegenwärtig regieren läßt, das Versailler Friedensinstrument allein noch keine hinreichende Garantie für die Verewigung der deutschen Ohnmacht zu enthalten; das geht aus ihrem Drängen auf baldige Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund unzweideutig hervor. Ihr Deutschland gleicht einem eingefangenen Verbrecher, dem die Füße gefesselt sind; er aber streckt seinen Häschern die Hände hin: „Bitte, fesselt die auch, aber rasch; es ist mir unerträglich zu denken, daß ihr an der Aufrichtigkeit meiner Reue zweifelt und womöglich glaubt, ich trage mich trotz meiner Fußfesseln mit Fluchtgedanken." Ich kann mir nicht vorstellen, was ein Völkerbund anders sein könnte als eine völkerrechtliche Fixierung des Machtverhältnisses, die bei seiner Gründung zwischen den Mächten besteht, die ihm beitreten. Wilsons Völkerbund soll alle zivilisierten Staaten umfassen. Das Drängen der Regierung auf den Beitritt Deutschlands besagt also: „mit der völkerrechtlichen Fixierung unserer Ohnmacht durch den Versailler Frieden können wir uns unmöglich begnügen, denn für das Friedensinstrument bürgen nur seine Unterzeichner, die ehemaligen Kriegführenden. Nun sind aber noch einige neutrale

Staaten übrig geblieben, wenige zwar und nicht sehr mächtige; aber wir legen doch Wert darauf, daß auch sie sich an der Bürgschaft für die Dauer der gegenwärtigen Machtverteilung beteiligen."

Angenommen nun, Deutschland hört eines Tages auf, vollkommen machtlos zu sein, so wird es gar nicht anders können als nach einer Realisierung seines Machtzuwachses in seinen internationalen Beziehungen zu streben. Da nun seine internationale Geltung zur Zeit seiner vollendeten Ohnmacht zweifach völkerrechtlich fixiert wurde, durch das Friedensinstrument und durch den Völkerbund, so wird, sobald seine physische Gewalt auch nur wenig zunimmt, eine Spannung zwischen ihr und ihren beiden völkerrechtlichen Fixierungen eintreten. Bei dem Streben, diese Spannung durch eine seinem Machtzuwachs Rechnung tragende Änderung der beiden völkerrechtlichen Instrumente auszugleichen, wird Deutschland notwendig auf doppelten Widerstand stoßen: seiner alten Feinde und des Völkerbundes. Denn wenn selbst die nicht unmittelbar an Deutschlands Niederhaltung interessierten Glieder des Völkerbundes geneigt wären, die Berechtigung seines Anspruches anzuerkennen, so würden sie sich doch hüten, dies durch ihr Votum zu bekräftigen, selbst wenn sie dadurch eine Majorität zu Deutschlands Gunsten schaffen könnten. Sie alle wußten zu gut, daß die Deutschland feindlichen Großmächte sich durch Majoritätsbeschlüsse niemals hindern lassen würden, ihren Sieg bis zum letzten Heller zu realisieren; daß sie es niemals dulden würden, daß das völkerrechtliche Instrument, das sie zur Verewigung der Ohnmacht Deutschlands geschaffen, sich gegen sie selber kehre; daß, mit einem Worte, Recht vor Gewalt gehe. Als Österreich den Versuch machte, Preußen durch das völkerrechtliche Instrument des deutschen Bundes zu majorisieren, zu einer Zeit als die physische Gewalt Preußens aus diesem Rechtskleide herausgewachsen war, da konnte es gar nicht anders kommen als daß Preußen den deutschen Bund sprengte und zur Feststellung der wahren Gewaltenverhältnisses zwischen ihm und Österreich schritt — da Preußen und Österreich die einzigen Großmächte im deutschen Bunde waren, so genügte eine relativ geringe Spannung zwischen physischer Gewalt und völkerrechtlicher Geltung, um dem Stärkeren ein gewaltsames Feststellungsverfahren aussichtsreich erscheinen zu lassen. Sollte jemals Deutschland allein mit der geringsten Aussicht auf Erfolg eine Revision des Völkerbundinstrumentes erzwingen wollen, so müßte vorher die Spannung zwischen seiner physischen Gewalt und ihrer völkerrechtlichen Fixierung ganz ungeheuer geworden sein. Aber zu einer solchen Spannung werden es seine Gegner gar nicht kommen lassen. Sobald sie sehen werden, daß Deutschland sich ernsthaft erholt, daß es seinen Kraftzuwachs zu fühlen und notwendig eine selbstbewußtere Politik zu treiben anfängt, werden sie das Völkerbundinstrument aktiv gegen Deutschland kehren, und wenn seine willkürlichste Handhabung nicht mehr ausreicht, um Deutschland niederzuhalten, dann werden sie eben durch Majoritätsbeschluß — und ihnen wird die Majorität gewiß sein — seine Satzungen dergestalt ändern, daß sie ihren Zweck, die rechtliche Verewigung der Ohnmacht Deutschlands, weiter erfüllen können.

Nein — aus eigener Kraft allein wird Deutschland eine Korrektur dieses Friedens nie erzwingen können. Es muß auf fremde Hilfe, auf eine Spaltung im Lager seiner Feinde hoffen. Zwar unsere Regierenden schwören bei jeder Gelegenheit diese Hoffnung laut und möglicherweise ehrlich ab. Vielleicht wollen sie durch dieses sacrificium intellectus, durch diesen feierlichen Verzicht auf jede Fähigkeit, die Lehren der Geschichte zu begreifen, nur die Echtheit ihrer demokratischen Gesinnung erhärten; nur Böswillige könnten dem Mittel Beweiskraft absprechen. Und doch ist diese Hoffnung notwendig vorhanden, solange als es noch ein deutsches Staatsgefühl gibt, als noch Deutsche leben, die fähig sind, unter der Ohnmacht des Reiches zu leiden. Die gegenwärtige Regierung mit ihrem lasterhaften Hange zur Allerweltsliebe ist dazu physiologisch außerstande; darum ist auch ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft leichtfertig und unheilig. Denn nicht würdelose Versöhnlichkeit und Verbrüderlichkeit, auch nicht hündisches Abschwören jedes Machtwillens wird uns dieser besseren Zukunft näher bringen; so bequem wird uns der steile

Weg zurück zur nationalen Größe nicht gemacht werden. Und doch liegt es nur an uns, ob wir ihn finden und ihn gehen werden.

Denn dies lehrt die Geschichte: jede physische Macht wirkt durch ihre bloße Gegenwart. Sie erzwingt sich Beachtung, ohne daß sie irgendwem nachläuft; sie zwingt ihre Nachbarn, Stellung zu nehmen, für oder gegen sie. Das tut sie, und mag sie noch so sehr völkerrechtlich eingezwängt und krummgeschlossen sein. In dem Augenblicke, wo das deutsche Volk sich seiner Kraft bewußt wird, stellt es wieder eine physische Gewalt dar, mit der alle rechnen müssen, die mit ihm zu tun haben — und wäre es nur, daß sie beständig, mit wachsender Ängstlichkeit die Haltbarkeit seiner Ketten prüfen müßten — und sobald dieses Volk wieder zu Opfern bereit sein wird um des Staates willen, sobald der Wille zum Staate sich in ihm wieder verwirklicht, der Wille zur Macht, der jeder großen Nation notwendig innewohnt, dann wird dieses wieder Macht gewordene Volk die unwiderstehliche Anziehungskraft der Macht ausüben: es wird für die Opfer, die dem Staate zu bringen es sich erbietet, einen Käufer finden, eine Macht aus der Reihe unserer Gegner, die der Versuchung nicht wiederstehen kann, sich der physischen Gewalt der deutschen Nation für ihre Zwecke zu bedienen. Da aber diese Gewalt nur gewillt sein wird, sich in einem Opfer für den eigenen Staat zu entladen, so wird ihr Käufer genötigt sein, die Sache Deutschlands zu seiner Sache zu machen; er wird mit Deutschland als mit einer gleichberechtigten Macht verhandeln, mit ihm Verpflichtungen austauschen müssen. In diesem Augenblicke, nicht eher, wird der erste und schwerste Schritt zu Deutschlands Wiederherstellung getan sein: in ihm wird anstelle der verlorenen eine neue deutsche Nationalehre entstehen.

Aber eins gehört dazu: daß Deutschland nicht vergißt, sich nicht beruhigt, sich nicht versöhnt — es gehört dazu, daß es mächtig sein will. Es wird wollen müssen.

Die Nichtordinarienvereinigungen

Eine Antwort

Von dem Vorsitzenden einer Nichtordinarienvereinigung

Im 36. Heft der Grenzboten erschien der Aufsatz eines Ungenannten, noch Hoffenden, welcher den Titel führt: „Die Aufhebung des Extraordinariates, Ketzereien zur Hochschulreform.“ Er behandelt die emsige Geschäftigkeit der Nichtordinarienvereinigungen, die seit der Revolution mehr in den Vordergrund getreten sind. Ich habe diesen Aufsatz als in vieler Hinsicht äußerst wertvoll begrüßt. Der Ungenannte wendet sich gegen Abschaffung des Extraordinariates; ich stimme diesem Proteste voll und ganz bei. Auch viele andere Punkte der Ausführungen werden den ungeteilten Beifall aller Einsichtigen finden. Vor allem scheidet der Ungenannte in treffender Weise zwischen Hoffenden und Nichthoffenden unter den Nichtordinarien. Die letzte Kategorie stellt zweifellos vielfach den eigentlich treibenden Teil der Vereinigungen dar. Das ist, obzwar verständlich, so doch ungesund. Trotzdem aber bleibt die Frage bestehen: Was können die Nichtordinarienvereinigungen für die Hoffenden und damit für die Gesamtuniversität tun und worin besteht die Daseinsberechtigung der Nichtordinarienvereinigungen?

I. Die Hoffenden sind ein Teil der Universität. Die Universität ist ihre Zukunft. Eine Veränderung der Institutionen der Universität steht zur Diskussion. Sollen da die Hoffenden beiseite stehen und keine Möglichkeit haben, für ihre Zukunft einzutreten? Solange sie ganz oder nahezu ganz außerhalb der ordent-

lichen Lehrerschaft der Universität stehen, haben sie keine solche Möglichkeit außer durch Zusammenschluß in den Nichtordinarienvereinigungen.

II. Worin kann die Tätigkeit der Hoffenden in den Nichtordinarienvereinigungen bestehen?

1. Sie kann sich in dem Bestreben äußern, das vorhandene Gute zu erhalten.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß wir durch die Tätigkeit vieler Nichtordinarienvereinigungen, wie leider in ähnlicher Weise heute auf so vielen Gebieten in Deutschland, jetzt die lächerlich-tragische Tatsache erleben, daß alle Nichtordinarien, auch die natürlich, die später Ordinarius werden, also auch die Hoffenden, mit der gesamten Universitätsverfassung unzufrieden zu sein scheinen. Wo aber ist der Grund dafür zu suchen? Zweifellos darin, daß sich die Hoffenden unter den Nichtordinarien den Vereinigungen zum größten Teile fern hielten, sonst hätten ja solche Beschlüsse wie die angefochtenen gar nicht zustande kommen können. Wir haben in unserer Vereinigung Beschlüsse, welche dazu angetan wären, unsre Universitäten zu ruinieren, unter meinem Vorsitz nie gefaßt. Wir haben im Gegenteil offen gesagt: Wir wollen keine beamteten Privatdozenten, wir wollen den freien Privatdozenten zum Wohle der Gesamtuniversität erhalten wissen, wenn es auch manchem persönlich schwer fällt. Wir haben betont: Wir wollen Extraordinariate als wichtige Durchgangsstellen erhalten; wir brauchen sie unbedingt! Nur wer vom Universitätsganzen nichts versteht, oder in kleinlichster Weise nur seine augenblicklichen, eigenen Interessen verfolgt, kann für die Aufhebung der Extraordinariate eintreten. Auch das persönliche Extraordinariat, zweifellos der wichtigste Wunsch der an ihrer Zukunft Verzweifelnden, wurde von der Vereinigung als unerwünscht nicht gebilligt. Ja es wurde ein Hinaustragen der ganzen Angelegenheit in die Öffentlichkeit von der Vereinigung zu einer Zeit, als es dem Universitätsganzen nur schädlich gewesen wäre, verhindert.

Wir könnten also in dieser Beziehung wohl manchen anderen Universitäten gegenüber schon zufrieden sein und uns darüber freuen, daß auch wir an unserem Teil, innerhalb der Nichtordinarienvereinigung beigetragen haben zur Erhaltung des Guten und zur Wahrung des guten Rufes unserer Universität.

2. Die Vereinigung kann ihre Wünsche auf Änderung des Bestehenden geltend machen, wenn es ihr im Interesse der Gesamtheit wichtig erscheint.

Nach dieser Richtung kommen heute in erster Linie die folgenden Punkte in Frage:

a) Teilnahme der Nichtordinarien an Senat und Fakultät. — Es ist nicht gesund, wenn lange Jahre an einer Anstalt lehrende, etatsmäßige Angestellte oder eine ganze Kategorie von Lehrern durchaus außerhalb des Ganzen stehen, ohne irgendwie auf das Ganze Einfluß zu haben oder auch nur über den Gang des Ganzen unterrichtet zu sein. Der Senat war unter ganz anderen Verhältnissen entstanden. Zur Zeit seiner Entstehung gab es eben als Lehrer nur Professoren sonst nichts. Besonders schwer aber wird das Außenstehen von vielen in den schlimmen Tagen unseres Volkes ertragen. Ein solches Außenstehen führt zu Mißtrauen, Verbitterung und zu Spannungen, wie wir sie ja innerhalb unserer Universitäten nicht selten erleben. In Österreich und der Schweiz sind die Extraordinarien schon längst in der Fakultät; man gewähre den Deutschen dasselbe und dehne es noch stark begrenzt auf Privatdozenten aus. Wenn dann auch nicht alle Klagen verstummen werden, so ist doch den Opponenten der Wind aus den Segeln genommen. Die Ordinarien aber verlieren dem relativ geringen Zuwachs gegenüber quantitativ kaum an Einfluß. Und wenn die Körperschaften dadurch dennoch an Größe gewinnen und somit leiden werden, so wird das nur zu der gesunden Entwicklung führen, die ja vielfach auch schon eingesetzt hat, einzelne Materien kommissarisch zu behandeln. Mancherorts ist die unförmliche philosophische Fakultät längst in zwei Fakultäten zerlegt und man befindet sich wohl dabei. Alle gewinnen durch das Beschreiten dieser Bahn Zeit und die Nichtordinarien haben keinen Anlaß mehr zur Klage.

b) Ein einträglicher Fonds, welcher jungen, wenig bemittelten tüchtigen Privatdozenten einige Jahre das Forschen und Streben erleichtert, wird dringend gewünscht. Die Privatdozenten sollen nicht beamtet und auch nicht auf Zeit angestellt werden, aber ein Fonds soll verhindern, daß, wenn anders sie keine jahrelange Hungerkur durchmachen wollen, nur noch Privatdozenten aus sehr wohlhabender Familie die Universitätslaufbahn ergreifen, oder gar aufrecht erhalten können. Erfolgreiche Forschung bei nebenamtlicher Tätigkeit ist aber in vielen Fächern ausgeschlossen. Die Forschung indessen ist Dienst an der Gesamtheit und kann nicht ausschließlich vom Vermögen des einzelnen abhängen. Idealismus wird auch weiterhin bei einer Beihilfe, wie sie zu diesem Ende aufgebracht werden kann, dazu gehören, wenn ein junger Mann ohne Mittel an der Universität bleiben will. Und daß begabte junge Privatdozenten, die ja auch neben ihrer Forschung der Universität manchen Dienst als Lehrer tun, einige Jahre Beihilfe bekommen, erscheint auch unter allgemein staatlichen Gesichtspunkten nicht unerhört, zumal die zu diesem Zweck aufzubringenden Mittel nur relativ sehr geringe zu sein brauchen.

c) Wir haben uns für die Schaffung neuer Ordinariate und Extraordinariate eingesetzt und tun das auch jetzt noch. Der Ungenannte des eingangs erwähnten Aufsatzes, der diese Forderung begrüßen würde, ja sie als die wichtigste derzeit mögliche bezeichnet, hat sie in den Programmen der Nichtordinarien vermißt. Warum legen wir aber trotz der schlechten Finanzlage gerade auf die Schaffung etatsmäßiger Stellen einen so besonderen Wert? Weil die Wissenschaft, insbesondere Naturwissenschaft und Medizin, aber auch Zweige der Philosophie, wie Psychologie und Pädagogik, sich in einer Weise entwickelt haben, daß der Unterricht unter dem jetzigen System leidet und damit der Staat. Unsere Wissenschaft muß an die Studenten mehr herangebracht werden; dazu bedarf es zahlreicherer Praktika und Seminarien, auch einer Zerlegung mancher Vorlesung, die für zu vielerlei, ganz verschiedene Anforderungen zurecht gemacht ist, für den einzelnen aber oft unzweckmäßig ist, erscheint geboten. Das sind auch von den Studenten einmütig erhobene Forderungen, wenn sie auch von dieser Seite hier und da mehr oder weniger über das Ziel hinausschießen. Dazu werden aber neue Stellen gebraucht, auch in einer Zeit, in der der Zulauf zu den Universitäten wieder geringer sein wird. Die Nichtordinarien stellen aber diese Forderung, weil sie diese am nächsten angeht und weil sie unter dem jetzigen Lehrbetrieb, in dem sie oft durchaus ohne entsprechenden Gegenwert arbeiten, besonders leiden.

d) Die Abstellung von mancherlei Schäden unserer Lehrbetriebe, vor allem innerhalb der großen Institute, die sich im Laufe der Zeit herangebildet haben, wäre zum Wohle des Ganzen dringend geboten. Einzelheiten in dieser Richtung gehören vor ein engeres Forum. Es ist aber Aufgabe von Ordinarien und Nichtordinarien nach Abhilfe zu suchen. Viele von diesen Dingen werden Nichtordinarien zudem fühlbarer, als Ordinarien und auch der beste Ordinarius vergißt manchmal, nicht immer, diese Schäden, die ihn früher selbst drückten. So wird es verständlich, daß auch hier die Nichtordinarien die Initiative ergreifen.

3. Die Vereinigung bietet den einzigen Platz, an dem die Nichtordinarien sich über die sie selbst und die Gesamtuniversität angehenden Fragen aussprechen und ihre Meinung bilden können. Gerade der Hoffende steht oft allen Fragen, die sich auf die Gesamtorganisation der Universität beziehen, ungeheuer fern. Es ist kaum zu bezweifeln, und die hier gemachten Erfahrungen bestätigen das nach Aussage aller Beteiligten weitgehend, daß die Klärung über all diese Fragen gerade im letzten Jahre während der relativ häufigeren Zusammenkünfte vielfach eine weitgehende gewesen ist. Es ist weiterhin sicher, daß vielerorts, wenn diese Klärung schon früher eingesetzt hätte, auch von den Nichtordinarienvereinigungen sachlichere, und viel weniger extreme, oft geradezu undurchführbare Vorschläge gemacht worden wären.

Frankreich und Deutschland

öse Zungen haben behauptet, die französische Kammer habe den Versailler Friedensvertrag nur deshalb so ausführlich besprochen, weil sie die Wahlen hinausschieben und für dies Jahr womöglich sabotieren wollte und auch Clemenceau, der einmal bis hart an die Grenze des Erträglichen deutlich geworden ist, scheint diese Annahme geteilt zu haben. Zu verstehen wäre diese Bestrebung vom Standpunkt der Kammer recht wohl, parlamentarisch angesehen sind die neuen Wahlen infolge der Anwendung des neuen Wahlgesetzes, das alle Grundlagen, auch die finanziellen, des bisherigen Systems verändert, ein Sprung ins Dunkle und es bedarf des ganzen Selbstvertrauens der Regierung, oder genauer gesagt, des noch immer unbestrittenen Diktators Clemenceau, diesen Sprung mit allem Nachdruck zu betreiben.

Auch ist man sich sowohl inner- wie außerhalb des Parlaments von Anfang an darüber klar gewesen, daß die Diskussion über den Friedensvertrag, da es völlig ausgeschlossen war, noch irgend etwas ändern zu wollen, lediglich akademischen Wert besaß. Dennoch ist diese Diskussion auch für uns nicht uninteressant, nicht nur, weil sie einen Teil der Kräfte die hinter Clemenceau standen, hervortreten, sondern auch weil sie vermuten läßt, wie sich das künftige Parlament zu dem Friedensvertrag und damit zu Deutschland einstellen wird. Denn — das darf nicht übersehen werden — innerpolitisch hatte die Diskussion diesen akademischen Charakter nicht durchweg und ein Teil der Auslassungen war nichts anderes als Wahlreden.

Gegen zwei Punkte vornehmlich hat sich die Opposition gerichtet: gegen Clemenceaus selbständiges Vorgehen, die Ausschaltung des Parlaments und gegen die ungenügenden Sicherheiten, die der Vertrag für Frankreich bot. Der erste Punkt wurde durch Clemenceau leicht entkräftet durch den Hinweis auf die französische Verfassung, die eine Mitwirkung des Parlaments verbiete, auf die reichliche Hinzuziehung von Sachverständigen und auf die unvermeidlich entstehenden diplomatischen Schwierigkeiten, die eine öffentliche Diskussion der Vertragsbestimmungen mit sich gebracht hätte. Der zweite Punkt, in dem Clemenceaus Ansicht, daß Frankreich sich der Rheingrenze zuliebe nicht von England und Amerika isolieren durfte, und die der meisten Parlamentarier, die die eigene Sicherung ungewissen Bündnissen vorziehen, einander schroff gegenüberstanden, verdient ausführliche Würdigung.

Es mutet den Deutschen, der von dem Versailler als von einem Vergewaltigungsfrieden spricht, gewiß seltsam an, wenn er hört, daß die Franzosen ihn noch immer als zu milde empfinden. Wir wissen, daß dieser Friede uns auf Jahrzehnte hinaus Licht und Luft zum Leben raubt und daß wir es wissen und nicht nur so tun, als wüßten wir es, um die Feinde zur Nachgiebigkeit zu zwingen, beweisen unter anderem die panikartige Kapitalflucht und die jetzt schon beträchtliche Auswanderung, die sich während des harten uns noch bevorstehenden Winters und der dann mit voller Wucht einsetzenden Anforderungen zur Erfüllung des Vertrages noch erheblich verstärken wird. Aber die Franzosen fühlen sich nach wie vor bedroht und ballen insgeheim die Faust gegen die „Angelsachsen", die, nur an ihre eigenen Vorteile denkend, den am schwersten verwundeten Bundesgenossen im Stich und ohne genügende Sicherheit für die Zukunft hätten dastehen lassen. Wir wissen, daß bei uns außer einigen Phantasten und ein paar Parteiklünglern kein Mensch ernsthaft an einen Revanchekrieg gegen Frankreich denken kann, wir haben gelernt, daß die Zeiten militärischer Überraschungsmöglichkeiten vorbei sind, aber in Frankreich hält man sich täglich die Enthüllungen der „Freiheit" unter die Augen und diskutiert ganz ernsthaft darüber, ob der Reichswehrminister zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Inneren 100 000 oder 200 000 Mann Reichswehr braucht. Man macht sich die Köpfe damit heiß, auszumalen, was entstehen könnte, wenn die Truppen aus dem Baltikum nach Deutschland zurückkehrten, durch die entlassenen kriegsgedienten Gefangenen verstärkt würden,

und weist immer wieder darauf hin, daß Deutschland noch auf Jahre hinaus über Millionen ausgebildeter Mannschaften verfügt. Man fürchtet, immer von der „Freiheit" bestärkt, daß die Einwohnerwehren oder die Polizeitruppe neue Vorschulen für den Heeresdienst werden könnten, die dann sofort in die durch die Reichswehr vorbereiteten Kadres einspringen könnte. Und immer, so folgert man, wird Frankreich den ersten Stoß auszuhalten haben. Es liegt hier, völkerpsychologisch, ein Tick vor, der den Franzosen nicht auszureden ist und jetzt erst kann man ermessen, in welchem Grade der deutsche Vormarsch von 1914 das Land erschreckt haben muß. Völkerpsychologisch ist aber noch ein anderer Punkt lehrreich. Die Parlamentsdebatte beweist nämlich, wie selbst auf gebildete Menschen einfache, leicht faßliche Formulierungen einen unvergleichlich stärkeren Eindruck machen, als komplizierte. Das wirklich Erdrückende des Vertrages: die finanziellen und wirtschaftlichen Bestimmungen ist niemandem wirklich eingegangen, kann nur von ganz wenigen Sachverständigen klar durchdacht und erfaßt werden. Die politische Konzeption des Durchschnittsmenschen, über den ja auch die meisten Parlamentarier nicht hinausragen, kommt über das Geographische nicht weg. Alle Propaganda arbeitet mit Landkarten. Zoll- und Ausfuhrbestimmungen, Schuldentilgung und Internationalisierung von Schiffahrtsstraßen sind für die meisten Menschen böhmische Dörfer, aber die Rheingrenze, das ist etwas, was auch dem dümmsten Muschkoten eingeht. So und so viel Land abgenommen, das rührt tief versteckte Urkräfte des soldatenspielenden Knaben, des landgierigen Bauernabkömmlings auf, ein Fluß als Grenze scheint eine unverrückbare Tatsache. Grenze scheint hier mit Ewiggesetzlichem zusammenzufallen. Es ist nicht wahr, daß der Rhein strategisch eine zuverlässige Grenze bildet, die Geschichte beweist das Gegenteil, aber die Rheingrenze ist ein französisches Nationalideal und der Franzose wird es nie verwinden, daß es ihm mit all den schweren Opfern dieses Krieges nicht gelang, dieses Ideal zur Wirklichkeit zu machen, an dem nicht nur der einfache holzgeschnitzte Verstand der Militärs, sondern das ganze Volk hängt und es ist bezeichnend genug, daß kein französischer Sozialist es gewagt hat, gegen die Vergewaltigung deutscher Rheinländer oder auch nur der verzweifelt sich wehrenden Elsaß-Lothringer durch das französische Militärregiment, dem das belgische fleißig zur Hand geht, ernsthaft und nachdrücklich Einspruch zu erheben. Die Franzosen, die ins Elsaß einrückten, fielen aus allen Wolken, als sie überall deutsch reden hörten, sie werden sich auch durch die Tatsachen nicht von der festeingewurzelten Überzeugung abbringen lassen, daß auf dem linken Rheinufer reine Franzosen sitzen und wo es gar nicht anders geht, wie im Rheinland, hilft man sich mindestens mit der Annahme, daß das im Grunde stammverwandte Kelten seien, die nur mit Gewalt verpreußt worden seien. Maurice Barrès war im Rheinland als Dr. Dorten seinen ersten Loslösungsversuch machte, und seiner großen Kammerrede über die künftige Rheinpolitik Frankreichs merkt man deutlich die erstaunte Enttäuschung an, daß dieser Versuch so völlig scheitern konnte. Er weiß natürlich recht gut, daß die Rheinländer keine Franzosen sind, sprach das auch offen aus und behauptete lediglich, das Rheinland müßte ein Vermittlungsglied, eine Art kultureller Pufferstaat werden, aber Gefühl, Wunsch und Phantasie werden doch sowohl ihn wie seine Landsleute stets überreden, daß eigentlich und im Grunde genommen alles was linksrheinisch ist, französisch ist oder sein müßte.

Dieser Punkt bedarf unserer höchsten Aufmerksamkeit. Die Franzosen werden alles tun, um die jetzt von ihnen besetzt gehaltenen Gebiete behalten zu können und die von unserer Seite bei allem guten Willen unvermeidlichen Verstöße gegen die pünktliche Ausführung des Friedensvertrages werden ihnen stets neuen Anlaß zu zeitlicher Ausdehnung ihrer „Sicherheiten" geben. Daß sie die Besetzungszone noch erweitern, ist nicht anzunehmen, aber eben so wenig, daß sie nach fünf Jahren tatsächlich mit der Räumung beginnen werden. Die jüngsten Ereignisse der Weltgeschichte haben uns hinreichend darüber belehrt, wie bald eine „Volks"-bewegung zugunsten einer Selbständigkeit oder Angliederung geschaffen ist und sobald erst wirtschaftliche Bindungen eingetreten oder festgeworden sind, sind Veränderungen der politischen Verhältnisse immer mit Schwierigkeiten verbunden. Wir

werden es im Saargebiet erleben. Nicht umsonst ist in der französischen Kammer immer aufs neue wiederholt worden: der Friedensvertrag wird sein, was wir aus ihm zu machen verstehen. Für die Franzosen ist der Vertrag das Schwert, das Deutschland auch nach Friedensschluß dauernd am Boden hält. Man täusche sich in Deutschland darüber nicht und gebe sich nicht etwa der Hoffnung hin, daß Amerika oder England eine zu weitgehende Schwächung Deutschlands, namentlich in wirtschaftlicher Beziehung, nicht zulassen werden. Amerika hat vorläufig höchstens ein Interesse daran, daß Ruhe in Europa herrscht, man hat in tiefem und leise angeekeltem Erstaunen festgestellt, daß diese kleinen Völker jenseits des großen Wassers nicht imstande sind, trotz gemeinsamer europäisch-wirtschaftlicher Nöte friedlich nebeneinander zu leben, daß Ruhe anscheinend nur dadurch möglich ist, daß ein Staat den andern unerbittlich und wachsam niederhält, und dem Amerikaner ist es völlig gleichgültig, wer oben sitzt und wer unten liegt. Und was England betrifft, so hat es vorderhand mit soviel inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, sieht durch die Kohlennot seine Exportmöglichkeiten derart in Frage gestellt und hat dann aber trotz der überall einbringenden amerikanischen Konkurrenz so viel neue Handelsmärkte zu versorgen, daß ein wirtschaftlich gesunder deutscher Markt für es lange nicht in dem Maße ins Gewicht fällt, wie etwa vor dem Kriege. Aus diesem Grunde würde heute auch niemand mehr danach fragen, wenn wir uns vollständig bolschewisierten und den Mächten den Friedensvertrag zerrissen vor die Füße würfen. Sogar die russischen Bolschewisten haben die Auslandsschulden des alten Regimes anerkannt, wir würden uns auch als Bolschewisten den durch den Friedensvertrag entstandenen Auslandsverpflichtungen nicht entziehen können, weil Deutschland nicht die Widerstandsmöglichkeiten Rußlands besitzt. Eine Rettung ist für uns nur möglich, wenn wir es fertig bringen, trotz der Friedensbedingungen wieder wirtschaftlich zu erstarken. Das ist eine Sache der inneren Kraft und Energie. Aller Anfang ist schwer, besonders der Wiederanfang nach solchem Ende. Ist es aber gelungen, so wird Frankreich von Jahr zu Jahr von unsern Zahlungen in erhöhtem Maße abhängig werden und das bedeutet wirtschaftliche Kraft für Deutschland. Wenn auch das Ausmaß der Entschädigungen nach 1870 gar nicht zu vergleichen ist mit den jetzt in Betracht kommenden Riesensummen, die Folgen jener Entschädigungsaktion und die Tatsache, daß Frankreich zehn Jahre nach dem Kriege wirtschaftlich unvergleichlich besser dastand als das siegreiche Deutschland, sollte nie ganz außer Betracht gelassen werden. Clemenceau hat es deutlich ausgesprochen: Ich fürchte die wirtschaftliche Eroberung durch Deutschland mehr als die militärische. Gelingt es uns, den Friedensvertrag auch nur zur Hälfte auszuführen, und die steuerscheuen Franzosen werden uns mit allen Mitteln dazu zu zwingen suchen, so wird die wirtschaftliche Eroberung Frankreichs ganz automatisch, es mag sich noch so sehr sperren, eintreten müssen. Die Nemesis in der Weltgeschichte ist keine philosophische Hypothese, sondern eine Tatsache.

Die rechtsstehenden Kreise in Frankreich haben am Friedensvertrag vor allem getadelt, daß er die deutsche Einheit anerkannt hat und bestehen läßt. Einzelne Politiker haben tatsächlich an die Möglichkeit gedacht, mit jedem einzelnen deutschen Bundesstaat einzeln zu verhandeln. Clemenceau hat diese Möglichkeit ins Reich der Phantasie verwiesen. Jedes Jahr, gestand er, bin ich beobachtend in Deutschland gewesen. (Wer von unsern führenden Politikern kann das von sich sagen? Wer von ihnen hört auch nur auf die wirklichen Kenner des Auslandes?) In Bayern konnte man viel auf Preußen schelten hören. Wenn aber die Rede auf Loslösung vom Reich kam, wurde alles still. Er hätte hinzufügen können: gerade die Härte des Friedensvertrages zwingt die Deutschen zusammen. Die Fabel von dem Mann mit den zwölf Söhnen und dem Bündel Stäbe sollte über jedem Redaktionstisch, in jedem Landtag, in jeder Volksversammlung ausgehängt werden. Besäßen die rheinischen Sonderbündler politischen Blick, sie würden nicht gerade den jetzigen Augenblick zur Verwirklichung ihrer Bestrebungen gewählt haben. Die einzige Möglichkeit zur politisch-ertragreichen Durchsetzung

ihrer Ziele wäre gegeben, wenn sie von den Franzosen die sofortige Zurückziehung der Besatzungstruppen zu erlangen vermöchten. Anders werden sie nur der aus dem Bündel gleitende Stab sein, der einzeln zerbrochen werden wird.

Noch ein Wort über die französischen Sozialisten. Es hat in Deutschland in manchen Kreisen unangenehm überrascht, daß sie den Antrag Lefèvre, der eine rigorose Entwaffnung Deutschlands forderte, mit aller Kraft unterstützten. Sie taten es, weil sie sich von einer Abrüstung Deutschlands die allgemeine Abrüstung versprachen. (Mit Unrecht, denn durch die von Deutschland gezahlten Entschädigungssummen können alle französischen Rüstungsausgaben für die nächsten Jahrzehnte gedeckt werden, ohne daß das Land viel davon merkt, besonders da es um eine umwälzende Finanzreform, die im nächsten Jahre einsetzen muß, doch nicht herumkommt). Sie taten es aber auch aus Wahlrücksichten. Die Wahlen werden unter der Parole: Niederhaltung Deutschlands gemacht werden. Wer diese Parole nicht unterschreibt, hat keinerlei Aussicht auf Erfolg. Auch die französischen Sozialisten sind überzeugt (und werden darin durch die Organe der Unabhängigen ständig bestärkt), daß bei uns die Reaktion am Werke ist und der Militarismus wieder das Haupt erhebt. Es ist ein Irrtum, wenn man bei uns annimmt, die französischen Sozialisten würden irgendeine Maßregel, die die Niederhaltung Deutschlands bezweckt, ernsthaft zu Fall bringen. Sie werden bestenfalls, um innerpolitische Konzessionen herauszuschlagen, dagegen opponieren, aber sofort schweigen oder sich, wie es während des Krieges geschehen ist, zersplittern, wenn diese Opposition Aussicht hätte, sich durchzusetzen. Das Mißtrauen gegen Deutschland lebt in jedem Franzosen bis auf weiteres, was wir auch tun und sagen können, fort und die Versicherung des sozialistischen Abgeordneten Albert Thomas, daß sich auch in Deutschland Anzeichen eines neuen Geistes bemerkbar gemacht haben, hat wenig Glauben gefunden. Vor allem aber dürfen wir nicht vergessen, daß als solche bessere Deutsche in Frankreich nur diejenigen gelten, die in merkwürdiger weltfremder Verkennung der Lehren der Friedenskonferenz nach Kräften dazu beigetragen haben, unsere nationale Stellung zu erschweren. Der Denkschriftenfälscher Eisner, Liebknecht, Maximilian Harden, das sind für die französischen Sozialisten die Vertreter jener „besseren" Deutschen. Und man bilde sich ja nicht ein, daß unsere nationale Stellung verstärkt und die Achtung des Auslandes für den Deutschen durch international gehaltene Verbrüderungsreden erhöht oder nur gewonnen haben könnte. In allen Ländern haben vorderhand die national gerichteten Kreise absolut die Oberhand, auch in Italien, selbst in Rußland (siehe voriges Heft) und in Frankreich werden, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, die Sozialisten bei den Wahlen eine katastrophale Niederlage erhalten, den nationalgesinnten Kreisen aber erscheint der Nationslose, gleichgültig nun, ob er über oder unter den Nationen steht oder zu stehen behauptet, als outcast, mit dem nicht zu verhandeln ist. Auch ein Regiment der Unabhängigen in Deutschland würde uns jenseits des Rheins keine Freunde erwecken, da ihre Aussichten dort täglich als gefährdet und staatsfeindlich gebrandmarkt werden. Gewiß sollten wir peinlich alles unterlassen, was herausfordernd wirken könnte, aber uns anzuschmeißen, wie das erst jüngst wieder von einem deutschen Schriftsteller geschehen ist, ist, abgesehen von einem bedauernswürdigen Mangel an Würde, das Törichtste, was wir tun können. Bis jetzt ist in Frankreich keinerlei Anzeichen vorhanden, daß ein solches Werben um Liebe und Versöhnung Erfolg haben könnte; es gibt von einer Gruppe politisch übrigens gänzlich einflußloser Schriftsteller ein versöhnlich gehaltenes Manifest, von dem wir dankbar Kenntnis genommen haben, aber solange wir keine Taten sehen, solange insbesondere die französischen Militärs in den besetzten Gebieten ihre Gewaltherrschaft fortsetzen dürfen, haben wir keinerlei Anlaß, in solchen Manifesten mehr als sympathische Schwärmereien zu sehen. Eine Annäherung kann nicht auf Grund von Manifestationen einzelner schriftstellerischer Cliquen geschehen, sondern nur durch eine von beiden Seiten anständig durchgeführte wirtschaftliche Zusammenarbeit. Daß diese kommen wird, dafür wird der ständige Fall des Franken mehr sorgen als alle Verbrüderungsmanifeste.

Menenius

Clemenceau und die 93 deutschen Intellektuellen

Von Dr. Max Hildebert Boehm

Im Oktober 1914 wandten sich 93 führende Männer deutscher Wissenschaft mit einer Kundgebung an die Kulturwelt, die unter feierlicher Apostrophierung eines „Es ist nicht wahr“ gegen die Behauptungen der ententistischen Weltpropaganda Einspruch erhob, daß Deutschland den Krieg verschuldet, daß wir freventlich die belgische Neutralität verletzt und ohne Zwang bitterster Notwehr Leben und Eigentum belgischer Bürger angetastet, daß unsere Truppen brutal gegen Löwen gewütet, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts mißachtet hätte und daß der Kampf der Entente gegen unseren Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur sei. Der Aufruf ist in der Formulierung gedrungen, er ist von dem Pathos getragen, das im Rahmen der damals herrschenden Stimmung echt und der Lage angemessen war, im übrigen unterscheidet er sich von den gleichzeitigen Kundgebungen der Ententepropaganda durch den maßvollen Ton und durch das Fehlen unritterlicher Ausfälle und Beschimpfungen.

Mit dem Aufgebot des ganzen Cant, der auch heute noch die „lateinische Civilisation“ auszeichnet, hat Clemenceau sich in seiner letzten großen Senatsrede über dieses Dokument dem „Berliner Tageblatt“ zufolge mit den nachstehenden Äußerungen verbreitet: „Und auch daran muß ich denken, was ich für das größte Verbrechen Deutschlands halten möchte, an dies schamlose Manifest der sogenannten Intellektuellen, ja leider wirklichen Intellektuellen . . .! Dies Manifest ist ein schlimmeres Verbrechen als alle anderen Taten, von denen wir wissen. Die geistige Kultur ist ein Element sittlicher Bescherung. Je höher ein Mensch auf den Stufen des Wissens steigt, desto tiefer will ich mich vor ihm beugen, weil er nach meiner Überzeugung Möglichkeiten des Urteils besitzen muß, die nur ein sittliches Empfinden von besonderer Feinheit verleihen kann. Und nun kommen 93 Männer, Männer, von denen ich einige kenne, und deren Werke, — soweit es sich nur um Bücher handelt! — ich bewundere, aber die ich um dieses Manifestes willen verachten muß. (Beifall.) Die 93, Gelehrte, Techniker, Philosophen, Schriftsteller, Priester, kurz alle, die durch ihr Wort auf die öffentliche Meinung wirken können, haben es gewagt, am 11. Oktober 1914 zu verkünden: Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg provoziert hat (Ach, wie gern möchten sie ihr Wort heute zurücknehmen!). Weder das Volk, noch der Kaiser haben den Krieg gewollt usw. (Clemenceau verliest, von Beifall und Entrüstungsrufen unterbrochen, das bekannte Manifest und fährt dann fort:) Wenn die bedeutendsten Männer eines Landes, die berufenen Führer der sittlichen Gesinnung und der hohen Gedanken, nach denen die Völker geleitet werden sollen, so dreist zu lügen wagen, dann ist es wohl erlaubt, einige Zweifel an der Rückkehr zur Vernunft auszudrücken, die uns die Herren Debièrre und Flaisières ankündigen. Wir müssen es abwarten. Der Präsident Wilson, der keineswegs prodeutsch ist, — das will ich mit lauter Stimme sagen — hatte dennoch die Hoffnung, daß die Deutschen bald in den Völkerbund eintreten könnten. Wenn die Zeit gekommen ist, darüber zu sprechen, dann wollen wir sie fragen, was sie von diesem Manifest ihrer Intellektuellen halten. Und danach wollen wir sie beurteilen.“

Das „Berliner Tageblatt“ kann den Tag nicht erwarten, wo der Unterdrücker Deutschlands diese dreiste Frage an unser Volk richten wird. Nachdem schon Theodor Wolff in einem Montagsartikel die deutschen Intellektuellen hatte fallen lassen, leitet nunmehr der bekannte Pazifist Dr. Hans Wehberg in der Nummer vom 28. Oktober eine Aktion ein, die auf pazifistische Art, nämlich durch reumütigen Widerruf und öffentlich zur Schau des Auslands getragene Zerknirschung der Angeklagten unseren moralischen Kredit in der Welt wiederherzustellen sucht. Ausgerechnet den gegenwärtigen Augenblick, wo durch Clemenceaus unerhörte Anwürfe moralisch eine völlig neue Lage geschaffen ist, benützt das

„Berliner Tageblatt", um die Ergebnisse eines um Monate zurückliegenden Sondierungsversuches über den gegenwärtigen Standpunkt der Demonstranten an die Öffentlichkeit zu bringen. Die wörtlich mitgeteilten Briefstellen sind durchaus einseitig ausgewählt, auch die mannhaft anständigen Ausführungen Dehmels geraten durch ein sehr geschicktes Arrangement in eine verzerrende Beleuchtung. Im übrigen ist es rein tatsächlich von Interesse, daß von den 78 Überlebenden sich 16 auch heute noch zu dem Aufruf bekennen und 39 ihre damalige Haltung abschwören. 23 haben sich überhaupt der Äußerung enthalten.

Die Kundgebung vom 11. Oktober 1914 war eine politische Aktion, ein feierlicher Widerruf würde das gleiche sein. Damit ist die Rangordnung der Wertmaßstäbe gegeben. Es ist selbstverständlich, daß an der absoluten sachlichen Richtigkeit des einen oder anderen Wortes im Aufruf heute Zweifel geboten sind, vermutlich wird ein jeder von uns nach fünf weiteren Jahren in dem, was er heute schreibt und sagt, hier und da Schiefheiten und Irrtümer entdecken. Der Gesichtspunkt der materialen Richtigkeit, der für den Gelehrten unwillkürlich der beherrschende ist, gehört durchaus nicht in die erste Linie. Auf diesem Gebiet gibt es andere Formen sachlicher Richtigstellung als den Widerruf. Was im Mittelpunkt steht, das ist in Wahrheit die Identifizierungsfrage. Taten unsere Intellektuellen recht, daß sie sich im Selbstbehauptungskampfe des deutschen Volkes mit diesem ihrem Volk in Waffen ineinssetzten und vor der Welt feierlich dafür einstanden? Schämen sie sich heute dieses Einsatzes ihrer Person, der gering ist, gemessen an dem Maße, in dem der Frontsoldat im Guten und Bösen sich für das Ganze einsetzen mußte? Identifizieren sie sich also nicht einmal mit sich selber? Und schließlich: wird die Wirkung jener Ineinssetzung durch eine nachträgliche Auseinandersetzung, ein Abrücken vom einmütigen und starkgläubigen Geist von 1914 aufgehoben? Sollen und müssen wir auf eine hochmütige Herausforderung durch den triumphierenden Sieger mit einer moralischen Selbstverleugnung, mit kläglicher Selbstbezichtigung antworten, mit der wir den letzten Rest männlichen Stolzes preisgeben, über den wir in dieser Zeit namenloser Erniedrigung und Zersetzung allen leibhaften Gemeingefühles noch verfügen?

Nimmermehr!

Wann werden wir endlich einzusehen beginnen, daß diese ganze pazifistische Mohrenwäsche unser Ansehen in den moralisch achtbaren Schichten des Auslandes nicht hebt, sondern noch mehr senkt, als das bereits durch unser Verhalten während des letzten Jahres geschehen ist? Was unsere Intellektuellen einzig zu tun vermöchten, ist das Eingeständnis von Irrungen im einzelnen. Man prostituiert sich aber nicht mit einem solchen Eingeständnis in einem Augenblick, wo einem von der Gegenseite statt Irrtum Lüge unterstellt wird. Auf diese Anschuldigung antwortet man, wenn man es überhaupt für nötig erachtet, mit dem stolzen Bekenntnis zur Wahrhaftigkeit, die auch da unangefochten bleibt, wo sie in der Sache oder in den taktischen Mitteln geirrt hat. Das „Berliner Tageblatt" gibt auf eine böswillig verdrehte Frage eine unangemessene und schwächlich würdelose Antwort. Dies Verfahren lehnen wir ab. Und wir geben der entschiedenen Hoffnung Ausdruck, daß sich der „Bund deutscher Gelehrten und Künstler", den Wehberg einmal anruft, nicht dazu bereit finden wird, einer neuen Selbstbezichtigungsaktion unseres Volkes Beihilfe zu leisten.

Der Frontsoldat Richard Dehmel hat aus dem echten Frontgeist heraus, der auch heute noch unser Bestes ist, die richtige Haltung gefunden. Er billigt den Aufruf sachlich nicht unbedingt, um so unbedingter hält er dagegen heute an dem einmal erfolgten Bekenntnis fest. Der Standpunkt der Front ist der Standpunkt der Ehre, denn Ehre beruht auf Identifizierung, und eine neue Gemeinschaftsehre wird nie erwachsen, wenn wir im Großen und im Kleinen nicht den Mut der solidarischen Verantwortung für den Krieg als Leistung aufbringen.

Neue Bücher

Aus der deutschen Schule. Die fieberhafte Unruhe, in die unser Schulwesen geraten ist, weil Reich und Einzelstaaten, die Wichtigkeit der Jugenderziehung für die deutsche Zukunft erkennend, durch übereilte Maßregeln der Zeit Rechnung zu tragen suchen, — diese Unruhe hat natürlich zu einer Flut von literarischen Äußerungen geführt. Über sie soll hier nicht geredet werden, weil man im Hinblick auf das Werden des Ganzen nicht jeder Eintagsfliege eine Würdigung angedeihen lassen kann.

Um so mehr verdienen so manche Bücher Erwähnung, deren Inhalt dem oberflächlichen Blick durch die brutalen Ereignisse des letzten Jahres überholt erscheinen möchte, aber kraft der darin waltenden Gedanken überhaupt durch äußeres Geschehen nicht überholt werden kann. Hierzu gehört des bekannten Pädagogen Hugo Gaudig inhaltreiches Buch „Deutsches Volk — Deutsche Schule" (Leipzig 1917, Quelle u. Meyer, geb. 4,20 M.). Gaudig hat stets ein offenes Auge für das Bestehende und Mögliche gehabt, unvoreingenommenes Urteil bewiesen und sich vor Ketzereien nicht gescheut. Es ist das Buch eines durchaus unrevolutionären Reformers, von dem man sich gern anregen läßt, auch wo man ihm nicht beistimmen kann. Das nationale Einheitsbewußtsein ist es, das im Mittelpunkt seiner Gedankengänge steht, das er mit dem Blicke des Kulturpolitikers zunächst in Staats-, Sozial-, Parteipolitik sucht und dessen Ausbildung seine Vorschläge gewidmet sind. Wenn er dann zur Schule übergeht, so findet sich, daß fast alle die Punkte bereits erörtert werden, über die im Schulwesen seit der Revolution so heftig gestritten wird: Einheitsschule, Berechtigungen, Aufstieg der Tüchtigen, Ablehnung der Unfähigen, Reform der Lehrerbildung usw. Auf all diesen Punkten hat ja die Revolution keine neuen Ideen gebracht, sondern nur die vorhandenen Strebungen entfesselt — zum Guten oder zum Bösen.

Ich sehe dieses Buch als ein bemerkenswertes Dokument der Zeit vor dem schmählichen Kriegsende an: Gedanken eines klugen Mannes, der sich selbst klar werden will über die Bedingung des deutschen Lebens in der künftigen Zeit, das deutsche Einheitsbewußtsein, über seine Quellen und seine Mittel, seine Beziehungen und Auswirkungen, nicht nur theoretisch, sondern freudig Ziele zeigend; ein Beweis, daß wir gerade auf diesen Gebieten durch Reformen hätten weiter kommen können. Die Überschätzung der politischen Volksvertretung im Hinblick auf Kulturaufgaben freilich ist einer der liebenswürdigen Optimismen dieses Buches, ebenso der Glaube, die Beteiligung aller Volkskreise an der Verwaltung werde die Parteigegensätze mildern; die Übertragung des auf Parteien aufgebauten Verhältniswahlrechts auf die Gemeinden hat die Grundlage zu dieser gesunden Entwicklungsform weggezogen.

Heute hat die Wucht der Tatsachen die maßvoll abwägende Zielsetzung des Buches vielfach überschritten. Ein Zurück scheint unmöglich, und doch wird eine Zeit kommen müssen, da wieder kühle Köpfe und warme Herzen in der Politik an die Stelle der Doktrinen treten; und nicht zum wenigsten in der Schulpolitik.

Der energisch nationale Zug, den man an Gaudig kennt, läßt ihn eine Einheit der deutschen Schulen darin erstreben, daß sie ihren Stoff mehr als bisher im Leben des deutschen Volkes suchen. Die Beschäftigung mit dem deutschen Wesen werde, so meint er, eine Gesinnung erzeugen, die den Wert dieser Beschäftigung für das ganze Leben sicherstellt. Die Vorschläge, die Gaudig in diesem Sinne macht, führen also auf die Deutschkunde als Bildungsgrundlage. Über „Deutschkunde als Bildungsgrundlage und als Bildungsstoff" hat nun soeben Wilhelm Peyer eine kleine Schrift erscheinen lassen (13. Erg.-Heft zur Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, Leipzig 1919, Teubner, M. 2,80). Auch ihr nimmt die Herkunft aus der vorrevolutionären Zeit nicht ihre prinzipielle Bedeutung. Der Verfasser analysiert zuerst das „Volksgefühl", d. h. die gefühlte Beziehung des einzelnen zu seinem Volke, ausmündend in das völkische Pflichtgefühl. Dann überblickt er das ganze weite Reich des deutschen Lebens, indem

er es im einzelnen als Bildungsstoff ins Auge faßt. Die Einfügung dieses Stoffes in die Lehrgänge erörtert der Schlußabschnitt. Hier bestehen zurzeit noch Schwierigkeiten, die der einzelne Lehrer zu überwinden suchen muß. Die Zahl der Hilfsmittel hierzu (vgl. Grenzb. 1919, Heft 21) hat sich vermehrt (Grenzb. 1918, Heft 30 und 1919, Heft 37). Freilich werden alle Anleitungsschriften nur Behelfsmittel bleiben, solange man nicht die Lehrer in systematischer Weise in das Studium der Deutschkunde einführt; und dies wird erst dann in voller Gründlichkeit und Weite geschehen, wenn die Forschung diesen Wissenschaftskomplex als solchen anerkannt und in Arbeit genommen haben wird.

Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11 Dessauer Straße 28/29.

Dr. MICHAELIS'

Paedagogium Waren

i. Mecklb. am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährigen-, Prima- u. Reifeprüfung

und

Paedagogium Rheinsberg

(Mark)

Höhere Privatschule mit Internat (z. Zt. VI—II).

Beide Anstalten zwischen Wasser und Wald sehr gesund gelegen. Besonders für Schüler, die spez. Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen und Kursen. Vorzügliche Verpflegung. :: :: :: Man verlange Prospekt.

Die akademiſche Jugend und die Parteien

Von Dr. Karl Hoffmann

I. Jugendbewegung, Jugendbünde und Generationen

Als im November vorigen Jahres die große „Umwälzung“ über uns kam, war das deutſche Bürgertum wie aus allen Wolken gefallen. Sein politiſches Gemüt irrte verſchüchtert und ohne jede Spur einer inneren Sicherheit hin und her und zog ſich bald haſtig in ſich ſelber, in die eigenen vier Wände zurück. Abgeſehen von den immerhin wenigen, die kurz entſchloſſen aus der Revolution ein Geſchäft für ihre Karriere machten und die Seele verkauften, indem ſie hinüberſchwenkten, wußte niemand recht, was er anfangen und wo er eigentlich hin ſollte. Dann tauchten freilich hie und da eigene Gedankenregungen auf; man fand ſchließlich eine gewiſſe innere Stellungnahme zu dem ungeheuren Ereignis, das die Gefüge unſeres nationalen Daſeins untereinander geworfen hatte. Aber immer noch ſuchte man vergebens nach beſtimmteren Zielpunkten, um die ſich das wiedererwachte politiſche Willensbedürfnis mit der Mannigfaltigkeit ſeiner ungeführten Strebungen hätte gruppieren können. Und auf einmal bildeten ſich nun in den Wochen vor der Wahl zur Nationalverſammlung die neuen bürgerlichen Parteien, die ſolche Sammel- und Zielpunkte zu geben ſchienen und ſie von Rechts wegen auch darbieten mußten. Alles ſtrömte auf ſie zu und in ſie hinein. Damit fiel dieſen neuen Parteien eine unerhört dankbare Aufgabe ſchaffender Wirkungen zu: vor allem die Aufgabe, jetzt endlich die „Geiſtigen“, beſonders die Akademiker und mit ihnen die akademiſche Jugend, deren kühle Ablehnung der Parteipolitik und des ganzen politiſch-parlamentariſchen Lebens noch aus früheren Jahren berüchtigt war, für die aktive Politik zu gewinnen. Denn große Teile dieſer akademiſchen Kreiſe ſtellten ſich ihr mit friſcher politiſcher Tätigkeitsluſt zur Verfügung. Es kam auf die Parteien an, alle Sorge zu tragen, daß daraus etwas wurde. Nun aber, nach dem ungefähren Ablauf eines Jahres, wo neue Wahlfeldzüge in Sicht ſind, muß man leider feſtſtellen, daß gar nichts daraus geworden iſt. Die Parteiverdroſſenheit vornehmlich in der akademiſch gebildeten Welt blieb die alte und nimmt mit einer Verbitterung zu, die den amtlichen Parteileitungen vielleicht noch gar nicht ganz klar wurde. Jedoch in den Kreiſen der Akademikerſchaft mit ihrer unaufhörlichen politiſch-geiſtigen Regſamkeit kann die Schuld daran unmöglich liegen.

Im neunten Heft der „Deutschen akademischen Zeitschrift" geht Dr. Stadtler mit einem sehr kräftigen Aufsatz „Die Akademiker und das Parteiwesen" den Gründen nach, warum dies alles so war und wieder so ist. Er sieht die letzte Ursache in dem akademischen Willen zur wissenschaftlichen Kritik, der in der problemlosen Abgeschlossenheit der Parteiklugheit keinen Platz zur Lebendigkeit finde. Er schreibt: „Nichts steht dem Wesen der akademischen Bildung fremder gegenüber, als das schulmeisterliche Alleswissen und das bedenkenlose Allesskönnen. Wer hinter den Dingen, die sind, keine Probleme sieht, wer in den gegebenen Formeln, in welchen sich die Lösungsversuche der Probleme binden, nicht immer wieder die unendliche Lebensfülle der Probleme selbst ahnt, wer nicht weiß, daß er nichts weiß, der hat keinen Hauch von akademischer Bildung. Hier ist wohl der Boden gefunden, von dem aus die eigenartige, unsichere und zwiespältige Stellungnahme der Akademiker und der Studentenschaft zur Politik beurteilt werden muß. Zur Politik als einer Wissenschaft und einer theoretischen Kunst findet der akademische Bürger leicht den Weg. Ganz anders verhält es sich mit dem Verhältnis der Akademiker zur praktischen Politik. Hier tun sich Abgründe auf, an deren Überbrückung sich viele bisher vergebens abmühten und, wie mir scheint, in der nächsten Zeit noch vergeblicher abmühen werden. Man hat vor dem Krieg die Apathie der Akademiker und der Studentenschaft gegenüber der Politik oft darauf zurückführen wollen, daß die Akademiker keinen Sinn für die sozialen Verpflichtungen des öffentlichen Lebens besäßen. Es ist Zeit, auch einmal die Gegenfrage zu stellen, ob denn die ‚Politik', welche hier mit der Forderung auf Berücksichtigung und Interessierung an die Akademiker vorwurfsvoll herantrat, überhaupt eine solche Interessierung wert war... An gutem Willen hat es bei den Akademikern eigentlich nie gefehlt. Um so mehr aber an Wirkungsmöglichkeiten, die den Akademikern innere Befriedigung gesichert hätten. Unsere Tagespolitik war akademikerfeindlich. Hier wehte kein Lüftchen des freien Geistes forschender Kritik. Probleme waren da, um systematisch ignoriert zu werden."

Genau so verhält es sich abermals in den gegenwärtigen Tagen. Diese Darstellung trifft den Nagel auf den Kopf, wenn sie gleich, was insbesondere die studierende Jugend angeht, nicht alles erschöpft. Denn hinsichtlich der Studentenschaft gibt Stadtler wohl den richtigen Grund an, soweit dieser aus ihren wissenschaftlichen Bereichen kommt, nicht aber einen noch anderen Grund, der aus ihrer Eigenschaft als Jugend herstammt. Und hierin, in diesem Moment einer wesentlich jugendhaften Geistigkeit, liegt vielleicht die tiefere Ursache des Gegensatzes und damit die schlimmere Gefahr für das politische Schicksal.

Gerade in den laufenden Monaten läßt sich am besten ein Rückblick gewinnen. Denn die Zeit der studentischen Verbandssitzungen, Zusammenkünfte, Burschentage und freideutschen Feste, die mit Vorliebe im Spätsommer abgehalten wurden, ist verflossen; und man darf vielleicht mit einigem Rechte vermuten, daß die amtlichen Parteistellen von diesen Tagungen einigermaßen enttäuscht sind. Man begreift das vollkommen. Denn fast nirgends und jedenfalls nie ohne Widerstand, Auflehnung und Einspruch erfolgte das erwartete „Bekenntnis" zu einem der vorhandenen Programme. Es bleibt aber die Frage, ob diese Enttäuschung nun mehr gegen die studentischen Tagungen spricht oder gegen das Wesen in den Parteien.

Für einen jeden, der politisches Tastempfinden und Gefühl für Witterung hat, verhält es sich derart, daß unsere Parteipolitik einer gewissen urtümlichen Geisteskraft, die jetzt in der deutschen Jugend lebt, einfach nicht gewachsen ist oder vor ihr versagt. Denn ohne Frage sind in der gegenwärtig studierenden

Jugend — die im Felde war und nun wieder die Hörsäle füllt — selbständige Kräfte, neue Innenmächte und eigenartige geistige Antriebe wirksam, die zwar in einer erschütterten und aufgerührten und durch die Erschütterung stark gewordenen Erlebnisfähigkeit noch dunkel kochen, aber schon aufwärts und in die Helle drängen, mit sich selbst ringend, um durch qualvolle Klärungen zur Bewußtheit zu gelangen und leuchtender Ziele inne zu werden. Und was geschieht? Der Parteisekretär horcht auf, greift geschäftig in die Schublade und rollt alles fix und fertig auseinander, das Parteiprogramm und die Statuten. Bitte schön, hier steht das Gewünschte darin, Klärung, Bewußtheit, die Ziele und die „Ideen", alles das Ergebnis langjähriger Erfahrung gereifter und bewährter Männer. Zweifel sind nicht gestattet. — Das wirkt wie ein Sturzbad, und es kam darum der Rückschlag. Denn „den neuen Kräften stellte sich überall, kalt und abstoßend, die Eiswand des Parteibureaukratismus entgegen." (Stadtler a. a. O.)

Mit aufgerissenen Augen suchen sie nach einem Glanz, und statt dessen bot man ihnen Stimmzettel, Straßenumzüge und den Gestank von Versammlungen. Der ganze Stolz ihrer schlank gewachsenen Menschlichkeit empört sich dagegen, daß man ihre seelische und vaterländische Not damit abspeist, um sozusagen zahlenmäßiges Rohmaterial und Objekte der Agitation, Wahlhelfer und Insassen eines Rekrutierungsbezirks einzufangen. Und wenn ihnen dann der Ekel vor diesem Rummel von neuem bis an den Hals steigt, so wäre das keineswegs Mangel an „Sinn für die sozialen Verpflichtungen des öffentlichen Lebens", sondern es ist nur der gesunde und sittlich notwendige Instinkt einer jugendlichen Keuschheit des Geistes.

Gewiß haben auch die neuen bürgerlichen Parteien einen guten Willen zur Leistung gehabt, in ihrem eigenen Interesse und — je nach dem Standpunkt — gleichzeitig zum Wohl des Gesamtvolks. Es war aber ihr Unglück, daß sie eigentlich keine „neuen" Parteien sind, mit Zielrichtungen, die aus der völlig umgepflügten Zeitlage aufstiegen, sondern der Ausdruck einer nur teilweise vollzogenen Umgruppierung der alten, auf Grund der bisherigen parlamentarischen Technik und Arbeits- und Organisationsweise. Darum verstehen sie die neue deutsche Jugend und ihre Geistesart nicht; und sie verstehen auch nicht, wie heute von den geistig Lebenden überhaupt „Politik" aufgefaßt und gedacht wird. Die Parteien machen einen doppelten Fehler, dessen Zwiefältigkeit sich gegenteilig bedingt. Auf der einen Seite bleiben sie bei der mittlerweile längst abgelebten Voraussetzung stehen, als ob jegliche lebendige und „aktive" Politik in der bloßen Parteipolitik aufgehe und mit dieser gleichbedeutend sei; sie übersehen, daß es neuerdings politische Willensgebiete gibt, die von der reinen Parteipolitik gar nicht berührt werden. Andererseits glauben sie, indem sie derart verfahren, jenen noch nicht zweckvoll gewordenen Tätigkeitsdrang in der jüngeren Generation nicht anders verlebendigen und zielbestimmt machen und ihn nicht anders in politische Aktivität umsetzen helfen zu können, als daß sie ihn mit seiner schwer wuchtenden seelischen Macht in das prompt ausgefertigte, dürre und unelastische Schema der Programme hineindrücken wollen. Weil sie eben, die Parteien, sich selbst als vollgültige Darstellung politischer Lebendigkeit vorkommen, so begeben sie sich im voraus der Möglichkeit, von den jugendlichen Energien und neuen Ideenkräften und von andersgearteten Willensvorgängen im Innern befruchtet zu werden. Es ist ihre Schuld, daß sie die politische Geistesart in der Jugend, die sie nicht verstehen, nicht einmal als Potenz anerkennen. Indem sie also auf Wechselwirkung verzichten und diese grundsätzlich ablehnen, haben sie sich eine breit offene Pforte zu schaffenden

Wirkungen willkürlich versperrt. Durch den Wahn von ihrer eigenen Unbedingtheit haben sich die Parteien in ein unlösbares Zwangsverhältnis gestellt: entweder nun das, was sie für den Sinn der Politik halten, d. h. in letzter Linie sich selber, von außen her an die Jugend heranzubringen und in sie hineinzuschieben, auf diese Weise die Köpfe und Kräfte der jüngeren Generation einseitig aufzusaugen und hiermit um ihr Bestes, um ihre Selbsttätigkeit, zu betrügen; oder aber, soweit diese Selbsttätigkeit stärker sein sollte als das Geschick der parteipolitischen Werbearbeit, den eigenständigen Wuchs und das seelische Übergewicht eines neuen politischen Lebensgefühls gewissermaßen als unmündig für immer, als illegitim und vogelfrei erscheinen zu lassen und es demnach zu einer so furchtbaren Heftigkeit der Gegnerschaft zu verurteilen, daß sich die allmähliche Verkümmerung der überlieferten Parteimächte nicht schwer voraussehen läßt.

Beinahe sind wir heute ja schon so weit. Es gibt jetzt eigentlich zwei verschiedene politische Jugendbewegungen in Deutschland: einesteils die parteioffizielle jeglicher Färbung, die bereits in Untertertia ansetzt, mit ihren Bünden und Jugendgruppen und mit Kokarden und Schleifen, und anderenteils eine gleichsam anonyme, parteilose und überparteiliche, doch mit einer warmen Innigkeit politisch-national eingestimmte Jugendbewegung. Der Kenner weiß, daß in dieser zweiten die stärkere Kraft ist.

* * *

Bei der Gewandtheit der Parteien in der Werbearbeit und Organisation konnten freilich greifbare Erfolge nicht ausbleiben. Doch sobald man von dem politischen Ausdrucksgebiet des Katholizismus, wo alles ziemlich glatt zu verlaufen scheint, einmal absieht, hat es nirgends geklappt. Vielleicht tritt die Bedrohung und innere Zernagung der geschichtlichen Parteigedanken in der Demokratie am deutlichsten hervor. Denn dort ragt der selbständigere Geist des jungen Geschlechts in die Partei selber hinein. Dort gibt es neben den beiden Flügeln und zwischen ihnen, neben dem „pazifistischen Internationalismus" der absoluten Demokratie und dem fortschrittlichen Republikanertum des ehemaligen Freisinns und der herübergewanderten Nationalliberalen eine eigentümliche Jugendrichtung, die sich in ganz anderen Ideengängen bewegt, in mehr gefühlsmäßig-soziologisch gehaltenen Ideengängen. Sie hat sich bereits gewisse offizielle Berücksichtigungen erkämpft. Weniger übersichtlich liegt es auf der rechten Seite.

Die methodische Behandlung der Jüngeren sammelt sich hier im Deutschnationalen Jugendbund. Wenn man sich mit der Peinlichkeit des Hineintragens von Politik in die Schule, das bloß eine automatische Folge des herabgesetzten Wahlalters ist, nun schon abfinden muß, so hat der Deutschnationale Jugendbund ohne Zweifel für die Schülerjahre sein gutes. Denn bei der Art von Schulreform, wie sie heute Mode ist, dürfte die kameradschaftliche und Vortragserziehung in dieser Vereinigung vielleicht als einzige Möglichkeit bleiben, um den Heranwachsenden die nationalen Werte der Geschichte überhaupt zur Kenntnis und in die Herzen zu bringen. Aber eben dadurch, daß sich der Deutschnationale Jugendbund zu eng an die Deutschnationale Volkspartei anlehnt und somit von parteipolitischen Absichten sich abhängig macht, benimmt er sich die Kraft eines nachhaltigeren Eindrucks auf die Studentenschaft und die gleichaltrigen Schichten. Zunächst schien er gerade für das studentische Alter von anderer Seite aus naiv belebt werden zu sollen, nämlich aus der freideutschen Bewegung hervor.

Obwohl die Freideutschen einstweilen nur eine etwas abseitige Gruppe sind, liefert ihr Verhalten doch am auffälligsten einen feinen Maßstab dafür, was in den Köpfen der Jugend vor sich geht. Denn der jugendliche Hang zur Entschiedenheit in allem, was sich kräftig gebärdet und frisch aufgenommen wird, zu unhistorischer Einstellung und Umstellung und zum Radikalismus, gleichviel welchen Sinnes, ist nirgends so bedenkenlos wie in dieser Strömung. Nur darum konnten sich die Freideutschen in der Zeit nach dem Kriege und während der Revolution in zwei weit auseinanderstrebende Richtungen zertrennen, die beide zu den Extremen gingen, die einen zu den Unabhängigen und Kommunisten, von denen hier nicht weiter die Rede sein wird, und die anderen zu den „Völkischen" ganz rechter Orientierung. Damit bot sich einem politisch klaren Nationalgeist die Möglichkeit an, die unbefangene Gemütstiefe der Wandervogelbewegung voll auszuwerten und ihrer schwankenden Romantik zur deutschen Gesinnung zu verhelfen. Ich weiß recht wohl darüber Bescheid, daß der knapper bemessene Umkreis der Freideutschen und der Gesamtbezirk der „Wandervogelkultur" sich nicht vollständig decken und daß bis zu gewissem Grade andersartige Richtkräfte in ihnen wirken. Die freideutsche Bewegung geht mehr aufs Geistige aus und ist bewußt ethisch, während es im Wandervogelwesen bestenfalls eine sehr indirekte politische Seelenanlage gibt, in der sich nackte Naturfreude und vaterländisches Heimatempfinden gegenseitig hervorrufen. Aber beide Erscheinungen, der Wandervogel und die Freideutschen, sind mit- und auseinander entstanden und gehören im Innern zusammen; sie lassen sich nicht entzweidenken. Ihr Gemeinsames liegt im unteren Bereiche der Wurzeln, im dumpfen Ergriffensein von den psycho-physiologischen Grundlegungen des klingenden Blutes: in der Unmittelbarkeit eines triebhaften Artgefühls. Und es müßte mit allen Teufeln zugehen, wenn es nicht glücken sollte, einen solchen ursprünglichen Wert in die Höhe zu heben und für Taten und Leistungen im Volkstum beweglich zu machen. Es ist jedoch mit allen Teufeln zugegangen. Die Potsdamer Tagung ließ es merken. Denn die barhäuptigen Wandervögel mit offener Brust, mit ihren Wadenstrümpfen, Volkstänzen und Zupfgeigen spüren durchaus keine Neigung, sich in den historischen Formalismus der Häuptlinge des Deutschnationalen Jugendbundes und in Parteidogmen einsperren zu lassen, und die eigentlichen Freideutschen wehren sich mit ihrem Unmaß an ideeller Begehrlichkeit dagegen erst recht. Auf der anderen Seite scheint neuerdings der Deutschnationale Jugendbund selber so töricht zu sein, daß er von den Wandervogelbünden mit Deutlichkeit abrücken will. Sollte er es wirklich tun und künftig bei anderen Gelegenheiten ähnlich verfahren, so mauert er sich ein und erstickt.

Nicht so unverhohlen und geradezu, wie die Deutschnationalen und Demokraten, sondern behutsamer geht die Deutsche Volkspartei vor. Auch in ihr gibt es politische „Jugendgruppen" und „Studentengruppen". Aber sie hat klugerweise davon abgesehen, eine besondere, selbständig auftretende und doch parteimäßig gebundene Jugendvereinigung zu gründen.[1]) Statt dessen will sie indirekt und auf Umwegen der Studentenschaft nahe kommen, um sie zu gewinnen. Sie versucht, ständisches Bewußtsein der höherwertigen geistigen Berufe und den Gedanken ihrer wirtschaftlichen Selbstbehauptung durch gewerkschaftliche Organisation in die studentischen Kreise zu tragen, um dadurch eine gerade Beziehung zwischen der akademischen Welt und den gleichartigen Bestrebungen der

[1]) Nach neueren Angaben der Nationalliberalen Korrespondenz scheint man indessen künftighin auch mit dem Gegenteil rechnen zu können.

Partei im engeren Wirtschaftsleben herzustellen. Wäre in der Tat die gesamte Studentenschaft aller Universitäten und Hochschulen, Wissenszweige, Fakultäten und Laufbahnen gewerkschaftlich zusammengefaßt und durchorganisiert, so würde sich dieses Ereignis reibungslos in die Verwirklichung der Idee einer „Arbeitsgemeinschaft" und „Von der Arbeitsgemeinschaft zur Volksgemeinschaft" einfügen lassen, wie sie gegen Ende August mit dem „Aufruf zum Arbeitsfrieden" von der Fraktion der Deutschen Volkspartei in den der Partei nahestehenden Blättern veröffentlicht wurde. Nachher hat man diesen Entwurf in die vom zweiten Parteitage beschlossenen Grundsätze der Partei hineingearbeitet. Doch der Entwurf jenes Aufrufs drang weiter vor. Dort ist von dem „Grundsatz der Parität von Kopf- und Handarbeit" die Rede und davon, daß die allenthalben bemerkbare „Abhängigkeit von den gemeinsamen nationalen und wirtschaftlichen Grundbedingungen zu einer gemeinsamen Regelung der Zusammenarbeit, zur Schaffung eines vertragsmäßigen Rechtszustandes in allen Arbeitsbedingungen nötige." „Arbeitsgemeinschaftliche Organisationen" sämtlicher Berufsgruppen sollen entstehen, und aus ihnen mag sodann „ein lebensvolles Gebilde erwachsen", was für den Mut der Folgerichtigkeit nur die berufsständische Wirtschaftskammer sein könnte. Gegen Ende steht der prächtige Satz: „Den politischen Parlamenten fehlt die unmittelbare verantwortliche Mitwirkung des Volkes in seinen selbstgeschaffenen Organisationen." Würde es gelingen, diesem großgedachten Plan eine Wirklichkeit zu verschaffen und mit seiner Verwirklichung zugleich alle Folgerungen aus dem Grundgedanken zu ziehen, dann wäre nicht nur die Geistesarbeit von ihrer Entrechtung erlöst, sondern auch der innere organische Entwicklungsgang der Nation von seiner Vergewaltigung durch den zahlenhaften Mechanismus der Demokratie.

Man darf gestehen, daß diese Absicht gewerkschaftlicher Durchsetzung der studentischen Jugend und ihrer berufsständischen Eingliederung in das wirtschaftliche Gesamtgefüge bisher in jeglicher parteipolitischen Jugendarbeit der einzige Gedanke blieb, der schöpferisch ist und wirksam sein könnte. Trotzdem greift er im wesentlichen vorbei. Denn dieser Gedanke ist am Ende, soweit er es eben auf die „Politisierung" der Studentenschaft absieht, doch nur eine Halbheit; und da er die Halbheit für das Ganze zu nehmen scheint, so beruht er auf einem Irrtum.

Zunächst wäre zu sagen, daß den Studenten das Gefühl ihrer sozialen Not, die Sorge um das eigene Wirtschaftsdasein und dessen Reform und das Wissen darum, daß in dieser Richtung etwas zu geschehen hat, nicht mehr so ganz fremd sind. Vom Würzburger Allgemeinen Studententage soll im nächsten Hefte die Rede sein. Aber auch vorher gab es bereits den Akademischen Hilfsbund E. V., der zwar von sogenannten Altakademikern ausgegangen, doch auf die Mitarbeit der Studenten angewiesen ist; und der Reichsausschuß der akademischen Berufsstände, dem die meisten studentischen Verbände zugehören, hat längst die bewußte Tendenz, sich gewissermaßen zu einer umfassenden Gewerkschaft der studierten Leute zu entwickeln. Es geht nicht an, solche Erscheinungen zu übersehen, wenn man irgendwie praktische Arbeit tun will.

Indessen der eigentliche Irrtum jenes Gedankens ist dies. Obschon unter den heutigen Studenten das Bewußtsein von der Wichtigkeit der Berufsfragen und materiellen Dinge sehr stark und nachhaltig lebt, wird ihre politische Erlebnisfähigkeit davon keineswegs ausgefüllt. Denn im Kern sind ihre Vorstellungen vom Wesen der Politik weniger wirtschaftlich und materiell, als geistig-seelisch gerichtet. Dieses geistig-seelische Verlangen in ihrem politischen Bedürfnis fühlt sich durch die bloße Gewerkschaftstechnik unbefriedigt, ihm kann

das ewige Geklapper der „Betriebe", das man immer hervorhört, mitsamt den Vertrauensorganisationen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber beim besten Willen nicht völlig genüge tun. Der industriewirtschaftliche Sinn des Plans einer solchen Arbeitsgemeinschaft sei in seiner produktiven Bedeutung ganz unversehrt. Diese Bedeutung gelangt am hellsten in den Worten zum Ausdruck: „Unsere Industrie steht ähnlich wie die Landwirtschaft vor hundert Jahren in der Zeit der Bauernbefreiung vor der Aufgabe, sich eine neue Betriebsverfassung zu geben."[2]) Aber ein Bewegungsversuch, der hiervon, obschon er es auf das Geschlecht der Jungakademiker absieht, seine Handhaben nimmt, der mit seiner Charakterrichtung von der Wirtschaftspolitik ausgeht und in ihr stecken bleiben muß, trifft überhaupt dasjenige nicht, worauf es der studierenden Jugend hauptsächlich ankommt. Denn ihre geheimste Inbrunst wird nicht gestillt: die selbstlose Reinheit ihres Grams um das nationale Geschick. Für die Jüngeren selber mag so etwas unvorteilhaft sein. Aber wäre es anders, dann wären die Studenten nicht so, wie sie sind und sein müssen: edel und jung.

* * *

Man hat sich so ziemlich daran gewöhnt, die Jahrzehnte vor dem Kriege das wilhelminische Zeitalter zu nennen. Nicht nur wird das Ende dieser Epoche scharf abgeschnitten durch den Zusammenbruch und die Revolution, sondern mit seinen zeitlichen Anfängen unterscheidet es sich ebenso fühlbar von den schlichteren Stimmungstönen der Jahrgänge unter dem alten Kaiser und Bismarck. Das wilhelminische Zeitalter hat seinen eigenen Stimmungston und Charakter. Er bestand gewissermaßen aus einer auf den Pomp dressierten Nüchternheit in der Geltung des Massenhaften. Oft genug wurde er geschildert: mit seiner Vorherrschaft der weit sichtbaren und zugleich schnellen Erfolge und Entwertung des Geistigen, das langsam und verborgen gedeiht; mit seiner Verdinglichung der Zwecke und Verkettung des menschlichen Lebenssinnes in das ineinandergreifende und stets wieder in sich selbst zurückgehende Gestänge der überall durchgeführten Struktur dieses ganz dinghaft gewordenen Daseins. Man könnte geradezu von einer bestimmten „Mentalität" der Menschen im wilhelminischen Zeitalter sprechen. Diese Mentalität des wilhelminischen Menschen bedeutet ein Eingestelltsein auf den Effekt, auf das Sichtbare und Anschauliche, auf das, was man sehen und anfassen kann und was sich statistisch feststellen und nachzählen läßt. Sie war ein vollkommenes Aufgehen in die Abhängigkeit von materiellen Zweckbegriffen mit ihrem Nutzen um des Nutzens willen und vom Prunk der Ergebnisse; und gleichzeitig war sie ein vollkommenes Aufgehen in Zusammenfassung, Steigerung und wieder Zusammenfassung von Arbeit mit Entselbständigung des persönlichen Handelns, wodurch jene Ergebnisse überhaupt erst erreicht und als Macht des Tatsächlichen gleichsam ausgestellt werden konnten. Die menschliche Natur hatte sich einer Selbstaufführung dieser Macht der Tatsächlichkeit unterworfen und damit entleert. Sie stieg freilich auf in die schwelgerische Verherrlichung der Höhen von Ziffern und einer Totalität von Einzelheiten und stofflichen Wirkungen, doch dahinter verschwanden die Einheit des geistigen Geschehens und das seelenvolle Gefühl. Der „Sinn" des Lebens in dessen unwiederbringlicher Einmaligkeit hat gefehlt; und es hat gefehlt das kostbarste Erbgut der Deutschen, die keusche Sachlichkeit des ideen-

[2]) Professor Dr. Fritz Hartung, „Zusammenbruch und Wiederaufbau". Grenzboten, Nr. 39 (1919).

bewußten Willens zur Leistung ohne Rücksicht auf materiellen Gewinn, jenes: eine Sache um ihrer selbst willen tun.

Diesen Typus Mensch mit all seinen Äußerungsweisen hat das neuere Geschlecht endgültig satt. Das Innere des jungen Geschlechts wird von Problemen zerwühlt. Der allenthalben hervortretende Zug zum Religiösen hat es ergriffen, und im Zusammenhange hiermit und mit der hygienischen und sozialen Not breiterer Schichten quälen sich manche wieder mit der Frage der Enthaltsamkeit ab; ihre schwerste Last ist jedoch die Sorge um den blutenden Riß, der infolge des jüngsten Geschehens quer durch die Unterlagerungen des politischen Gefühlslebens und staatssittlichen Wertempfindens der ganzen Nation geht. Das neuere Geschlecht verlangt nach Vertiefung durch Einheit der Werte und des Gedankens und nach Beseeltheit des Handelns, somit nach einer Beseelung auch der politischen Dinge. Es verlangt nach geistbestimmter Zielsetzung.

Dem widerspricht von vornherein die Lebensart unserer Parteien. Sie pflegen immer noch nach den Wertmaßstäben der wilhelminischen Epoche zu denken, die sie geschult hat; ihre geltenden Männer sind meistens von früher her überkommene Größen, Träger jener Mentalität, und können sich trotz besten Willens davon nicht ganz frei machen. Viele wollen es garnicht. Sodann muß überhaupt die wesenseigentümliche Artbeschaffenheit der Parlamente und des Parteilebens der Beseelung sich widersetzen und auf die Einheit geistbestimmter Ziele verzichten. Denn der parlamentarische Betrieb mit seiner immerhin flachen Technik in Rede und Gegenrede für die agitatorische Wirkung, mit Stoffüberschwemmung von bedrucktem Papier, Ausschußsitzungen und der Hast verstandesmäßiger Entscheidungen, mechanisiert und drillt die Gemüter so sehr zu einer rein fachlichen Selbstgewißheit und Trockenheit, daß sie den Blick von ihrem Innern abkehren und das Gefühl für seelische Gründe einbüßen.[3]) Und in dieser Technik mit ihren schnell gegeneinander zurechtgemessenen Beschlüssen geht die gedankliche Einheit und Geisterfülltheit der Ziele verloren. Die Unbedingtheit, mit der die Partei von ihrer eigenen Bedeutung überzeugt bleibt, ist etwas anderes, als das Ausschließliche in dem Bedürfnis jugendlicher Menschen nach vollkommener Hingabe an eine Idee. Die Jugend bejaht durch ihr ursprüngliches Handeln und mag nicht nachgeben; die Partei lebt davon, daß sie entweder in der Praxis verneint oder immer nachgibt und die Unbedingtheit ihrer besonderen Ansicht bloß illusionär fortsetzt. Denn die Notwendigkeit, daß stets und überall etwas zustande kommt, legt die parlamentarische Arbeit auf die „Verständigung" und eine durchgängige Linie der Kompromisse fest.

Genau so, nämlich in Kompromissen, geht das Parteileben mit den ideellen Kräften der neuen Gegenwart um, soweit es diese bemerkt und sich mit ihnen abzufinden gedenkt. Man spürt gleichsam den Geruch von etwas Frischem in der Atmosphäre der Zeit und beschließt satzungsgemäß, es tunlichst zu beachten. Das heißt: einiges davon, was der Belebung des vorgeschriebenen Programms dienen könnte und ungefähr in der Richtung der Interessen zu laufen scheint, die man vertritt, sucht man mit spitzen Fingern heraus, greift es auf und mischt es dann mit den althergebrachten Werbebegriffen und Schlagwörtern zusammen. Ein schönes Zeugnis solcher Fertigkeit hatte unter anderem der demokratische Parteitag abgelegt. Aber diese „Einheit" der bloßen

[3]) Vgl. den bekenntnisreichen Aufsatz „Mechanisches und Seelisches in der Politik" von Joseph Joos, M. d. R., in Nr. 23 des „Neuen Deutschland" (1919).

Vermischung, dieser völlige Mangel an innerer Logik des geistigen Erlebnisses ist es gerade, was vielleicht am stärksten den Widerwillen hervorruft. Die Möglichkeit geistiger Ziele auf der Grundlage einheitlicher Gedanken, worauf es ankommt, wäre ganz das Gegenteil eines derartigen, künstlich herbeigeführten oder vorgetäuschten vermischten Gemenges, das an der Oberfläche plätschert, statt zu vertiefen. Jene echte Einheit wäre „Synthese".

Abgeseimte Parteileute aus der politischen Praxis mögen sich über die Synthese lustig machen und in dem Wort eine großschnäuzige Redensart sehen. Es steckt jedoch mehr und etwas Lebendiges darin. Was hiermit zum Ausdruck kommt, ist die synthetische Entwicklungskraft eines organisch verfahrenden Denkens. Am Ende läßt sich der heutige Gegensatz zwischen Jugend und Parteipolitik nie ganz überbrücken. Denn worum es sich in ihm eigentlich handelt, das ist zuletzt die Verschiedenheit in der geistig-seelischen und politischen Grundstimmung zweier geschichtlicher Generationen. Es ist der Unterschied zwischen Alter und Jugend und zwischen einer mechanistischen und mechanisierenden und einer organisch durchsetzten Gemütshaltung oder Auffassungsweise des Staatlichen.

Unter den Vertretern der bisher geltenden Denkweise in der Politik gibt es einige, welche die volle Stärke dieses Gegensatzes spüren und vor dem Neuen sich fürchten. Sie sind es, die besonders jene Ächtung der kommenden politischen Lebensgefühle aussprechen. Denn sie kleiden ihre Furcht in Verachtung. Sie lehnen das Eindringen der „Geistigen" in die Politik ganz und gar ab und sträuben sich mit allen Mitteln dagegen. Diesem geistigen Hochmut, der alles aus sich selbst heraus können wolle (so sagen sie), fehle nicht nur der erfahrene Blick für die wirtschaftlichen Bedingtheiten der politischen Verläufe, sondern sogar jeder Sinn dafür, daß zu einer Betätigung in der Politik erst wirtschaftspolitisch gelernt werden müsse. Die unfreundliche Aussicht entstehe, daß die praktische Handlungskraft in Abhängigkeit von dem unpraktischen Qualm und Dunst konstruierter Begriffe gerate, und statt einer „Politisierung der Intelligenz" würde sich eine „Intellektualisierung der Politik" ergeben. Es ist noch nicht lange her, daß man dergleichen in rechtsdemokratischen Blättern fand. — Solchen Dilettanten im berühmten Reich der Ideen muß erst einmal klargemacht werden, daß Geistigkeit und „Intellektualismus" — um nun schon bei ihren formelhaften Fachwörtern zu bleiben — beileibe nicht ein und dasselbe sind, daß im Gegenteil der bloße Intellektualismus und die Mechanisierung auf der gleichen Linie laufen und es deshalb eben der Intellektualismus ist, den man bekämpft. Dies nur nebenbei. Im übrigen wäre es höchst kurzsichtig oder böswillig und jedenfalls unangebracht, den Empfängniskoller etlicher dichterisch veranlagter Naturen unter den Freideutschen oder die trällernde Faulheit mancher Wandervögel für ausschlaggebend zu halten. Vornehmlich die akademische Jugend weiß, daß Arbeit notwendig ist; sie hat eine fleißige Bereitschaft, gerade wirtschaftlich in die Lehre zu gehen. Aber die Erkenntnis steigt hoch, daß Politik mit einer nur kaufmännisch gedachten Zweckhaftigkeit der reinen Wirtschaftspolitik doch nicht ganz übereinkommt und sich mit ihr nicht vollständig deckt, daß es auch andere Gedanken und eigentümliche Gesetze gibt, denen sie folgt. Man übersieht keineswegs die Tatsache einer Verflechtung des politischen Willens in wirtschaftliche Beziehungsweisen nach innen und außen; doch man mag nicht mehr zugucken, wie immer nur „Interessen" vorherrschen und irgendwelche Direktoren, Generalbevollmächtigte und Aufsichtsratsmitglieder an den Schnüren ziehen.

Es handelt sich letzten Endes um eine Versittlichung des Wirtschaftlichen, um seine Einbeziehung in organische Gemeinschaftskraft und in die Synthese.

Denn die Synthese ist dies. Sie beruht auf einer Ineinsbildung, gleichsam auf einer zeugerischen Vereinigung und gegenseitigen Begattung von straff gespannter konservativer Lebenshaltung und dem, was man Freigesinntheit nennen könnte. In einer Hinsicht bedeutet diese Freigesinntheit ungefähr dasselbe wie liberal, während sie nach der anderen Seite hin um so mehr als das Gegenteil des Liberalen erscheint. Soweit sie als liberaler Gedanke auftritt, geht sie darauf aus, das wesenhaft Menschliche in der politischen Person bloßzulegen und wieder in sein Recht einzusetzen. Sie will für die Politik die Energien erschließen, die nur der Menschenart eigentümlich sind und sich in den Bereichen des Seelisch-Geistigen vollziehen, und bezweckt eine Entfesselung dieser „humanen", der frei sich entwickelnden Persönlichkeit aus ihrer intellektuellen Verhaftung in bloß wirtschaftspolitische Leitbegriffe. Sofern sie indessen liberale Denkrichtungen verleugnet, ist es eben der wirtschaftliche Liberalismus, von dem sie sich lossagt, der übliche Großstadtliberalismus des 19. Jahrhunderts, das Manchestertum und Freihandelswesen und die Heiligsprechung jener vereinzelten punktuellen Einheiten, die der nackte Erwerbssinn und das private Interesse sind. Diese freie Gesinnung ist schließlich nichts anderes, als eine nicht voreingenommene Unbefangenheit gegenüber den sozialen Problemen in der Wirtschaftlichkeit. Sie will eine Durchdringung des konservativen Lebensstils mit gemeinwirtschaftlichen Entwicklungen. Hierbei wird unter Gemeinwirtschaft nicht Sozialismus im Parteisinne verstanden, mit seiner Vergesellschaftung der Produktionsmittel und Einebnung der Stände durch völlige Ausschaltung der wirtschaftlichen Persönlichkeitskraft, sondern was darunter verstanden wird, das ist die grundsätzliche Höherbewertung von Gemeinsamkeitsinteressen gegenüber dem Einzelinteresse und der organisatorische Ausdruck dieser Höherbewertung. Der konservative Sinn für die Bindung durch Form und sein nationales Gewissen fügen den entfalteten Geist der Menschen schichtweise in solche Unterordnungen ein.

In derartigen Gedankengängen etwa, oder genauer gesagt: in derartigen Stimmungen, die Sehnsucht sind und nach Klarheit streben, bewegt sich heute das politische Nachsinnen der akademisch Gebildeten in der jüngeren Generation. Zur jüngeren Generation wären aber gemeinhin auch alle diejenigen zu rechnen, die noch auf dem Sprunge stehen, die vor dem Kriege in den Dreißigern waren und damals bei der schwerfälligen Umständlichkeit in der öffentlich anerkannten Bewährung noch nicht zu den „Arrivierten" gehörten. Zu welcher Partei der eine oder der andere sich hingezogen fühlt, hängt von Herkunft und Temperament ab, von Zufällen und zuletzt auch von einem gewissen Überwiegen je eines der gedanklichen Grundbestandteile. Wer besondere Neigung zu sozialen Verallgemeinerungen hat, sucht leicht Anschluß bei den jugendlichen Strömungen in der Demokratie; wer in seinem Innern den konservativen Halt stärker empfindet, stimmt deutschnational; und wer gar nicht weiß, wo er hin soll, oder glaubt, in sich selbst schon eine Art Ausgleich gewonnen zu haben, mag für die Deutsche Volkspartei stimmen. Doch eine jede Partei hat sich zu sagen, daß sie sich auf diese Anhänger — ihre besten — nicht immer verlassen darf.

Auf dem Weg zum Einheitsstaat

Von Dr. Manfred Eimer

Sehr viele Deutsche, nicht nur solche innerhalb der Parteigruppen der Rechten, können sich von dem Gedanken nicht loslösen, die Bismarcksche Herrlichkeit müsse wiederkommen, die neue Verfassung enthalte nur Anfechtbares, und besonders das Aufgeben des monarchischen Prinzips sei ein schwerer Schaden für Deutschland. Der Niederbruch Deutschlands in seiner äußeren Geltung, die Zerstörung unserer Kolonial- und Handelsmacht, unsere militärische und wirtschaftliche Ohnmacht sind Komplexe, die jeder Deutsche, jeder Bewunderer Bismarcks aufs tiefste empfinden muß; die Rückkehr zu der durch ihn begründeten Größe unseres Vaterlandes muß ihm als hohes Ziel vor Augen stehen, und er wird sein Bestes tun, um mitzuarbeiten, etwas aufzurichten, was dem uns früher Beschiedenen möglichst nahe kommt.

Ob deshalb aber Deutschland im Innern dem früheren Bismarckschen Deutschland notwendigerweise auch sehr ähnlich sehen muß, ist eine andere Frage.

Wer sich in den Gedanken eingelebt hat, daß Bismarck beim Reichsbau im Innern selbst nicht entfernt das erreicht hatte, was ihm wünschenswert erschien, wer sich daran erinnert, daß das Reich von 1871 ein einziges großes Kompromiß voller Zugeständnisse und Vorbehalte, voller Trennungslinien und Eifersuchtszentren gewesen ist, wer sich klar darüber ist, daß das Reich von 1871 nur eine Zusammenfassung von Gebilden einer älteren Zeit gewesen ist, und daß wir, was unsere nationale Einheit angeht, immer nur im „Reichsgedanken", also mehr oder weniger in einer bloßen Idee gelebt haben, der muß sich doch sagen, daß es nicht das Ziel des deutschen Volkes sein kann, gerade auf dieser Stufe der Entwicklung stehen zu bleiben. Wer ein anderes Bild von Deutschland schaut, wer es sich ohne all das Trennende, welches ihm in kleinlichster Weise anhaftet, vorzustellen und wer sich an jedem Fortschritt in der einheitlichen Richtung aufrichtig zu freuen vermag, dem will das Reich von 1871 heute schon, wo die Verfassung von 1919 uns in diesem Sinne entschieden auf einen neuen Weg geführt hat, recht veraltet vorkommen. So mächtig es in seiner Außenentwicklung in der Erinnerung und vor Augen steht, so fern rückt vor dem vorwärtsschauenden Blick die innere Struktur des Bismarckschen Werkes als etwas in seinem Kern und unendlich vielen Wesensäußerungen geradezu Biedermeierisches.

Das ist wohl ein kühnes Wort. Aber man überlege sich einmal, ob die deutsche Kleinstaaterei nicht tatsächlich etwas ist, was diese Bezeichnung sehr wohl verdient.

Es ist nichts als überkommene Phrase, wenn man auch in bezug auf das politische innere Deutschland von der Bismarckschen Herrlichkeit schwärmt und die früheren Verhältnisse einfach wieder herbeiführen möchte mit dem Schlußeffekt der Rede: „Ein Volk ein Reich!"

Wir stehen — mit allem Bureaukratismus, aller Pedanterie und aller Schwerfälligkeit — noch heute, auch unter der Demokratie, mitten in diesem politischen Biedermeiertum. Die Demokratie hat den heiligen Bureaukratismus durchaus nicht abgedankt. Niemand empfindet dies im Zusammenhang mit der sogenannten „deutschen Einigkeit" oder „Einheit" mehr als die aus Elsaß-Lothringen Vertriebenen, deren Verhältnis zum deutschen Vaterlande kurz dahin bezeichnet werden kann, daß kein Land auf Erden solche Geduld, solche Ausdauer, so viel Verzeihen um der Treue willen von seinen Söhnen verlangt, als das Deutsche Reich. Es gehört viel dazu, bei den partikularistischen Hindernissen, auf welche diese auf dem Papier so gern gepriesenen „Pioniere des Deutschtums" überall stoßen, noch Hochachtung vor diesem veralteten Staatsorganismus empfinden zu können!

Das Gesetz der Freizügigkeit wird durch Landesverordnungen durchkreuzt; Wohnungsämter, Bürgermeister, Ministerien sperren die Türen zu; Lebensmittel-

ämter verweigern den Bezug der Nahrung; Regierungen verweigern die Anstellung der Beamten, auch ihrer eigenen Landeskinder; Beamtenkategorien verwahren sich gegen die Aufnahme der vertriebenen „Brüder"; die Nationalversammlung läßt die Frage, ob sie Landes- oder Reichsbeamte sind — die in achtundvierzig Jahren nicht entschieden werden konnte — offen und macht die materielle Weiterexistenz der Heimat-, Besitz- und Stellenlosgewordenen von der Gnade des Reiches abhängig, ohne ihre wohlerworbenen, öffentlichen Rechte zu verbürgen.

Das alles geschieht mit größtem bureaukratischen Ernst, größter juristischer Wichtigkeit, und in dem pedantischen Bewußtsein, vollständig richtig und überaus sachlich zu handeln. Letzteres ist dem Deutschen die Hauptsache, noch im Augenblick des Weltuntergangs und beim Anblick des Ertrinkenden.

Von Nächstenliebe, Dankesschuld und Gewissen aus patriotischem Geiste heraus ist nichts zu spüren. Dieser unpatriotische Geist aber kommt aus der Zeit der Einzelstaaterei vor 1871 und ist ins Bismarcksche Reich notgedrungen schonend übernommen worden. Der Deutsche ist auch heute gerade in Kreisen, wo es als ein Bestandteil der Mannesehre gilt, Patriot zu sein, am wenigsten gewillt, von diesem Geist der Enge und der Abgegrenztheit zu lassen.

Und doch hat eben dieser deutsche Geist, der in der Zeit der völligen Souveränität der deutschen Staaten, im Deutschen Bunde nach 1815, also in der Biedermeierzeit, seine buntfarbigen Blüten am sorgfältigsten pflegen lernte, uns schon viel gekostet. Er hat das Elsaß gehindert, deutsch zu werden und er hat die Angliederung Deutsch-Österreichs vereitelt.

Das liegt an der Struktur, die das Reich als Bundesstaat bekommen hat.

Es wäre unrichtig, zu sagen, die Revolution habe das Trennende, welches unserem Bundesstaate eingepflanzt ist, beseitigt. Der einzelstaatliche Partikularismus — im Gegensatz zur Neugestaltung der Dinge, auch der staatsbewußte preußische — ist im Gegenteil deutlicher wahrzunehmen; dafür hatte freilich auch der Krieg schon gesorgt. Und wenn man den Wirrwarr betrachtet, der in den Parteibenennungen der Einzelstaaten im Unterschied von denen der Nationalversammlung herrscht, so kann man sich des Eindrucks nicht verwehren, daß die Sucht in den Einzelstaaten sich von allem übrigen im Reich zu trennen, größer ist, als das Interesse, die politische Struktur und damit das politische Verständnis zu vereinfachen.

Das ist aber symptomatisch. Es ist ja nicht das Streben der Einzelregierungen, deutsches Verständnis zu fördern, sondern sie sind bestrebt, ihre Bürger und Wähler möglichst einzugrenzen und deren Blicke möglichst nur auf das eigene Machtzentrum zu lenken. Aus diesen, zunächst nach Karlsruhe, Stuttgart, Dresden gerichteten Patriotismen, bei denen möglichst viel Abscheu vor Berlin eine Hauptbedingung ist, setzt sich kristallartig das „deutsche Bewußtsein", der „Reichsgedanke" zusammen.

Die Einheitsfreunde verfolgen zweifellos das Ziel der Staatserhaltung im höchsten nationalen Sinne, ohne Nebeninteressen, ohne Zwecke zweiter oder dritter Ordnung. Sie sind eine unsichtbare und satzungslose Partei, deren ganzes politisches Glaubensbekenntnis in dem einen Satze erschöpft ist: politische Einheit im Innern und dadurch unzerstörbare Macht nach außen und ungetrübte Einigkeit des deutschen Gesamtbewußtseins zu erstreben.

Dies ist eines großen Volkes würdig, es ist auch nötig.

Das Bismarcksche Reich ist in dieser Hinsicht ein großer Schein gewesen, und aus diesem Schein herauszukommen, das ist — mit oder ohne die revolutionären Vorgänge — unser deutsches Ziel, um in Zukunft unseren Aufgaben als Nation wieder gerecht werden zu können.

Es wird in weiten Kreisen anerkannt, daß die Staatsform dabei eigentlich eine Sorge zweiten Ranges ist, sofern die demokratischen Grundlagen gewahrt werden. Die Einheitsfreunde fügen hinzu: und soweit es sich bei der Monarchie nur um einen Kaiser, nicht mehr aber um die Einzeldynasten handelt.

Zweifellos ist man berechtigt, in diesen Fürsten, in der mit deren Rechten und ihrer Würde verbundenen geschichtlichen Überlieferung und ihrem starken persönlichen Einfluß ein Haupthindernis für die Gestaltung Deutschlands zum Einheitsstaat zu sehen. Ihre Abdankung hat die Bahn für dies große Ziel frei gemacht. Sie war ein notwendiges Opfer an die deutsche Allgemeinheit. Dies gilt aber nicht etwa nur für Württemberg oder Bayern, sondern ebenso gut auch für Preußen.

In Preußen hat man unter der deutschen Einheitsbestrebung immer mehr oder weniger eine preußische Machtfrage gesehen und es den anderen Fürsten leicht schwer verdacht, daß sie auf ihr Dasein nicht verzichten wollten. Aber ein gut Teil der Abneigung weiter preußischer Kreise gegen die neue Verfassung entstammt gewiß eben dem Umstand, daß Preußen sehr bedeutend an Einfluß durch sie verloren hat. Es wird Preußen erst jetzt das Los zuteil, sich in eine ähnliche Rolle finden zu müssen, wie sie die anderen Einzelstaaten seit 1871 Preußen und dem Reich gegenüber stets gespielt haben. Das möge man in Preußen wohl bedenken!

Eine der wichtigsten Änderungen in der Struktur des Reiches ist die Lösung der Reichsgewalt aus ihrer Verquickung mit der preußischen Machtsphäre, eine Verbindung, die durch das Kaiser-Königtum gegeben war. Diese war so fest, und durch die Person des Ministerpräsidenten und Reichskanzlers, die Kommandogewalt des Kaisers und Königs, seine Ernennungsrechte in bezug auf die höchsten Stellen des Reichsdienstes und der Diplomatie — welche in den meisten Fällen zugleich als preußische gelten konnte —, so bedeutsam, daß man in Preußen die Widerstände der übrigen Einzelregierungen nicht begriff und darin etwas Unpatriotisches sah. Preußen empfindet erst heute — soweit es konservativ ist — das, was man andernorts schon immer empfand: eine fremdartige Gewalt über sich — die Reichsgewalt! Die Führung im Reiche liegt nun außerhalb Preußens. Das ist eine überaus wichtige Änderung der Gesamtlage.

Preußen muß jetzt Altruismus beweisen. Es muß selbst zeigen, daß es wirklich von der reinen Idee der deutschen Einheit getragen und erfüllt ist; es muß sich vor derselben ebenso selbstlos und opferwillig beugen lernen, wie es das bisher als Selbstverständlichkeit von den anderen forderte. Nicht überall jedoch bemerkt man die wahre Begeisterung, und nicht überall kann man feststellen, daß der preußische Gedanke hinter den größeren deutschen Zielen zurücktritt. Das sind die Strömungen, welche man im Süden schon längst als einen Teil des Partikularismus kennt, und die in Preußen nur dadurch bisher zurücktraten, weil es sozusagen der regierende Staat war.

Die unnachgiebigen Kreise Preußens sind dieselben, die nicht verstanden, daß ganz Deutschland nach der Wahlreform in Preußen rief und die nie begreifen werden, daß die Revolution durch die Verzögerung dieser Reform stark gefördert wurde, ebenso daß dadurch die Beliebtheit Preußens stark in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Es sind die gleichen Kreise, die noch immer glauben, Preußens Führerrolle in Deutschland sei nicht erschüttert, und Preußen selbst sei es ebenfalls nicht. Das sind diejenigen, die mit stolzer Entschiedenheit an Preußens Glanz und Größe auch in Zukunft glauben und daher von der Einheitsbewegung im Reich als einer revolutionären und den Bestand Preußens bedrohenden Gefahr ebenso wenig wissen wollen, wie Bayern oder Baden in ihrem eigenen Staatsinteresse.

In den außerpreußischen deutschen Ländern aber vermutet und sieht man die Gefahren weniger beim Reich als in Preußen. Die Verquickung des Kaiser- und Königstums hat den Reichsgedanken durchaus nicht gefördert. Diese Gestaltung hielt nicht, was sie versprach. Die Tatsache, daß der Kaiser z. B. der Oberbefehlshaber der Flotte und des preußischen Heeres war, zu dem fast alle Kontingente der deutschen Armee gehörten, genügte, dieser Machtkompetenz gegenüber Unlust und Befürchtungen zu erwecken. Die Ernennungsrechte des Kaisers in bezug auf die Reichsminister, kommandierenden Generale, Admirale, Bot-

schafter usw. brachten viele Momente der Verstimmung auf und hielten fortgesetzt ein Mißtrauen wach, ob auch die nicht preußischen Landeskinder und vor allem die Interessen der Einzelstaaten genügend dabei berücksichtigt würden. Der geringe Einfluß des Bundesrats auf die oft sehr persönlich geführte auswärtige Politik erregte ebenfalls die Eifersucht, und erweckte Reichsverdrossenheit, wenn keine Erfolge zu verzeichnen waren, oder Dinge geschahen, die besser unterblieben wären. Man empfand und empfindet vieles als preußischen Egoismus, weil es von Berlin aus geht. Die Verbindung der preußischen und der Reichshauptstadt zusamt der gefürchteten Auffaugung aller Zentralen durch Berlin machte diese Stadt und ihren Namen immer unbeliebter.

Der Süden ist sich in übertriebener Weise einer älteren Kultur bewußt als sie das Land an der Spree aufzuzeigen hat, und so ist der Süden um so eifersüchtiger auf den Emporkömmling. An das größere Preußen mit seinen westlichen Kulturprovinzen hat man sich nie gewöhnt. Unter Preußen versteht man noch heute im Süden eigentlich nur Berlin und Umgegend. Das westelbische Land rechnet man kaum dazu. Das Bewußtsein, daß dies meist erst vor Jahrzehnten erobertes Land ist, wurde im Süden nie erstickt. Die gewaltigen Leistungen Preußens für Deutschland werden nur akademisch und bei besonderen Gelegenheiten anerkannt; die preußische Art und die für geringer gehaltene Intelligenz aller Norddeutschen werden in scharfen Gegensatz zu dem für gehaltvoller angesehenen Süden gebracht. In all diesem aber steckt etwas von Angst und Beklemmung, insbesondere auch deshalb, weil man sich nicht verschweigen kann, daß Preußens Vorhand in Deutschland doch mehr und mehr durchdrang. Das nennt man voll Gift und Galle „preußischen Annexionismus".

Das Unbehagen gegen Preußen war nach 1871 zunächst durch Idealismus für das Reich gemildert. Je mehr man aber das Reich mit Preußen identifizierte (oder umgekehrt), desto mehr begann das Unbehagen in Abneigung und Auflehnung umzuschlagen. Es geschah und geschieht auch freilich so gut wie nichts, um zu zeigen, wie Preußen als entgliedernder Einheitsstaat eigentlich vorbildlich gewesen ist, wie großzügig seine Verwaltung und wie verständnisvoll die Behandlung der verschiedenen Landesteile und ihrer Bevölkerungen nach Eigenart und Kulturbedingungen — trotz aller gegenteiligen Behauptungen — gewesen ist. Man wirft Preußen Verständnislosigkeit gegenüber anderen Stämmen und den von ihm eroberten westlichen Landesteilen vor, begreift aber selber Preußen in seiner Vielgestaltigkeit nicht und steht selber diesem nur höchst mangelhaft überblickten Staatswesen, diesem bedrohlichen „Koloß", überaus verständnislos gegenüber.

Man wird es in Preußen nie begreifen, wie groß die Mißgunst ihm gegenüber ist, weil es im Lauf der Geschichte — groß geworden ist. Dies wird ihm in Süddeutschland geradezu als ein Unrecht verdacht, und deshalb wäre man vielfach sehr dafür gewesen, daß der Preuß'sche Entwurf der „Autonomisierung" Preußens durchgegangen wäre. Daß Preußen sich dagegen gewehrt hat, solange die anderen Einzelländer ihren Bestand und ihren Staatscharakter wahrten, wird ihm auch von ganz ernst denkenden Süddeutschen ganz einfach übel genommen. Man bedenkt dabei nicht, daß die süddeutschen Regierungen sich noch viel grundsätzlicher gegen die Auflösung der Staatshoheiten im Reich aufgelehnt haben!

Die geschichtliche Entwicklung Preußens ist in dem Denken dieser Leute nur Annexionismus, und trotz aller tatsächlichen Rücksichten, die das große Preußen seit 1866 auf die anderen genommen hat, sieht man auch in den Plänen, welche eine allgemeine Einteilung Deutschlands in Selbständigkeitsbezirke, in Reichs- oder Kulturprovinzen, befürworten, oft nur ein Aufgehen der Länder in Preußen oder ein Herabsinken derselben zu dessen Annex. Man macht nicht den kleinen logischen Schritt, sich zu sagen, daß, wenn Rheinland, Niedersachsen, Großhessen, Thüringen, Bayern, Schwaben Reichsprovinzen geworden sind, Preußen als Koloß aufgehört hat zu bestehen, also auch sein partikularistischer Annexionismus nicht weiter besteht, und daß es dann auch kein Großpreußen mehr gibt, welches „reichen und eigenartigen Kulturbesitz" bedroht, von dem man im Süden an-

nimmt, daß man ihn allein sein eigen nenne und daß überall, wo Preußen hinkomme, solcher Besitz unrettbar verloren sei. Also vorläufig ist es ein Elend mit diesem Preußen und seiner Übermacht, trotz aller seiner Zurückhaltung, die es tatsächlich in hoch anzuerkennender Weise bewiesen hat.

Daß ein so viel größeres Staatswesen gewisse Strömungen ausstrahlt, ist ja im übrigen eine psychische Notwendigkeit. Daß man dies nicht begreifen will, daß man in allem, was es ausstrahlt, nur etwas übles sieht und es nun abschlachten will, als habe es überhaupt für Deutschland nichts geleistet, ist von solchen, die so viel weniger geleistet haben, ein äußerst bedenkliches Unterfangen. Es ist eine traurige Tatsache und eine sehr anfechtenswerte Nachwirkung der Revolution und der Niederlage des Militarismus auch im demokratischen Lager Süddeutschlands, daß man völlig übersieht, daß Preußen gezeigt hat, daß deutsche Stämme „von der Memel an den Rhein" zu vereinigen sind, ohne politische Zwischengrenzen, und daß es damit den Weg gewiesen hat, der überall, wo die deutsche Zunge klingt, beschritten werden muß. Sonst hat kein anderer deutscher Staat, Bayern in kleinerem Maßstabe ausgenommen (und nicht aus den gleichen Ursachen heraus), diese schwierige Tat vollbracht, von der in Liedern und Festreden so viel Wesens gemacht wurde, nach dem Rezept: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!

Es gilt hier einen förmlichen Ringkampf gegen Eigentum, Vorurteile, Kleinlichkeit und Selbstüberschätzung, besonders im Süden. Überdies gegen den eben skizzierten Alpdruck der Preußenangst, der fast eine Krankheitserscheinung genannt werden kann; eine fixe Idee, die nicht nur im Spießbürgerherzen, sondern auch in Redaktionsstuben, an Regierungstischen und in Landtagsgebäuden sehr mächtig und wirksam ist.

So hat aber auch der mit Preußen bisher so eng verbundene Reichsgedanke immer mehr an Zauber verloren, und was von Reichs wegen geschieht, ist immer mehr als „preußisch" angesehen und entsprechend gewertet worden.

Die überragende Größe Preußens fällt dabei gar nicht ins Gewicht. Davon gibt man sich keine Rechenschaft. Man ist in Bayern, aber auch in Baden und Sachsen usw. eifersüchtig auf die volle, durch die Reichsverfassung festgelegte Gleichberechtigung und erkennt die weise Mäßigung Preußens kaum an, welches, z. B. in Hinsicht auf die Bundesratsstimmen, bis in die neueste Zeit von ungemeiner Selbstentsagung und Großmut gewesen ist.

Die Gleichberechtigung der Mittelstaaten mit Preußen war eine Notwendigkeit, um das Werk von 1871 zustande zu bringen, aber sie war ein schiefes Fundament. Sie erzeugte bei den Kleineren einen unberechtigten Größenwahn und führte zu völliger Verkennung und Außerachtlassung der europäischen, selbständigen Bedeutung des preußischen Staates. Man bedenkt nicht, daß dieser Staat Machtrechte besitzt, welche den anderen aus natürlichen Gründen nicht zukommen und daß eine offenkundige Anfeindung Preußens Dienst für unsere Feinde ist. Dennoch ist man stets dabei, Preußen auf die Finger zu sehen und es womöglich meistern zu wollen.

Diese Erscheinung ist durch die gegen Preußen — aber auch gegen die Reichsgewalt — Front machende süddeutsche Ministerkoalition im Jahre 1919 ganz besonders deutlich geworden.

Denn der Zusammenbruch hat alle diese Instinkte noch verstärkt. Süddeutschland liegt sozusagen auf der Lauer, Preußen aufzulösen; anstatt sein Augenmerk auf die große Verfassungsänderung zu richten, auf die Trennung der Reichsregierung von Preußen, welche doch eigentlich außerhalb Preußens überall besprochen werden sollte, da sie eine Erlösung darstellt!

Man kann sich nicht froh zu der Erkenntnis aufschwingen, daß der Bann gebrochen, Preußen erheblich beiseite geschoben worden ist, weil man immer noch im Reich die gefürchtete Vorhand Preußens und in Berlin den Herd der Zentralisation sieht, durch welche den anderen Staaten ihre Rechte verkürzt werden, so daß ihnen nur „Brosamen" zukommen, während Preußen alles für sich ausnützt und nach seinem Wohlergehen bestimmt.

Auch hier fehlt es wieder an der nötigen und willigen Aufklärung. Auch das ist eine Folge der Eifersucht der Einzelstaaten. —

Aber zu unserem Heil zeigt es sich heute immer deutlicher, daß das Reich, wie es durch die neue Verfassung errichtet worden ist, etwas zu werden sich anschickt, welches von dem, was es bisher war, sehr verschieden sein wird.

Diese von Preußen losgelöste Reichsgewalt verfährt mit den Einzelländern ganz anders, als Preußen es jemals riskiert hätte. Sie nimmt den Ländern eine Gewalt um die andere. Das große Preußen selbst läßt sich das ruhig gefallen. Die Kleineren schweigen oder wehren sich und zappeln. Aber sie geben nach. Wer ist der große Meister, der ihnen das abringt? „Not bricht Eisen." Es ist die schreckliche Not unseres Vaterlandes. So mußte es kommen! Der Eigensinn des Partikularismus, der Sondertrotz, der Größenwahn konnte nur so — und ohne die Dynastien! — dazu gebracht werden, die für die Einheit nötigen Opfer zu bringen.

Ein starker Zug nach innerer Einheit ist durch die Revolution ausgelöst worden. Die Grenzen der Staaten begannen im Lichte wirtschaftlicher Interessen und Erfordernisse zu verblassen. Man begann von dem Verschwinden und der Zusammenlegung bisher unantastbarer Gebiete und Staaten zu sprechen und dies teilweise in die Tat umzusetzen. Große Aufgaben, die bisher am partikularistischen Eigensinn oder an finanziellen Sondervorteilen gescheitert waren, wurden plötzlich in den Dienst der Allgemeinheit gestellt und auch die hartnäckigsten Gegenströmungen auf dieser Linie überwunden.

Reichspost — auch für Bayern —; Reichsverkehrsministerium und damit die Reichseisenbahngemeinschaft; Reichswehr — auch in Bayern — und damit Aufhören der einzelnen Kriegsministerien; Reichsministerien verschiedenster Art; endlich die Reichssteuergemeinschaft, — das sind die positiven Errungenschaften der Revolution für das deutsche Volk; noch andere, z. B. die Reichsschulgemeinschaft, werden folgen. Wir wissen noch nicht alles, was geplant wird. —

Die Einzelländer werden immer mehr Rechte an das Reich abgeben, Preußen aber immer mehr Rechte an seine Provinzen. So begegnen sich beide Wege und münden in die Reichseinheit.

Wir werden ein Reich haben, das aus Provinzen besteht, die den heute vorhandenen Ländern in vielem gleich sein werden, in die aber auch viele der heute noch bestehenden Länder aufgehen werden.

Von einer Zentralisation nach französischem Muster ist dabei nicht die Rede. Unser Vorbild ist nicht Frankreich, sondern Italien, in seinen kulturellen Verschiedenheiten, mit seinen durch die Unitarisierung nicht geschädigten, sondern vielfach sogar mächtig gehobenen alten Kulturzentren.

Der Deutsche bewahrt seine kulturelle Eigenart nicht dadurch, daß er vom Nachbarn wie durch eine chinesische Mauer getrennt ist — man könnte das z. B. von Württemberg und Bayern stark sagen; oder durch Staatshoheitszeichen, durch Sonderrechte und so fort; sondern dadurch, daß er solche Eigenart wirklich hat!

Die Provinzen, in welche die bisher für unumgänglich nötig gehaltenen Einzelstaaten übergehen werden, könnte man sehr wohl Kulturprovinzen nennen; denn die neue um vieles einfachere Struktur des Reichs wird durch die Stammesart, das gemeinsame im einzelnen bedingt sein: Einzelfürsten werden darin keinen Platz mehr haben. Auch ein König von Preußen nicht. Sogar die Deutsche Volkspartei, die monarchisch ist, hat dies für gut befunden. — Natürlich will dies einem alten Preußen nicht in den Sinn. Er muß eigentlich in dem neuen Reich einen bösen Feind sehen. Er wird sich mit allen Mitteln gegen das völlige und tatsächliche Aufgehen Preußens im Reiche wehren; er hatte sich das viel eher und lieber als ein Verschwinden der anderen in Preußen vorgestellt!

Aber die Verhältnisse sind mächtiger geworden als der Partikularismus und die Einzelstaatsidee.

Die Großzügigkeit der preußischen Minister, die es mit der Neuordnung so leicht zu nehmen scheinen, wenn sie vom kommenden Einheitsstaat sprechen,

hat wohl tiefere Gründe: Preußen ist schwer getroffen. Nicht nur durch Abtretungen von Land, sondern auch in seiner Staatsidee. Diese ist vielfach bedroht und angefressen, und Widerstände gegen die Autonomiebestrebungen gefährden nicht nur Preußen, sondern sie könnten sogar zum Verlust höchst wichtiger Gebiete für das Reich führen. Der Zusammenhalt dagegen wird gewährleistet durch die Auflösung. Mit diesem Paradoxon ist die neue Epoche der Reichsentwicklung gekennzeichnet. Wer den deutschen Gedanken wirklich umfaßt, muß das Alte hingeben und mitarbeiten am Neuen. Daß das vielen Preußen als unmöglich erscheint, kann man verstehen. Aber das ändert nichts.

Auch den anderen Ländern kommt es, auf sie selbst bezogen, nicht minder unmöglich vor. Sie gehen daher nicht voran, aber sie fügen sich. Eigentlich, so empfindet man, ist durch die Steuergemeinschaft die Staatsherrlichkeit dahin. Das Merkwürdige ist aber die Resignation, mit der es hingenommen wird. Sie steht eigentlich in gar keinem Verhältnis zu den Kämpfen, die noch vor Jahresfrist um geringe Rechte, z. B. die bayrischen Briefmarken, ausgefochten wurden. Die chinesischen Mauern stürzen zusammen; man blickt durch die Breschen und über die Trümmer und erkennt — Neuland, wo man ernten und pflücken kann.

Das ist natürlich wesentlich; man will nicht nur „Brosamen von des Reiches Tisch" haben, sondern Brot. Aber sehr rasch scheint man, z. B. im Süden, zu begreifen, daß das Reich kein Moloch ist, der nur verschlingt, sondern daß Germania ein Füllhorn trägt, aus dem sie gibt.

Man beginnt die Vorteile zu erkennen. Erzbergers Mittel, die Beförderung tüchtiger mittlerer Finanzbeamten zu höheren, war ein Meisterzug. Daß man im Reichsministerium sehr wohl weiß, wo Empfindlichkeiten zu dämpfen sind, hat die Berufung eines Württembergers zum Unterstaatssekretär im Reichsverkehrsministerium bewiesen. Nicht weniger eindrucksvoll ist die Ernennung des württembergischen Obersten Reinhardt, des preußischen Kriegsministers, zum Leiter des Reichsheeres. Ein ganzer Stab schwäbischer Landsleute folgte ihm.

Und das Reich zahlt gut!

Man hat sich einst gegen die sogenannte Siebenhäuser Konvention zwischen Preußen und Württemberg in Schwaben schwer erregt. Diese Übereinkunft bestimmte einen Austausch der Offiziere beider Armeekörper. Bald sah man ein, daß württembergische Offiziere viel bedeutsamere Kommandos erhielten, als das im engen Rahmen des dreizehnten Korps wegen der beschränkten Zahl besserer Stellen möglich war. So wird es auch mit dem Aufgehen der Sonderverwaltungen ins Reich kommen.

Der Mangel des Austausches der Beamten innerhalb des Reichsgebietes ist ein großer Fehler der Reichsstruktur als Bundesstaat gewesen. Dieser Bundesstaat ist gerade besonders in dieser Hinsicht, wie schon gesagt, ein Trennungsstaat. Er hat die Einbildung durchaus aufrecht erhalten, außerhalb der Landesgrenzen sei nicht zu leben. In Bayern haben kurz vor der Einrichtung des Reichsverkehrsministeriums (am 1. Oktober 1919) die Verkehrsbeamten aufs heftigste gegen die Neuerung und gegen Versetzung „ins Reich" Einspruch erhoben. Auch sie werden bald anders denken.

Diese Abneigung, jenseits der engeren Grenzpfähle leben zu sollen, ist das traurigste Zeichen dafür, wie es um den Geist der Einheit und Brüderlichkeit im Reich bisher in Wirklichkeit bestellt gewesen ist, wie wenig der Zauber und der Idealismus von 1871 praktisch weiter gewirkt haben. Im Grunde ist vieles von dem Gerede von deutscher Einigkeit Selbsttäuschung, ja, ein großer Schwindel gewesen, der sich im Weltkrieg auch, je länger er dauerte, um so deutlicher fühlbar gemacht und gerächt hat.

Aber auch die Vorstellung, nur im Heimatstaate leben und glücklich sein zu können, dieser von den freien Berufen längst überwundenen Biedermeieralp, ist tatsächlich in den Einzelstaaten schon als eine ganz irrige Empfindung nachzuweisen.

Wenn man den Landtag und das Ministerium in Württemberg betrachtet, so ist man erstaunt, welche landsmännischen Verhältnisse in diesem, alles Fremde und besonders alles „Norddeutsche“ so gern ablehnenden Lande in Wirklichkeit in den Sphären der Regierung herrschen. Weit davon entfernt, daß lauter Schwaben die maßgebenden Posten inne hätten! Der erste Staatspräsident, Blos, ist ein Badener; der Minister des Innern, Lindemann, ein Norddeutscher von Abkunft; der Minister des Unterrichts, Heymann, stammt aus Posen; der Präsident des Landtags, Keil, aus dem Regierungsbezirk Cassel; eine ganze Reihe von Abgeordneten — allerdings meist Sozialdemokraten — sind Bayern, Badener, Sachsen.

Es geht also ganz gut; viel besser als man denkt! Wir stecken aber noch tief in Vorurteilen. Die Einheitsfreunde waren immer der Ansicht, daß es nur Vorurteile sind; und sie behalten Recht.

Es dämmert sehr stark in den Einzelstaaten. Das Reich als Zentrale, — dieser gefürchtete Popanz — verheißt Vorteile und Fortkommen; es gewährleistet, daß alle Teilbetriebe und Teilgebiete gleichmäßig behandelt und bedacht werden. Das ist eine Überraschung, eine endlich gemachte Entdeckung, der man sich nicht entziehen kann und nicht entziehen wird. Das Wort: Freie Bahn dem Tüchtigen, welches in der Revolution so selten in Erfüllung ging und so tiefe Enttäuschungen bereitet hat, wird auf dieser Linie in Erfüllung gehen! Das Mißtrauen weicht dem Vertrauen. Und das fehlte bisher; darauf kommt es an!

Das Reich, welches nicht nur fördert, entzieht, raubt, auffrißt, wie das bismarcksche Reich es in der Vorstellung der Partikularisten und Preußenfeinde tat, sondern welches allen gibt, fordert, bessert, schützt und hilft, das ist etwas, dem man gleich ganz anders gegenübersteht; da ist die Einsicht nicht so schwer, als da, wo das Reich durch Preußen bestimmt erschien.

Gerade deshalb kann man zweifellos in Preußen selbst den Unterschied nicht so deutlich empfinden. Man kann dort auch nicht erfassen, welche große, segensreiche, ideelle und praktische Bedeutung für das Deutsche Reich, seine Erstarkung und seine nationale Entwicklung die Niederlegung der partikularen Dämme und das Erwachen tieferen vaterländischen Vertrauens zum Reich in den anderen Ländern hat. Da Preußen selten im Gegensatz zum Reich stand und der Preuße sein Land und das Reich so ziemlich gleichstellte, fällt es ihm schwer, umzudenken; auch muß er es gerade in der umgekehrten Richtung tun, wie alle die andern.

Aber sowohl diese wie der Preuße bringen Opfer. Sie bringen sie dem gemeinsamen Vaterlande.

Die Einheitsfreunde haben trotz allen Elends und Jammers ihre großen Tage erlebt, und da der Stein im Rollen ist, sehen sie getrost in die Zukunft. Sie schauen in weite Fernen; und sehen ein einiges Deutschland, frei von engherzigen, unübersteiglichen Innengrenzen, frei von den Schlacken der gegenseitigen, verderblichen und häßlichen Anfeindung und Behinderung; ein einig Volk von Brüdern wo keiner mehr heimatlos sein wird; ein Deutschland, wie es noch nie bestand!

Tschecho-Slowakei

an soll gewiß nicht vor jedem Erfolg kapitulieren, aber man soll auch Tatsachen nicht verkennen. Wenn man als Deutscher rein gefühlsmäßig auch bedauert, daß die österreichisch-ungarische Monarchie zusammengebrochen ist, und geneigt sein mag, die Serben auch weiterhin als verschwörerische Imperialisten, die Tschechen als Hochverräter zu bezeichnen, so muß der Politiker, der, will er nicht den Überblick verlieren, doch immer so weit Historiker sein muß, um das Wachsen und Absterben der unterschiedlichen politischen Machtfaktoren zu erkennen, doch so viel Objektivität aufbringen können, um in der Weltgeschichte das Weltgericht zu sehen, das mit unumstößlichem Spruch Tatsachen schafft, deren Nichtanerkennung ihn in die Reihen weltfremder Toren verweisen würde. Der katastrophale, auch die neue Jugend schwer belastende Mißerfolg des alten österreich-ungarischen Regimes, gleichviel durch welche Faktoren er entstanden ist, beweist, daß die Jugend recht hatte, dem alten Regime die Gefolgschaft zu verweigern, denn Jugend hat immer recht, gegen ein Regime zu opponieren, das ihm keine adäquaten Lebensformen mehr zu bieten weiß. Es wäre darum gut, wenn man sich auch in Deutschland allgemein dazu entschließen wollte, die neuen Staaten der alten Doppelmonarchie nicht länger als zerstörende, sondern als gewachsene Faktoren zu betrachten, nicht als etwas Negatives, das man ausstreichen will, sondern als etwas Positives, das man nach Kräften nutzen möchte.

Erschwert wird uns allerdings eine solche Stellungnahme durch die Nachrichten, die uns über den Nationalitätenkampf zwischen Tschechen und Deutschen zukommen. Die Klagen über gewaltsame Zurückdrängung des deutschen Einflusses, über tyrannisierende Maßnahmen von seiten tschechischer Behörden, über verbitternde Äußerungen tschechischen Volkshasses wollen nicht verstummen und scheinen, auch objektiv betrachtet, nicht unberechtigt zu sein. Aber es liegt doch auch im Wesen gewaltsamer und plötzlicher Veränderungen innerhalb eines Staatswesens begründet, daß sie sich nicht in der Form anpassenden Wachstums, sondern als über das eigentliche Ziel hinausgehende Reaktionen vollziehen. Tatsache ist doch, daß sich die Tschechen, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, unterdrückt gefühlt haben; daß sie nun, da sie das Heft in der Hand haben, ihrerseits unterdrücken wollen, liegt in der menschlichen Natur. Auch ist es begreiflich, daß sie Anhängern und Stützen eines Regimes, das das Land mit den Passiven des Krieges belastet hat, und Vertretern und Stammesverwandten von Landschaften, die sich, kaum daß der neue Staat gebildet war, anschickten, sich abzulösen und sich sei es nach Österreich oder nach Deutschland hin zu orientieren, nicht eben freundlich gegenüberstanden. Hinzukommt, daß alle Jugend sich rüde und fanatisch äußert. Daß aber die offizielle Leitung des tschechischen Staates nicht die Absicht hat, eine Politik vergewaltigender Tyrannei gegen die Deutschen durchzuführen, scheint nicht nur der letzte Kabinettswechsel zu beweisen, der ja auf noch verschiedene andere Ursachen zurückzuführen ist, sondern vor allem die Äußerungen Masaryks („Berliner Tageblatt" vom 12. September) und Benesch', die klar erkennen lassen, daß man den unbedingt deutschfeindlichen und ententefreundlichen Kurs der Raschin und Kramarsch nicht länger mitzumachen entschlossen ist. Mag sein, daß die Form dieser und ähnlicher Äußerungen mit bestimmt ist durch die Rücksicht auf den Umstand, daß die Deutschen im Teschener Abstimmungsgebiet imstande sind, den Ausschlag zugunsten der tschecho-slowakischen Staatsoberhoheit herbeizuführen, die klar ausgesprochene Erkenntnis, daß sich ein neues Staatswesen unmöglich entwickeln kann, wenn es ein Drittel seiner Bevölkerung vergewaltigt, verbürgt, daß diese Erklärungen auch im Kern ehrlich gemeint sind. Was man gegen diese Annahme vorbringt: vereinzelte Schließung von Schulen, Schlägereien, Belästigungen, Anrempeleien, Beschimpfungen, Requisitionen, Militärregiment, ist offenbar mehr als Folge eines Zustandes, denn als Anzeichen einer bewußt arbeitenden Politik zu beurteilen. Wenn selbst im fest begründeten Deutschland die Regierung

sich nicht immer durchzusetzen vermag und nicht imstande ist, alle Bestrebungen zu unterdrücken, die anzukündigen scheinen, daß einzelne Volksteile eine Sonderpolitik durchsetzen wollen, so kann man sich vorstellen, welche Schwierigkeiten die Regierung eines Staatswesens hat, das erst in der Bildung begriffen ist. Auch hier darf das aus der Vergangenheit begreifliche Bestehen engherzig nationalistischer Kreise nicht verkannt werden, die jede Versöhnungspolitik der Regierung als Verrat an der Rasse brandmarken und die großen Linien der Regierungspolitik durch allerlei kleine Sonderaktionen zu durchkreuzen bestrebt sind. Der Rassengedanke ist auf böhmischem Boden eben älter als der Staatsgedanke, er ist dem tschechischen Durchschnittsbürger auch greifbarer und lebendiger und wird es unfehlbar bleiben, wenn die Deutschen selbst Miene machen, der Regierung bei der Verwirklichung des tschecho-slowakischen Staatsgedankens Hindernisse in den Weg zu legen. Was insbesondere die immer wieder angeführte Schließung deutscher Schulen anbetrifft, so darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß sie zunächst nur vereinzelt ist und sodann von tschechischer Seite damit verteidigt wird, daß diese Schulen jetzt, da deutsche Industrielle tschechische Proletarierkinder nicht mehr zu ihrem Besuch zwingen könnten, keine genügende Besucherzahl mehr aufwiesen, um ihre Erhaltung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Das kann im einzelnen von hier aus nicht nachgeprüft werden, aber unmöglich ist es nicht, und jedenfalls spricht die Tatsache, daß seit vierzig Jahren zum ersten Male wieder Deutsche im Prager Gemeinderat sitzen, nicht gerade dafür, daß die Vergewaltigung der Deutschen allgemein ist.

Es ist ein Unglück für das neue Staatswesen, daß an seiner Wiege die Auseinandersetzung der Rassen steht. So berechtigt der Rassenstandpunkt, auf den freilich die Tschechen zuerst sich gestellt haben, ist, so berechtigt auch die Forderung einer Gleichstellung der Rassen innerhalb eines Staatswesens, so bedenklich ist politisch die Forderung nach Autonomie der Rassen. Solange die begrifflichen und gegenständlichen Grenzen zwischen Volk, Nation (oder Nationalität) und Staat nicht geklärt sind oder auf Grund bestehender Verhältnisse namentlich wirtschaftlicher Natur nicht geklärt werden können, solange wird es bedenklich sein, die Nationalitätenfragen mit politischen zu verquicken. Als unter Anrufung des Wilsonschen Nationalitätenprinzips die Tschechen einen Sonderstaat bildeten, war der Anspruch der Deutschböhmen auf Selbstbestimmung vom Rassenstandpunkt aus gewiß berechtigt, politisch war er es nicht. Daß ein Anschluß an Österreich unmöglich war, lehrt schon ein Blick auf die Karte, daß die Tschechen aber auch einen Anschluß an Deutschland oder eine staatliche Verselbständigung der Deutschböhmen, die ihre selbständige wirtschaftliche Existenz und damit auch ihre politische Existenz in Frage gestellt hätte, nicht gutwillig dulden würden, konnte jedem klar sein, der zu überblicken vermochte, wie eng die deutschen und die tschechischen Teile Böhmens wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind. Daß auch militärische Rücksichten dabei mitsprachen, mag den Vorkämpfern der Völkerbundsidee zwar schmerzlich gewesen sein, kann aber wie die Dinge vorläufig liegen, kaum als unberechtigt erscheinen.

Daß ein junger Staat, der sich etwas zutraut, sich von vornherein zu saturieren bestrebt ist und seine Fundamente in einer Weise legen will, die ein möglichst selbständiges Fortbauen gestatten, ist nur begreiflich, ebenso begreiflich freilich, daß strittiges Gebiet ihm von seinen Gegnern nicht ohne weiteres überlassen wird, und erst recht, daß viele der von tschechischer Seite erhobene Forderungen, wie z. B. auf das „tschechische" Wien mit Entrüstung in den Winkel phantastischer Ausgeburten verwiesen werden. So gewiß es für jedes Staatswesen eine obere Grenze der äußeren Ausdehnung seiner Oberhoheit gibt, die abhängig ist von der Möglichkeit, diese Grenzen mit dem Staatsgedanken lebendig wirkend auszufüllen, so gewiß gibt es auch eine untere, bei deren Unterschreitung der Staatsgedanke sich nicht genügend auszuwachsen vermöchte. Der Tschecho-Slowakenstaat besitzt politische Möglichkeiten, die vier gesonderte Nationalitätenstaaten: Tschechen, Deutsch-Böhmen, Slowaken, Ruthenen nicht besitzen würden; der Tschecho-Slowaken-

staat ist eine politische Realität oder kann doch, wenn nicht alles täuscht, zu einer solchen werden, vier kleine Nationalitätenstaaten wären Abstraktionsgebilde, die sich bei ihrer politischen Verwirklichung sofort aneinander anschließen oder in die Haare geraten müßten. Aus solchen Überlegungen heraus erscheint es sogar zweifelhaft, ob die Forderung der Deutsch-Böhmen nach regionaler Autonomie, nach einer Vertretung als festgeschlossene Minorität politisch zweckmäßig ist. Solange der jetzige Regierungskurs eingehalten wird, ist das gewiß nicht der Fall. Als festgeschlossene, politisch gesonderte Minorität werden die Deutsch-Böhmen, vom tschechischen Standpunkt aus ganz mit Recht, stets als staatsfeindliches, mindestens eine gesunde einheitliche politische Gesamtentwicklung hemmendes Element angesehen und in allen außenpolitischen Fragen nach Möglichkeit überstimmt und ausgeschaltet werden. Entschließen sie sich jedoch im tschecho-slowakischen Staat aufzugehen, so werden sie, da sie in geschlossener Opposition jede tschecho-slowakische Regierung zu stürzen vermögen, einen ständigen organischen Einfluß auf die Gesamtpolitik des Staates auszuüben imstande sein. Auch vom reichsdeutschen Standpunkt aus wäre eine solche Entwicklung vorzuziehen. Eine geschlossene deutsch-böhmische Minoritätenautonomie würde hüben wie drüben bei jeder Gelegenheit irredentistische Bestrebungen wachrufen, deren Äußerungen die guten Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und dem Tschechenstaat, dessen berufene Vertreter erst eben wieder ihren Willen zu vertrauensvoller Zusammenarbeit kundgetan haben, trüben und auf tschechischer Seite das Mißtrauen gegen alles deutsche wach halten. Bekennen sich aber die Deutsch-Böhmen zu tätiger Mitarbeit am Tschecho-Slowakischen Staat als solchem, so bieten sich ihnen ganz andere Möglichkeiten, an einer Annäherung an Deutschland, die der tschechische Minister des Auswärtigen als unerläßlich bezeichnet hat, mitzuwirken. Daß die Deutsch-Böhmen dann auch völlige staatsbürgerliche Gleichberechtigung mit den Tschechen zu verlangen berechtigt sind, versteht sich von selbst. Alles wird von dem staatsmännischen Geschick abhängen, mit dem einerseits die Regierung die einseitig-nationalistischen Bestrebungen ihrer tschechischen Untertanen zu zügeln und Übergriffe zu hindern imstande sein wird, mit dem andererseits die Deutsch-Böhmen ihre völkischen Ansprüche mit den Forderungen, die der Staat als solcher an sie zu stellen berechtigt ist, in Einklang zu bringen wissen werden.

Der Schwierigkeiten, mit denen das junge Staatswesen zu kämpfen hat, gibt es genug. Da sind zunächst außer den deutschen die slowakischen Selbstständigkeitsbestrebungen. Es ist ohne weiteres verständlich, daß ein in der Bildung begriffener Staat zentralistische Neigungen zeigt. Die Slowaken, abgesehen von nationalistischen Sonderwünschen auch religiös im Gegensatz zu den freigeistigen Regierungs- und Sokolkreisen stehend, beklagen sich über ungenügende Vertretung in der einstweilen noch immer nicht gewählten, sondern im wesentlichen zur Unterstützung des ehemaligen Kabinetts Kramarsch ernannten Nationalversammlung, über tyrannische Behandlung von seiten der wahrscheinlich wirklich nicht sanften tschechischen Legionäre, die zur Unterdrückung bolschewistischer Unruhen über das ganze Land verteilt sind, sowie über den im Sinne scharfer Zentralisierung arbeitenden und namentlich vom Minister Schrobar, der von Preßburg aus ein scharfes Regiment führt, betriebenen Beamtenaustausch, der hier ähnlich wie im Elsaß nicht eben die fähigsten Männer ans Ruder bringen wird. Grund genug, daß aus allen Teilen des Landes, besonders aus Kaschau, Aufstandsbewegungen gemeldet werden. Natürlich haben bei ihrem Einfall auch die Ungarn das ihrige dazu beigetragen, diese Sonderbewegung zu stärken, wenn auch die Mitte Juni unter Janoušek erfolgte Ausrufung einer slowakischen Räterepublik Episode geblieben ist, und auch die Polen scheinen nicht abgeneigt zu sein, der tschechischen Regierung ein Durchgreifen zu erschweren. Wenigstens ist der aus früheren Konflikten mit magyarischen Bischöfen bekannte slowakische Patriot und Pfarrer Hlinka von Warschau aus und mit polnischem Paß nach Paris gelangt, um bei der Friedenskonferenz Selbständigkeit für die Slowaken zu fordern, und mußte von Paderewski in aller Form desavouiert werden. Noch im Oktober hat ein slowakisches Aktions-

komitee der Friedenskonferenz eine Denkschrift überreicht, in der Schutz durch Ententetruppen und völlige Loslösung von den Tschechen verlangt wurde, Grund genug für diese, mit aller Energie gegen derartige Bestrebungen vorzugehen. Hlinka ist genötigt, in der Schweiz zu bleiben, sein Blatt ist verboten worden, die slowakische Zeitung „Ludowe Novinje" gleichfalls, ihr Leiter Tomanek wurde interniert, auch der Abgeordnete Juriga, der seinerzeit Aufreizungen gegen den ungarischen Staat mit zwei Jahren Gefängnis büßen mußte, ist verhaftet worden, in Neutra allein haben 172 slowakische Politiker sein Schicksal geteilt, aber die gesamte Geistlichkeit tritt nach wie vor für die Loslösung ein und auch die Eisenbahner haben sich der Bewegung angeschlossen. Wie wenig die Tschechen nachzugeben entschlossen sind, beweist die Nachricht, daß am 1. November das slowakische Sonderministerium aufgelöst und die Verwaltung von Prag aus geleitet werden soll. Beachtenswert ist auch, daß die tschechischen Delegierten auf dem Berner Sozialistenkongreß eine Volksabstimmung in der Slowakei für unmöglich erklärt haben, da sie zu ungunsten der Tschechen ausfallen könnte.

Diese Selbständigkeitsbewegung hat auch auf die Ruthenen übergegriffen. Die ersten Anzeichen wurden bemerkt, als der französische kommandierende General Hennoque sich der Bevölkerung vorstellte und erklärte, daß das Gebiet nunmehr zur Tschecho-Slowakei gehöre. Die Anwesenden sangen die ungarische Nationalhymne und der General mußte abbrechen. In Szolyva wurde eine selbständige karpatho-russische Republik ausgerufen und in Munkács ist es noch Mitte Oktober zu beträchtlichen Prügeleien gekommen. Auch in Mähren, das von jeher ein scharf ausgeprägtes provinziales Selbständigkeitsgefühl hochgehalten und wo der frühere Handelsminister Stranski im März eine Sondergruppe gegründet hat, ist man nicht geneigt, sich der Prager Zentralisierung ohne weiteres zu fügen.

Zu diesen Schwierigkeiten der Staatsbildung kamen die der inneren Konsolidierung. Auch in Böhmen hat es bolschewistische Umtriebe gegeben. Schon im Februar kam es in Preßburg, das die Prager als ihre Hafenstadt betrachten, zu blutigen Unruhen, Anfang März mußte über das gesamte Staatsgebiet der Kriegszustand verhängt werden, es gab Wochen, während deren Masaryk und Kramarsch sich nur durch die Unterstützung der von italienischen Offizieren befehligten Legionstruppen von der österreichischen Front halten konnten und der Bezirk von Kladno kann noch heute unter Führung Munas als Hochburg der im übrigen nicht zahlreichen Kommunisten bezeichnet werden. Daß diese Vorgänge nicht gerade dazu beitragen, im Ausland das Vertrauen zum tschecho-slowakischen Staat zu heben, liegt auf der Hand. Auch ergab sich bald, daß trotz der einseitig ententefreundlichen Orientierung auf weitgehende finanzielle Entlastung durch die Ententemächte nicht oder nur unter Bedingungen, die die Selbständigkeit des Staates völlig in Frage stellten, zu rechnen war. Es gelang der Tschecho-Slowakei so wenig wie den Südslawen, alle finanziellen Lasten auf das österreichische Überbleibsel und das durch den Bolschewismus vollends ruinierte Ungarn abzuwälzen, was übrigens auch beim besten Willen der Entente unmöglich gewesen wäre, die Schulden aber wuchsen durch die Anspannung des infolge der bolschewistischen Unruhen und des Ungarneinfalls unentbehrlichen Militärwesens immer mehr und auch der rasche Entschluß des Finanzministers Raschin, hinter dem der Generaldirektor der Zionostenska Banka, Preiß, stand, die Kriegsanleihen nicht zu verzinsen und den Notenumlauf durch Abstempelung und Einbehaltung der Hälfte zu reduzieren, erwies sich als ein Fehlgriff, der die Deutschen, als die hauptsächlichsten direkten Inhaber von Kriegsanleihen, verstimmte, durch deren drohenden Ruin aber auch weite Kreise der Tschechen selbst unvermeidlich in Mitleidenschaft zog, und den Hauptzweck, die Preise für die Lebenshaltung zu senken, jedenfalls nicht erreicht hat. Diese Mißerfolge, die eine von der Entente gewünschte Teilnahme an einer Intervention in Rußland schon materiell unmöglich machten und die Bestrebungen einer Art sozialistischer Nebenregierung immer bedrohlicher erscheinen ließen, haben dann zur Bildung des jetzigen Kabinetts geführt, das im wesentlichen auf dem Ergebnis der namentlich eben durch die Sozialisten

betriebenen Gemeindewahlen beruht, außenpolitisch im oben bereits gestreiften Sinne neu orientiert und nach innen hin, wenn nicht deutschfreundlich, doch versöhnlich gesinnt ist.

Für die Entente, die in der Tschecho-Slowakei stets den Schlußstein des Gebäudes ihrer zentraleuropäischen Politik gesehen hat, bedeutet diese Entwicklung eine schwere Enttäuschung. Der ausgesprochen deutschfeindliche Kramarsch ist, nicht zum wenigsten auch infolge der unglücklichen Politik seiner Partei, die, wie die Wahlen ergeben haben, in der Nationalversammlung unberechtigt viel Sitze einnimmt, nahezu ausgeschaltet, und der Entschluß seines Nachfolgers „immer und bei jeder Gelegenheit große Entschiedenheit an den Tag zu legen und selbst Deutschland gegenüber eine loyale, korrekte und versöhnliche Politik zu betreiben", auch Ungarn gegenüber nach Kräften und Möglichkeit die gegenwärtig bestehende Spannung abzubauen, endlich die verhüllte Absage an etwa monarchische Bestrebungen Denikins, haben das ganze Ententegebäude zusammenfallen lassen. Man fürchtet jetzt allen Ernstes, Deutschland werde nun, da ihm das Baltikum verschlossen wird, die Tschecho-Slowakei zur Brücke nach Rußland ausbauen. Man wird jetzt also versuchen, die Polen zu stärken und ihnen vor allem Teschen, aber auch Ostgalizien zuzuschanzen. Es ist also zu hoffen, daß die teschener Deutschen sich nicht durch den vom „Kurjir Codsienny" angedeuteten Leim einer Neutralisierung unter amerikanischer Verwaltung locken lassen, sondern für die Tschechen stimmen, die Amerikaner sind in dieser Gegend — es braucht nur über die schwebenden Verhandlungen über den Verkauf oder die Verpachtung des Dombrower Kohlenreviers erinnert zu werden — gerade rege genug und reichsdeutschen Interessen wäre mit einer solchen Lösung wahrhaftig nicht gedient. Menenius

Neue Bücher

Josef Aquilin Lettenbaur, Jenseits der Alten Welt. Eine neue Amerikabetrachtung. Verlag von S. Hirzel in Leipzig. 1919. Preis geh. 7.— M., geb. 9.— M.

Der vorliegende Band bietet lose Aufzeichnungen von Eindrücken, die der Verfasser von der amerikanischen Lebensform gewonnen hat. Irgend eine Tendenz verfolgt der Verfasser nicht. Er hat das Buch vor dem Kriege geschrieben und es unverändert jetzt, nach Abschluß der Tragödie, erscheinen lassen. Wir können nur gut heißen, daß er so verfahren ist, denn der ursprüngliche Zweck der Veröffentlichung wurde durch die Ereignisse nicht berührt. Der Verfasser hat auch durchaus Recht, wenn er sagt, daß uns die Geschehnisse der letzten Jahre die Seelenkräfte des Menschen als eine Gewalt gezeigt haben, die nicht leicht zu überschätzen ist, und daß eine bessere Kenntnis der psychischen Beschaffenheit der uns feindlichen Völker uns manche bittere Enttäuschung hätte ersparen können. Wie sich auch die Zukunft gestalten mag — in der Isolierzelle werden wir nicht bleiben. Mehr denn je werden wir genötigt sein, im Verkehr mit anderen Nationen psychische Faktoren in Rechnung zu stellen. Somit kommt der Verfasser einem Bedürfnis entgegen, wenn er die amerikanische Psyche zergliedert. Wenn der Amerikaner an sich und seine Sonderstellung als Mensch ebenso glaubt wie an die Aufwärtsbewegung seines Volkes und an das höhere Glück unter dem Sternenbanner, so ist dieser Glaube ein Produkt gewisser Lebensbedingungen, die sicher wert sind, erforscht zu werden. Das ansprechende Buch ist in der Frische der geistigen Atmosphäre Amerikas geboren und trägt den Stempel seiner urwüchsigen Lebensfreude. K.

Robinsonaden. Band I „Der deutsche Robinson", brosch. 5,— M., geb. 6,— M. Band II/III „Die ostfriesländische Robinsonin", brosch. 7,— M., geb. 8,— M. Band IV „Der kurländische Robinson und die venetianische Robinsonin" sowie „Der niedersächsische Robinson", brosch. 9,— M., geb. 10,50 M. Herausgegeben und bearbeitet von Maximilian Lehnert. Raben-Verlag, Charlottenburg.

Wenn schon Grimmelshausen im Simplicissimus bei der Schilderung von Abenteuern seiner Phantasie keine Schranken setzte, so bedurfte es bei uns doch eines vom Ausland kommenden Anstoßes, um Romane dieser Art in Schwung

zu bringen. Als der Engländer Daniel Defoe 1719 die abenteuerlichen Erlebnisse des Matrosen Selkirk auf der Südseeinsel Juan Fernandes seinem Roman Robinson Crusoe zugrunde gelegt hatte, schossen die Nachahmungen in Deutschland wie Pilze aus der Erde. Manche dieser Robinsonaden verwirklichen wenigstens teilweise die pädagogische Forderung, wie sie in Campes Robinson zum deutlichen Ausdruck kam: die natürlichen Bedürfnisse des Menschen durch die besonderen Umstände seiner Lebenslage hervortreten zu lassen, damit die Mittel zu ihrer Befriedigung durch mühselige Erfindung vor den Augen des Lesers entstehen können. Den meisten aber liegt eine tiefere Absicht fern. Zu diesen gehören auch die vorliegenden Bände. Der Herausgeber hat sie aus dem großen Bestande der wirklichen und Pseudo-Robinsonaden nur unter dem Gesichtspunkt der Gefälligkeit ausgesucht. Derbe Fröhlichkeit kennzeichnet sie. Eine Fülle von Gestalten von primitiver Menschlichkeit, die alle nicht schwer am Leben tragen, taucht vor uns auf. Das Inselmotiv gewinnt nur nebensächliche Bedeutung, auch die Naturschilderung tritt ganz zurück. Die Freude des Erzählers am Fabulieren gibt diesen Darstellungen wunderbarer Lebensläufe die Farbe. Heute haben die Robinsonaden im wesentlichen kulturhistorisches Interesse. Schon die Tatsache, daß fast jeder Landesteil seinen Robinson oder seine Robinsonin haben wollte, ist auffallend und kennzeichnet den Geist der Zeit. M. Lehnert hat der Neuausgabe alle erwünschte Sorgfalt gewidmet. Es werden noch weitere Bände folgen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin GW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Nollendorf 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin GW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin GW 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Schuld des Liberalismus?

Von Dr. Karl Buchheim

Daß ein Volk nach einem Zusammenbruch, wie wir ihn erlebt haben, nach Sündenböcken sucht, ist zwar keine erfreuliche, immerhin aber auch keine verwunderliche Erscheinung. Soweit man dabei so verständig ist, nicht nach der Schuld einzelner Männer, sondern vielmehr der Systeme, Staats- oder Wirtschaftseinrichtungen, Parteien und Weltanschauungen zu fragen, und dieses Suchen also der persönlichen Gehässigkeit und des gemeinen Pharisäertums entbehrt, kann es sogar notwendig und eine Voraussetzung zukünftigen Bessermachens sein. Daß man heute die deutschen Staatsverfassungen von ehedem, unsere militärischen und Verwaltungseinrichtungen einmal einer gründlichen Kritik unterzieht, kann nicht schaden, da wir doch einmal alles neu aufbauen müssen. Unter den politischen Anschauungen erfährt der Liberalismus die meisten Angriffe; er hat nach der Meinung vieler am gründlichsten abgewirtschaftet. Konservative Nationalisten nennen die Staatsmänner der Zeit des Weltkrieges liberal, die es nicht verstanden haben, das Reich zu retten; Antisemiten führen die Herrschaft des Schiebertums auf die Einflüsse des judenfreundlichen Liberalismus zurück; Sozialisten geben ihm die Schuld an der Bedrückung der Arbeiterklasse, Klerikale (beider Konfessionen!) an der Glaubenslosigkeit der Zeit, an den anarchischen Zuständen unseres Geisteslebens. Ein besonders temperamentvoller Angriff auf den Liberalismus ist im vorigen Jahre noch kurz vor dem Zusammenbruche der mitteleuropäischen Mächte von einem österreichischen Christlichsozialen Dr. Josef Eberle unternommen worden unter dem Kampfruf „Zertrümmert die Götzen!“ [1])

Angriffe von katholischer Seite gegen den Liberalismus und Modernismus überhaupt machen ihre Sache gern insofern gründlich, als sie die Schuld an den Schäden des Zeitalters durchaus nicht diesem allein aufbürden, sondern von Erbsünde aus der Zeit der Reformation und Renaissance reden. Eberle tut das auch. Es geht aber durchaus nicht an, die deutsche Reformation und den Liberalismus in einem Atemzug zu nennen. Die Liberalen selber möchten freilich Luther gern für sich in Anspruch nehmen, und die Katholiken möchten gern den Liberalismus des Geisteslebens und seine Auswüchse Luther in die Schuhe schieben. Die

[1]) Dr. Josef Eberle „Zertrümmert die Götzen!“ Zwölf Aufsätze über Liberalismus und Sozialdemokratie. Dazu als Ergänzungsband von demselben Verfasser: Die Überwindung der Plutokratie. Vierzehn Aufsätze über Erneuerung der Volkswirtschaft und Politiik durch das Christentum. Beide Werke Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck—Wien—München. 1918.

deutsche Reformation hat aber in Wahrheit mit Liberalismus gar nichts zu tun. Sie ist entstanden aus etwas ganz Unliberalem, nämlich einem gewaltig vertieften Sündenbewußtsein ihrer vornehmsten Träger, vor allem Luthers, einem Sündenbewußtsein, das in den Gnadenmitteln der Kirche keinen Trost mehr fand, um so weniger, je mehr man die damalige Kirche gleichzeitig als verweltlicht und als nicht ernst genug bei der Spendung ihrer Gnadenmittel fand. Der Kern der Weltanschauung der deutschen Reformation ist die ganz unliberale Rechtfertigungslehre Luthers. Ich nenne die Rechtfertigungslehre Luthers unliberal, weil sie den Menschen ganz allein auf die Gnade Gottes verweist, weil sie himmelweit entfernt ist von jenem Glauben an die Kraft des Menschen zum Guten, der den Liberalismus in seiner klassischen Zeit zu der frohen Forderung der Menschenrechte begeisterte. Der Subjektivismus der liberalen Religion, der aus eigner Kraft den Weg zu Gott finden will, liegt der Reformation ganz fern. Sie fühlte die Menschen nicht mehr gerechtfertigt vor Gottes Gericht durch die bestehende Kirche und fand außerdem, daß das Papsttum und das ganze ihm dienende Kirchenwesen nicht in Einklang stehe mit der heiligen Schrift. Sie wollte statt des römischen Christentums ein Christentum, das den Ehrennamen evangelisch verdiene. Das ist ihr bekanntlich im großen und ganzen nicht gelungen. Denn was das Luthertum wirklich geschaffen hat, sind eine Anzahl Obrigkeitskirchen, aber keine, die auf der Höhe des Evangeliums steht. Keine Konfession ist obrigkeitsfrommer als das Luthertum, keine steht darum auch nach der politischen Seite hin dem Liberalismus ferner.

Eher scheint es berechtigt, den Individualismus der Renaissance zu den geistigen Ahnen des Liberalismus zu rechnen und dort die tiefsten Quellen für die Atomisierung des heutigen Geisteslebens und die anarchistische Zersplitterung des sittlichen Willens zu suchen. Doch sollte sich ein christlicher und katholischer Verfasser hüten, eine Kampfstellung gegen den Individualismus einzunehmen. Das Christentum ist selber im tiefsten Grunde individualistisch, weil sein höchster Zweck ja kein anderer ist, als Menschenseelen zu retten. Die ganze Welt zu beherrschen, könnte dem nichts nützen, der dabei Schaden nähme an seiner Seele. In dem schönen Buche von Friedrich Thimme „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes“ (1916) schreibt der Jesuit Peter Lippert (S. 111): Im Wesen des Katholizismus liegt eine Art von Individualismus, die in der Inschrift auf dem Preysingstein im Walde bei Gauting zum Ausdruck kommt: ‚Stehen in Gottes Gnad', macht stehen allzeit grad.‘ An der entscheidendsten Stelle, wo es um den höchsten Lebenszweck sich handelt, wird ein Eigenwert der Einzelpersönlichkeit behauptet, der alle Gemeinschaftszwecke überragt und in sich schließt. Ja selbst die Kirche ist nur ein Mittel, das der Seele des einzelnen zu dienen hat; auch sie ist für den Menschen da, und um des Heiles auch der geringsten Seele willen“. Gegenüber modernen Geistesströmungen, die in der Menschenseele weiter nichts erblicken wollen als den Funktionär des objektiven Geistes, der sich die ganze menschliche Wirtschaft mit kunstvoller Mechanik ausbaut (Rathenau!), gegen die ökonomische Geschichtsauffassung, bei der die Seele nur der Exponent materieller Verhältnisse bleibt, gegen die sozialistische Pädagogik, die den Menschen nicht für sich, sondern für die Gesellschaft erziehen will, erscheint das Christentum heute geradezu als Hort eines gesunden Individualismus. Wo heute etwa in altliberalen Kreisen noch ein echter Individualismus gepflegt würde, nachdem schon vor dem Aufkommen der heutigen sozialistischen Geistesmoden Militarismus, Bureaukratie, Byzantinismus, systematische Erschwerung jeder Zivilcourage daran gearbeitet haben, daß er gewiß nicht häufig ist, da hätte das Christentum in ihm nicht einen Gegner, sondern einen Verbündeten zu erblicken. Der Liberalismus hat die Zeit seiner Herrschaft eher zu wenig als zu viel benutzt, um individualistischen Geist in die Welt zu bringen.

In einem Punkte deckt freilich Eberle wirklich einen tiefen Gegensatz zwischen Christentum und Liberalismus auf: die Weltanschauung des Christentums ist theozentrisch, die des Liberalismus anthropozentrisch. Das Christentum sieht in

Gott den Schöpfer der Welt und auch das Endziel der Menschen. Nicht daß die Menschenseele gar nicht wahrhaft für sich da, daß sie etwa Manifestation eines „objektiven" oder vielleicht auch „absoluten" Geistes sei: sie ist ursprünglich und für sich vorhanden, aber sie ist zugleich nicht auf sich allein, sondern auf Gott gerichtet durch das Verhältnis der Liebe, das zwischen Gott und Mensch besteht. Aus der Gottesliebe fließt dann auch die Nächstenliebe, die ein solidarisches Verhältnis zwischen dem einzelnen und seinen Mitmenschen schafft. Der Liberalismus aber geht vom Menschen aus. Auch er ist, wie das Christentum, von einer hohen Achtung für die Menschenseele tief durchdrungen. Aber er richtet sie nicht auf Gott. Von Gott spricht er nicht weiter. Vielleicht erkennt er ihn theoretisch an, aber seine Praxis bezieht sich nicht weiter auf ihn. Folglich muß der Liberale alle Kraft zur Nächstenliebe, zum solidarischen Verhalten gegen seine Mitmenschen aus seiner eigenen Einsicht oder Gemütstiefe schöpfen. Ein Liberaler könnte daneben auch ganz gut ein überzeugter Christ sein. Wenn er es aber nicht ist, mag es schon sein, daß es nur besonders edlen Gemütern möglich ist, ohne die Stütze des kirchlichen Gottesglaubens genug Liebe und Solidaritätsgefühl gegen die andern Menschen zu betätigen. Der Liberalismus denkt optimistisch über die Einsicht und den guten Willen der Menschen. Damit hat er bis jetzt nicht recht behalten. „Die tiefere Philosophie aller Zeiten", sagt Eberle, „denkt tragisch über Mensch und Welt, findet den natürlichen Menschen verderbt". In der gegenwärtigen Politik macht die regierende Sozialdemokratie, die ihre Abstammung vom Geiste des Liberalismus jetzt stärker kundgibt, als die von der ökonomischen Geschichtsphilosophie, Versuche mit dem guten Willen der Arbeiter zur Produktion, mit der Einsicht und der freiwilligen Neigung der Völker zum Frieden zu kommen. Zwang und Gewalt möchte sie möglichst wenig anwenden. Die besten Köpfe in ihren Reihen, wie z. B. Noske, haben schon umgelernt. Die Zeiten sind nicht reif, daß man im Staats- und Völkerleben nach den optimistischen Prinzipien des liberalen Menschheitsglaubens verfahren könnte. Im Familienleben zwischen Gatte und Gattin, Eltern und Kindern sind öfters verheißungsvolle Anfänge gemacht. Vielleicht darf man heute auch in der Schulerziehung vorsichtig liberale Prinzipien zur Anwendung bringen.

Der Liberalismus ist nicht tot: er bleibt eine Zukunftshoffnung. Wo aber jetzt irgendeine liberale Einrichtung im Kultur- oder Wirtschaftsleben unserm Volke schadet, muß sie beseitigt werden, bis bessere Zeiten sie wieder rechtfertigen. Jeder Staatsbürger muß zur nationalen Solidarität angehalten werden; wenn es nicht anders geht, auch durch Zwang oder jede Art von Autorität. Keinem Deutschen darf es erlaubt sein, Volksgenossen und die Gesamtheit zu schädigen. Das ist jetzt unsere große nationale Aufgabe: die Solidarität aller Deutschen herzustellen. Wir fühlen uns noch lange nicht genug als ein Volk. War schon im Mittelalter das Stammesbewußtsein bei den Deutschen sicherlich stärker als das Nationalbewußtsein, so hat die Entwicklung der Territorialstaaten und der konfessionelle Hader bei uns die nationale Solidarität völlig vernichtet. Aus dem Weltbürgertum der Gebildeten hat sich zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Eindrucke der französischen Revolution und der napoleonischen Fremdherrschaft ein Nationalbewußtsein erst wieder neu entwickelt. Es war noch längst nicht überall in die Massen gedrungen, als Bismarck das Deutsche Reich schuf. Damals beherrschte der Liberalismus das deutsche Geistesleben. Seine Aufgabe wäre es gewesen, durch geeignete Fortbildung der Staatseinrichtungen und aller Zweige der Volkserziehung den Gedanken der nationalen Solidarität zu einer Selbstverständlichkeit in den Köpfen aller Deutschen zu machen. Der Liberalismus aber beruhigte sich gern und optimistisch wie immer bei den nationalen Errungenschaften Bismarcks und schien zu übersehen, daß statt der nationalen Solidarität unter seinen Augen die materialistische Profitsucht groß wurde. Hier liegt eine schwere Schuld der liberalen Epoche.

Wenn aber der Liberalismus nichts tat, um den Gedanken der nationalen Solidarität im deutschen Volke weiter auszubreiten: andere politisch wirksame

Strömungen, die die Aufgabe hätten lösen können, waren nicht da. Der konservative Staatsgeist Preußens war dazu unfähig. Er legte seine partikularistische Versteifung nicht ab und hörte nie auf, abstoßend zu wirken auf die andern Stämme, am meisten auf die Bayern und auf die von Frankreich umworbenen Elsaß-Lothringer. Man vermißt auch heute, nach unserer schweren Katastrophe, bei den preußischen und den an ihnen geschulten alldeutschen Konservativen das rechte Gefühl für die nationale Solidarität. Sonst würden sie endlich einmal aufhören, mit eigensinniger Rechthaberei die nationale Gesinnung allein für ihre Partei in Anspruch zu nehmen und durch die monarchistische Agitation an der weiteren Zerspaltung der deutschen Nation zu arbeiten. Ich weiß die Treue gegen das angestammte Herrscherhaus zu schätzen und werde selbst ihm in meinem Herzen immer einen Platz bewahren. Aber darüber wollen wir uns klar sein: national handeln die Leute nicht, die jetzt den Kaiser öffentlich antelegraphieren und ihre monarchistische Gesinnung herausfordernd zur Schau tragen. National ist es nicht, die Reste der dynastischen Gesinnung im Volke agitatorisch auszubeuten. Sind wir noch solche politische Kinder, daß wir ohne Aufblick zu den Fürsten etwa des großen nationalen Gedankens nicht fähig wären?

Wenn so die Konservativen ihre alten nationalpolitischen Mängel auch heute noch beweisen und statt der Fahne der Nation das Banner der Monarchie entrollen, so sind auch die Sozialdemokraten nach wie vor ohne sicheren nationalpolitischen Instinkt. Sie stellen die Solidarität der Arbeiterklassen immer noch höher als die Solidarität der Nation. Und die Gesinnungsgenossen des Herrn Eberle haben nicht immer soviel Herz für die nationale Einheit wie für die der römischen Kirche. Gewiß hat Eberle recht, der Liberalismus hat es verabsäumt, in den Herzen des Volkes überall auf die rechte solidarische Gesinnung zu halten; er hat Auswüchse des Geistes- und Wirtschaftslebens massenhaft emporschießen lassen. Aber wenn andere politische Anschauungen vielleicht auch mehr für die Erhaltung solidarischer Gesinnung getan haben, so war es doch mehr eine Solidarität ständischer oder partikularer Interessen, der Klasse oder der Konfession, die sie im Auge haben, aber nicht die nationale Solidarität. Wenn der große Zusammenbruch irgendeinen Nutzen für uns haben soll, dann müssen wir aus ihm lernen, daß alle Deutschen untereinander enger zusammengehören, als mit irgend jemand anders auf der Welt, daß sie alle miteinander von den Feinden bedrückt werden und auch nur alle miteinander wieder frei werden können. Es darf keinem deutschen Stamme inner- oder außerhalb der Reichsgrenzen mehr passieren, wie es früher mit Niederländern und Schweizern, heute mit den Elsaß-Lothringern gegangen ist, daß sich Deutsche nicht als Deutsche fühlen. An der nationalen Solidarität haben es alle Parteien, nicht nur der Liberalismus, fehlen lassen. Es wäre an der Zeit, daß in dieser Beziehung vor allem sich überall ein gründlicher Umschwung vollzöge!

Die akademische Jugend und die Parteien

Von Dr. Karl Hoffmann

II. Gemeinschaftsgefühle und politische Kraft.

Es gibt im studentischen Leben gewisse Erscheinungen, die von den Parteien und ihrer Presse meist unbeachtet bleiben oder in der Tat nicht bemerkt werden. Nichtsdestoweniger sind sie — zwar unbewußt — ein scharfes Merkmal positiver Regungen. Aber eben hierin, in der hochfahrenden Geringschätzung dieser Vorgänge und in diesen Vorgängen selbst deutet sich vielleicht der feinste heimliche Unterschied zwischen den überständigen und den keimhaft wartenden Kräften des politischen Schaffens an. Ich greife einige Beispiele heraus, wie sie mir gerade zur Hand sind.

Im vorigen Sommer begab es sich, daß eine neue studentische Vereinsart gegründet wurde, die „akademische Gilde Werdandi". Diese akademische Gildenbewegung, die aus der „Wandervogelkultur" hervorgegangen ist und sich zu dem überlieferten studentischen Verbindungswesen in einen gewollten Gegensatz stellt, erstreckt sich bereits auf fünf bis sechs Universitäten und führt dort in ihren Niederlassungen neben der Gesamtbezeichnung Werdandi auch die örtlichen Namen „Nibelung" und „Pachantey". Nur ein paar Provinzblätter brachten darüber knappe Notizen, und für den oberflächlichen Blick hat der äußere Eindruck dieser kleinen Neubildung ohne Zweifel etwas Erheiterndes. Trotzdem sollte man sie ernst nehmen. Denn sie ist ein Symptom von mittelbarem politischen Werte. Ihr charakteristischer Wert liegt weniger in den spreizend zur Schau getragenen germanischen Urgefühlen voll dunkler mythischer Sehnsucht, die sich im Namen ausdrücken, sondern dieses völkische Gepränge weist nur auf den Weg. Und der Weg führt zunächst darauf, daß der innere Gegensatz zu dem studentischen Verbindungsleben nur ein scheinbarer ist. Denn die neue Gilde ist selber eine Verbindung in der Linie der national gesonnenen Jugendströmung; es tritt in ihr bloß ein Verbindungsleben auf, das die formale Tradition abwirft und nach anderen Formen sucht und das doch wieder mit seinem Wandervogelhabitus auf ganz alte Traditionswerte, auf den Typus des fahrenden Scholaren, zurückgreift. Das Wesentliche aber liegt darin, woher und wie so etwas entstand.

Das ganze Gehaben verweist auf den rechten Flügel der Freideutschen und somit in einer weiteren Verfolgung der ersten Ursprünge auf die freideutsche Herkunft. Nun kommen die Freideutschen vom Freistudententum her, als dessen Abart sie anfänglich, schon wenige Jahre vor dem Kriege, sich eingefunden hatten. Daraus ergibt sich also das Bild, daß letztens gerade aus der freistudentischen Bewegung, die das Verbindungswesen nach und nach beiseite drängen, zersetzen und abschaffen wollte, eben doch die Grundidee dieses studentischen Verbindungslebens, die Idee der verschworenen Bruderschaft, von selber wieder hervortaucht und spontan sich ihre Gestaltung erzeugt. Das gleichsam irrationale und unableitbare Gefühl der Lebensgemeinschaft im brüderlichen „Bunde", das die studentischen Verbindungen innerlich hält, ist aber ganz und gar ein organisches Gemeinschaftsgefühl, d. h. es ist, indem es sich instinkthaft auf die Tatsache einer einfach als vorhanden empfundenen Zueinandergehörigkeit stützt und davon ausgeht, zugleich gemeinschaftsbildend, während die freistudentische Gedankenwelt mit ihrer kalt durchgelüfteten Verstandeshelle überdeutlich von der mechanistischen Denkweise des endenden neunzehnten Jahr-

hunderts herrührt. Die lebhaften geistigen Antriebe, welche die freistudentische Bewegung dem damals etwas verspimpelten Studententum gegeben hatte, sollen durchaus nicht verkannt werden; doch mit unnötiger Klarheit läuft ihre eigentliche Absicht darauf hinaus, einerseits den abstrakten Begriff „allgemeine Studentenschaft" hinzusetzen und andererseits die wirklichen Gliederungen dieser Studentenschaft aufzulösen in eine wimmelnde Vielheit vereinzelter Individuen, um dann aus diesen Einzelträgern eines gedachten Begriffs mit dem Wahlmodus eines rechnerischen Verfahrens durch Summierung die Gesamtheit nachträglich herzustellen. Durch die Entstehung der akademischen Gilde indessen wird mit einem Schlage bewiesen, wie das deutsche Studententum eine solche Richtung überhaupt nicht verträgt. Von innen her sträubt sich die eingeborene Struktur seiner sozial durchgeformten Lebensart gegen die mechanistische Auffassungsweise.

Das organische Gemeinschaftsgefühl sitzt im deutschen Studententum so überaus fest, weil die geschichtlichen Voraussetzungen hierfür im Wesen unserer Universitäten selber enthalten sind. Denn mit diesen hat sich in lückenloser Verknüpfung eine Gestalt des gegliederten Selbstverwaltungskörpers aus mittelalterlichen Zeiten bewahrt. Die civitas academica einer jeden Universität oder Hochschule ist eine selbständige Gemeinschaft, die in sich selbst lebt. Und die Innigkeit des organischen Gefühls der verbundenen Bruderschaft, die insbesondere die studentischen Korporationen kennzeichnet, läßt sich nur aus Urformen erklären, wo sich neben den natürlichen Keimzellen des Soziallebens, der Familie und der Arbeitsgemeinschaft, zum ersten Male die geistige Kraft der Verpflichtung durch geheimnisvollen Schwur kund gemacht hatte. Das waren die sogenannten Männerbünde der Vorzeit, die mannigfach gewandelt hie und da weiterleben, beispielsweise und vor allem auch in den Priesterorden und Freimaurerlogen.

Nun mache man sich klar, wie für die künftige Politik bereits heute alles darauf hinzuzielen scheint, daß eine organische Staatsgesinnung wieder die mechanistische Staatsgesinnung verdrängt. Dann wird man in den studentischen Kreisen eine latente Empfänglichkeit für diese kommende organische Staatsgesinnung bemerken. Und man mache sich weiterhin klar, daß die Partei als solche mit den Bedingungen ihres Daseins auf dem Parlamentarismus, dieser jedoch auf einem mechanistisch durchdachten Staatsgedanken beruht. Denn sämtlichen Einrichtungen des parlamentarischen Lebens liegt stillschweigend folgende Voraussetzung zugrunde: Die Gemeinschaftskraft wächst nicht schichtweise von unten herauf, sondern sie wird schlankweg einer Absolutheit der Staatsidee entnommen und davon abgeleitet, um von dort aus durch ein logisches Kunststück in die einzelnen verpflanzt zu werden. Nun hat aber der tatsächliche einzelne für sich keine wirksame gemeinschaftsbildende Kraft, so daß zwischen ihn und den reinen Begriff, zwischen die Wirklichkeit der gemeinschaftslosen einzelnen und die bloß gedachte Einheit eine konkrete Vermittlung eingeschoben werden muß: das Vertretungssystem der Parlamente, das durch das quantitative Plus eines Rechenexempels entsteht und ebenfalls wieder das quantitative Plus eines Rechenexempels, die Mehrheit, an die Stelle der staatlichen Einheitskraft setzt. Die Demokratie ist nur die vollendete Durchführung einer mechanistischen Auffassung aller staatlichen Dinge, und die freistudentische Bewegung war am Ende nichts weiter als ein Abklatsch davon. Hält man sich alles dies gegenwärtig, so wird es einleuchtend sein, wie die Parteipolitik dem politisch-sozialen Empfindungsleben des echten studentischen Typs verständnislos gegenübersteht und wie auf der anderen Seite dem richtigen Studenten der Betrieb der Parteien im Grunde vollkommen fremd bleiben muß.

Ohne Frage enthält die politische Partei eine brauchbare und in bestimmter Hinsicht unersetzliche regulative Funktion: nämlich die Aufgabe, vermöge ihres Programmes die auseinandersplitternden individuellen Meinungen über politische Angelegenheiten zu sammeln und in hervortretende Hauptrichtungen zu lenken. Doch im akademischen Korporations- und Verbandswesen sind gemeinschaftsbildende Kräfte und in diesen Kräften wieder sind wenigstens Ansätze von sozialproduktiven Fähigkeiten vorhanden, die einem scharfsichtigen Auge der bloßen Sammelfunktion der Parteien überlegen erscheinen. Der Wertunterschied der beiderseitigen lebendigen Bedeutung für die eigentliche Politik liegt nur im verschiedenen Ausmaß der Betätigungsgebiete. Die Partei wirkt unmittelbar auf das politische Geschick der Nation, das akademische Verbandswesen wirkt zunächst im begrenzten Kreise. Innerhalb dieser Kreise gehen aber mitunter Akte genossenschaftzeugender Gestaltung mit einer zielgewissen Selbstverständlichkeit und unproblematischen Sicherheit vor sich, so daß die Parteipresse mit ihrem ausgeleierten Gehirn erst gar nicht in die Lage kommt, das Wesentliche und gleichsam Überstudentische daran zu erkennen. Zum Beispiel hat sich der Universitätsverband der Deutschen Burschenschaft im Verlauf dieses einen Jahres durch seine Vereinigung mit dem Rüdesheimer Verband der Burschenschaften auf Technischen Hochschulen und mit der österreichischen Burschenschaft mindestens um das Doppelte vermehrt. Die Burschenschaft greift damit durch die Straffheit ihrer Einheitsorganisation, die Spiegelbild einer Idee und Ergebnis realer Geschichte ist, über die Reichsgrenzen in sinnbildliche Ahnungen der politischen Zukunft des Deutschtums hinaus und gleichzeitig mit sehr ausgeprägtem Wirklichkeitssinn in einen eigentümlichen und selbständigen und jedenfalls andersartigen wissenschaftlichen Lebenskreis hinein, um sich mit ihm zu verschwistern. In einem Schwunge faltet sie sich aus zur stärksten und größten akademischen Gemeinschaft, die nicht nur nach der Zahl, sondern in den Bewahrheitungen des nationalen Gedankens und in der gegenseitigen Durchsättigung wissenschaftlich-sozialer Gemeinsamkeitsprinzipien den Vorrang an sich reißt. Bemerkt der subalterne Parteikopf die Kühnheit dieser leidenschaftlichen Handlung, die in solchen keineswegs papiernen Beschlüssen steckt?

Damit so etwas geschieht, genügt es nicht, bei Gelegenheit zusammenzukommen, Gelübde zu tun und gemeinsam zu singen. Man mußte hart arbeiten, halbe Nächte lang, in schnellen Wochen oder kurzen Tagen. Es galt, das Trägheitsgesetz der Entwicklung niederzuzwingen und mit einem herrischen Willen über die Schwerfälligkeit mancher Traditionen zu gebieten, die voneinander unabhängig geworden oder überhaupt sonderartig entstanden waren; es galt, auf „berechtigte Eigenarten" zu verzichten, sich zu fügen und liebgewordene Gemütsschätze und Erinnerungen geschmeidig zu machen. Gewiß gelingt es der Jugend leichter, wenn erst einmal der Wille da ist. Der Wille springt auf, flattert kurz, setzt sich fest und wird Ziel. Aber das Entscheidende liegt doch in der Rückhaltlosigkeit der inneren Aneignung dieses Ziels und der Unterwerfung unter seine Befehlskraft. Das ist nicht nur die reinere Fülle unserer jungen Generation, sondern es ist ebenso das Zusammenschließende, Ineinanderverhaftende und sozialproduktiv Weiterwirkende im organischen Gemeinschaftstriebe. Dieser Trieb bestimmt und schreibt vor, unerbittlich wie ein Naturgesetz. Er schafft neue Formen, sobald ihm Ziele werden, an denen er wächst. Sobald erst einmal der Sinn erkannt war, daß es jetzt in der Not darauf ankommt, alle zusammenbindenden und konzentrierenden Kräfte, die es gibt oder geben könnte, bis zum äußersten anzuspannen und zu verwerten, zu vertiefen und auszudehnen, da hatte unbedingt zu geschehen und geschah in der Tat,

was notwendig sein mußte. Man mag in den Parteien ähnliche Einsichten haben; doch man ist nicht imstande, danach zu handeln. Denn obschon die Partei in der Parlamentstechnik praktisch immer nachgibt und hinter Tatsachen, Verhältnissen und Umständen herläuft, so lebt sie doch mit ihrer geistigen Wirklichkeit von einer Verschärfung der Gegensätze und Spaltungen, da sie die einseitigste Unantastbarkeit in der Geltung ihrer eigenen Grundsätze beansprucht, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch anschaulich, malerisch und handgreiflich im „Wahlkampf". Hingegen der organisch empfindende Gemeinschaftsverband in der akademischen Welt ist eben deshalb, weil er sich verpflichtet fühlt, mit der unnachgiebigen Folgerichtigkeit jugendlichen Seins Ideen zu erfüllen, in seinen Entwicklungsvorgängen darauf angewiesen, vorhandene Gegensätze zu lösen und das Widerstrebende gestalterisch zu bewältigen.

Er vollzieht den schichtweisen Aufbau. Diese Tendenz zum schichtweisen Aufbau bleibt nicht auf das Leben innerhalb der Verbände beschränkt, sondern sie zeigt sich mehr und mehr bei der gesamten Studentenschaft. Sie offenbart sich dort in der sogenannten Koalitionsbewegung, d. h. in dem allenthalben vorhandenen Bestreben zur Abformung von umgreifenden Interessengemeinschaften jener großen Verbände. Die geschichtlichen studentischen „Gruppen" sind jetzt auf und daran, ihr sogenanntes Verrufswesen unter sich abzutun und je nach der Gemeinsamkeit von entscheidenden Grundrichtungen zusammenzugehen. Es entwickelt sich gewissermaßen oberhalb der bruderschaftlichen Korporationsverbände und auch über die einzelnen Universitäten und Hochschulen hinweg eine Abstufung und Ausbildung in der durchgängigen Gliederung, die mit einem bestimmten abschließenden Ereignis zu Ende zu gehen scheint, während sie gleichzeitig von den Vorauswirkungen dieses Ereignisses mit hervorgerufen wurde. Dieses Ereignis ist die Gründung einer Dauerorganisation der „Deutschen Studentenschaft", die auf dem ersten Allgemeinen deutschen Studententage im Juli dieses Jahres zu Würzburg geschah.[1]) Es kann möglich sein, daß der Allgemeine Studententag ohne die Revolution und ihre Begleiterscheinungen, ohne die lärmende Verherrlichung des „Mitbestimmungsrechts" auf der einen und die soziale Bedrohung der wissenschaftlich gebildeten Klasse auf der anderen Seite, nicht zustande gekommen wäre. Aber er ist nun eben zustande gekommen, und sein Ergebnis, die Verfassung der „Deutschen Studentenschaft" mit ihrem beschlossenen Arbeitsplan und Aufgabenkreis, würde immerhin etliche Leitartikel der großen politischen Parteipresse wert gewesen sein. Man fand höchstens gelegentliche „Berichte". Es ist einfach nicht zu verstehen, daß für dergleichen vermutlich kein Raum übrig blieb, obwohl jedesmal, wenn beispielsweise der Berliner Rote Vollzugsrat zu irgendeiner Frage mit dem üblichen Krakehl „Stellung nahm", die schreibgewandte Schar der öffentlich Meinenden vor reger Anteilnahme aus dem Häuschen geriet.

Interessant zu beobachten ist es, wie in dieser allgemein-studentischen Verfassung eine merkwürdige Verschachtelung mechanisch-parlamentarischer Züge, die man dem modischen Demokratismus entnommen hat, mit berufsständischen und organisch bestimmten Bestandteilen stattfindet. Der Grundgedanke knüpft zwar bei organischen Gesichtspunkten an, doch wird die Ausführung dieses Grundgedankens in einen parlamentarisch gedachten Rahmen gespannt. Denn allerdings richtet sich die Vertretung und Abstimmung auf den Hochschulen auf; dem Grundsatze nach wird nicht nach durchgehenden Parteien gewählt, vertreten

[1]) Eine eingehende quellenmäßige Darstellung dieser Verhandlungen gibt Dr. Pinkerneil in Heft Nr. 10 der „Deutschen akademischen Zeitschrift".

und abgestimmt, sondern nach Hochschulen, d. h. nach den vorhandenen und geschichtlich gegebenen Daseinsverbänden unter den Studierenden. Aber das Vertretungsrecht der verschiedenen Hochschulen ist ungleich, und die Stimmenzahl, über die eine jede von ihnen verfügt, richtet sich allein nach der Zahl ihrer eingeschriebenen Studenten; die Macht des Wahlrechts entsteht aus einer bloßen Summierung von Ziffern. Somit wird innerhalb der Hochschule die sogenannte alte Gruppenvertretung außer Geltung gesetzt, und in der praktischen Gesamtwirkung würden die verschiedenen Hochschulen etwa nur die Rolle von Wahlkreisen spielen. Tatsächlich schaltet jedoch die mechanisierende Allseitigkeit dieses Vertretungssystems sich wenigstens teilweise wieder aus; sie hemmt sich selbst durch einen berufsständischen Einschlag, insofern es daneben besondere „Fachgruppen" gibt, die sich aus den Fachausschüssen der Hochschulen bilden und in allen Fachfragen des Studiums „selbständig beschließen". Seine stärkste Beeinträchtigung erfährt der reine Demokratismus in der Durchführung jener parlamentarischen Denkart indessen durch einen jähen Rückgriff auf die Wesenseinheit der Einzelhochschule, der sich im Revisionsverfahren kundtut. Binnen einer vorgeschriebenen Frist kann jede schriftliche Abstimmung durch den Einspruch von mindestens drei, jeder Beschluß eines Allgemeinen Studententages durch den Einspruch von zwölf Hochschulen angefochten werden, und solche Beschlüsse oder Abstimmungen sollen ungültig sein, sobald in der Neuabstimmung zwei Drittel der Hochschulen dagegen sind. Hiernach müssen in der Neuabstimmung die Universitäten und Hochschulen nicht nach der Zahl der ihnen zustehenden Vertreter, sondern als selbständige Einheiten rechnen. Das heißt nichts geringeres, als daß man in allen strittigen Fällen die letzte Entscheidung doch wieder in ein gegenseitiges Abwägen der natürlichen Daseinsansprüche der verschiedenen Universitäten und Hochschulen, in die wirklichkeitsmäßige Selbstverwaltungsgemeinschaft der Studenten, verlegt; zum wenigsten wird das mechanisch-parlamentarische Vertretungssystem korrigiert durch die organischen Lebenswirkungen des Selbstverwaltungsgedankens. Und es kann auch kaum anders sein, da die selbsttätige Regelung aller wirtschaftlichen und akademischen Obliegenheiten im studentischen Interessenkreise, eben die Selbstverwaltung, die ursprünglichste Absicht und der hauptsächlichste Zweck ist. Der Geist der Selbstverwaltung hält die Schwerpunkte fest in der tragenden Schicht, im einzelnen „Asta" (Allgemeinen Studentenausschuß) des örtlichen Hochschulgebildes. Es ist in der Anordnung der bestimmenden Energien ein Aufwärtsdringen von unten nach oben. Denn die Zusammensetzung des „Asta", der selbst aus allgemeinen und gleichen Wahlen hervorgeht, wird im wesentlichen mit der betreffenden Hochschulvertretung für den Studententag übereinstimmen, so daß eine Einhelligkeit zwischen Selbstverwaltung und parlamentarischer Vertretung Platz greifen kann. Für die Wahlen zum „Asta" gibt es Parteibildungen, die sich auf den Studententag übertragen und dort wiedereinfinden. Der parlamentarische Rahmen tritt von neuem hervor. Vielleicht ist es aber das Entscheidende, daß bei diesen Studentenparteien keinesfalls gewisse parteipolitische Einströmungen den Ausschlag hervorrufen, sondern daß in ihnen das „fachliche" Bekenntnis (Theologen, Mediziner, Juristen usw.), also berufsständische Gesichtspunkte, und das „studentische" Bekenntnis (Waffenstudenten, Wandervögel, christliche oder konfessionelle Verbindungen usw.), also organische Gesichtspunkte der historischen Gegebenheit in der Gemeinschaft, um die Oberhand ringen. Infolgedessen kommen die Gliederung und sonderlich an den kleineren Universitäten und Hochschulen auch die alten „Gruppen", die großen Vereine und korporativen Verbände, in letzter Linie die Verbindungen selber, einfach durch die Wucht

ihres organisierten Zusammenhalts doch wieder zur Geltung und zu ihrem geschichtlichen Rechte.

Einstweilen steht das meiste davon noch auf dem Papier, und noch manches scheint unklar und provisorisch zu bleiben. Der Wortlaut der Verfassung enthüllt einen fast bewußtlosen Kampf zwischen dem inneren Gestaltungstriebe der eigenen Standesnatur mit ihren organischen Beschaffenheiten und einer sich parlamentarisch aufspielenden Abhängigkeit von der Gewalt zeitgenössischer Gewöhnungen. Man darf aber hoffen: diese Abhängigkeit ist das nur zeitlich Bedingte an einer Kraft, die sich erst entfalten will. Maßgebend für den lebendigen Wert der soeben rechtskräftig gewordenen Verfassung wird sein, wie die Deutsche Studentenschaft ihren beschlossenen Arbeitsplan zu verwirklichen vermag. Der Aufgabenkreis, den sie sich mit diesem Arbeitsplan vornimmt, spannt sich zwischen zwei Eckpfeilern: Interessenvertretung und Führerproblem. Die Wahrnehmung der wirtschaftlichen und Arbeitsinteressen innerhalb des eigenen Daseinsgebietes ist der naturgegebene Sinn des Selbstverwaltungsprinzips und versteht sich demnach von selbst. Es muß einleuchten, wenn die Studentenschaft wünscht, daß in den akademischen Angelegenheiten ohne ihr Wissen und ihre Beteiligung nichts Wichtiges geschieht. Aber höchst bedeutsam ist es, wie sie mit ihrer Auffassung dieser akademischen Angelegenheiten bereits jedes mögliche Befangensein in wirtschaftlicher Gewerkschaftsorganisation abstreift. Sie beansprucht die „Mitbestimmung" in der akademischen Disziplinargerichtsbarkeit und Rechte neben dem Senat, sie erstrebt ferner ihre Mitarbeit an der Hochschulreform; doch irgendeine Einwirkung auf „Berufungen" (Besetzung von Lehrstühlen usw.) lehnte sie ab. Die Unantastbarkeit der Wissenschaft und der Dienst für die Wissenschaft bleiben ihren Standeswünschen übergeordnet, um sie gleichsam zu rechtfertigen.

Eine ehrliche Achtung vor den immateriellen und überpersönlichen Werten und der Gedanke des Dienstes kennzeichnen den Gemütszustand des Studententages in seinem Verhältnis zu allem, was politisch sein könnte. Ungefähr fing man damit an zu erklären, daß „die Aufgabe nicht bloß in der Interessenvertretung, sondern auch in praktischer sozialer Arbeit liege". Diese praktische soziale Arbeit, die man meint und gern leisten möchte, ist eine Wiedergewinnung des Vertrauens der breiteren Massen, ein Kennenlernen- und geistiges Helfenwollen, die Inangriffnahme eines Heilverfahrens für die Krankheit sozialer Zerklüftung in der Nation. Hier bricht ein Gefühl politischer Verantwortung auf, das zugleich aus sozialen und aus nationalen Empfindungen kommt. Weil man mit Bewußtsein im Geiste lebt und ein „Gebildeter" ist, weil man überdies Jugend und somit die Zukunft hat, darum fühlt man sich verpflichtet, für das innere Schicksal der Nation eine Verantwortung zu übernehmen. Das Problem des Führertums ergibt sich hieraus. Es handelt sich darum, wie man wieder zum Führer des unteren Volkes werden könne, ob nur noch eine „Mitführerschaft" möglich sei oder selbständige Führerschaft, „unabhängig gegen unten und oben". Aber die Sendung zum Führertum wird im Innern erlebt und nicht angezweifelt.

Die Frage der Führerschaft biegt ein in die Bezirke tätiger Politik. Hier kündigt sich für die Parteien eine Gefahr und Nebenbuhlerschaft an, die in Betracht zu ziehen ihnen bisher ihr Dünkel verbot. Es kündigt sich an eine Emanzipation der geistig Lebenden von der politischen Wegweisung und Leitung durch die Parteien. Denn es gibt im studentischen Geschlecht dieses Krieges und unserer Zeit geborene Führernaturen; und in ihren noch nicht bewußt gewordenen Anlagen für Politik bringen sie gegenüber dem landes-

üblichen Parlaments- und Parteiwesen eine seelische Überlegenheit mit. Entweder werden diese jugendlichen Elemente dereinst mit fremdem Eroberergeist in das Parteileben eindringen, um seine Struktur von innen heraus zu verwandeln und umzugestalten, oder sie verwandeln den politischen Seelenbau der ganzen Nation, so daß diese sich der Parteischablone entledigt und andere politische Freiheitsgedanken aufnimmt, aus denen sie neue Formen macht. Das braucht nicht von heute auf morgen zu geschehen. Denn außerhalb der parlamentarischen und parteiamtlichen Machthaberschaften sind in der jüngeren politischen Generation zwar die Männer, die gegenwärtig in den dreißiger Jahren stehen, vor der Hand die ausschlaggebenden; aber diejenigen, die jetzt in den Zwanzigern sind, werden erst die Entscheidung bringen.

Für die Parteien würde eines — ein Versuch, der freilich ihrem überlieferten Denkverlauf widerstreitet — die allererste Notwendigkeit sein: sie müssen endlich aufhören, in der akademischen Jugend immer nur ein Objekt der Behandlung, Bearbeitung und Beeinflussung zu sehen; sie müssen sich herbeilassen, diese akademische Jugend als ein Subjekt schaffender Kräfte zu achten.

Fünfundzwanzig Jahre Deutscher Ostmarkenverein

Von Justizrat Wagner

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts schwärmten die deutschen Idealisten in vollständiger Verkennung der eigenen staatlichen Interessen für die Polen. Man sah in den Polen in Rußland die ungerecht behandelte, unterdrückte Nation, die einen Freiheitskampf gegen den Absolutismus führte. Es gab nur wenige einsichtsvolle Männer, die die ganz unangebrachte Polenschwärmerei zurückwiesen. Unter ihnen war der damals noch jugendliche Bismarck. Er wies mit ernsten Worten auf die Gefahren hin, die von seiten des polnischen Volkes unter Führung des polnischen Adels und der polnischen Geistlichkeit den preußischen Provinzen im Osten drohte. In Deutschland hatte man darauf nicht acht, man hatte auch anderes zu tun; in allen deutschen Staaten mußte man sich in Verfassung und Parlament einleben und dann mußte man sich im neuen Deutschen Reich einrichten. Unbeachtet, aber durch die Wohltaten der preußischen Verwaltung und der deutschen Schule gehoben, entwickelte sich inzwischen das Polentum. Bismarck war es dann, der endlich in den achtziger Jahren stärkere Maßregeln gegen die Polengefahr durchsetzte, die Ausweisung der ausländischen Polen und die Errichtung der Ansiedlungskommission zur Ansetzung von deutschen Bauern in Posen und Westpreußen. Der richtige Weg zur Festigung und Förderung des Deutschtums in der Ostmark war gegeben. Aber man hielt auch diesmal, wie so oft schon früher, nicht aus. Der Nachfolger Bismarcks, Caprivi, Reichskanzler von 1890 bis 1894 versuchte es wieder mit der Versöhnung, während der Polenführer von Koscielski sich bei dem Kaiser in günstiges Licht zu setzen wußte.

Die Kraft der Polen in Preußen wuchs. Nicht mehr allein der preußische Adel und die polnische Geistlichkeit schürten den Haß gegen alles Deutsche. In der Ostmark waren dank der preußischen Fürsorge die polnischen Knechtgestalten in freie Arbeiter und

Bauern verwandelt, ein polnischer Mittelstand, den es im Polenreiche nie gegeben hatte, war entstanden, und diese aufstrebenden, früher in dumpfer Unterdrückung lebenden Volksteile vergaßen bald, wem sie ihr freieres und besseres Dasein zu verdanken hatten, sie nahmen den Haß gegen das Deutschtum, der ihnen gepredigt wurde, auf und verstärkten so ganz ungeheuer die polnischen, deutschfeindlichen Bestrebungen. Das zähe Festhalten an der großpolnischen Idee und die stille Wühlarbeit der Polen hatte den Erfolg, daß in der Ostmark das Polentum immer mehr in den Vordergrund trat und daß in aller Stille Tausende von Deutschen polonisiert wurden.

Die Deutschen fingen an, das polnische Joch zu fühlen, sie murrten. Es gab wohl Männer, die sich empörten und bei den Wahlen waren die deutschen Parteien geneigt, sich gegen den polnischen Kandidaten zusammen zu schließen. Aber es fehlte der rechte Zusammenhang, um eine wirksame Abwehr zu schaffen. Unwillkürlich wendeten sich die Augen nach dem Alt-Reichskanzler, und die Deutschen in Posen sowie in Westpreußen machten sich auf und wallfahrteten zu dem deutschen Roland in Varzin.

Am 16. September 1894 waren die Posener Deutschen zu Bismarck gefahren, viele Tausende unter der Führung des schon damals bejahrten Landesökonomierats Kennemann auf Klenka in Posen, eine Woche später, am 23. September 1894, folgten die Deutschen aus Westpreußen. Beide Male sprach Fürst Bismarck fast ausschließlich über die Polenpolitik. Er kennzeichnete als Ziel der polnischen Agitation die Errichtung eines unabhängigen polnischen Staates; er wies darauf hin, daß die Polen immer von neuem gestärkt würden durch die Schwankungen der Regierung, die nicht selten auf polnische Einflüsse am Hofe zurückzuführen seien; er sprach die Hoffnung aus, daß bei den Liberalen die immer noch vorhandene Schwärmerei für die Polen einer besseren Erkenntnis Platz machen würde. Dann aber mahnte er die Deutschen zu festem Zusammenhalten: im Osten müsse es nur eine Partei geben, die deutsche, und das konservative Schwert müsse ebensoviel gelten, wie der fortschrittliche Speer, alle Deutschen müssen sich vereinigen, um die Wacht zu halten an der Weichsel und an der Warthe. — Die Worte des Altkanzlers fanden volles Verständnis bei den versammelten Deutschen.

In dieselbe Zeit fiel noch ein anderes Ereignis. Der Kaiser, in der Erkenntnis, daß er über die Treue der Polen arg getäuscht worden, hatte bei seinem Besuch in Westpreußen am 7. September 1894 in Marienburg und besonders am 22. September 1894 in Thorn sehr bestimmt den deutschen Charakter der Provinz betont und den Polen vorgehalten, daß sie nur dann auf seine Gnade und Teilnahme rechnen könnten, wenn sie sich unbedingt als preußische Untertanen fühlten.

Die Deutschen in den Provinzen Posen und Westpreußen atmeten auf, der Zeitpunkt für Bekämpfung des Polentums in gemeinschaftlicher Arbeit war gekommen.

Dies gab den Anlaß zu einer Vereinigung deutscher Männer zum Schutz der Ostmark. Am 3. November 1894 wurde von Heinrich von Tiedemann in Gemeinschaft mit dem Landesökonomierat Kennemann und mit Dr. Ferdinand von Hansemann der Deutsche Ostmarkenverein, der zuerst Verein zur Förderung des Deutschtums in der Ostmark hieß, gegründet.

Der Verein war nicht ein künstliches Gebilde, sondern mit Naturnotwendigkeit aus den Verhältnissen gewachsen. Der Unwille der Deutschen in der Ostmark, die Mahnung des Fürsten Bismarck und die Kaiserworte in Thorn und Marienburg bildeten die Grundlage für den Verein, der den Mittelpunkt und die Stütze für alle Deutschen bilden sollte, die es mit einer kräftigen Ostmarkenpolitik ernst meinten. Von der Gründung des Vereins wurde dem Fürsten Bismarck sofort Bericht erstattet. Er sprach seine Freude darüber aus, und wünschte guten Erfolg.

Der Deutsche Ostmarkenverein hatte nur das eine Ziel: die „Förderung des Deutschtums in der Ostmark". Davon ließ er sich nicht abwendig machen. Es wurden öfter Versuche gemacht, den Verein in das agrarische Fahrwasser zu ziehen und seine Organisation agrarischen Zwecken nutzbar zu machen. Der Verein ist diesen Verlockungen nicht gefolgt, obwohl er sich in Posen dadurch manchen Widersacher verschaffte. Es ist auch wiederholt der Versuch gemacht, in den Verein antisemitische Bestrebungen hineinzutragen, auch solches Ansinnen hat er stets abgelehnt. Sein Ziel blieb einzig und allein die Bekämpfung polnischer Umtriebe.

Das Streben der Vereinsleitung ging nicht dahin, die Polen in der Ostmark zu unterdrücken und auszurotten, sondern immer nur die deutschen Bewohner im Osten zu mehren, sie in ihrem Nationalbewußtsein zu festigen, den deutschen Einfluß zu verstärken, die Herrschaft der deutschen Sprache aufrecht zu erhalten und deutsche Art und Sitte überall zur Geltung zu bringen, damit diese Provinzen nicht nur politisch dem Deutschen Reich angegliedert, sondern wirklich deutsche Provinzen sein und bleiben würden.

Um seine Zwecke zu erreichen, hat der Verein das deutsche Volk, zumal die Bewohner des Westens und Südens über die polnische Gefahr im Osten aufgeklärt und immer von neuem daraufhin gearbeitet, alle Deutschen zusammenzufassen zum gemeinsamen Kampf gegen die polnische Überflutung. An diesem Kampf sollten alle Deutschen teilnehmen, ohne Unterschied der Religion und der politischen Parteirichtung, und immer hat es der Verein im Auge behalten, auch wenn er von deutscher Seite angefeindet wurde, daß der Gegner von heute der Bundesgenosse von morgen sein sollte. Niemals hat er irgendeine politische Partei bekämpft. Er war unpolitisch und nur national. Niemals ist es ihm in den Sinn gekommen, eine Konfession zu bevorzugen oder gar eine Protestantisierung des Ostens herbeizuführen. Das war ein bequemes Schlagwort in dem Munde der Gegner, mit dem sie auf die Masse leicht Eindruck machten. Ebenso ist der Deutsche Ostmarkenverein stets bemüht gewesen, mit der Regierung und den Staatsbehörden zusammen zu arbeiten. Er war sich stets dessen bewußt, daß die Kraft der Polen und ihre Erfolge hauptsächlich in der deutschen Uneinigkeit wurzelten, und daß eine kräftige Förderung des Deutschtums nicht anders zu erwarten war, als durch ein Zusammenarbeiten aller nationalen deutschen Kräfte.

Der Deutsche Ostmarkenverein fand in allen deutschen Landen Beifall und bereitwillige Aufnahme. Seine Mitgliederzahl wuchs, schnell seine Organisation wurde mit der Zunahme der Mitglieder und dem wachsenden Umfange seiner Arbeiten erweitert und vertieft. Der ersten Ortsgruppe in Bromberg folgte Ostrowo und viele andere, Geschäftsführer wurden sogleich in Posen und in Berlin bestellt. Die Ortsgruppen in den einzelnen Provinzen wurden im Laufe der Zeit zu Provinzialverbänden und Landesverbänden zusammengefaßt, Provinzialvorstände eingesetzt und weitere Geschäftsführer bestellt. Ein Gesamtausschuß aus Abgesandten der Ortsgruppen und zugewählten Mitgliedern zusammengesetzt, stand an der Stelle einer Mitgliederversammlung, der Hauptvorstand trat mehrmals im Jahre zusammen. Die hauptsächliche und regelmäßige Vereinsarbeit aber wurde geleistet von dem Geschäftsführenden Ausschuß, der in Berlin saß und wöchentlich eine Sitzung hatte.

Im Laufe der Jahre stieg die Zahl der Mitglieder, ihre Zahl hat 50 000 überschritten, sie sind in mehr als 440 Ortsgruppen über das ganze Deutsche Reich verteilt. Das Vermögen des Vereins beträgt mit den beiden von Hansemann-Stiftungen, der großen Friedrich-Kruse-Stiftung, der Hegenscheidt-Stiftung und vielen kleinen Stiftungen über eine Million Mark. Die Aufgaben und die Arbeiten des Vereins sind gewachsen. Bei allen gesetzgeberischen Arbeiten, die sich auf die Ostmark bezogen, hat der Verein durch zahlreiche Eingaben und Denkschriften an den Reichskanzler, die Ministerien und die

Abgeordneten lebhaft mitgewirkt, oft in seinen Beschlüssen Anregungen gegeben. Der Verein hat durch zahlreiche Versammlungen, Vorträge, Zeitungsartikel und Flugschriften, die Deutschen im Osten und im ganzen Deutschen Reiche über die politische Lage in der Ostmark und über die Gefahren des polnischen Vordringens aufgeklärt, und die polnischen, gegen den Bestand von Preußen gerichteten Umtriebe in das helle Licht des Tages gezogen. Die Vereine und Versammlungen der Polen, sowie die polnische Presse, deren fremde Sprache sie der Öffentlichkeit entzog, hat er beobachtet und darüber dem deutschen Volk berichtet. Tatsächlichen Übergriffen und Gesetzwidrigkeiten trat der Verein entgegen. Aber auch das Verhalten der Deutschen behielt der Verein im Auge, oft hatte er Veranlassung, unwürdiges Verhalten von Deutschen, die vor dem Polentum sich beugten, zu rügen und für die Zukunft zu verhindern.

Auf wirtschaftlichem Gebiet suchte der Verein den Deutschen in der Ostmark nach Kräften zu helfen, Darlehen und Unterstützungen, die einzelnen Deutschen zur Beseitigung von geschäftlichen Schwierigkeiten oder zur Erweiterung ihres Geschäfts dienen sollten, gab der Verein aus seinen Mitteln oder verschaffte sie von anderen Stellen. Aus besonderen Fonds wurden strebsamen jungen Deutschen, besonders Landwirten und Handwerkern, Stipendien gegeben. Der Verein sorgte auch eifrig dafür, daß die Deutschen ihre Kaufleute und Handwerker möglichst berücksichtigten und setzte es durch, daß, nachdem der seit Jahrzehnten von den Polen ausgeübte Boykott gegen die deutschen Kaufleute und Handwerker schärfere Formen annahm, auch von den Deutschen die polnischen Gewerbetreibenden gemieden wurden.

Auf Anregung des Vereins wurde im Jahre 1895 die Landbank gegründet, die die Ansiedlung von Deutschen in der Ostmark erleichtern sollte. Die Landbank hat sich dann selbständig entwickelt. Im Jahre 1903 wurde vom Verein die Feldarbeiterzentrale zur Beschaffung und Verteilung von Arbeitern gegründet. Auch aus ihr wurde später eine selbständige Einrichtung.

Der Verein vermittelte die Niederlassung von deutschen Rechtsanwälten und Ärzten und durch seine Gewerbeauskunftsstelle die Ansetzung von deutschen Handwerkern. Durch die von ihm errichtete „Ostmärkische Grundstücks-Erwerbs-Genossenschaft" half er deutschen Gewerbebetreibenden, Grundstücke zu erwerben, oder ihre Grundstücke durch hypothekarische Darlehen zu erhalten. Eine besondere Stelle besteht zur Errichtung von Volksbibliotheken, deren über 700 begründet wurden. Neben der Vereinszeitung „Die Ostmark" und dem Korrespondenzblatt „Der deutsche Osten" hat der Verein zahlreiche Flugblätter, Schriften und Bücher herausgegeben, auch einen jährlich erscheinenden Ostmarkenkalender und vor einigen Jahren ein Prachtwerk „Die deutsche Ostmark".

Eine so vielseitige und umfangreiche Arbeit konnte von einer Stelle, vom Geschäftsführenden Ausschuß, allein nicht bewältigt werden. Es wurden innerhalb des Ausschusses für die einzelnen Landesteile der Ostmark oder auch für die einzelnen Angelegenheiten Berichterstatter bestellt und besondere Ausschüsse eingesetzt, die Stipendienfondskommission, die Preßkommission und die Finanzkommission, die alle vollauf zu tun hatten.

Große Versammlungen von Vereinsmitgliedern und Freunden des Vereins unter Teilnahme der Behörden brachten die Deutschen Tage, die anfangs jährlich, später alle zwei Jahre in der Ostmark vom Verein veranstaltet wurden. Die Städte, in denen der Deutsche Tag stattfand, ließen es sich nicht nehmen, ihr Wohlwollen durch einen großen Festzug zu zeigen, so Danzig, Marienburg, Posen, Bromberg, Gleiwitz und Kattowitz.

Der Verein hatte natürlich auch seine Feinde und seine Widersacher. Selbstverständlich wurde er von den Polen auf das Heftigste angefeindet. Die Feindschaft der Polen äußerte sich in gröbsten Beschimpfungen in der polnischen Presse, die in ihrem Straßenjungenton von der „Schurkenarbeit der Hakatisten"

und von „ehrloser Hetze" sprach. Dem betagten Kennemann drohten die Polen, ihn und seine Genossen in ihren eigenen Lauben aufzuhängen, und, soweit ihre Macht reichte, verfolgten die Polen alle, die dem Deutschen Ostmarkenverein als Mitglieder beitraten. Die Polen glaubten auch einen Spottnamen erfunden zu haben, als sie aus den Anfangsbuchstaben der Namen der Gründer des Vereins Hansemann, Kennemann und Tiedemann das Wort „Hakate" formten und den Verein als Hakateverein und seine Mitglieder als Hakatisten bezeichneten. Aber der Spott prallte von den deutschen Männern ab, das Wort wurde zum Ehrennamen, den die Vereinsmitglieder nicht ohne Stolz führten und der am Kopf jeder Nummer der Vereinszeitung „Die Ostmark" zu finden ist.

Gegner hatte der Verein auch unter den Deutschen.

Die Ultramontanen, bei derem eifrigen Streben, die Macht und den Einfluß der katholischen Kirche zu erhalten und zu mehren, gar leicht das Bewußtsein der vaterländischen Pflichten verdunkelt wird, ließen es an Anfeindungen nicht fehlen; sie erhoben gegen den Verein den Vorwurf, er sei ein Feind der Katholiken und wollte den Osten protestantisieren. Sie feindeten ihn an und hielten es gar zu sehr mit den Polen, obwohl sie von ihnen recht oft abstoßend behandelt wurden. Das erschwerte die Stellung des Vereins; denn es war nicht leicht die Verdächtigungen der Zentrumspresse zu widerlegen und den Katholiken ein besseres Verständnis für das Wesen des Vereins beizubringen. Der Verein benutzte jede Gelegenheit, die Katholiken zu begünstigen, so besonders die Katholiken, die sich im Osten in ausgesprochen deutschen Vereinen zusammengefunden hatten, er unterstützte gern Katholiken durch wirtschaftliche Beihilfe, durch Darlehen und Stipendien. Auch trat er bei Wahlen ohne Vorbehalt für den Zentrumskandidaten ein, wenn er der Kompromißkandidat der Deutschen war oder wenn er in der Stichwahl mit den Polen stand.

Die Sozialdemokraten, deren deutsche Gestalt durch ein internationales Gewand verdeckt wird und deren soziale Utopien die Liebe zum Vaterland, die Liebe zum Deutschtum ersticken, wollten vom Verein zur Förderung des Deutschtum nichts wissen.

Auch im freisinnigen Parteilager fanden sich Gegner. Viele Freisinnige konnten sich in der Besorgnis, daß bei einer kräftigen Abwehr der deutschfeindlichen polnischen Mitbürger ihre in vergangenen Zeiten geborenen, aber unentwegt festgehaltenen Parteigrundsätze Abbruch erleiden könnten, nicht darein finden, daß für die außergewöhnlichen Zustände in der Ostmark auch außergewöhnliche Maßregeln notwendig seien. Sie waren deshalb Gegner einer kräftigen deutschen Politik im Osten und, obwohl wahrlich keine Freunde der Großgrundbesitzer, verhielten sie sich sogar ablehnend gegen die Ansiedlung von Bauern in den östlichen Provinzen, eine Maßregel, die doch eine Verminderung des Großgrundbesitzes herbeiführen mußte.

Widerwillig zeigten sich auch viele Gewerbetreibende, die ihre polnische Kundschaft zu verlieren fürchteten, obwohl sie wissen mußten, daß diese polnische Kundschaft ihnen nur solange verblieb, bis am Platz ein polnischer Konkurrent sie ihnen entführte.

In den ersten Jahren seines Wirkens war der Verein auch bei vielen Beamten nicht beliebt. Die Beamten wollten Ruhe. Wenn die Ruhe auch durch Nachgiebigkeit gegen polnische Ansprüche erkauft werden mußte, so gab es doch keine Streitigkeit, keine schwierigen Entscheidungen, keine Beschwerden. Später jedoch waren die Beziehungen des Vereins zu den Behörden durchweg gute. Das gute Verhältnis wurde auch dadurch nicht gestört, daß Polen und andere Gegner die Staatsregierung gegen den Ostmarkenverein einzunehmen suchten, indem sie ihn als den eigentlichen Leiter der Polenpolitik, als „Nebenregierung" bezeichneten. Das war ein billiges Schlagwort ohne jede Berechtigung. Beide, Regierung und Ostmarkenverein, gingen bei gleichem Ziel den gleichen Weg, aber in völliger Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Durch alle diese Schwierigkeiten setzte sich der Ostmarkenverein durch und er wurde, was er nach seinem Sinne werden sollte: der Sammelpunkt für alle deutschen Patrioten, die das Polentum bekämpften, der Mittelpunkt für alle nationalpolitischen Bestrebungen zur Förderung des Deutschtums in der Ostmark und ein fester Damm gegen Gelüste, die deutsche Politik im Osten zu verlassen.

Seinen Höhepunkt hatte der Ostmarkenverein wohl erreicht zur Zeit, als von Bülow Reichskanzler war und Miquel und Rheinbaben Minister. Die Regierung hielt damals in der deutschen Politik im Osten einen festen Kurs und der Ostmarkenverein arbeitete neben ihr in gleicher Richtung. Die Deutschen in der Ostmark fühlten sich gestützt und gehoben. Damals, es war im Jahre 1909, fand der Deutsche Tag in Kattowitz statt. Auf ein Huldigungstelegramm des Vereins antwortete der Kaiser:

„In dankbarer Anerkennung der Bestrebungen des Deutschen Ostmarkenvereins, das Deutschtum auch in der Provinz Schlesien zu kräftigen und zu fördern, spreche ich allen zum Deutschen Tage dort vereinten Patrioten für die freundliche Begrüßung meinen wärmsten Dank aus. Möge der für die Zukunft und die Größe des deutschen Vaterlandes so bedeutungsvollen Arbeit Gottes Schutz und Segen in reichem Maße beschieden sein. Wilhelm I. R."

Weniger günstig gestalteten sich die Verhältnisse, als Herr von Bethmann Hollweg Reichskanzler geworden war. Es ist bezeichnend für die preußische Polenpolitik, daß statt einer gleichmäßigen deutschen Richtung bei jedem Personenwechsel in der Regierung die Frage auftauchte, wie nun weiter in den Ostprovinzen regiert würde, ob wie bisher, oder ob ein neuer Kurs eingeschlagen würde. Zwar hatte der neue Reichskanzler auf ein Begrüßungstelegramm des Deutschen Ostmarkenvereins ein weiteres Zusammenarbeiten zugesichert und das stolze Wort hinzugesetzt: „nunquam retrorsum." Bald aber merkte man, daß die feste Hand fehlte. An Stelle der Festigkeit trat Unschlüssigkeit, Nachgiebigkeit und alsbald ein weites Entgegenkommen gegen die Polen. Der Oberpräsident von Waldow und die Regierungspräsidenten in Posen, energische Wächter und Schützer des Deutschtums, mußten ihre Posten verlassen, und bei den Verwaltungsbeamten machte sich eine große Unsicherheit fühlbar. Man wußte nicht, ob man den alten Kurs fahren sollte, oder ob von oben ein Entgegenkommen gegen die Polen gewünscht würde. So wurde vieles vernachlässigt und manches umgeworfen, was die Regierung und der Ostmarkenverein früher gebaut und angebahnt hatte.

Es kam das Jahr 1914. Der Deutsche Ostmarkenverein veranstaltete einen Deutschen Tag in Allenstein. Als die Tausende von Teilnehmern am 28. Juni im Walde von Jakobsberg bei Allenstein versammelt waren, traf die Nachricht von dem Mord in Serajewo ein. Die Anwesenden waren tief erschüttert, aber keiner ahnte, daß das Ereignis so furchtbare Folgen nach sich ziehen würde, und die Vorstandsmitglieder, die abends im alten Schloß des Kopernikus in Allenstein, das Herr Regierungspräsident Hellmann stilgerecht ausgestattet hatte, zusammenkamen, ahnten nicht, daß zwei Monate später an demselben großen runden Tisch auf den hochlehnigen Stühlen russische Offiziere sitzen würden.

Gleich nach Beginn des Krieges traf der Deutsche Ostmarkenverein seine Maßnahmen. Feindseligkeiten gegen die Polen mußten vermieden werden, um nicht im Ausland den Anschein zu erwecken, daß das Deutsche Reich im Osten innere Schwierigkeiten hätte, die Tätigkeit des Vereins wurde beschränkt, zumal die meisten Mitglieder und Ortsgruppenführer bei den Fahnen waren. Die Organe des Vereins und einzelne Beamte wurden in den Dienst des roten Kreuzes gestellt. Der Geschäftsführende Ausschuß hielt aber regelmäßig alle Woche eine Kriegssitzung ab, in der die Tagesereignisse, insbesondere die Haltung der Polen besprochen wurde. Der Verein beteiligte sich lebhaft bei den Kriegsanleihen, er zeichnete im ganzen 900 000 Mark und half sonst aus, wo es nötig war.

Im Sommer 1916 kamen die ersten Gerüchte, daß ein Königreich Polen errichtet werden sollte. Für jeden, der die Verhältnisse kannte, war es klar, daß die Wiederaufrichtung des polnischen Staates ein Unglück sein würde. Bismarck

hatte einst gesagt, daß ein selbständiges Polenreich eine französische Armee im Osten bedeute. Vergebens tat der Verein alles, um diesen unglückseligen Schritt zu verhüten. Noch kurz vor der Ausrufung des polnischen Königreichs begab sich der Vorsitzende des Vereins, Herr von Tiedemann, in die Reichskanzlei, um zu warnen. Dort aber wurde ihm die Mitteilung, daß Hindenburg und Ludendorff darauf bestehen, um neue Truppen zu gewinnen. Auf diese Mitteilung mußte der Verein zurücktreten, er mußte die militärischen Maßnahmen gelten lassen und durfte nicht durch laute Proteste den militärischen Führern in den Rücken fallen. Die Nachricht aus der Reichskanzlei war, wie sich später herausgestellt hat, unrichtig, aber es war nichts mehr zu ändern.

Bei der Errichtung des Polenreichs und der Verwaltung des neuen Staates hat sich so recht die Zaghaftigkeit in der Wahrnehmung der deutschen Interessen und die Unsicherheit der deutschen Politik gezeigt. Die Hoffnung auf ein polnisches Hilfskorps, worauf die Regierung hauptsächlich gerechnet hatte, erwies sich als hinfällig. Die Polen, die durch deutsche Siege von der Russenherrschaft befreit wurden, wollten den Deutschen nicht helfen.

Nach heldenmütigen Kämpfen der deutschen Heere, nach jahrelangen schweren Entbehrungen des von der Welt abgeschnittenen deutschen Volkes und leider auch durch innere Umtriebe geschwächt, brach Deutschland zusammen. Der Kaiser mußte dem Thron entsagen, die Fürsten wurden vertrieben und eine sozialdemokratische Parteiregierung führte die Geschäfte. Ein Friede wurde geschlossen mit so schweren und schmachvollen Bedingungen, wie die Welt sie wohl nie gesehen hat. Der Friede traf am schwersten die Ostmark, Posen und fast ganz Westpreußen fiel an das neue Polenreich, Danzig wurde ein Freistaat unter polnischer Oberhoheit. Die Ostmark, die der Deutsche Ostmarkenverein vor polnischer Überflutung hatte schützen wollen, kam in polnische Hand. Die Deutschen im Osten, die vor den polnischen Umtrieben geschützt werden sollten, wurden unter polnische Fremdherrschaft gezwungen, Ostpreußen wurde vom Reich abgeschnitten. Noch bevor der Friedensvertrag durchgeführt wurde, während des Waffenstillstandes, besetzten die Polen den größten Teil der Provinz Posen. Die Regierung ließ deutsches Land und deutsche Leute im Stich.

Die Verhältnisse im Osten haben sich von Grund aus zum Nachteil des Deutschtums geändert. Die fünfundzwanzigjährige Arbeit des Deutschen Ostmarkenvereins ging zu Bruch, wie so vieles im Deutschen Reich.

Wenn nun auch durch den Gewaltfrieden, dem Deutschland sich unterwarf, der größte Teil der Ostmark vom Reich getrennt und im Osten die Stellung der Deutschen zu den Polen völlig geändert ist, so ist dadurch dem Deutschen Ostmarkenverein das Feld zu weiterer Tätigkeit nicht entzogen. Im Gegenteil, die Aufgaben des Deutschen Ostmarkenvereins sind erweitert und vertieft.

Die Landesgrenzen sind verändert durch einen Machtspruch der Entente, der unter Nichtachtung des Selbstbestimmungsrechts der Völker und unter Nichtachtung der geschichtlichen Entwicklung gegen Recht und Gerechtigkeit allein das Ziel verfolgte, Deutschland niederzuwerfen und sein Wiederaufkommen zu verhindern. Ein Werk, das aus so unsittlichen Beweggründen entstand, kann kein ersprießliches sein, es ist unnatürlich und unhaltbar. Man kann wohl gewaltsam ein Stück von dem Deutschen Reich losreißen, das deutsche Volk kann man nicht teilen, es bleibt ein Ganzes. Und wenn den Deutschen unter fremdem Joch auch alles geraubt wird, das Recht, deutsch zu bleiben, kann ihnen nicht genommen werden. Die Gefahr für das Deutschtum im Osten ist ungeheuer gewachsen, die Deutschen im abgetrennten Teil werden ihre Rechte hartnäckig verteidigen müssen und die Deutschen im Reich müssen ihnen auf alle Weise helfen. Hierbei zu mahnen, zu fördern, zu vermitteln und die Zukunft vorzubereiten, das wird die künftige Aufgabe des Deutschen Ostmarkenvereins sein. Er wird nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit, die nicht ohne Erfolg war, auf neuen Wegen sein altes Ziel verfolgen: Schutz und Förderung des Deutschtums im Osten.

Der Außenhandel Polens vor dem Kriege

Von Johann Günther, wissenschaftl. Hilfsarbeiter beim Zweckverband Ost

olens Außenhandel vor dem Kriege läßt sich statistisch nur schwer erfassen, da nach Aufhebung der Zollgrenze zwischen Rußland und Polen Waren, die aus dem Auslande nach Polen kamen, vielfach nach Rußland ausgeführt wurden und umgekehrt Waren, — außer Eisenerz und Kohle — hauptsächlich landwirtschaftliche Erzeugnisse, aus Rußland nach Polen kamen und von hier über die kongreßpolnische Grenze ins Ausland gelangten.

Die Gesamteinfuhr Polens an Rohstoffen und Fertigfabrikaten hatte einen Wert von 543 Millionen Rubel. Von der Rohstoffeinfuhr entfallen 72,1 Millionen Rubel oder etwa 40 Prozent der Gesamtrohstoffeinfuhr, die sich auf 183 Millionen Rubel beläuft, auf Rußland. Trotz der russischen Zollpolitik, die die Einfuhr von anderen Ländern in sehr starkem Maße erschwerte, ist der russische Anteil doch nur ein bescheidener gewesen. Die Rohstoffgewinnung war in Polen gering; auch Güter, wie Eisenerze und Kohle, von denen Polen größere Vorräte besitzt, konnten den Bedarf bei weitem nicht decken, so daß Kohle und Koks aus England, Schlesien und Oberschlesien und Eisenerze aus Südrußland eingeführt wurden. Die aus Rußland eingeführte Kohle war zum großen Teil hochwertiger Anthrazit aus dem Donetzschen Kohlenbecken.

Im Jahre 1910 betrug Polens Eisenerzförderung 173000 Tonnen entgegen einer Förderung von 484000 Tonnen im Jahre 1900. Seit 1900 stieg Polens Einfuhr an Eisenerz immer mehr, wozu nicht zum wenigsten der Umstand beitrug, daß Rußland einen Eisenbahntarif besaß, der, um die Ausfuhr Rußlands zu fördern, das Kilometergeld für den Transport aus Rußland bei wachsender Entfernung immer geringer werden ließ.

Den Hauptanteil der Rohstoffeinfuhr bildete die Baumwolle. Von der Gesamtrohstoffeinführung, die in den Jahren 1909 bis 1911 durchschnittlich auf 183 Millionen Rubel bewertet wurde, entfielen 64,2 Millionen auf Baumwolle. Wolle und Baumwolle kam nach Polen über Danzig und die deutschen Grenzstationen, später auch über Riga. Baumwolle wurde um das Jahr 1910 auch schon von den russischen Plantagen in Turkestan bezogen.

Die Einfuhr von Rohstoffen stieg im Jahresdurchschnitt von Anfang der 90er Jahre bis zu den Jahren 1910/12 bei Baumwolle von ungefähr 13000 auf 60000, bei Kohle von 200000 auf 1300000 Tonnen. Die eingeführten Kohlen stammten zum großen Teil aus England und kamen über Danzig auf der Weichsel herein. Die Kohleneinfuhr über Danzig wurde immer mehr durch die billigere, schneller zu beschaffendere, wenn auch qualitativ geringere Kohle aus dem oberschlesischen Kohlenrevier zurückgedrängt. Hierbei spielte eine große Rolle der Umstand, daß die Wasserstraßen von der russischen Regierung vernachlässigt wurden und die Weichsel daher durch absichtliche oder unabsichtliche Vernachlässigung (keine Reinigung und Ausbaggerung des Flußbettes, das Fehlen von Anlagen und Hafenplätzen) als Verkehrsstraße im Verhältnis zu den drei mehr aus strategischen Gründen gebauten Eisenbahnlinien, die Polen mit Deutschland verbinden, trotz des bedeutend billigeren Wassertransportes an Bedeutung verlor.

Auch die Baumwolle wurde auf dem Weichselwege eingeführt, was jedoch später durch die russische Handelspolitik unmöglich gemacht wurde. Die Einfuhr von Wolle stieg von Anfang der 90er Jahre bis zu den Jahren 1910/12 im Jahresdurchschnitt von 5000 auf 25000 Tonnen.

Die Ausfuhr von Rohstoffen war im Verhältnis zu Fertigfabrikaten gering. Woll- und Baumwollgewebe stehen mit 280 Millionen bei der Ausfuhr an erster Stelle und wurden ausschließlich nach Rußland ausgeführt. Eine Erklärung für die Abhängigkeit der polnischen Textilindustrie vom russischen Markte.

Die Ausfuhr von Eisenerzeugnissen hatte einen Wert von 48 Millionen, die von Wollgarnen 35 Millionen und die von Ledererzeugnissen 21 Millionen

Rubel. Erwähnt sei, daß die polnische Lederindustrie sich zum größten Teil im Warschauer Industrierayon befindet.

Ausgeführt wurden

Maschinen für	11,7	Millionen Rubel.
Zucker und Melasse	13	„ „
Baumwollgarne	9,5	„ „
Möbel	9	„ „
Chemische Erzeugnisse	7,5	„ „
Juteerzeugnisse	7	„ „
Papier	6	„ „
Spiritus	4,6	„ „
Roheisen	0,1	„ „

Die Hälfte der Ausfuhr von Zucker und Melasse ging über Danzig. Die übrigen oben angeführten Waren gingen fast ausschließlich nach Rußland. Nach andern Ländern wurden chemische Erzeugnisse für 900 000 und Spiritus für 100 000 Rubel ausgeführt. Der Wert der Ausfuhr nach dem Auslande bezifferte sich auf etwa 5 Millionen Rubel, das ist weniger als 2 Prozent.

Eine besondere starke Einfuhr zeigte die polnische Einfuhr in den Jahren 1895 bis 1900, wo durchschnittlich in einem Jahre etwa 460 000 Tonnen allein aus Deutschland mehr eingeführt wurden, als in dem Zeitpunkt von 1890 bis 1894. Diese gesteigerte Einfuhr läßt sich durch die Tatsache erklären, daß die drei polnischen Industriezentren, das Lodzer, das Warschauer und das Sosnowicer, im steten Wachsen waren und sich dank der ungehemmten Ausfuhr von Fertigfabrikaten nach dem Innern Rußlands immer mehr vergrößerten.

Polens Gesamteinfuhr an Fertigfabrikaten stellte einen Wert von 360 Millionen Rubel dar. Sie verteilt sich auf die einzelnen Waren folgendermaßen:

Baumwoll- und Wollgewebe für	82	Mill. Rubel
Wollgarne	25	„ „
Maschinen	34,7	„ „
Chemische Erzeugnisse	28,3	„ „
Tabakerzeugnisse	21	„ „
Blech, Draht und Nägel usw.	18,7	„ „
Ledererzeugnisse	2	„ „

Papier- und Tabakwaren und Roheisen kamen zum größten Teil aus Rußland; Maschinen, Eisenfabrikate und chemische Erzeugnisse überwiegend aus dem Auslande.

Die Einfuhr überstieg den Wert der Ausfuhr bei

Wolle	um 52,4	Mill. Rubel
Kohle und Koks	„ 11,6	„ „
Petroleum	„ 9,7	„ „
Häute	„ 8	„ „
Jute	„ 4,5	„ „
Tabak	„ 4	„ „
Eisenerz	„ 3,9	„ „

Petroleum kam zu 90 Prozent aus Rußland.

Nach Deutschland wurden aus Polen hauptsächlich landwirtschaftliche Erzeugnisse ausgeführt. Bei der Ausfuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen aus Kongreßpolen nach Deutschland darf nicht vergessen werden, daß diese Produkte meist russischen Ursprungs waren. Infolge der russischen Eisenbahntarifpolitik wurde der polnische Markt von russischen landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu billigeren Preisen als die polnischen überschwemmt. Hieraus erklärt sich die Rückständigkeit der polnischen Landwirtschaft, insbesondere die der Klein- und Mittelwirtschaften, trotz der Nähe des in der Nachfrage starken Konsumenten: Deutschland. Die deutsche amtliche Statistik des Eisenbahnverkehrs ergibt für die Ausfuhr nach Deutschland von Polen:

		Jahresdurchschnitt in Tonnen: 1890/94	1910/12
Mehl- und Mühlenfabrikate (fast ausschl. Kleie)		52 800	231 800
Kartoffeln		10 100	73 900
Ölkuchen		28 100	68 000
Rübenzucker, Futterrüben, Zichorienwurzeln		1 200	38 500
Zucker, raffiniert		4 800	29 000
Rübensyrup und Melasse		900	7 200
Lein, Öl und andere Sämereien		9 100	15 400
Schweine	Stück	33 384	83 957
Geflügel	„	734 848	1 244 428

Die starke Zunahme der Ausfuhr ist hauptsächlich durch das deutsche System der Einfuhrscheine zu erklären, wodurch deutscher Roggen nach Polen befördert, in polnischen Mühlen vermahlen und die Kleie wieder nach Deutschland ausgeführt wurde.

Folgende Tabelle zeigt die Einfuhr von Deutschland nach Polen:

	Jahresdurchschnitt in Tonnen: 1890/94	1910/12
Steinkohlen, Steinkohlenkoks	197 800	1 203 500
Düngemittel, auch künstliche	5 700	144 500
Eisen und Eisenfabrikate	63 100	126 700
Steine	16 800	62 700
Erze	4 600	38 400
Rohe Baumwolle	11 200	37 600
Fische	25 400	48 300
Jute	1 100	15 000
Wolle	4 100	16 700
Obst, Gemüse	200	8 100
Chemikalien und Drogen	2 200	8 200
Garne und Twiste	1 700	5 700
Zement	5 500	7 600

Die gesteigerte Kohleneinfuhr erklärt sich durch das Wachsen der polnischen Industrie. Beträchtlich ist die Einfuhr von Maschinen aus Deutschland von anderen Industrieerzeugnissen; außer Eisen und Eisenerzeugnissen kam nur verhältnismäßig wenig aus Deutschland. Nach dem Statistiker J. St. Lewinski stellt sich die Ein- und Ausfuhr nach Deutschland folgendermaßen dar:

Jahresdurchschnitt	Einfuhr in Tonnen	Ausfuhr in Tonnen	Mehrausfuhr + Mehreinfuhr −
1885—89	417 500	1 240 800	+ 823 300
1890—94	429 300	1 175 100	+ 745 800
1895—99	895 800	1 210 800	+ 315 000
1900—04	1 153 700	1 294 300	+ 140 600
1905—09	1 300 600	1 648 900	+ 348 300
1910	1 701 200	1 433 500	− 267 700
1911	2 124 500	1 408 100	− 716 400
1912	2 209 200	1 705 700	− 502 500

Nicht berücksichtigt wurde bei der vorletzten Tabelle über Einfuhr aus Deutschland nach Polen die Einfuhr auf dem Wasserwege, aus der Weichsel und der Warthe.

Wie aus letzter Tabelle ersichtlich, ist die Ausfuhr aus Deutschland nach Polen immer mehr gewachsen, so daß sie die Ausfuhr der Waren aus Polen nach Deutschland seit dem Jahre 1910 überstieg. Die letzte Tabelle zeigt deutlich, daß Polen sich zu einem Industriestaate zu entwickeln begann, der die in seiner Industrie hergestellten Waren jeder Qualität (es wurden z. B. in der Lodzer Textilindustrie nebst schlechten Geweben und Stoffen auch solche hergestellt, die den englischen an Qualität nicht nachstanden) auf den an Fertigwaren hungrigen russischen Markt warf, der alles verschlang, ohne gesättigt gewesen zu sein.

Die Arbeiterbewegung in Amerika

Am 1. November ist Tatsache geworden, was man seit Wochen gefürchtet hatte: der Kohlenarbeiterstreik in den Vereinigten Staaten. Es liegt auf der Hand, daß das nicht lediglich eine interne Angelegenheit Amerikas ist. Wie die Dinge augenblicklich liegen, muß jede wirtschaftliche Lähmung jenseits des Atlantischen Ozeans eine unheilvolle Rückwirkung auf Europa haben, eine nähere Betrachtung der Lage bedarf also keiner Rechtfertigung.

Es scheint ein wirtschaftspolitisches Gesetz zu sein, daß jeder angestrebte Wettbewerb in mehr oder weniger hohem Grade ein Aufgeben der eigenen Individualität, ja eine wirkliche Angleichung an den Gegner mit sich bringt, der auf diese Weise einen Teil seines zurückgehenden Einflusses auszugleichen in der Lage ist, und wenn England eine Ausnahme von dieser Gesetzmäßigkeit zu bilden scheint, so ist das auf die bisherige umfassende Überlegenheit seines Handels zurückzuführen. Amerika aber konnte sich so lange nach seinen individuellen wirtschaftlichen Gesetzen entwickeln, wie es sich von einem maßgeblichen Wettbewerb mit den Staaten Europas fernhielt. Mit dem in Heft 25 der Grenzboten an dieser Stelle bereits angedeuteten Eintritt Amerikas in die Weltpolitik jedoch, mußten sich auch hier der Wirkung der in Europa geltenden Wirtschaftsgesetze Tür und Tor öffnen. Bereits in den berühmten Studien de Tocquevilles ist diese Entwicklung vorausgesagt, und dadurch, daß der europäische Krieg auch nach Amerika übergriff, beschleunigt worden. Die eingetretene Hochkonjunktur der Kriegsindustrien, namentlich aber die weitgehende Umstellung des gesamten Wirtschaftsorganismus auf wirtschaftlich unproduktive, lediglich zerstörerische Tätigkeit haben auch hier eine Teuerung der gesamten Lebenshaltung herbeigeführt, die auf das Wirtschaftsleben in demselben Sinne einwirkt, wie wenn etwa eine Familie sich plötzlich in die Lage versetzt sieht, einen beträchtlichen Teil ihres Einkommens auf Medizin und ärztliche Fürsorge festzulegen. Auch Amerika beginnt jetzt in dem verderblichen Ring zu kreisen, daß die hohen Preise der Lebenshaltung Lohnforderungen nach sich ziehen, die ihrerseits wieder die Lebenshaltung verteuern. Dazu kommen die allgemeinen psychologischen Einflüsse des Kriegsendes, die sich in politischen Forderungen und allgemeiner Unruhe äußern.

Der „Matin" brachte Anfang Oktober eine lehrreiche Tabelle über die zunehmende Streikbewegung in Amerika. Danach gab es im Januar 105, Februar 110, März 102, April 134, Mai 219, Juni 245, Juli 364, August 308 Streiks, Zahlen die etwa das Doppelte der entsprechenden Monate 1918 betragen. Die „Times" gibt gar für die Monate August und September zusammen mehr als 2000 Streiks an. Bedeutsamer noch als diese Steigerung erscheint die Tatsache, daß der Arbeitsbund unter der Führung des sehr gemäßigten Gompers allmählich die Herrschaft über die Arbeitermassen zu verlieren scheint. Noch im Juni, als Gompers mit allen gegen eine Stimme zum Präsidenten wiedergewählt wurde, obwohl er jedes Paktieren mit den Extremisten, deren zunehmender Einfluß namentlich auf die Agitation der Fremden, Italiener, Polen, Balkanvölker zurückgeführt wird, ausdrücklich abgelehnt hatte, schien die Lage keineswegs bedrohlich. Aber man darf nicht vergessen, daß der Arbeitsbund, obwohl er nahezu vier Millionen Anhänger zählt und mit vielen großen unabhängigen Vereinigungen enge und freundliche Beziehungen unterhält, keineswegs die gesamte Arbeiterschaft der Vereinigten Staaten vertritt. Da ist z. B. die gefürchtete Gruppe der „Industriearbeiter der Welt" (I. W. W.), deren Hauptzentrum Chikago ist und die im fernen Westen großen Einfluß besitzen, mit einem im wesentlichen kommunistischen Programm. Auch der dem Arbeitsbund nicht angehörige Verband der Schneider, sowie die jüdischen Gewerkschaften sind sehr radikal. Von Wichtigkeit ist auch besonders in den Nordweststaaten der „Bund der Parteilosen" (Non-Partisan League), dessen Haltung dadurch gekennzeichnet wird, daß sein Führer Townley während des Krieges wegen Überschreitung der Aufruhrgesetze verurteilt

wurde. Auch ist der linke Flügel der Sozialisten bekanntlich aus der Partei ausgetreten und hat die „Kommunistische Arbeiterpartei Amerikas" gegründet. Diese Radikalisierung nun hat auch auf die besonders an der Pacificküste und unter den Seeleuten vertretenen radikalgesinnten innerhalb des Arbeitsbundes eingewirkt, wodurch dessen Aktionskraft geschwächt erscheint. Äußerlich zeigt sich das in einer bedrohlichen Einbuße an Autorität, von den Streiks sind etwa sieben Achtel vom Arbeitsbund nicht genehmigt. Angesichts dieser Entwicklung und der energischen Haltung des Kapitals, das sich trotz der Nachgiebigkeitstendenz einer von Bernard Baruch und Rockefeller junior geführten liberalen Gruppe unter der Führung Garys bis jetzt unnachgiebig gezeigt hat, erscheint die Stellung Gompers sehr gefährdet.

Zunächst erschienen im Juli die Eisenbahnerverbände mit Lohnforderungen, die die Bahnen um 800 Millionen Dollars jährlich mehr belasten würden. Hand in Hand damit ging die Forderung auf Nationalisierung der Bahnen, zu der die Kriegswirtschaft den Anstoß gegeben hatte. Die Bahnen sollen der Regierung gehören und und unter Kontrolle des Kongresses gestellt werden. Der Betrieb soll in die Hände einer nationalen Betriebskörperschaft übergehen, deren Direktoren zu einem Drittel durch die von der Körperschaft angestellten Lohnarbeiter, zum andern Drittel durch die Eisenbahnbeamten, zum letzten durch die Regierung gewählt werden sollen. Eine zwischenstaatliche Handelskommission soll sodann als offizielle Aufsichtsbehörde Frachten, Buchhaltung, Sicherheitsmaßnahmen und Leistungen der Betriebe, sowie die Ausgaben, von denen die Arbeitsleistung des Betriebes abhängt, kontrollieren. Über Neuanlagen soll eine Ausdehnungskommission wachen, in der drei Betriebsdirektoren und Mitglieder der Handelskommission sitzen. Die unmittelbare Verwaltung der Lohn- und Gehaltsfragen liegt in der Hand der Direktoren, daneben aber steht eine je zur Hälfte aus Arbeitern und aus Beamten zusammengesetzte Zentralbehörde für Löhne und Arbeitsbedingungen, die bei allen allgemeinen Fragen endgültig entscheidet. Der Gewinnanteil für die Angestellten, der zu den gewöhnlichen Löhnen zugeschlagen wird, beträgt die Hälfte der Gewinne, die sich nach Abzug der Betriebskosten und der regelmäßigen Lasten (Verzinsung usw.) ergibt. Die andere Hälfte geht an die Bundesregierung. Beträgt der Anteil der Angestellten mehr als fünf Prozent der Bruttogewinne, so sind die Frachtsätze sofort entsprechend herabzusetzen.

Objektiv erscheinen die Aussichten der Eisenbahner auf Durchsetzung dieser Forderungen gering. Einmal haben sich die Arbeiter z. B. in Brooklyn durch einsetzende wilde Streiks die Sympathien des Publikums verscherzt. Sodann sind Eisenbahnaktien nicht nur im Besitz des Großkapitals, sondern auch vieler kleiner Leute. Ferner sind die während des Krieges mit der Verstaatlichung gemachten Erfahrungen nicht gerade ermutigend. Die während des Krieges erfolgte Übernahme der Verwaltung durch die Regierung hat die Bahnen an den Rand des Bankerotts gebracht, ganz das gleiche gilt für die Telephon- und Telegraphenbetriebe und ein fünfprozentiger Überschuß scheint für lange Zeit in Frage gestellt. Endlich würde sich die jetzt verlangte Lohnerhöhung nur durch eine 25 prozentige Erhöhung aller Tarife ermöglichen lassen, die wiederum die Lebenshaltung derartig in die Höhe gehen ließe, daß die Lohnerhöhung wirkungslos bleiben würde. Vor allem aber befürchtet man, daß die Nationalisierung der Bahnen die Nationalisierung auch anderer Betriebe, besonders der Bergwerke, nach sich ziehen und dadurch das gesamte Wirtschaftsleben erschüttern würde. Aus all diesen Gründen ist es nicht wahrscheinlich, daß man den Forderungen der Eisenbahner, ohne ihnen zuvor den äußersten Widerstand entgegenzusetzen, nachgeben wird.

Von Mitte September an wurde, namentlich mit dem Ausbruch des Stahlarbeiterstreiks, der wegen Nichtanerkennung der Vermittlertätigkeit der allgemeinen gewerkschaftlichen Verbände von seiten der Arbeitgeber ausbrach, die Lage in bisher nicht erlebter Weise gespannt. Ähnlich wie zu Anfang des Jahres in England wurde eine zunehmende Nervosität der gesamten Öffentlichkeit bemerkbar. Im Oktober wurden die Streiks geradezu epidemisch, besonders der New Yorker

Dockarbeiterstreik, der schwere Ausschreitungen zeitigte, hat die allgemeine Unruhe gesteigert. Die von Wilson einberufene Industriekonferenz ist durch den Rücktritt der Arbeitervertreter gesprengt worden. Aber den Höhepunkt der Bewegung bedeutet der Kohlenarbeiterstreik. Die Kohlenarbeiter, etwa eine halbe Million stark, verlangen 60 Prozent Lohnerhöhung, Sechsstundentag, Fünftagewoche, 50 Prozent Zuschlag für Überstunden und 100 Prozent für Feiertagsarbeit. Die Aussichten der Kohlenarbeiter sind keineswegs sehr günstig zu nennen. Regierung und Kapital scheinen zum äußersten entschlossen. Die Bundesregierung hat die Staaten ersucht, Bergarbeiterausstände als ungesetzlich zu verbieten, was zum Beispiel in Indiana und Kentucky bereits zur Folge gehabt hat, daß bei verschiedenen Gesellschaften die Arbeiter auf den Ausstand verzichtet und, nach den neuesten Meldungen schon wieder Bereitschaft zum verhandeln gezeigt haben. In Indianopolis sind 44 Arbeiterführer in Anklagezustand versetzt. Arbeitswillige sollen mit allen Mitteln geschützt werden und alle Gruben sind bereits vor Ausbruch des Streiks durch Truppen besetzt worden. Es bestehen Aussichten, daß das Kapital den Ausbruch lieber jetzt sieht als später. Die Eisenbahnen verfügen augenblicklich über beträchtliche Reserven, der Industrie stehen noch Kriegsvorräte zur Verfügung, der Betrieb in amerikanischen Gruben ist nicht in demselben Maße wie in Europa von gelernten Arbeitern abhängig und die Arbeiterschaft selbst schwankt noch zwischen Rechts und Links. Es ist also Aussicht vorhanden, daß der Streik mißlingt, was eine bedeutsame Schwächung der Radikalen zur Folge haben würde. Auf die Weltpolitik aber könnte die Bewegung insofern von Einfluß sein, als sie die Bedenken gegen eine allzu rege Teilnahme am Weltwettbewerb, die ja im Grunde in all den endlosen Senatsdebatten über den Friedensvertrag zum Ausdruck kommen, verstärken würde. Ein weitgehender Sieg der Arbeiter würde vielleicht das amerikanische Kapital stärken, eben dadurch aber zur Einholung des Ausfalles anreizen und den Wettbewerb in der Weltwirtschaft in einer unter den gegenwärtigen Umständen für Europa geradezu unheilvollen Weise verschärfen. Die amerikanische Konkurrenz würde damit aus einer rein kapitalistischen zu einer Angelegenheit der gesamten amerikanischen Nation, wodurch ein Kampf entstehen würde, dessen Ausgang kaum zweifelhaft sein könnte: in hundert Jahren würde Europa, namentlich wenn es sich weiter in Kriegen selbst zerfleischt, eine amerikanische Kolonie sein. Es sieht nicht so aus, als ob die Arbeiter Europas Anlaß hätten, über einen Sieg der amerikanischen Arbeiterklasse zu frohlocken. Menenius

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals Schwarzrotgold. Dadurch, daß Schwarzrotgold die Staatsfarbe des Deutschen Reiches geworden ist, hat sich für die Deutschen außerhalb des Reiches eine folgenschwere Veränderung vollzogen. Man kann die Nationalfarben nunmehr als Irredentafarben auffassen. Die österreichischen Nachfolgestaaten erhalten dadurch eine Handhabe, um gegen ihre Verwendung einzuschreiten. Es verlautet, daß die Tschechen sie bereits als hochverräterische Abzeichen verboten haben. Der Südslawenstaat dürfte dahinter nicht lange zurückbleiben. Und das neue Österreich, das sich nicht mehr deutsch nennen darf? Dr. Renner hat bereits nachdrücklich vor allen Handlungen gewarnt, die bei der Entente den Anschein erwecken könnten, als erstrebe man den Anschluß an das Deutsche Reich nicht von der Einsicht und Gnade des Völkerbundes zu erhalten, sondern ihn mit List oder Gewalt herbeizuführen. Damit ist Schwarzrotgold mindestens für die Sozialdemokratie erledigt. Ein scharfes Vorgehen der erneuerten sozialdemokratisch-christlichsozialen Arbeitsgemeinschaft gegen die großdeutschen Bestrebungen

als Kampfmittel gegen die sich „großdeutsch" nennende nationale Partei ist zu gewärtigen. Es könnte sich auch gegen die altehrwürdigen großdeutschen Farben kehren.

Es ist auch nicht zu übersehen, daß diese Farben an Volkstümlichkeit in Österreich verlieren. Die Selbstverspottung, sie als das Abzeichen der drei Internationalen zu deuten, die nun das Heft in der Hand haben, der schwarzen, roten und goldenen, ist ja nicht neu und kann ihnen an sich so wenig Eintrag tun, wie die alte Pariser Bewitzelung des R. F. als „Rotschild frères" statt „République française" diesen Buchstaben ihre Volkstümlichkeit genommen hat. Aber je bitterer es mit der Herrschaft des Internationalismus Ernst wird, desto mehr wird das Witzwort zum Wahrwort und das könnte, zusammen mit dem vorerwähnten Umschwung in der staatsrechtlichen Bedeutung der drei Farben doch wohl dazu führen, daß man in Österreich und seinen Nachbarländern an einen neuen, unverfänglicheren und eindeutigeren Ausdruck für das kulturelle und nationale, unpolitische Großdeutschtum zu denken begönne.

Professor Dr. Robert Sieger

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 1510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: Der Reichsbote G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29.

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Staat und Volkstum

Von Dr. Joh. W. Mannhardt

Man darf wohl heute ſchon den 1. Auguſt 1914 ebenſo als Wendepunkt unſerer auswärtigen, wie den 9. November 1918 als ſolchen unſerer inneren Politik anſehen. Wir wiſſen nicht, wie lange die mit ſolchen Kataſtrophen verbundenen Erſchütterungen anhalten werden. Ob es aufwärts oder abwärts gehen wird, hängt von der aus allen am Werke befindlichen Kräften ſich zuſammenſetzenden Reſultante ab. Die Entſcheidung vermag erſt die Nachwelt zu fällen.

Die Umwälzung gibt den bisherigen Kräften ein anderes Vorzeichen. Es werden vorerſt keine ausgelöſcht. Sie bleiben, auch wenn die Klugheit ihnen rät, ſich ein anderes Ausſehen zu geben. Dagegen pflegen an ſolchen Zeitpunkten neue Kräfte, in der Tiefe vorbereitet, aufzuſteigen. Unverſehens ſind ſie da und brauchen dies Daſein nicht erſt verſtandesmäßig durch eine Kritik der alten Kräfte zu rechtfertigen. Sie haben das Vertrauen zu ſich, daß das Gute daran ihnen zuwachſen wird. Das zu Unrecht zu kurz Gekommene, Vernachläſſigte oder Verſchmähte will jetzt mit dieſen neuen Kräften zu Ehren kommen.

Man laſſe einmal den Streit darüber, was man vor den Wendepunkten gehabt und gewollt und was man nachher erreicht hat; eine Einigung ſcheint da vorläufig unmöglich. Wir fragen lieber, was man nicht gewollt hat, und überlegen uns, ob nicht ohne dieſe Unterlaſſungen unſer Geſchick anders ausgefallen wäre; nicht um zu klagen, ſondern um zu lernen, welchen Kräften wir uns künftig zuzuwenden haben. Wenn wir beſtätigt finden, daß die Unterlaſſungen in der inneren und äußeren Politik in derſelben Richtung liegen, dann dürfen wir daraus ſchließen, daß ſie von ausſchlaggebender Bedeutung geweſen ſind.

Deutſchland iſt die letzten Jahrhunderte hindurch zumeiſt nur ein Begriff, vorübergehend eine allgemeine Idee und nur ſelten eine Weſenheit geweſen. Nicht hat es an den phyſiſchen, wohl aber an den pſychiſchen Vorausſetzungen gefehlt. Großſtaat war nur Preußen in ſeinem alten Umfange, war es reſtloſer als irgend eine der andern Mächte. Aber Preußen war nicht Deutſchland. Unſere Großen zu Beginn des 19. Jahrhunderts machten Deutſchland wieder zu einer Idee. Sie ergriff aber nur die Gebildeten, konnte ihrer ganzen Art nach nur ſie ergreifen. Allerdings, Scharnhorſt und Stein haben gezeigt, wie ſie hätte Wirklichkeit werden können. Es war aber unſer Verhängnis, daß die Idee und die Realität des preußiſchen Staates nicht zu einer Legierung kommen konnten. Letzterer ſog die Idee auf, und im übrigen Deutſchland vermochte ſie einen

Willen zur Gesamtstaatlichkeit nicht zu erzeugen. Endlich erzwang Bismarck die Vereinigung und schien damit zu beweisen, daß Politik in Deutschland nur mit Gewalt betrieben werden könnte. Zwar knüpfte er an die Erinnerung vom alten Reiche an. Aber sie blieb doch nur eine Erinnerung. Was er geben konnte und wollte, war der Staat. Und in dieser Beziehung waren alle vor 1866 nicht zu Preußen gehörigen Gebiete unwillig empfangende Teile. Die ausführenden Organe des Gebers vermochten nur die Formen des Staates durchzuführen, von seinem Wesen um so weniger, je mehr ihnen selbst die lebendigen Kräfte des alten Preußen fremd wurden. So bestand die Gefahr, daß das neue Preußen-Deutschland nur eine Institution blieb.

Was hielt Deutschland zusammen? Nicht einmal der Staat; denn weite Teile mußten außen verbleiben. Wie weit kann überhaupt der Staat etwas zusammenhalten? Zur Beantwortung dieser Frage kommt es weniger darauf an, was für eine Auffassung die zeitgenössische philosophische oder juristische Lehre über den Staat haben, sondern was den Zeitgenossen der Staat selbst war.

Im sozialen Organismus erfüllen zwei Arten von Menschen die notwendigen Funktionen. Die einen sorgen für sich und ihre Familie, die andern stellen ihr Leben in den Dienst einer Gemeinschaft, die zur bloßen Idee werden kann. Die Kreise überschneiden sich. Das vergangene Zeitalter hat absolut unter der Herrschaft des ersteren gestanden. Seine Angehörigen stehen an sich der Idee des Staates gleichgültig gegenüber. Nachdem aber der Staat eine große Wirtschaftsgenossenschaft geworden war, verschob sich ihre Stellung zu ihm. Wer mit seinen Wirtschaftsmaßnahmen einverstanden war, also im wesenlichen wer mit seiner wirtschaftlichen Stellung zufrieden war, war staatsfreundlich, die übrigen staatsfeindlich. Es brauchte also nur die Unzufriedenheit mit dem eigenen wirtschaftlichen Lose geweckt zu werden — nichts ist leichter als das —, um die Staatsfeindschaft zu vermehren. Von den wenigen, die ihr Leben zum Dienste gemacht hatten, wurde die Schar derer, die sich um ihren großen Meister Bismarck gruppierte, immer kleiner. Sie täuschte sich über die Gegenwart und berauschte sich an der Vergangenheit. Wer für die Zukunft lebte, wandte sich vom Staate ab und verband sich vielfach mit den Staatsfeindlichen. Besonders zu erwähnen sind die Angestellten des Staates. Sie waren im alten Preußen wirklich einmal seine Diener. Zuletzt sind sie fast alle seine Techniker gewesen. Am meisten hatte sich das alte Verhältnis noch im Offizierkorps erhalten. Hier waren sich noch manche des Dienstes am Staate bewußt, der für sie keine Institution, sondern das Treuverhältnis zum persönlichen Führer, zum Könige war. Aber nun faßte es gleichsam als ein Privileg auf, das andern nicht zuteil werden dürfe. Bei dieser Sachlage herrschte eigentlich nur Streit darüber, ob der Staat nützlich und erfreulich sei oder nicht. Die überwiegende Mehrheit hatte kein Verhältnis zu ihm; nur wenige liebten ihn, aber nicht mit werbender, sondern mit eifersüchtiger Liebe. Ein solcher Staat vermag nicht zusammenzuhalten. Er mußte zusammenbrechen. Aber die ihn stießen, wußten dann auch nichts Besseres, als die einzelnen Teile wieder in einer andern Form zusammenzubringen, die nicht weniger brüchig ist als die alte.

Es ist klar: ein schwerer Mangel haftet uns Deutschen an, der unsern Aufstieg als eine Ganzheit schon so oft gestört hat. Wir vermögen ihn zu erkennen, wenn wir einen vergleichenden Blick auf unsere darin glücklicheren Nachbarn werfen.

Die große Gemeinschaft Staat wird von zwei Elementen im Zusammenwirken geschaffen und erhalten: Führer und Volk. Wir haben in Deutschland nur g r o ß e Führer gehabt, die zu ihren Lebzeiten eine Gefolgschaft um sich versammelten. Unterführer und Volk gab es bei uns nicht. Unterführer können gezogen werden. Volk muß selbst werden. Preußen ist von seiner Reihe großer Könige geschaffen, die ihm noch Kräfte für die Folgezeit mit auf den Weg gegeben haben. Bismarck hat keinen Nachfolger gehabt. Gewiß ist der Führer der aktive

und das Volk mehr der passive Teil. Solange das Volk aber gesund ist, zeigt sich seine Aktivität in dem dumpfen Drängen nach vorwärts und aufwärts, und darin, daß es den Führer aus sich heraus erzeugt, der diesem Drängen Bahn und Klarheit gibt. Soll Deutschland noch eine Persönlichkeit unter den Mächten der Erde werden, so müssen wir endlich anfangen, ein Volk zu sein, ohne dabei auf die Heldenverehrung verzichten zu müssen. Darauf zielten denn auch schon vor dem Kriege Zukunftsgläubige hin, soweit sie überhaupt an das Deutschtum anknüpfen wollten. Aber sie verzweifelten daran, daß der alte Staat selbst dem unreifen Volke, das aber nur in der Freiheit vom Staate und den selbstgewählten Gebundenheiten reifen konnte, diese Bahn frei machen würde. Das geschah nicht einmal im Kriege. Hier liegt die Unterlassung unserer inneren Politik, daß sie ihre Zeit nicht verstand.

Die auswärtige Politik eines Landes kann in keinem anderen Geiste geführt werden, als in dem, der in dem Lande herrscht. Während unsere innere Politik durchaus nicht nur von Beamten geleitet worden ist, war die auswärtige ihre unbestrittene Domäne. Die Geschäftsführung lag bei den Vertretungen draußen und bei der Berliner Zentrale.

Was sahen diese Stellen als ihre Aufgabe an? Die Interessen des Staates wahrzunehmen. Das war, so lange Bismarck lebte, der von ihm geschaffene Staat, dessen von außen drohende Gefahren er kannte und, so lange er im Amte war, zu bannen verstand. Als dann später der Staat vollends die große Aktiengesellschaft geworden war, auch nach außen hin mit den Gepflogenheiten einer solchen, da fragte man beim Auswärtigen Amte nicht mehr nur danach, was dem Staate, sondern was vor allem seiner Wirtschaft nützlich sei. Konnte man dafür ein Verständnis des Volkes außer bei den Interessenten verlangen? Auf der durch sie gebildeten schmalen Basis kann aber heutzutage keine Macht auswärtige Politik treiben. Nicht einmal das Bürgertum vermochte über die Grenzpfähle hinwegzusehen. Der hinter unserem Staate stehenden Macht mangelte es sowohl an einem Ziele als auch an dem Willen, diese Macht zu gebrauchen. Erst jetzt bei der bevorstehenden Auswanderung wird allgemein erkannt werden, wie sehr die auswärtige Politik Sache jedes einzelnen ist.

Was waren unsere Aufgaben in der Welt? Sicherung unseres Staates, Ausbreitung seiner „Macht", Bereicherung einzelner Angehörigen und damit wirtschaftliche Hebung aller? Das konnten doch nur Mittel sein. Was haben wir für unsere Volksgenossen draußen getan, für ihre geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Bedürfnisse? Unsere Gesandten und Konsuln waren nur für den Staat da. Den Millionen Auslanddeutschen konnte der Staat nicht helfen, wohl aber das Reichsvolk selbst, wenn es nur wollte. Gerade auswärtige Politik wird bei keiner Großmacht ausschließlich, vielleicht nicht einmal hauptsächlich, an der offiziellen Stelle gemacht. Deshalb trifft auch unsern auswärtigen Dienst längst nicht die Schuld, die ihm aufgebürdet wird. Unsere nächstliegende Aufgabe war der kulturelle Zusammenschluß aller Deutschen auf der Welt. Sie hätte allerdings eine andere Staatspolitik zur Voraussetzung gehabt. Daß der alte Staat hierfür kein Verständnis gehabt und keines wecken konnte, das ist seine Unterlassung in der auswärtigen Politik gewesen.

Wenn diese Ausführungen richtig sind, so lehren sie uns, daß der Staat als ein mechanistisches Gebilde, für dessen Lebensäußerungen sich die Volksgenossen nicht verantwortlich fühlten, seinen eigenen Weg gegangen ist, der ihn zum Kriege unter den ungünstigsten Verhältnissen geführt hat, ferner, daß das Volk, vom Staate losgelöst, seines Zusammenhaltes beraubt, nicht mehr ein Gebilde, sondern nur noch ein Zustand gewesen ist, der nur eines äußeren Anstoßes bedurfte, um sich völlig zu verändern.

Es herrscht jetzt vielfach die Auffassung, daß diese Ereignisse zwangsläufig so kommen mußten, daß sie nur Teilerscheinungen eines Prozesses sind, dem die ganze abendländische Welt unterliegt, und dessen Ende ihr Untergang ist. Es ist

hier nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen. Das leuchtet jedoch ohne weiteres ein, daß, wenn und so lange eine solche Auffassung herrscht, solch ein Prozeß unaufhaltsam fortschreiten wird. Sie wird sich aber nicht durchsetzen. Erstorben ist bei den Deutschen nur der Wille, so weiter zu leben, wie bisher, nur dem eigenen oder anderer Leute Wohlbehagen zu dienen. Wir wollen nicht den Untergang, sondern weiterleben. Das beweisen uns nicht leere Behauptungen, sondern die Taten und Leiden der Schützengrabenmenschen, und ihre Kinder heißen uns hoffen. Die Jahre des Krieges haben uns Gelegenheit zur Umkehr geboten. Wir haben sie nicht genützt, saßen zu tief in der uns Deutschen so unnatürlichen Vergötterung des Mammons drin. Aber wir verzweifeln trotzdem nicht. Allerdings, was in der Glut von vier Jahren nicht geschmiedet werden konnte, kann nur in Jahrzehnten kalt gehämmert werden. Wie es anderen Staaten des Abendlandes gehen wird, das ist ihre Sache. Es ist ein Irrglaube, wir Deutschen müßten mit ihnen steigen und fallen. Unsere Lage ist jetzt eine so ganz andere wie die ihrige. Auf der bisher mit ihnen gemeinsam gewandelten Bahn können wir sie niemals wieder einholen, auch wenn wir wollten. Wir haben unter uns schon solche, die auf der Suche nach einem neuen, eigenen Ziele sind. Es kann nicht gefunden werden, ehe denn wir zuvor ein Volk geworden sind.

Nicht nur der Augenschein lehrt, daß noch ein „Staat" bei uns besteht, sondern wir können uns einen staatlosen Zustand überhaupt nicht vorstellen. Dieser Staat fühlt das Mißverhältnis zwischen sich als Institution und dem Volke und will ihm abhelfen, indem er möglichst vielen Volksteilen zu Willen ist. Wir sagen nichts dagegen, weil wir glauben, daß darin für eine notwendige Übergangszeit das Richtige liegt. Nur müssen wir uns klar sein, daß solche Zeit und solcher Staat der Ausklang einer Epoche ist. Wäre es anders, dann freilich würden die Propheten des Unterganges recht behalten. Sind wir erst einmal wieder ein Volk geworden, dann haben wir auch unsere Organe, die unser Wille zu Organen eines neuen, lebendigen Staates machen wird.

Was sollen wir tun, um wieder Volk zu werden? Diese Frage ist gänzlich falsch gestellt. Hier haben wir eines von den Zielen vor uns, die nicht in erster Linie durch Tun zu erreichen sind, also nicht eine politische Aufgabe, die bewußtes Handeln zur Herbeiführung eines bestimmten Erfolges für eine Gemeinschaft verlangt. In den Seelen unserer Volksgenossen schlummert noch, unter vielem Schutt verborgen, die Liebe zu der um ihrer selbst willen und zu keinem Zweck vorhandenen Volksgemeinschaft. Nicht nur auf dem Lande, wie der Schützengraben uns überzeugt hat. Dort ist sie am kräftigsten, wo noch kein bewußtes Gefühl daraus geworden ist, dessen künstliche Züchtung durchaus abzulehnen ist. Wo ein bewußtes Gefühl dafür bereits vorhanden ist, da muß es zur Gesinnung werden. Die mögliche Aufgabe kann also nur darin bestehen, daß wir dem Erwachen, nicht Erwecken dieser stillen gedanken- und wortelosen Liebe den Weg frei machen durch Wegräumung des Schuttes. Er besteht aus den vielen Lehren und hohl gewordenen Redensarten, mit denen so manche aus Parteigründen diese Liebe totschlagen oder zwangsweise erhalten wollten. Da sie eine rationale Basis haben, so sind sie auch mit Vernunftgründen zu bekämpfen. Das erfordert allerdings sehr viel Takt, da die Grenze nach dem Irrationalen hier nur mit großem Schaden überschritten werden kann. Diese Liebe richtet sich sowohl auf den Heimatboden als auch auf das Heimatvolk. Wie weit die Heimat räumlich empfunden wird, richtet sich nach dem Gesichtskreis der einzelnen. Meist wird schon das Gefühl eine engere und eine weitere Heimat unterscheiden, beeinflußt von dem Anblick und der Erkenntnis äußerer Tatsachen, soweit sie den Menschen nahegebracht sind.

Wohl kann also auch etwas getan werden, um die Deutschen zu einem Volke zu machen: Überwindung aller Theorien, die die Liebe zur Volksgemeinschaft verschüttet haben, Ausbildung des wachgewordenen Gefühls zur Ge-

stimmung und eines auf ihr gegründeten Willens, Auffindung und Verbreitung von Tatsachen, die sich auf deutsches Land und deutsche Menschen in Raum und Zeit beziehen. Diese Tätigkeit am deutschen Volkstum muß aber stets im Auge behalten, daß sie, wie die theologisch-seelsorgerische Arbeit, das Beste nicht geben, sondern nur freimachen kann. Sie kann ausgeübt werden von jedem, der dazu berufen ist. Sie wendet sich vor allem an die Jugend, deren Herz und Verstand noch nicht erstarrt ist, findet ihren Platz also hauptsächlich in den Schulen. Deren Ausgangspunkt und Brennpunkt ist die Hochschule, die Universität. Wenn die Arbeit am Volke Erziehung, Forschung und Lehre ist, so ist dort ihr Hauptplatz.

Wie alle unsere Volksgenossen, so werden auch die Universitätsangehörigen Zeit brauchen, sich auf diese Aufgabe zu besinnen. Wer zu dem hier Ausgeführten zeitlebens eine andere Stellung eingenommen hat, wird beim Anfassen das Richtige kaum zu treffen wissen. Aber die Suchenden und im Schützengraben reif Gewordenen werden behutsam zupacken. Daß wir herauswollen aus dem Unwesentlichen- Unlebendigen, aus Dogmatik und Buchstabenvergötterung, aus Mechanismus und Materialismus, dafür liegen genug Zeugnisse vor. Das Einschlagen einer anderen Richtung braucht Zeit. Schon in den letzten Jahren vor dem Kriege hat man sich auf den Universitäten bei der Betrachtung des Auslandes nicht mehr ausschließlich mit „Weltgeschichte" oder mit „Fremden Sprachen" beschäftigt, sondern man hat, von Hamburg ausgehend, die fremden Völker und ihre Gemeinwesen als Individuen, als besondere Mächte zu erforschen und sie unserem Verständnis näher zu bringen versucht. Wie wenige haben sich seit Lagardes Zeiten daran gemacht, das deutsche Wesen innerlich zu erfassen. Man tüftelte immer neue Spitzfindigkeiten in der Entwicklung der deutschen Sprache aus. Man glaubte genug getan zu haben, wenn man immer aufs neue die Institutionen des deutschen Staates in der Vergangenheit darstellte und die der Gegenwart erläuterte. Aus den Handlungen und Worten unserer großen Männer machte man Theorien und, was man Staatswissenschaft nannte, war vielleicht Wirtschaftswissenschaft. Alle diese Fehler und Mängel werden verschwinden, wenn die Arbeit am deutschen Volkstum eingesetzt hat. Während die Auslandskunde einzelne Disziplinen umfaßt, wird sich mit dem deutschen Wesen statt mit unzusammenhängenden Einzelheiten die ganze philosophische Fakultät in nächster Zeit beschäftigen müssen. Jedem Fache und jedem Hochschulvertreter steht es frei, den Anfang damit zu machen.

Es gibt einen Teil des deutschen Volkes, mit dem man sich bis zum Ausbruche des Krieges weder allgemein noch wissenschaftlich ernstlich beschäftigt hatte: die Deutschen im Ausland. Zu den vielen Millionen außer Landes Wohnenden, die sie bisher zählten, kommen nun die Ostmärker, Nordmärker und Elsaß-Lothringer hinzu. Ganz anders ist unser Verhältnis zu den Deutsch-Österreichern geworden. Daß sie alle zum deutschen Volke gehören und zurzeit eine überstaatliche, kulturelle Einheit bilden, darüber kann ebensowenig ein Zweifel herrschen, wie darüber, daß ein sehr großer Teil der Auslanddeutschen diese Einheit auch bilden *will*. Einstweilen stehen noch die wirtschaftlichen Forderungen der Auslanddeutschen im Vordergrunde. Je schwieriger und vielleicht unmöglicher ihre Befriedigung wird, je stärker der Zwang zur Auswanderung wird, desto mehr drängt sich den Inlanddeutschen die Notwendigkeit auf, zu den Fragen des Auslanddeutschtums Stellung zu nehmen. Dazu fehlt es bislang an jeder geistigen Vorbereitung. Das Inland weiß von diesen Auslanddeutschen und ihrer Liebe zum Mutterlande kaum etwas. Nur das Gefühl dafür beginnt sich zu regen, wie sehr die Inlanddeutschen auf die Auslanddeutschen und umgekehrt in wirtschaftlicher Beziehung angewiesen sind. Alle großen Probleme der Zukunft sind von uns gemeinsam mit dem Auslanddeutschtum zu lösen. Unsere Volksgenossen draußen können uns vielfach besonders gut dabei helfen, die Quellen unseres Volkstums wieder frei zu machen, weil sie es sich selbst im Kampfe darum viel-

sach reiner haben bewahren können, als es uns im Inlande gelungen ist. Der Wille zum kulturellen Zusammenschluß aller Deutschen auf der Erde unbeschadet aller Loyalität zum Wohnstaate wird so stark werden, daß auch unser Staat nicht umhin können wird, innerhalb der ihm gesetzten Grenzen diesem Willen Rechnung zu tragen. Unsere auswärtige Politik, die aufhören wird, Nur-Wirtschaftspolitik zu sein, wird nachhaltig dadurch beeinflußt werden. Sobald und solange der Völkerbundgedanke wirklich besteht, wird das über die Welt zerstreute Deutschtum, das in ihm den Schirmer seiner Kulturgüter sehen muß, sein bester Kitt sein. Auch in ihm sollen die Nationen nicht aufhören. Wer kann uns wohl bessere Antwort auf die Frage geben, warum andere Völker ein dem unsern überlegenes Gemeinschaftsgefühl besitzen, als die Auslandsdeutschen?

Das ganze deutsche Volk hat ein Interesse daran, daß es einen geistigen Mittelpunkt in Deutschland gebe, ganz einerlei, ob sich die Juristen oder Wirtschaftspolitiker einen Einheitsstaat konstruieren oder nicht. Der Staat des Mutterlandes und die gesamte deutsche Volksgemeinschaft müssen harmonisch zusammenwirken, damit sich die Fäden von diesem Brennpunkte zur Peripherie und wieder zurück spinnen.

Fragt man nun nach der Stätte, die der besonderen Beschäftigung mit dem Auslanddeutschtum und der geistigen Vorbereitung für die Probleme des deutschen Gesamtvolkes am besten dienen könnte, so darf mit Recht auch hier auf die Universität verwiesen werden. Hier liegt ein weites dankbares Feld für sie. In dem Maße, als sie hier führt, wird sie berufen sein als die dem deutschen Wesen angemessene Kraft, unser Gesamtvolk aus dem Elend dieser Zeit zu einer inneren, geistigen Einheit emporzuführen.

Zurück zum Akkord

Von Dipl. cam. O. Leibrock

Sozialisierung ist Arbeit. So sprachen vor einem Jahre die Volksbeauftragten, als sie sahen, daß wir uns nicht den Luxus einer Phantasiepolitik leisten können, sondern Wirklichkeitspolitik treiben müssen. „Arbeiter! In Eurer, nur in Eurer Hand liegt es, die drohende Katastrophe abzuwenden. Ihr müßt unsere zusammengebrochene Wirtschaft aufrichten und damit die Errungenschaften der sozialistischen Revolution hüten. Wir wollen ein großzügig eingerichtetes Haus bauen, in dem sich jeder wohlfühlt, aus dem keiner Ursache hat, zu fliehen. Die Lohnarbeit wird in wenigen Monaten überhaupt keine Frage mehr sein. Nach einem Jahre wird von Akkordarbeit nicht mehr gesprochen werden."

Verhallt ist dieses Präludium zum sozialen Staat und von dem alten stolzen Wirtschaftsgebäude, errichtet in jahrzehntelanger, weitausschauender Arbeit, stehen nur noch Mauern. Das ist die Bilanz eines Revolutionsjahres. —

Blicken wir zurück auf die sozialen und wirtschaftlichen Folgen dieser Umsturzbewegung, so ist zunächst festzustellen, daß die Schlagwortpolitik und das Phrasengedresche über Sozialisierung, Gemeinwirtschaft, Gewinnbeteiligung usw. die Arbeitermassen verwirrt und ihnen unerfüllbare Zukunftsbilder vorgegaukelt hat. Die angestellten gemeinwirtschaftlichen Experimentierungsversuche fuhren der Entwicklung hemmend in die Speichen und schnitten alle Ansätze zur Selbstheilung unseres Wirtschaftskörpers ab. Man übersah völlig, daß eine neue Gesellschaftsformation nie entsteht, „bevor alle produktiven Kräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist und neuere höhere Produktionsverhältnisse nie an die Stelle treten,

bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind". (Karl Marx in seiner „Kritik der politischen Ökonomie".)

Die Arbeiterschaft suchte vergebens nach den Früchten der gegebenen Versprechungen; sie sah sich indessen enttäuscht. Kein Wunder, wenn der Monopoldespotismus, gestützt auf die Macht des Streiks, von links heraufzog und jegliches Verantwortungsgefühl erstickte. Aus der politischen Bewegung wurde eine reine Lohnbewegung. Ein zügelloser Massenegoismus brach sich Bahn. „Ich wollte, die Unternehmer hätten nur einen Hals und ich meine Finger drum", so kann man die Psyche dieser Zeit kennzeichnen. Fest krampften sich die Finger um die Kehle der Betriebe. Die Akkordarbeit fiel dem Drängen der Arbeiterschaft zum Opfer. Unmögliches wurde erpreßt, die Betriebe schnappten nach Luft, sehr viele ehemals leistungsfähige Firmen sind dem Despotismus inzwischen erlegen, so das Oppauer Werk, das bayrische Kruppwerk usw.

Daß durch die ins Ungemessene gestiegenen Lohnforderungen und die gesunkene Arbeitsleistung, die Konkurrenzfähigkeit und Produktionskraft unserer Industrie gefährdet wird, ist auch den radikalen Elementen klar. Aber gerade den Ruin streben sie an, um im Leninschen Sinne wieder aufbauen zu können. Aus rein politischen Gründen wird die Arbeitsleistung eingeschränkt, siehe Atlaswerke in Bremen, welche die Stahlgießerei, Metallgießerei und die beiden Eisengießereien schließen mußten, weil die ungenügende Arbeit und das Nichtanschreiben der Arbeitszeit es unmöglich machte, den Kunden feste Preise zu nennen, noch ihnen Lieferungstermine aufzugeben.

Der Ernst unserer Lage tritt ganz besonders kraß beim Lesen der industriellen Geschäftsberichte in Erscheinung. Völliger Dividendenausfall ist nichts Neues. Produktionsverteuerung, allgemeine Teuerung laufen um die Wette. Noch im zweiten Quartal 1918 wurden im Niederlausitzer Braunkohlenrevier mit 13 700 Arbeitern, die damals 4 300 000 Mark erhielten, 1 826 000 Tonnen Briketts erzeugt. Der Lohnanteil auf die Tonne betrug 2,35 Mark. Im zweiten Quartal 1919 erzeugte dasselbe Revier mit 28 300 Arbeitern, die 26 Millionen Mark Lohn erhielten, nur 1 313 000 Tonnen Briketts. Der Lohnanteil auf die Tonne betrug damit 19,83 Mark. So sieht man überall ein Mehrfaches der Summen, die vor dem Kriege für die Herstellung der gleichen Einheiten ausgegeben wurden.

Selbstverständlich spielen bei der gesamten Teuerung auch noch andere Momente eine Rolle, wie Rohstoffmangel, Kohlenknappheit, ungünstige Verkehrslage, niedriger Stand der Valuta, Beeinträchtigung durch die feindliche Besetzung der westlichen Teile Deutschlands. Ein ausschlaggebendes Moment bilden aber die Arbeitsverhältnisse. Streiks, Arbeitsunlust, passive Resistenz sind die Mittel, deren man sich seit einem Jahr beim Aderlaß unserer Volkswirtschaft bedient. Treffend kennzeichnet Ludendorff in seinen Erinnerungen die gesamte Situation, wenn er schreibt: „Die gesunkene Moral des deutschen Volkes sinkt haltlos in der ‚Freiheit' der Revolution; die niedrigen Instinkte des Menschen suchen sich unbeschränkt und ohne jede Rücksicht auszuleben. Überall herrschen Unordnung, Arbeitsscheu, Trug und Übervorteilung, dabei an vielen Stellen der widerlichste Gemütstaumel — dies neben den Gräbern der Millionen für ihr Vaterland Gebliebenen und im Angesicht der vielen Verstümmelten, auf denen unser Auge ruht."

Die unter der Arbeiterschaft herrschende Arbeitsunlust wird durch das nachstehende Beispiel, welches der Eisenbahnminister Oeser unlängst den Mitgliedern der Hamburger Handelskammer mitteilte, recht trefflich erhellt. Hiernach ist es infolge der mangelhaften Arbeit in den Werkstätten der Eisenbahn noch nicht gelungen, den seit dem Kriege bestehenden Lokomotivmangel zu beheben. Dieser Lokomotivmangel ist einer der Grundursachen für die Schwierigkeiten der Betriebslage. Die Zahl der vorhandenen Lokomotiven ist so groß, daß der jetzige schwache Verkehr spielend damit bewältigt werden könnte. Dagegen ist die Zahl der wirklich arbeitsfähigen Lokomotiven unzureichend. Der Reparaturbestand, der vor

dem Kriege weniger als 20 Prozent betrug, bewegt sich jetzt regelmäßig über 40 Prozent. Die Leistungsfähigkeit der Werkstätten ist in den letzten Jahren, nachdem sie sich früher fast stets auf derselben Höhe hielt, ständig zurückgegangen.

Im Haushaltungsjahr 1916 betrug in einer mittleren Eisenbahnwerkstatt für die Ausbesserung von Lokomotiven die durchschnittliche Arbeiterzahl 417, der Gesamtausgang an Lokomotiven 584. Im Haushaltsjahr 1917 brachte eine durchschnittliche Zahl von 556 Arbeitern 583 Lokomotiven heraus. Diese Verschlechterung erklärt sich daraus, daß von 1916 an die geschulten Arbeiter der Eisenbahnwerkstätten in großen Mengen für den Heeresdienst freigegeben werden mußten und statt ihrer Frauen, Jugendliche und Kriegsgefangene eingestellt wurden, also Arbeitskräfte, die nur beschränkt leistungsfähig waren. Nach dem Waffenstillstand wurde die Arbeiterzahl einer mittleren Werkstatt auf 1187 erhöht, die jedoch nur einen Ausgang von 411 Lokomotiven erreichen konnte. In der Zeit vom 1. April bis 31. Juli 1919 stieg die Arbeiterzahl weiter auf 1253, der Lokomotivenausgang dagegen sank trotzdem auf 351. Die tatsächliche Verschlechterung ist noch größer, als in diesem Anschwellen der Arbeiterzahl und der Verminderung der fertiggestellten Lokomotiven zum Ausdruck kommt; denn in derselben Zeit sind die erwähnten beschränkten Arbeitskräfte — Frauen und Kriegsgefangene — wieder entlassen und durch junge, kräftige Arbeiter ersetzt worden. Die Gründe liegen in den immer wieder aufflackernden Streiks, noch mehr aber in der überall zu beobachtenden Arbeitsunlust, die durch das Zeitlohnsystem noch außerordentlich begünstigt wird. Eine Besserung kann nach den bisherigen Erfahrungen, so führte der Minister aus, nur erwartet werden, wenn der Grundsatz wieder zur Anerkennung gebracht wird, daß der Lohn nur für geleistete Arbeit gezahlt wird, und daß ein fleißiger und geschickter Arbeiter mehr Lohn zu beanspruchen hat, als ein bequemer und lässiger Arbeiter.

Leider engt der hypnotische Zustand auch heute noch in großem Maße den Gesichtskreis der Arbeiterschaft ein. Vielfach werden Aufenthaltsstunden im Betriebe bezahlt, nicht aber die Arbeitsleistung.

Nun wird in Arbeiterkreisen des öfteren behauptet, daß die verringerte Arbeitsleistung die Zahl der Beschäftigten vermehre, somit also der Wiedergesundung unserer Arbeitsmarktlage diene. Das ist jedoch eine völlige Verkennung der volkswirtschaftlichen Tatsachen; denn je größer die Arbeitsleistung ist, desto billiger ist die Produktion und desto größer ist der Anreiz für die Kauflust. Ganz besonders durch die Lähmung der Produktion ist der Konsumtionsfonds der Volkswirtschaft und mit ihm das reale Einkommen aller Volksteile gesunken. Sehr treffend hat der sozialdemokratische Staatssekretär a. D. Dr. August Müller in seinem Buche „Eine kritische Betrachtung über Revolutionsideale" die augenblickliche Lage veranschaulicht. Es heißt dort unter anderem: „Unsere Volkswirtschaft gleicht zwei Strömen, von denen jeder in seinem eigenen Bette fließt, die aber miteinander in Verbindung stehen. Das eine Strombett ist gefüllt mit Papierzetteln, die mit Markzeichen bedruckt sind und alter Gewohnheit entsprechend noch immer als Zirkulationsmittel und Wertmaßstab anerkannt werden; in dem anderen Strombett fließen die Güter für den mittelbaren und unmittelbaren Verbrauch. Die Streiks bewirken nun, daß von den Papierzeichen immer mehr in die Taschen der Arbeiter strömen. Aber der Staat sorgt durch die Notenpresse dafür, daß das Niveau dieses Papierstroms trotz starker Entnahmen nicht sinkt. In dem anderen mit Gütern ausgefüllten Strombett erfolgt aber keine Vermehrung, sondern im Gegenteil infolge der Streiks eine ständige Verminderung. Der Papierstrom in den Händen der Arbeiter hat infolgedessen kein anderes Resultat, als daß sie für jedes Gut, das sie erwerben, eine größere Menge der Papierzeichen hingeben müssen. Jede im Streik errungene Lohnsteigerung führt zu einer Erhöhung der Preise, die binnen kurzem aufs neue zum Streik anreizt und so den alten Kreislauf aufs neue beginnen läßt. Das Ziel ihres Strebens, mehr Sachgüter, mehr Nahrung, Kleidung und andere Gebrauchsgegenstände zu erhalten, können die Arbeiter nur erreichen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit dem Strombett zuwenden, in dem die Waren schwimmen."

Das Wohl der Arbeiterschaft ist mit dem Unternehmen, das ihr Beschäftigung gibt, untrennbar verknüpft. Es geht ihr am besten, wenn die Werke blühen. Diese Einsicht scheint nun neuerdings mehr und mehr Raum zu gewinnen. Die Erkenntnis und Moral, die Grundwurzeln des Arbeitswillens, beginnen sich wieder zu regen. Weiter ist sehr erfreulich, daß sich die bisherige Löhnungsmethode (Zeitlohn) selbst ad absurdum geführt hat; denn der tüchtige Arbeiter beginnt allmählich einzusehen, daß es gleiche Arbeitsfähigkeit, gleichen Arbeitswillen, gleiches Pflichtgefühl nicht gibt, und daß es nach dem alten Rezept des Menenius Agrippa den Gliedern nur dann gut gehen kann, wenn der ganze Körper gesund ist. Man ist bemüht, nach Abhilfsmitteln zu suchen und gerade diejenigen Leute, die früher nicht entschieden genug den Stab über die Akkordarbeit brechen konnten, setzen sich heute für ihre Wiedereinführung ein. So beschäftigte sich der „Vorwärts" in mehreren Artikeln mit der Frage der Akkordarbeit, was um so mehr Beachtung verdient, als er bisher gestützt auf Marx, der in seinem „Kapital" Akkordarbeit als die „furchtbarste Quelle von Lohnabzügen und kapitalistischen Prellereien" bezeichnete, die Akkordarbeit mit Mordarbeit identifizierte. So schrieb er am 26. August: „Die Regelung der Lohnfrage muß so erfolgen, daß der tüchtige Arbeiter entsprechend seinem besonderen Fleiß den höchst denkbaren Lohn erreichen kann und daß der träge Arbeiter gezwungen ist, ein gewisses Minimum von Arbeit zu leisten, wenn er einen auskömmlichen Lohn erzielen will. Der eine Weg, diesen Zustand zu erreichen, ist die Einführung der Akkordarbeit. Die Akkordarbeit ist, vernünftig gehandhabt, die gerechteste Grundlage für die Bemessung des Arbeitslohnes. Und darum haben die Gewerkschaften in den vielen Jahren ihrer Praxis sich damit abgefunden; ihr Kampf galt niemals der Akkordarbeit als solcher, sondern nur den Auswüchsen, durch die die Arbeiterschaft geschädigt wurde. In den Eisenbahnwerken ist der Einzelakkord nur in gewissen Fällen möglich. Es arbeiten häufig ganze Gruppen von Arbeitern an einem Akkordstück und dieser Umstand erfordert Akkordgruppen zu bilden, die sich dann in den Arbeitspreis für das ganze Arbeitsstück teilen. Den vernünftigen Arbeitern wird die Akkordarbeit ohne weiteres als erwünscht erscheinen, weil sie damit ihre Arbeitstüchtigkeit unmittelbar in beträchtlich höhere Löhne umsetzen können, als sie heute durch Stundenlohn erreichen."

Weiter trat der Vorwärts am 27. August für einen sozialen Akkordlohn ein. Er will dabei in jedem Fall einen Mindestverdienst garantiert wissen, von etwa zwei Drittel des heutigen Zeitlohnes. Zu diesem sollen die Mehrverdienste durch Akkordprämien treten, daß insgesamt etwa ein Drittel mehr verdient werden kann als heute. Über diese Grenze hinaus gebe man keine Prämie. Der Erfolg wäre, daß die Arbeiterschaft nicht dazu veranlaßt würde, die Höchstleistung zu überschreiten. Die Erlaubnis zu einem solchen Lohnverfahren soll aber nur den Betrieben gegeben werden, die sich verpflichten, nicht mehr als 5 bis 6 Prozent Gewinn zu verteilen, während von dem Mehr die Arbeitnehmer eine Gewinnbeteiligung erhalten sollen. Auf dem Wege soll verhindert werden, daß fünfzig fleißige Arbeiter zehn faule mit durchschleppen müssen.

Der ganze Aufsatz stützt sich auf die Grundauffassung, daß der heutige demokratische Staat unhaltbar sei, wenn die Produktivität der Arbeit dauernd so beeinträchtigt werde, wie jetzt. Auch Franz Laufkötter, der sozialdemokratische Konsumgenossenschaftler, schlug in Nr. 56 der „Neuen Zeit" in die gleiche Kerbe. Seine Ausführungen lauten am Schlusse: „Zur Ausrottung des Schmarotzertums innerhalb der Arbeitsbetriebe ist der Akkordlohn das geeignetste Mittel, wenn alle anderen versagen." Ja sogar Professor Ballod redete in der „Freiheit" der Akkordarbeit das Wort. Diesen Wandel in der Anschauung der mehrheitssozialistischen und unabhängigen Führer muß man würdigen, wenn man bedenkt, daß jahrzehntelang die führenden Kreise der Arbeiterbewegung den Akkordlohn bekämpft haben, obzwar beispielsweise in der Metallindustrie die Arbeiter bei dem auf Beseitigung der Akkordarbeit gerichteten Bestreben nicht mehr auf der Seite der Metallarbeiterzeitung waren (vgl. diese: Jahrgang 1909, S. 346).

An praktischen Ergebnissen fehlt es heute nicht mehr. So hat sich der Allgemeine Eisenbahnerverband auf Grund der Verhandlungen mit der Regierung bereit erklärt, versuchsweise auf drei Monate hin, der Einführung der Akkordarbeit in allen Dienstzweigen, wo es überhaupt angängig ist, zuzustimmen. Im Lokomotiv-, Waggonbau, Schiff- und Automobilbau, sind vielfach größere Leistungen durch Wiedereinführung von Akkordlöhnen erzielt worden. Bei der Firma Karl Zeiß in Jena wurde die Akkordarbeit ebenfalls wieder eingeführt, des ferneren auch auf den Seeschiffswerften und versuchsweise in der Chemnitzer Metallindustrie. In der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf, die wegen der gesunkenen Arbeitsleistung und der unwirtschaftlichen Lohnforderungen ihren Betrieb eine Zeitlang schließen mußte, wurde am 11. Juli folgende Vereinbarung getroffen:

„Jeder im Akkord arbeitende Arbeitnehmer erhält vor Beginn der Arbeit einen Akkordzettel, auf dem die Art der Arbeit, die Stückzahl und der Preis verzeichnet sein müssen.

Erhält der Arbeitnehmer trotz Mahnung bei neuen oder abgeänderten Akkorden den Akkordzettel nicht rechtzeitig, so wird die Arbeit zu seinem bisherigen durchschnittlichen Akkordverdienst (der letzten Lohnperiode) hergestellt.

Wird der Akkordarbeiter durch Materialmangel, Werkzeugmangel oder Betriebsstörungen an der Fortsetzung seiner Akkordarbeit behindert, so ist er zur sofortigen Meldung bei seinem Vorgesetzten verpflichtet. Betragen diese Arbeitsunterbrechungen insgesamt mehr als 30 Minuten innerhalb einer Schicht, so erhält der Arbeiter für die überschießende Unterbrechungszeit seinen vereinbarten Stundenlohn.

Wird die Unterbrechung der Akkordarbeit nach Ansicht des Arbeiters durch Verschulden von Vorgesetzten verursacht, so liegt sofortige Meldung bei der Betriebsleitung sowohl im Interesse des Arbeitgebers wie des Arbeitnehmers.

Wird grobes Verschulden eines Vorgesetzten als erwiesen anerkannt, so erhält der Arbeiter für die dadurch verursachte Unterbrechungszeit seinen durchschnittlichen Akkordverdienst.

Ist die Unterbrechung der Akkordarbeit weder durch den Arbeitnehmer noch durch einen Vorgesetzten verursacht, und dauert sie im Einzelfall über zwei Stunden, so wird auch die erste halbe Stunde dieser Unterbrechung im Stundenlohn vergütet.

Für Akkorde, die bis zum Schluß der Lohnperiode nicht fertiggestellt sind, wird ein Abschlag in abgerundeter Höhe des bisherigen Akkordverdienstes gezahlt. (Sogenannte Zuschreibungen dürfen nicht gemacht werden.)

Die Festsetzung der Akkorde soll in der Weise erfolgen, daß bei durchschnittlicher Arbeitsleistung unter normalen Verhältnissen ein Akkordverdienst erzielt werden kann, der um mindestens 15 Prozent über den vereinbarten Stundenlohn hinausgeht.

Für Streitigkeiten über die Höhe von Akkordpreisen ist von den Arbeitnehmern eine ständige Werkstatt-Fachkommission von zwei bis drei Mann zu bezeichnen, die mit der Vertretung der Betriebsleitung über die endgültige Festsetzung der strittigen Akkordpreise verhandelt. Die Mitglieder der gewählten Fachkommission sind durch den Arbeiterausschuß der Betriebsleitung mitzuteilen, die die Namen derselben durch Anschlag bekannt gibt.

Ist unter Mitwirkung der Fachkommission eine Verständigung nicht zu erzielen, so wird die strittige Arbeit unter Kontrolle der Betriebsleitung und eines Mitgliedes der Fachkommission ausgeführt und dann der Akkordpreis gemäß Absatz 5 festgesetzt. Durch das Auftreten von Meinungsverschiedenheiten über den Akkordpreis soll die Arbeit selbst nicht aufgehalten werden."

Das ist ein bedeutender Schritt nach vorwärts, zumal auf diese Weise die Arbeiter Vertrauen zum Berechnungsverfahren bekommen und dadurch zu weitgehender Ausnutzung ihrer Arbeitskraft und der Einrichtungen des Unternehmens

veranlaßt werden. Wenn es auf diesem Wege weitergeht, dann wird sicherlich der tote Punkt, an dem das Schwungrad der deutschen Wirtschaftsmaschinerie angelangt ist, überwunden werden.

Weitere Mittel, die Arbeitsleistung zu steigern, müssen gefunden werden. Von verschiedenen Seiten wird in der Gewinnbeteiligung der gesamten Arbeiterschaft ein derartiges Mittel erblickt. Ein solches System läßt sich aber sehr schwer durchführen und würde unserer Volkswirtschaft nicht förderlich sein, da sich die Arbeiter alle nach den gut rentierenden Betrieben drängen würden; des fernern wäre die Anteilsquote für die Arbeiter auch nicht groß. Nach den bisherigen Berechnungen würde sie in den gut laufenden Betrieben zwischen 20 bis 200 Mark jährlich schwanken. Wäre nun nicht der Weg gangbar, daß neben dem Akkordsystem die Arbeiter an den Erträgnissen derart beteiligt werden, daß für besondere Ausführung eines Stückes, für Vermeidung von Reparaturen und Störungen, für Ersparnisse von Kohlen, Licht, Kraft und so weiter eine Prämie ausgeworfen wird? Dieser Weg wird von einer führenden deutschen Firma bereits mit Erfolg begangen. In einer Abteilung ihres Werkes sank auf Grund dieses Verfahrens die Zahl der Störungsstunden von 108 auf 30. Ferner machte der Ingenieur Albrecht Fritze unlängst in der sozialpolitischen Rundschau des Berliner „Tag" folgenden Vorschlag: Die gesamte Arbeitsleistung einer größeren Gruppe von Arbeitern, z. B. einer Werkstatt oder einer Werkstattsabteilung, wird ermittelt und der Wert der zusammengefaßten Arbeiten gleichmäßig an die beteiligten Arbeiter verteilt. Als Weg, der eine solche Bezahlung ermöglicht, kann das alte Akkordsystem der rechnerischen Ermittlung zugrunde gelegt werden. Die Akkorde werden, wie früher, für den einzelnen Arbeiter und die einzelne Arbeit festgesetzt. Der Akkordüberschuß wird aber nicht an die beteiligten Akkordnehmer ausbezahlt, sondern gemeinsam mit den anderen Akkordüberschüssen an sämtliche zusammenarbeitende Arbeiter verteilt. Es kommt also für sämtliche beteiligten Arbeiter ein Durchschnittsakkord zustande und das System selbst wird zweckmäßig als das System der Durchschnitts- oder genossenschaftlichen Akkorde bezeichnet.

Mit anderen Worten es soll — bei Entfall jeder einzelnen Akkordleistung — eine gewisse Arbeitsleistung festgestellt werden, welche der normalen Entlohnung zu entsprechen hat. Was sich bei der Gesamtübersicht aller geleisteten Arbeit als über die normale Leistung hinausgehend ergibt, ist der Akkordüberschuß, der besonders zu entlohnen und an die gesamte Arbeiterschaft gleichmäßig aufzuteilen wäre. Wo die Akkordarbeit abgeschafft ist, ist ein solcher Versuch der Mühe gewiß wert.

In Amerika ist es der Bullard Co. in Bridgeport (Nordamerika) gelungen, die Arbeitsluft trotz Tarifentlohnung dadurch zu fördern, daß sie Lohnprämien für regelmäßige und gegen Durchschnitt überragende Leistungen einführte. Die gesamte Arbeiterschaft ist in verschiedene Klassen, je nach dem Grundlohn, eingeteilt. So sind beispielsweise die gelernten Schlosser in vier Kategorien geteilt, nach dem Stundenlohn von 1,60—2,20 Mark. Die Lehrlinge und die ungelernten Arbeiter erhalten 0,80—1,20 Mark. Es sind dies nur Grundlöhne, zu denen dann noch die verschiedenen Prämien kommen. Die Produktionsprämie wird seit dem 1. November 1916 den Arbeitern ausbezahlt, die mehr als die auf Grund von sorgfältigen Ermittlungen festgelegte Arbeit leisten. Der Arbeiter hat Anspruch auf die Prämie, wenn er mehr als 75 Prozent der Leistung erreicht, bei 76 Prozent beträgt die Prämie ein Prozent des Lohnes, bei 77 Prozent zwei Prozent usw. Um je ein weiteres Prozent, um das die Leistung steigt, steigt auch die Prämie. Eine zweite Prämie wird den Arbeitern ausgezahlt, die ununterbrochen, ohne eine Schicht zu fehlen, arbeiten. Mit dieser Entlohnungsweise wurden glänzende Erfahrungen gemacht und die besten und fachtüchtigsten Arbeiter herangezogen. Das Unternehmen hat auch eine besondere Versicherung eingeführt. Sie ist derart eingerichtet, daß der Arbeiter mit jedem Jahr steigende Zinsen erhält. Der Anspruch auf diese Versicherung tritt nach Ablauf des ersten Jahres der Tätigkeit im Betriebe ein und erreicht nach einer gewissen Zeit, während welcher der Angestellte ständig zur Verfügung des Unternehmens gestanden haben muß,

ihr Maximum. Das Unternehmen, das vor dem Kriege 250 Arbeiter hatte, beschäftigt heute deren 1500.

Hand in Hand mit der Einführung derartiger neuer Lohnformen muß jedoch eine scharfe Arbeitsteilung und genaue Zeitbestimmung der einzelnen Arbeitsvorgänge gehen, mit anderen Worten die Taylorisierung unseres Wirtschaftslebens müssen wir anstreben. Kurz zusammengefaßt besteht das Taylorsche Verfahren in Folgendem:

1. in einem wissenschaftlichen Studium jeder einzelnen Arbeit, jedes Handgriffes, jeder Bewegung, so unbedeutend sie auch sein mag;
2. in der Schaffung von Normalien für Arbeitsverfahren und Werkzeuge (natürlich auch für Konstruktionsteile), bei deren Anwendung der Verlust an Kraft und Zeit am geringsten ist;
3. in der Erziehung der Arbeiter zur Anwendung neuer Verfahren, so daß ihre Arbeitskraft voll ausgenutzt wird, ohne daß sie überanstrengt werden;
4. in der Erhaltung dieses Zustandes. Es soll ein Weg sein zu einer möglichst haushälterischen Verwertung der menschlichen Kraft und Zeit.

Alles dies ist möglich durch ein inniges Zusammenwirken von Betriebsleitung und Arbeiterschaft. An den durch Verbesserungen im Arbeitsverfahren erzielten Gewinnen könnte alsdann die Arbeiterschaft durch einmalige oder laufende Beträge beteiligt werden.

„Höchstes Gedeihen der Arbeitgeber bei gleichzeitigem höchsten Gedeihen der Arbeitnehmer", dieser Taylorsche Grundsatz muß auch bei uns zu vollster Wirksamkeit kommen. Nur unablässige Aufklärungsarbeit in den Massen kann den Erfolg bringen. Die Arbeiterschaft hat es am eigenen Leibe spüren müssen, daß die Verbilligung der Lebensmittel durch die Regierung der Teuerung nicht steuern kann, sondern nur Arbeitsdisziplin, Arbeitseifer, höchste Anspannung aller Kräfte. Auf diese Weise wird es allein möglich sein, das Preisniveau in Übereinstimmung mit den Weltmarktpreisen zu bringen. Immer und immer wieder wird darauf hingewiesen, daß bei unserer überaus passiven Zahlungsbilanz nur eine immer mehr steigende Ausfuhr retten kann. Das muß der Arbeiterschaft unaufhörlich klar gemacht werden und weiter, daß sie zu gleicher Zeit doch auch Verbraucher ist, daß sich also die gegenseitigen Interessen vereinigen. Nur wenn das Maximum an Produktivität in unserer Nationalökonomie gesichert ist, braucht keine Träne mehr über die Preissteigerung vergossen zu werden.

Durch die Arbeit neue Arbeit! Unsere industrielle Organisationsfähigkeit und unsere tätige Ordnungsliebe können allein unser Schicksal wenden. Akkordarbeit muß geleistet und dadurch die Höchstleistung erreicht und das Erträgnis gesteigert werden. Auf die Herstellung hochwertiger Fertigfabrikate kommt es heute an, das lehrte uns wieder die Frankfurter Einfuhrmesse. Nur wenn wir solche Erzeugnisse in Masse herstellen, können wir einen Anteil am internationalen Güteraustausch wiedererlangen. Deshalb zurück zum Akkord in Gemeinschaft mit dem Taylorismus! An dem Wiederaufblühen unserer Volkswirtschaft werden wir erkennen, ob wir Akkordarbeit geleistet haben.

Zur Lage an den Kampffronten Sowjetrußlands

Von Major G. Frantz

Anfang Oktober berichtete die „Prawda“ aus einer Rede Trotzkis: „An dieser Front (Petersburg) müssen wir wie eine Mauer stehen, denn Petersburg ist das Auge, durch das wir die ganze Westfront erfassen. Wir dürfen unter keinen Umständen zugeben, daß unserer Herrschaft eine Bedrohung von dieser für uns überaus wichtigen Basis entsteht.“ Diese Worte sind inzwischen zur Tat geworden. Judenitschs Truppen, die in der Ferne bereits die spitze Nadel der Peter-Pauls-Kathedrale erblicken konnten, wurden in ihrer bisher so schnellen und glücklichen Offensive von einem kräftigen Gegenstoß bolschewistischer Truppen aus Petersburg getroffen. Dieser hielt nicht nur die Nordwestarmee auf, er erreichte sogar, daß sie den Rückzug antreten mußte und mit knapper Mühe nur einer völligen Katastrophe entgangen zu sein scheint. Unter starkem Druck aus Süden gegen Rücken und rechte Flanke in der Gegend von Gdow blieb ihr nur die Rückzugsstraße auf Narwa. Hinter dem gleichnamigen Flusse kann sie vielleicht einen schützenden Winterhafen finden, wenn ihr die Esthen Gastrecht gewähren. Ihre Lage bleibt in einem Lande, dessen Bevölkerung, den Russen keineswegs wohlwollend und stark mit bolschewistischen Ideen sympathisierend, leicht die ohnehin magere Zufuhr der Entente erschweren kann, bedenklich. Ist es wahr, daß in dieser Armee zur Belohnung Stiefel statt Kriegsdekorationen verliehen wurden, daß die Motoren aus England neu gelieferter Automobile und Flugzeuge defekt und Geschütze ohne Verschlüsse eintrafen, so ist es nicht schwer, die Ursachen des Mißerfolges zu finden und den leichten Erfolg der Bolschewisten zu verstehen.

So ist die Einnahme Petersburgs in diesem Jahre zum zweiten Male mißlungen. Beide Male mangelhaft vorbereitet, zur See von den Engländern nur zum Schein unterstützt, — das mächtige England hat es beide Mal nicht fertig bekommen, Kronstadt niederzukämpfen — von den anderen Küstenstaaten völlig im Stich gelassen, hat diese kleine Armee die Opfer allein getragen. Es wäre erstaunlich gewesen, wenn dieses Unternehmen, aus einer höchst unglücklichen politischen Konstellation heraus entstanden, Erfolg gehabt hätte. Daß es überhaupt zustandekam, ist nur zu verstehen, wenn man die Zwangslage der Armee unter englischem Druck zur Voraussetzung nimmt. Englischer Wille hat diese unglückliche Truppe an den Rand der Katastrophe gebracht; es gehörte keine große Leistung der Bolschewiken dazu, diese schlecht genährten und jammervoll ausgerüsteten Truppen nach anstrengungsreichem Vordringen durch wegeloses und sumpfiges Waldgelände zu werfen.

Wie den Esthen und Letten das erste Mal im Frühjahr die über Riga auf Walk vorgedrungene baltische Landeswehr von der Entente als Köder vorgehalten war, so jetzt die Armee Awalow. Beide Male waren so die Verbündeten Judenitschs anderweitig in Anspruch genommen, wo es galt, alle Kraft zur Führung dieses einen wichtigen Stoßes zusammenfassen. Man kann die Bitterkeit verstehen, die die Brust jener russischen Kämpfer erfüllen muß.

Die Baltenländer sind kriegsmüde, wirtschaftlich völlig erschöpft, militärisch kaum zu irgendwelcher Leistung befähigt. Ihre Sonderwünsche sind mit der Vertreibung der Bolschewiken über die Landesgrenzen erfüllt. Wozu sollen sie also noch Krieg führen, da ja auch die Bolschewiken mit ihnen Frieden machen wollen und ihre Selbständigkeitsbestrebungen achten werden! Da auch von der Entente Anerkennung ihrer Selbständigkeit zu erwarten ist, wollen sie lieber heute als morgen Frieden mit Sowjetrußland, zumal die bolschewistische Idee auch in ihrer Bevölkerung von jeher starken Anhang gefunden hat. Man kann also Estland und Lettland aus dem Kreise der Sowjetbekämpfer als ausgeschieden betrachten. Litauen spielt in diesem Kampfe schon lange keine Rolle mehr; es hat polnische Sorgen und neuerdings die Aufgabe übernommen, den deutschen Truppen und

der Armee Awaloff das Leben schwer zu machen. Lettlands kriegerische Macht ist ausschließlich bei Riga gegen die kleine russische Nordarmee in Anspruch genommen. Ihm ist von der Entente nahe gelegt, daß diese Armee für die Selbstständigkeit der jungen Republik viel gefährlicher ist als Sowjetrußland. Und während im Norden die eine russische Armee von England gegen Petersburg gehetzt wird, wird die andere vor Riga mit schweren englischen Geschützen beschossen! Wer glaubt da noch an den ernsten Willen Englands, die Sowjetmacht niederzuwerfen! Die Armee Awaloff ist in noch schwierigerer Lage als jene bei Narwa. — Beide haben kein Hinterland, keine Operationsbasis; jene wird aber wenigstens zum Schein von den Engländern versorgt und unterstützt, diese ganz offen von ihnen bekämpft. Auch der deutschen Zufuhr an Kriegsbedarf beraubt, ist sie kaum lebensfähig und kein ernster Faktor im Kampf gegen den Bolschewistenstaat. Fällt sie auch aus, so haben wir keinen militärischen Schutz mehr zwischen Sowjetrußland und Ostpreußen.

Mit dieser Front also ist Sowjetrußland fertig; hier hat ihnen die Entente geholfen, bis auf weiteres alle Gefahren zu beseitigen. Wird Finnland, das der zweiten Offensive auf Petersburg mit Gewehr bei Fuß zugesehen hat, es wagen, sich nunmehr allein in kriegerische Abenteuer zu stürzen? Es wäre militärisch nicht zu verstehen, nachdem der richtige Moment bei Judenitschs zweiter Offensive verpaßt ist und die Sowjetrepublik dank der für sie günstigen Lage in Sibirien und Südrußland unschwer eine vielfache Überlegenheit von Truppen bei Petersburg zusammenfassen kann. Denn auch die Nordfront an den Bahnen von der Murmanküste und von Archangelsk hat nunmehr nach dem Abzuge der regulären englischen Truppen jede Bedeutung für eine Offensive gegen die Sowjetrepublik völlig verloren.

In Sibirien nimmt der Feldzug für die Bolschewisten wieder einen günstigen Verlauf. Ihr Sieg zwischen Wolga und Ural über Koltschak und die anschließende Verfolgung bis an den Ishim in Sibirien endete im Spätsommer mit einem Rückschlage, als sie Verstärkungen von dieser Front an die Südfront abgeben und zur Bergung der so wertvollen Ernte beiderseits des Ural zahlreiche Beurlaubungen aus der Truppe verfügen mußten. Koltschak benutzte diese ihm bekannt gewordene Schwäche seiner Gegner und drückte sie im Herbst wieder bis hinter den Tobol zurück. Nun aber haben ihrerseits wieder die Bolschewiken den Ishim mit Abatsk und Petropawlowsk erreicht und sind anscheinend im Vorgehen auf Omsk. Koltschaks Armeen sollen in trauriger Verfassung sein. Es scheint, daß er zur Sicherung der Bahn und zur Bekämpfung mehrerer Aufstandsherde in Sibirien seine Kampffront übermäßig schwächen mußte und daß in der sibirischen Bevölkerung die bolschewistische Propaganda erhebliche Fortschritte gemacht hat. Der Winter macht hier größeren Operationen bald ein Ende; man kann damit rechnen, daß die Bolschewiken den Ishim als Basis für weitere Operationen nach Sibirien im nächsten Jahre vorläufig halten werden.

In den weiten Gebieten Transkaspiens und Turkestans wechselten die Erfolge. Dieses weite Kriegstheater hat bisher keine der beiden Parteien veranlaßt, dort durch Einsatz stärkerer Kräfte eine dauernde Überlegenheit zu suchen.

Im Westen der Sowjetrepublik haben die Polen nach den ersten schweren Kämpfen um Wilna anscheinend keinen nennenswerten Widerstand gefunden. Die Bolschewiken scheinen sich hier mit einem selbständigen Großpolen abgefunden zu haben. Bei Dünaburg haben die Polen die Litauer abgelöst und den auf dem Südufer des Flusses gelegenen Stadtteil erobert. Bei Dresia gelang es vor einiger Zeit den Bolschewiken, einen Brückenkopf auf dem Südufer zu gewinnen, auch Lepel fiel ihnen wieder in die Hand. Ebenso glückte es ihnen, die Polen, die schon im Vorgehen gegen den Dnjepr waren, wieder auf die Beresina zurückzuwerfen. Im Pripjetgebiet sind polnische Truppen über Petrikowo nicht vorgekommen; weiter südlich scheint sich ihre Front, die östlich Nowograd Wolynsk-Saßlaw verlaufend den Anschluß an die ostgalizische Grenze findet, in den letzten Monaten nicht verändert zu haben. Nach letzten Nachrichten wollen die Polen

das verlorene Gebiet östlich der Beresina wiedergenommen haben. Zuverlässige Nachrichten über Verbindung mit Denikin liegen nicht vor. Mit den Nationalukrainern besteht Waffenruhe, nachdem die polnischen Wünsche durch vorläufige Besetzung Ostgaliziens befriedigt sind; Petlura ist zu schwach, gleichzeitig gegen Polen, Denikin und Bolschewiken zu kämpfen, von denen letztere nur solange seine Feinde sind, als sie ihm Gebiete streitig machen, auf die er Anspruch erhebt. Ein Antibolschewist im Sinne der anderen russischen Sowjetgegner ist er nicht. Politisch nur wenig gemäßigter als die Bolschewiken wird es im Besitz ukrainischen Gebietes kein Feind der Sowjetrepublik mehr sein. Nachdem seine naive Forderung an Denikin, die von den Ukrainern im Winter wieder an die Bolschewiken verlorene und dann mit dem Blute der Freiwilligenarmee erneut von den roten Truppen befreite Ukraina zu räumen, nicht erfüllt wurde, hat er den Kampf gegen Denikin aufgenommen und nach Meldungen aus ukrainischer Quelle in der Gegend von Balta-Brazlaw auch Erfolge gehabt. Jedenfalls scheint er den Schwerpunkt seiner Kraft gegen Denikin eingesetzt zu haben und sich gegen die Bolschewiken in der Gegend von Berdischew—Shitomir nur defensiv zu verhalten. Wenn die Nachrichten zutreffen, daß er vor einigen Wochen in Kiew eingerückt ist, zum dritten Male innerhalb Jahresfrist, so hat er diesen Erfolg nach zweimaligem Verlust der Stadt nur der Waffenunterstützung der Bolschewiken zu verdanken, die in weitem Bogen von Orel über Tschernigow bis in die Gegend von Fastow die linke Schulter der Denikinschen Front südlich Moskau schwer bedrängen. Jedenfalls berechtigt der Verlauf der Ereignisse in diesem Jahre kaum zu der Erwartung, daß Petlura sich gegen bolschewistische Angriffe halten wird. Ende Winters genügten den Bolschewiken wenige Wochen, um die nationalukrainische Heeresmacht aus der ganzen Ukraine fortzufegen. Die Einnahme Kiews im August war ihm nur möglich gewesen bei einer für die Bolschewiken sehr unglücklichen Lage, in die sie durch Denikins große Offensive und seinen Anmarsch von Poltawa auf Kiew gekommen waren. Die Öffentlichkeit wird aus nationalukrainischem Lager sehr reichlich mit Nachrichten über Petluras Heldentaten und den Befreiungskampf der von allen Seiten bedrohten Ukrainer bedient. Aber selbst die eifrigste Propaganda kann nicht Taten ersetzen, die nie begangen sind. Auf sich allein angewiesen hat das Direktorium bisher noch nie eine Machtprobe versucht. Stets wußte es Anlehnung und Hilfe zu finden, sei es beim Sturz der Hetmanregierung in der Neutralität des deutschen Oberkommandos und in den Sympathien der Besatzungstruppen oder im August bei Denikins siegreicher Armee gegen die Bolschewiken oder jetzt bei den Bolschewiken gegen Denikin. Gegen Deutsche und Bolschewiken haben ihn auch bewaffnete Bauernhaufen unterstützt, die aber häufig genug selbst nicht wußten, zu wem sie halten sollten. Bandenführer, wie die Atamene Grigerjew [1]), Machnow und neuerdings auch Selenyi gingen zeitweilig auch mit den Bolschewiken, teils suchten sie ganz auf eigene Faust Erinnerungen zu machen.

Die Schwierigkeiten, in die Denikin bei weiterem Fortschreiten seiner Offensive gelangen würde [2]), waren vorauszusehen. Er ist ihrer nicht so erfolgreich Herr geworden, daß die Offensive auf Moskau im Fluß gehalten werden konnte. Gewaltiges hat die Freiwilligenarmee, Truppe und Führung, vom Kaukasus bis zum Bug und Orel vordringend, geleistet. Sie konnte, so lange die Sowjetrepublik im Norden und in Sibirien gebunden war, an ihrer Hauptoperationsrichtung nach Westen festhalten. Gleichzeitig wurde die Front nach Norden so weit vorgedrückt, daß für den bevorstehenden Angriff auf Moskau um Charkow und am Donjez eine neue Operationsbasis gewonnen wurde, deren Verteidigung bei etwaigen bolschewistischen Gegenangriffen eine genügende Tiefe gegeben werden konnte. Wie notwendig es war, hier die Front von dem Kerngebiet am Donjez und unteren Don genügend weit abzusetzen, beweisen die bald

[1]) Vergl. Grenzboten Nr. 38, Seite 272.
[2]) Vergl. Grenzboten Nr. 36, Seite 214.

an dieser Front einsetzenden ernsteren Kämpfe. Die immer wachsende Bedrohung von Süden hatte die Bolschewiken im Laufe des Sommers veranlaßt, allmählich aus der siegreichen sibirischen Front Kräfte an die Südfront zu werfen und zunächst auf Nowotscherkask vorzustoßen. Sie drückten Denikins Front aus der Linie Kamyschin—Borisoglebsk—Pawlowsk am Don bis Zarizyn und an den Don zurück, wo erst später wieder von der Donarmee stellenweise das verlorene Gelände wieder gewonnen werden konnte. Auch Vorstöße der roten Truppen auf Charkow, die Denikins Front bis Waluiki und Woltschansk eindrückten, waren nur von vorübergehendem Erfolg begleitet. Das war zu Zeiten, als diese Front sowohl für Denikin als auch die Bolschewiken noch Nebenkriegsschauplatz war. Nachdem Denikin aber im Westen den Dnjepr überschritten, den Bug und das Schwarze Meer erreicht hatte, die Zufuhren auch über Nikolajew und die Krim gesichert waren, verlegte er nunmehr seinen Schwerpunkt an die Nordfront. Von Charkow führte die gegebene neue Stoßrichtung über Kursk—Orel auf Moskau mit Nebenoperationen auf Brjansk—Tschernigow und Woronesh—Jelez zum Schutze der Flanken des Hauptstoßes. Anfangs ging die Offensive flott vorwärts. Die kühne Kosakengruppe unter geschickter Führung des Generals Momontow besetzte Woronesh weit hinter dem Rücken der noch bei Liffki und Nowy Oskol kämpfenden roten Truppen. Ussman, Liwny, Mzensk, Karatschew wurden genommen, während der linke Flügel in Richtung Tschernigow nur langsam vorwärts kam und bei Kiew noch Kämpfe mit Bolschewiken stattfanden, die sich in der Gegend von Shitomir—Fastow noch gehalten hatten; Kiew ging Mitte Oktober für einige Tage an die Bolschewiken verloren. Im Oktober war der Höhepunkt der Offensive erreicht. Nunmehr setzten starke Gegenangriffe der Bolschewiken ein, die sich vornehmlich gegen den linken scheinbar schwächsten Flügel richteten; Kromy und Dmitrijew wurden von den Bolschewiken erreicht, Orel blieb daraufhin unhaltbar. Auch Tschernigew mußte wieder geräumt werden. Am mittleren Don bei Bagutschar und Ust Medwjedizk konnten Erfolge nicht weiter ausgebaut werden. Mit diesen starken Gegenangriffen der Bolschewiken liefen gleichzeitig Petluras Angriffe am Bug bei Balta—Brazlaw, die die Verbindung der Hauptkampffront zum Schwarzen Meere bedrohten. Sie mußten zur Schwächung der Front im Norden führen. Es scheint, daß der Denikinschen Operationsleitung ein weiteres Halten in dem weiten Bogen um Woronesh—Kursk nicht möglich war; die Front mußte verkürzt werden, zumal inzwischen auch eine große Bauernbewegung um Poltawa—Charkow durch Störung des Nachschubes an die Front wirksam wurde. So sah sich Denikin auch gezwungen, den linken Flügel zurückzunehmen und Kiew aufzugeben; diesmal zog angeblich wieder Petlura ein. Die spärlichen und je nach der Quelle übertriebenen oder vorsichtig gehaltenen Nachrichten lassen noch nicht erkennen, ob die Lage eine weitere Zurücknahme der Denikinschen Fronten erfordert; sie gestatten auch kein Urteil über die Bedeutung der Kämpfe mit Petlura am Bug und den Umfang der Bauernbewegung. Als ihr Organisator wird Ataman Tjutjunyk genannt, der uns von Kiew her als leidenschaftlicher Parteigänger Petluras, voll Temperament und großer Arbeitskraft bekannt ist. Es ist auch nicht zu verkennen, daß der bolschewistische Einbruch in Denikins Front südwestlich Orel an der richtigen Stelle angesetzt war, um die in immer bedrohlichere Nähe Moskaus vorrückende Front zum Rückzuge zu zwingen. Welcher der drei feindlichen Einwirkungen in erster Linie der Umschwung in der Lage an der bolschewistischen Südfront zuzuschreiben ist, läßt sich nach den vorliegenden Nachrichten noch nicht beurteilen. Am richtigsten wird man wohl in der Annahme gehen, daß die gemeinsamen Angriffe der Bolschewiken und Petluras zwischen Tschernigow—Kiew und Bessarabien sowie die Sicherung des Hinterlandes gegen die aufständischen Bauern so starke Kräfte aus der Hauptkampffront abgezogen haben, daß es Denikin nicht möglich war, gegen die Bolschewiken seine bisherige Front zu halten. Vielleicht will er erst in seinem Rücken Ordnung schaffen. Nach den letzten Nachrichten gewinnt man den Eindruck, daß er im Begriff steht, durch einen Stoß gegen

Petluras Nordflügel in Richtung Mohilew am Dnjestr diesen von seiner bisherigen Basis abzuschneiden. Gelingt diese Operation, so blieben die „ukrainischen Bolschewisten" auf den Südzipfel Podoliens beschränkt, wenn nicht gar ein Übertritt auf rumänisches Gebiet die Folge wäre.

Diese Kämpfe, der Zeit und Gruppen verzehrende Kleinkrieg gegen die Bauernbanden und der herannahende Winter machen die baldige Aufnahme einer neuen großzügigen Offensive gegen Moskau unwahrscheinlich. Es wäre verständlich, wenn die Operationsleitung auf eine Fortführung der festgelaufenen Offensive im Norden vorläufig verzichtet hätte, um hier erst nach Sicherstellung der Lage an der Westfront und im Hinterlande sowie nach gründlichen Vorbereitungen, die in der Bereitstellung ausreichenden Kriegsgerätes und Ausbau der Nachschublinien bestehen würden, erneut die Initiative zu ergreifen. Das würde aber erst nach dem Winter sein können. Zurzeit aber muß auch an dieser Front ein Erfolg der Bolschewiken festgestellt werden.

Zwei schwere militärische Krisen hat die Sowjetrepublik in diesem Jahre glücklich überwunden; einmal im Frühjahr, als Kolischak sich der Wolga und Judenitsch Petersburg näherte, das zweite Mal im Herbst bei Judenitschs zweiter Offensive und Denikins gleichzeitiger Offensive auf Moskau. Die zentrale rote Heeresleitung hat mit vollem Erfolge operiert. Die beiden Gegner in Esthland und Sibirien sind fast vernichtend geschlagen, der dritte im Süden ist vorläufig aufgehalten. Mit ihm kann die große Abrechnung vielleicht noch im nächsten Jahre kommen. Zwar ist die Ukraine verloren gegangen, militärisch aber steht die Sowjetrepublik mächtiger da denn je, so stark, daß an leitender Stelle in der Entente der Glaube, die Sowjetherrschaft mit Gewalt zu stürzen, verloren ist. Man braucht sich dieser Ansicht nicht anzuschließen. Die Sowjetmacht kann wie jede andere mit dem Schwerte zerschlagen werden. Die Mittel hierzu waren da; sie brauchten nur dem festen Willen, die Sowjetrepublik zu zertrümmern, dienstbar gemacht zu werden, anstatt Englands Sonderinteressen, das wohl einen Zusammenbruch des bolschewistischen Staates anstrebt, aber keine Wiederherstellung eines großen starken Rußlands in der Nähe Indiens und Persiens. Deshalb war seine Politik in Rußland bisher durchaus zielbewußt und nur scheinbar zwiespältig. Sein Ziel war eine dauernde Zermürbung der Sowjetrepublik, aber auch der Sowjetgegner. Deshalb hat es die beiden Armeen im Baltikum mattgesetzt, deshalb ist es bereit, jederzeit die unruhigen Kaukasusrepubliken gegen den Don ausspielen und damit jederzeit Denikin in den Arm fallen. Sicherlich wird England vorerst die beiden wichtigsten Punkte in Transkaukasien, Baku und Batum, in der Hand behalten und sich im Baltikum noch Stützpunkte sichern. Wenn es jetzt nach dem völligen Fiasko seiner militärischen Intervention von einer Gewaltpolitik zur Friedenspolitik mit Sowjetrußland übergehen will, so mag man bedenken, daß ein Frieden mit Sowjetrußland noch lange keinen Frieden mit Rußland bringt. Schon Frankreich hat in Rußland ganz andere Interessen als England. Ihm liegt an einem starken, bündnisfähigen Rußland mit der Spitze gegen Deutschland; die Möglichkeit, aus dem Sowjetlande und einer selbständigen Ukraine seine Milliarden wiederzubekommen, genügt ihm keineswegs. Kommt wirklich in Kürze der von der Entente angeregte große russische Friedenskongreß zustande, so wird es schwer werden, die vielen entgegengesetzten Interessen bei den zahlreichen Parteien und politischen Gruppen zur Wiederherstellung einer Regierungsform, die den Frieden und die Nutzbarmachung der gewaltigen Hilfsquellen des Landes gewährleistet, zu vereinigen. Eine begründete Aussicht dafür, daß dies gelingt, ist kaum vorhanden. Nach der Liquidation der Unternehmen Awaloff und Judenitsch bleiben nur Polen, Sibirien und Südrußland als Kampfgegner Sowjetrußlands. Von ihnen fällt Polen nicht schwer ins Gewicht. Seinen Imperialismus kann Frankreich jederzeit zügeln. Gegen Kernrußland hat es keine aggressiven Tendenzen. Polen und die Nationalukrainer unter Petlura haben in der Bekämpfung der Bolschewiken bisher nur nationale Sonderinteressen verfolgt. Mit deren Befriedigung hört der Krieg gegen Sowjetrußland automatisch

auf. Auch die Baltenstaaten haben weder ein Interesse daran, noch die Kraft, den Krieg fortzusetzen. So bleiben tatsächlich nur Koltschak und Denikin zur Fortführung eines Krieges gegen das bolschewistische Kernrußland. Beide sind mit ihrem gesamten Kriegsbedarf auf die Unterstützung der Ententeländer angewiesen und deshalb in der Weiterführung der kriegerischen Operationen von diesen abhängig. Die Weigerung der Entente zur Lieferung von Kriegsgerät kann ihre Unternehmungen entscheidend beeinflussen. Da Koltschak in dem Feldzuge dieses Jahres anscheinend schwer gelitten hat und die allgemeinen Verhältnisse in Sibirien wenig günstige zu sein scheinen, muß man als stärksten Faktor in der antibolschewistischen Politik Denikins Armee erblicken. Der Schwerpunkt einer antibolschewistischen Gewaltpolitik würde demnach fortan in Südrußland liegen. Denikin führt aber Krieg gegen Sowjetrußland und gegen die Nationalukrainer. Es wird deshalb darauf ankommen, hier einen Weg der Verständigung zu finden.

Deutschland wird der Einfluß auf die Entwicklung der Vorgänge in Rußland versagt bleiben. Ob der Weg zum Frieden über die reaktionären Gruppen oder über eine demokratische Ukraine gefunden werden wird, darauf haben wir vorerst keine Einwirkung. Wie die ganze Welt aber so haben auch wir ein starkes Interesse daran, daß bald in Rußland eine Regierungsform gefunden wird, die in der Lage ist, den Frieden und die Entwicklung seiner Hilfsquellen sicher zu stellen, gleichgültig, welches Programm diese Regierung aufstellt. Des ferneren haben wir ein Interesse daran, daß uns die Sympathien, die wir unzweifelhaft im russischen Volke haben, erhalten bleiben. Das Bewußtsein, in diesem Kriege gegen Deutschland für die Entente geblutet zu haben, müssen nach den jüngsten Vorgängen auch die gewonnen haben, die bisher daran zweifelten. Unvergessen muß erhalten werden, daß französische Tanks gegen Judenitsch, englische Geschütze gegen Awaloff in Tätigkeit traten, daß fluchtartig die Ententetruppen im Frühjahr Odessa und Nikolajew räumten, die unglücklichen Städte und die ganze Ukraine wieder dem roten Terror überlassend; daß die von französischen Schiffen geplante Landung bolschewistischer Mannschaften in Odessa von Denikin mit Gewalt verhindert werden mußte; daß auf einem Ententekriegsschiff im Hafen von Odessa Bolschewiken mit Erlaubnis des Schiffskommandanten nach russischen geflüchteten Offizieren suchten, sie fanden und auf der Hafenmole erschossen!

Zurzeit steht die Macht der Räterepublik nach außen hin vollkommen gefestigt. Ein Teil der bisherigen Sowjetgegner ist friedensbereit. Auch die Entente wird für eine Verständigung zu haben sein. Militärisch kann Sowjetrußland nach diesem gewonnenen Feldzugsjahr der Zukunft mit Zuversicht entgegensehen. Wie sich die Lage wirtschaftlich gestalten wird, sind wir nach den zu uns gelangenden dürftigen Nachrichten nicht in der Lage vorauszusehen. Zu oft ist die Wirtschaftslage schon als katastrophal geschildert, als daß es angebracht wäre, hierin eine Ursache für den baldigen Zusammenbruch des bolschewistischen Staates zu finden.

Über deutsch-esthnische Handelsbeziehungen

Von Dr. Alexander Ringleb, Zweckverband Ost, Berlin

Der „Maalit", die führende Zeitung der esthnischen Landwirtschaft sagt in einem Aufsatz vom 10. September 1919: „England ist der Beherrscher Europas, England kann tun, was ihm beliebt." Pars pro toto — hier spricht einer der baltischen Randstaaten für alle anderen, die, unter dem Drucke und dann unter der Ägide der westlichen Scheindemokratien begründet, einzusehen anfangen, daß ihre „Selbständigkeit" nur die des schwächsten Mitgliedes in dem immer weiter ausholenden englischen Syndikat am baltischen Meere ist.

Der esthnische Außenminister Poska bemühte sich, einem Helsingforser Berichterstatter die Lage Esthlands so darzustellen, daß die Erteilung weitgehender Eisenbahnkonzessionen an England den Vorteil seines Landes im Auge gehabt habe. Das letztere, der gute Glauben also, daß diese für den Einfluß Englands bahnbrechenden Erlaubnisse Esthland wirtschaftlich aufblühen lassen würden, darf nicht angezweifelt werden. Zins und Rente dieser Blüte aber wird der englische Unternehmer ziehen und die bald nach Poskas Unterredung in der esthnischen Presse auftauchenden Berichtigungen, die Verhandlungen über die Konzessionserteilung seien gar nicht abgeschlossen, lassen unschwer erkennen, mit welchen Empfindungen man esthnischerseits der englichen Blüte am esthnischen Stamme entgegensieht.

Die hier wohl maßgebliche Hoffnung der englischen Unterhändler, man werde das Geschäft mit den in „pazifizierten Kolonialstaaten" üblichen Mitteln des Druckes gegen die Gesamtheit und erheblicher Sondervorteile für die amtlichen und privaten Vermittler machen können, scheint enttäuscht werden zu sollen:

Die esthnische Presse brachte im August/September Bemerkungen, Esthland sei auf bestem Wege, eine rein britische Kolonie zu werden; in Zukunft müsse man nur für England arbeiten.

Daraufhin nahm der Zentralrat des esthnischen Arbeiterverbandes die Entschließung an, einen Kongreß zu berufen, der die Frage eines aktiven Zusammengehens der Arbeiter und Bauernschaft gegenüber den Bestrebungen der Entente zu erörtern habe. Die esthische Bevölkerung scheint also den von außen her kommenden wirtschaftlichen Entwicklungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß der von den sonst so vorsichtigen englischen Abgesandten her zu den Ohren der esthnischen Bevölkerung gedrungene Spottname „Niggers" als Alarmruf gewirkt hat. Man redet bei den Esthen nicht viel davon. In Reval sitzt eine fremde Militärkommission, die einer — in ihrem Sinne — ungefügigen Zeitung die aus der Kriegszeit her so wohlbekannten, weißen Flecke eines unsichtbaren aber allmächtigen Zensors verschaffen würde. Aber wenn auch die große Pflicht der neuen „Koloniedemokratien" Schweigen heißt und Scheinleben bedeutet, so ist doch hier eine der gefährlichsten Nationaleigenheiten der Esthen angerührt, ihr starkes Mißtrauen.

Jedem Sehenden ist klar: England wünscht den esthnischen Handel zu „kontrollieren". Den empfindlichsten Punkt der Bedürfnisse des esthnischen Marktes hat es herausgefunden. Eine große Partie landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen wurden versprochen. Aber Leistung erfordert Gegenleistung. Esthland sollte dafür seinen Flachs liefern. Die feinverschlungenen Fäden dieses „Abkommens" zeigt der „Maalit" in einem „Stimmungen der Landwirte" überschriebenen Aufsatze wie folgt:

„Im Frühling wurde von der Regierung aus der Ankauf von Flachs direkt von den Produzenten organisiert, damit der Vorteil nicht in die Tasche der Zwischenhändler fließe. Daraufhin wurde folgendes vereinbart: Die für den Flachs erzielte ausländische Valuta sollte der Regierung zukommen. Diese verpflichtete sich ihrerseits für einen Teil der Valuta den Landwirten die

notwendigsten Bedarfsartikel wie landwirtschaftliche Geräte, Maschinen und Kunstdünger zu beschaffen.

Die Landwirte waren damit einverstanden. Der Flachs wurde geliefert und man wartete auf die Gegenleistung. Man wartet noch heute, vergebens. Die Regierung erfüllt ihre Bedingungen nicht. Wohl hatten die Zwischenhändler nicht Vorteil, aber auch bei den Landwirten blieb er aus. Jedes wirtschaftliche Unternehmen aber, welches Schaden bringt, wird ausgeschaltet. Das geschah auch hier. Der Flachsbau wurde aufs äußerste beschränkt. In der Umgegend von Dorpat z. B. auf ein Viertel der früher bebauten Fläche.

Wir wissen aber, daß das Fehlen der ausländischen Valuta sich in unserem Staat am empfindlichsten fühlbar macht. Bis jetzt konnten wir ausländische Waren für Ostgeld kaufen. Wenn nun dieses ausgeht, was wohl demnächst geschehen wird, dann sind wir in der größten Not, falls wir nicht mehr Ausfuhrartikel beschaffen können. Der Flachs war solch ein Ausfuhrartikel, mit anderen Worten das Gold für den esthischen Staat".

Hier liegt der Ansatzpunkt für eine aussichtsreiche Politik der Anbahnung deutscher Handelsbeziehungen zu Esthland. In einer Zeit, wo die deutsche Mark überall sank, ist man in Esthland froh, Oberostgeld (die Währung aus der Zeit der deutschen Besatzung) zu haben. Zahlreiche Inserate in den esthnischen Zeitungen lauten: „Kaufe Ostgeld." Die Regierung sah sich genötigt, ein Verbot des Handels mit ausländischer Valuta in den Banken zu erlassen. Der von der Regierung festgelegte Kurs ist eine deutsche Mark = eine esthnische Mark. Das hindert die beteiligten Kreise aber nicht, für die deutsche Ob-Ost-Mark zwei esthnische Mark zu zahlen. Man sieht unschwer das Vertrauen, das der esthnische Bauer in die deutsche Wirtschaft setzt. Die oben erwähnte Zeitung der Landwirte sagt: Wenn eine Partie deutscher landwirtschaftlicher Geräte usw. im esthnischen Handel erscheinen würde, fände die Ware nicht reißenden Absatz? — Man könnte darauf sagen: „So der Maaliit, er hat aber nur eine kleine Gruppe hinter sich." Dagegen heißt es noch vor kurzem in einem Aufsatz von gut unterrichteter Seite über die Lage in Esthland!

„Die Rechtsparteien, an deren Spitze der ehemalige Ministerpräsident Päts steht, sind viel stärker, als sich in der Konstituante zahlenmäßig zeigt. In der Zukunft muß mit ihnen gerechnet werden, wenn sie im Augenblick auch nur sehr geringen Einfluß auf die Regierung haben. Das führende Organ ist der „Maaliit", der den Zusammenstoß mit der Landeswehr wiederholt in schärfster Weise verurteilt hat. Päts sieht offenbar die Notwendigkeit ein, mit den deutschen Elementen im Lande zu rechnen, und ist gegen deren Vernichtung."

Ebenso aber wie mit landwirtschaftlichen Artikeln, steht es mit anderen Waren in Esthland. Als ich mich bei kürzlich angekommenen baltischen Flüchtlingen nach den verschiedenen alten, guten deutschen Firmen erkundigte, bekam ich nur allzu oft die Antwort: „Ist aus Mangel an Waren ein Kommissionsgeschäft geworden." Die wie die Pilze aus der Erde geschossenen Kommissionsgeschäfte handeln mit dem Hausrat, oft mit wunderbaren Kunstschätzen deutscher Emigranten. Den völligen Mangel an Waren zeigt die in der Dorpater deutschen Zeitung laut gewordene Klage eines Herrn, der zwanzig Mark für einen einfachen Uhrschlüssel zahlen mußte. In Berlin konnte er zwölf Tage später einen ebensolchen für fünfundsiebzig Pfennige kaufen.

Das Anknüpfen neuer ist hier nur das Fortführen altgewohnter Handelsbeziehungen. Die esthnische Regierung legt dem jedenfalls nichts in den Weg. Nach letzten Meldungen aus Esthland ist die Einfuhr von Eisen, Stahl, Nägeln, landwirtschaftlichen Maschinen, Salz, Brennöl, Schmieröl, Petroleum, Benzin, Naphta, Masut, Steinkohlen, Juchtenleder, Düngemitteln, von Gras- und Gemüsesaaten, Woll-, Baumwoll- und Leinengeweben ohne Genehmigung gestattet.

Nun hat zwar der zweite große Konkurrent Deutschlands, Amerika, es verstanden, Esthland bei seinem schwachen Punkt, der Valuta zu fassen, um einen Markt für seine Waren zu schaffen. „Paewaleht" berichtet hierüber:

Schnell und glatt ging die Genehmigung der Fünfzig-Millionen-Dollar-Anleihe in erster Lesung der konstituierenden Versammlung vonstatten. Viel schneller als die Gehaltsfrage der Lehrer, wo es sich um einige zehn Mark handelte.

Es interessiert die konstituierende Versammlung nicht, ob nach den Waren, für welche diese Außenanleihe benötigt wird, bei uns auch Bedarf vorhanden ist, und ob die Anleihebedingungen annehmbar sind oder unsere Kräfte übersteigen. Es wird nicht einmal für nötig befunden, das Gutachten der Finanzkommission anzuhören, denn die Sache eilt sehr usw. Schließlich heißt es in dem Artikel: „Haben die Mitglieder der konstituierenden Versammlung nicht schon Geschichten gehört, die sehr glaubwürdig erscheinen, nämlich, daß unter den auf den Schiffen befindlichen Heeresbeständen auch Zehntausende von Kisten mit getrockneten Kartoffeln und Früchten sind, welche abgesehen von ihrer Untauglichkeit bei uns nicht im geringsten benötigt werden."

Inzwischen aber sind einige Wochen vergangen. Die Presse meldete, daß die Anleihe (fürs erste zwanzig Millionen Dollar) schon perfekt sei; die Waren seien bereits angekommen. Unter ihnen befanden sich, wie jetzt feststeht, fünfzigtausend Kisten getrockneter Kartoffeln, an denen in Esthland, einem der leistungsfähigsten Kartoffelproduzenten im Osten, selbst in den schlimmsten Zeiten nie Mangel geherrscht hat. Das war eine harte Belastungsprobe des öffentlichen Vertrauens in die neuen Geldgeber.

Wer unter den Esthen gelebt hat, weiß, daß im Volkscharakter neben schwerem Starrsinn ein tiefverwurzeltes Mißtrauen lebendig ist. Auch die Dollaranleihe, welche nach Berechnung des „Paewaleht" eine Belastung von tausendfünfhundert esthnischen Mark (nach augenblicklicher Währung) für jeden Staatsbürger bedeutet, ist nach alledem kaum dazu angetan, Vertrauen zu erwecken.

Der deutsche Handel dagegen brauchte das öffentliche Vertrauen nicht erst zu suchen. Er besitzt es bereits. Wir hörten oft die fast zum Sprichwort gewordene Redensart: „Ega sacs ei petta" (der Deutsche betrügt doch nicht). Fraglos haben die Esthen die Deutschen gehaßt und beneidet bis zur äußerlich in die Erscheinung tretenden Abneigung — geachtet haben sie sie trotzdem, auch wenn viele von ihnen gleich manchem anderen russischen Teilvolke es nicht zugeben wollten.

An Waren erwartet den deutschen Handel in Esthland zehn Millionen Liter Spiritus, die zu Ausfuhrzwecken nach Amerika, England und Deutschland bestimmt sind. In Fellin wird eine Fabrik zur Anfertigung von Öl aus Leinsaat eingerichtet. Ein Artikel im „Maaliit" vom 5. September 1919 „Kursänderung in unserer Handelspolitik" stellt die Aufhebung des Flachsmonopols in Aussicht. Es wird sich manches andere finden, wenn der ernsthafte deutsche Handel es erst wagt, wieder Beziehungen zu Esthland anzuknüpfen. Der Weg ist nicht geebnet, einem klarsehenden tatkräftigen und ehrenhaften Unternehmertum aber gangbar.

Rumänien

umänien steht heute mächtiger da als je, es ist ihm trotz der Nachbarschaft Rußlands und Ungarns und trotzdem das Land schwer unter dem Krieg und der Besetzung zu leiden gehabt hat, gelungen, die besonders im Frühjahr lebhaft ausbrechenden bolschewistischen Unruhen zu unterdrücken, es sieht fast alle seine nationalen Ambitionen befriedigt und hat als einziger Nachbarstaat und gegen den Willen der Entente den großen Enderfolg über die ungarische Bolschewistenmacht errungen. Militärisch mag dieser keineswegs den des zweiten Balkankrieges überragen (obgleich nach Bratianus Behauptung die Opfer nicht unbeträchtlich gewesen sind), moralisch und politisch ist er um so bedeutender gewesen. Moralisch weil er gegenüber der unentschlossenen Ratlosigkeit der Pariser Konferenz das Ergebnis tatkräftigen Handelns war, politisch weil er Rumänien als die einzige schlagfertige und energische Macht Osteuropas erscheinen ließ, es als eine Art neuer Großmacht stabilisierte. Rumänien ist jetzt nach dem Ausscheiden Österreich-Ungarns und Rußlands der einzige wirklich ausschlaggebende Faktor des Ostens und die einzige, die es wagt, der Entente fast offen Trotz zu bieten. Anlaß dazu ist genug vorhanden. Die ersten Verstimmungen entstanden wegen des österreichischen Friedensvertrages. Dieser bestimmt in Artikel 60: „Rumänien erklärt sich damit einverstanden, daß in einen Vertrag mit den alliierten und assoziierten Hauptmächten Bestimmungen aufgenommen werden, welche diese Mächte für notwendig halten werden, um die Interessen derjenigen Bevölkerung Rumäniens zu schützen, die sich von der Mehrheit durch Abstammung, Sprache oder Religion unterscheidet. Rumänien erklärt sich gleichfalls damit einverstanden, daß in einen Vertrag mit den alliierten und assoziierten Hauptmächten Bestimmungen aufgenommen werden, welche diese Mächte für notwendig halten, um die Freiheit des Transitverkehrs und ein ausgleichendes Regime (régime équitable) für den Handel anderer Nationen zu gewährleisten." Der Zweck dieser Bestimmungen lag auf der Hand: sie sollten „durch Schutz der Minderheiten wie Bulgaren, Ungarn, Deutsche, aber auch der Juden, von denen letztere ebenso wie ihre polnischen Stammesgenossen mächtige Fürsprecher in amerikanischen Finanzkreisen zu besitzen scheinen, den Ausbruch neuer Kämpfe verhindern und einen freien Donauverkehr sicherstellen. Andererseits war ebenso unverkennbar, daß derartig vage Bestimmungen eine dauernde Einmischung der Großmächte in rumänische Hoheitsrechte, sowie weitgehende Einmischung in rumänische Wirtschaftspolitik ermöglicht hätten. Wie diese letztere beschaffen sein würde, davon hatte man bereits bei den Verhandlungen über die Wiederinstandsetzung der Ölquellen eine Probe erhalten: die Alliierten erklärten sich zwar bereit, bei der Wiederherstellung der seinerzeit im gemeinsamen militärischen Interesse zerstörten Werke technische und finanzielle Hilfe zu leisten, wollten dies aber, da Rumäniens Finanzquellen natürlich erschöpft sind, nur gegen Einräumung bestimmter und sehr weitgehender Handels- und Ausbeutungsvorrechte tun. Die Folge war, daß Bratianu sich ebenso wie die Vertreter der Südslawen, denen ähnliche Bestimmungen auferlegt werden sollten, weigerte, den Vertrag zu unterschreiben und demissionierte, ohne indessen die tatsächliche außenpolitische Leitung aus der Hand zu geben. Den zweiten Anlaß boten die Meinungsverschiedenheiten über das Banat, das durch einen 1916 mit England, Frankreich, Italien und Rußland geschlossenen Vertrag Rumänien zugesprochen war, aber auch von den Serben, die völkische Gründe geltend machen — ein Teil des Banats ist stark von Serben bewohnt — beansprucht wurde, die von dem Vertrag keine Kenntnis bekommen hatten. Jetzt hat man in Paris beschlossen, das Banat zwischen Rumänien und Serbien aufzuteilen, womit die Rumänen aus militärischen Gründen nicht zufrieden sind. Den schwersten Stein des Anstoßes bildet jedoch Rumäniens Ungarnpolitik. Man kann der Politik der Pariser Konferenz eine gewisse Weitsichtigkeit nicht absprechen, wenn sie den Rumänen verbot in Budapest einzurücken, nur hätte sie auch die Mittel haben müssen, diese

Politik nachdrücklich durchzusetzen. Nachdem aber durch den militärischen Sieg der Ungarn über die Tschechen der Stein aufs neue ins Rollen gekommen war, konnte es angesichts der Unentschiedenheit und deutlich gewordenen militärischen Machtlosigkeit der Konferenz nicht ausbleiben, daß die Rumänen, denen daran lag, möglichst bald mit vollen, auch Siebenbürgen umfassenden Kräften mit dem Wiederaufbau ihres schwer geprüften Landes zu beginnen, eigenmächtig vorgingen. Dazu gehörte, daß sie nicht nur durch die Einnahme von Budapest der gefährlichen Herrschaft der Kommunisten ein Ende bereiteten, sondern auch tatkräftig dafür sorgten, daß möglichst bald ein stabiles Regiment in Ungarn errichtet wurde. Daß dabei die radikalen Elemente ausgeschaltet wurden, konnte nur im Sinne der Entente sein, als es sich jedoch zeigte, daß dazu ein Habsburger, der Erzherzog Joseph, die Hand bieten sollte, schrak man wieder zurück, um nicht durch dies Beispiel einer monarchischen oder verkappten monarchischen Restauration Anreiz zu anderen zu bieten. Der Erzherzog Joseph mußte demnach zurücktreten und die Dinge blieben während man an energische Ausrottung der Kommunisten ging, unter der Scheinregierung des von nahezu allen Parteien des Landes angefeindeten Ministerpräsidenten Friedrich in der Schwebe. Es zeigt sich hier die ganze Schwäche der Konferenzpolitik, die Dinge lenken will, über die sie keine Macht mehr hat. Anstatt Bela Kun, dessen Herrschaft immer noch besser war als gar keine und der sich für seine Anerkennung sicher zu innerpolitischen Konzessionen bereit gefunden hätte, zu stützen, und dadurch zur Beruhigung des Ostens beizutragen, hat sie aus prinzipiellen Gründen und aus Furcht vor einem Übergreifen nach Österreich, das durch Gewährung tatkräftiger Unterstützung leicht zu schützen war, das Land in neue Verwirrung gestürzt, ohne doch imstande zu sein, etwas neues, festes an Stelle des alten zu setzen. (Daß die Auslandpropaganda Bela Kuns ein Fehler war, ist bereits Grenzboten Heft 36 an dieser Stelle dargelegt worden.) Die Folgen zeigten sich bald. Eine ungarische Kabinettskrise folgte der andern, die Zahl der Prätendenten wuchs immer mehr, Wahlen waren unmöglich, ehe das Land nicht beruhigt war, aber die einzigen, die Ruhe im Lande sichern konnten, waren die Rumänen, die ihrerseits die Wahlen zu beeinflußen sich anschickten. War es schon gefährlich, mit Machtmitteln zu operieren, die man nicht unbedingt in der Hand hatte, so war es noch gefährlicher für die Konferenz, dies ohne politische Ideen zu tun. Verhängnisvoll aber mußte es in dem Augenblick werden, in dem eben die Rumänen selber eine Idee beizubringen begannen. Diese Idee ist die Personalunion zwischen Ungarn und Rumänien, wodurch bei geschickter Politik eine sehr bedeutende, sowohl nach dem Balkan und nach dem Schwarzen Meer, wie nach Westen hin ausschlaggebende Großmacht an der Donaumündung entstehen würde. Für einen solchen Zusammenschluß sind außer den Italienern, die sich einen mächtigen Bundesgenossen gegen die Südslawen gewinnen möchten, namentlich die ungarischen transsylvanischen Großgrundbesitzer, die dadurch nicht nur ihren Besitz, sondern auch ihren politischen Einfluß gesichert wünschen, aber auch eine Anzahl ungarischer Politiker, die am Beispiel Österreichs sehen, zu welcher Ohnmacht ein rings von Feinden umschlossener, von Kriegsschulden unterdrückter Einzelstaat verurteilt ist. Auf rumänischer Seite bestehen Bedenken wegen der kulturellen Überlegenheit der Ungarn und deren oft bewiesener Unfähigkeit, die eigene Herrschsucht politischen Gegebenheiten anzupassen, aber natürlich kann man sich auch in Rumänien der großen Vorteile, die ein Zusammengehen zwischen Ungarn und Rumänien bieten würde, nicht verschließen.

Der Entente scheint diese Idee nicht sehr sympathisch zu sein. Eine Großmacht an der Donaumündung, die am Ende auch Österreich und die Tschecho-Slowakei, wo man sich unlängst für freundliche Beziehungen zu Ungarn erklärt hat, in den mindestens wirtschaftlichen Bannkreis ziehen könnte, mag einzelnen mächtigen und namentlich auch amerikanischen Finanzkreisen (Oil Standard Company!) recht ungelegen kommen, zumal auch die Konstantinopelfrage dadurch kompliziert werden könnte. Auch fürchtet man sichtlich, daß die dann wieder zur

Macht gelangenden Ungarn aufs neue Beziehungen zu Deutschland herstellen und auf diese Weise Deutschlands Brücke zum Orient bauen helfen könnten. Hinzukommt, daß die im Lande allmächtigen rumänischen Militärbehörden aller politischen Ziele ungeachtet sich an das nächstliegende halten und an Beute nehmen, was sie nur kriegen können. In „wahrhaft großzügiger" und mithin skrupelloseſter Weise wird alles, was den Rumänen irgendwie brauchbar erscheint: Eisenbahnmaterial, Rohstoffe, Maschinen, Lebensmittel requiriert, wobei das Beispiel des Staates dem rumänischen Militär derartig in Fleisch und Blut übergeht, daß sie es osteuropäischen Gepflogenheiten getreu auch zu Privatzwecken nachahmen. Man braucht nicht alle diesbezüglich umlaufenden Schauermären im einzelnen zu glauben oder zu verallgemeinern, wenn aber sogar der rumänenfreundliche Berichterstatter des „Matin" erzählt: „Gewisse Requisitionen sind geschmacklos und unvernünftig. Wenn es auch keineswegs zutrifft, daß die Rumänen die Budapester Trambahnen beschlagnahmt haben, wie erzählt wurde, so haben sie sich doch in Privatwohnungen oder auf der Straße (!) gewisser Gegenstände bemächtigt, deren Mangel das Leben des Landes stillegt, ohne ihnen selbst unentbehrlich zu sein. Ebenso erscheinen mir, nach allem, was ich erzählen höre, die bei den Bauern vollzogenen Requisitionen allzu radikal," so kann man sich ein Bild davon machen, wie die rumänische Soldateska im Lande haust. Man muß dabei bedenken, daß auch die österreichisch-ungarische Kriegführung Rumänien schwere Wunden geschlagen hat und daß ganz abgesehen von begreiflichen Rachegefühlen jeder rumänische Offizier glauben kann, nur seine vaterländische Pflicht zu tun, wenn er den feindlichen Staat durch Requisitionen aller Art möglichst schwächt. Offiziell behaupten die Rumänen gegenüber den zahlreichen Protestnoten der Pariser Konferenz, daß sie nur das seinerzeit durch die Ungarn in Rumänien requirierte Material zurückführen. Die Entente, die, Ungarn natürlich im Interesse des Friedenszustandes und um neue Bolschewistenunruhen zu vermeiden, wenigstens die notwendigsten Mittel zum Wiederaufbau lassen möchte, wendet ein, daß die angrenzenden Staaten ihre Ersatzansprüche gemeinsam anmelden müßten, um späterhin, nach umfassender Bestandsaufnahme im Verhältnis der entstandenen Verluste befriedigt zu werden, die Rumänen aber erwidern, daß es sich jetzt gar nicht mehr um die Liquidierung des Weltkrieges, sondern ihres eigenen, besonderen Krieges gegen die Bolschewisten handelt. Das ganze Hin und Her des Notenwechsels ist überaus bezeichnend für die Veränderung, die inzwischen in den Machtverhältnissen eingetreten ist. Die Rumänen leugnen entweder den Empfang der Protestnoten oder ziehen die Antwort hin oder versichern, entsprechende Befehle erteilt zu haben, die natürlich nicht befolgt werden. Endlich, nach drei Monaten, nachdem wahrscheinlich nichts mehr zu holen ist, ist es der Entente durch Bedrohung Konstanzas gelungen, die Rumänen zum Abzug aus Bukarest zu bewegen. Ob sie dabei beträchtlich hinter die alte, von der Entente festgesetzte Demarkationslinie oder wie sie sollen, nur hinter die Theiß zurückgehen, ist zweifelhaft, jedenfalls darf man gespannt darauf sein, wie sich in den nächsten Wochen die Dinge in Budapest entwickeln werden. Entweder es entstehen hier neue Unruhen, die erneutes Eingreifen der Rumänen notwendig machen werden, oder die Monarchisten setzen ihre Pläne durch — neuerdings spricht man von der Prätendentschaft des Erzherzogs Otto, des siebenjährigen Sohnes Kaiser Karls, was einer diplomatischen Niederlage mindestens Frankreichs, das sich gegen eine habsburgische Restauration festgelegt hat, gleichkäme. Daß eine solche schon aus dynastischen, aber auch aus wirtschaftlichen Gründen ein lebhaftes Interesse daran hätte, ein Einvernehmen zu Rumänien, dem vorläufig einzigen noch monarchisch regierten Lande Osteuropas herzustellen, liegt auf der Hand; in welcher Form das geschehen würde, hängt ganz von der Art der Regentschaft ab, es ist aber anzunehmen, daß es im oben bezeichneten Sinne der in der Mehrzahl monarchistisch gesinnten Großgrundbesitzer der Fall sein wird.

Die Frage ist allerdings, ob Rumänien imstande sein wird, seine Opposition gegen den österreichischen Friedensvertrag auf die Dauer aufrecht zu erhalten.

Schon hat die Friedenskonferenz gedroht, Rumänien nicht eher zur bevorstehenden Unterzeichnung des bulgarischen Vertrags zuzulassen, als bis es sich, gleich der Tschecho-Slowakei (die weniger stark interessiert ist), auch dem österreichischen gefügt hat. Da aber Bulgarien gegenwärtig nicht imstande ist, Krieg gegen Rumänien zu führen und dazu auch weder bei den Ententemächten noch bei den Serben Unterstützung finden würde, so kann das Rumänien angesichts der immer deutlicher hervortretenden Auflösungserscheinungen der Konferenz bis auf weiteres gleichgültig sein, ganz ebenso wie die Drohung, nicht in den vorläufig noch durchaus schattenhaften Völkerbund aufgenommen zu werden. Das einzig Unangenehme wäre die Blockade, die aber infolge der sehr guten Ernte lange ertragen werden könnte und der Entente wirtschaftlich mindestens im gleichen Maße schaden wie politisch nützen könnte. Es ist also anzunehmen, daß man sich, ähnlich wie das jetzt den Südslawen gegenüber geschieht, auf eine mittlere Formel einigt, so daß etwa die Minderheitsbestimmungen nur für die neu zu Rumänien hinzukommenden Gebietsteile Anwendung finden und die wirtschaftlichen Formeln in einem beide Teile befriedigenden Sinne präzisiert werden, was freilich erst möglich ist, wenn das Schicksal Ungarns feststeht.

Noch ein Wort über Bessarabien. Die Wiedervereinigung mit dieser zuerst 1812 an Rußland gelangten, 1856 wieder mit der Moldau-Wallachei vereinigten, 1878 jedoch abermals an Rußland abgetretenen Provinz ist ein alter nationalistischer Programmpunkt Rumäniens, deren Verwirklichung ihm ja auch von Österreich-Ungarn während des Krieges angeboten worden ist. Auch nachdem man sich für den Krieg gegen Österreich-Ungarn entschieden hatte, ließ man ihn keineswegs fallen und so wurde die auf die Aufforderung der ukrainischen Rada, einen bessarabischen Vertreter in den Rat der ukrainischen Kommissare zu entsenden am 2. Dezember 1917 erfolgte Proklamierung einer unabhängigen Moldau-Republik von der „Indepentdance Roumaine" sogleich als Zeichen „der Lebenszähigkeit unserer Rasse" begrüßt. Tatsächlich aber bestanden im Lande, besonders in Kischinew, da Bessarabiens natürlicher Hafen Odessa ist, bei den Bulgaren und den 18 Prozent der Bevölkerung ausmachenden Juden, aber auch in den vorzugsweise von Ukrainern bewohnten nördlichen Bezirken von Chocin und Akkerman aus völkischen Gründen starke Widerstände gegen eine Vereinigung mit Rumänien. ursprünglich wollte man bei einem föderalistisch-republikanischen Rußland bleiben, erst die Konstituierung der Ukraine ließ eine Isolierung befürchten. Und so wurden, wohl unter Mitwirkung der rumänischen Besatzung, die am 27. März 1918 noch bezüglich weitgehender Autonomie gemachten Vorbehalte am 28. November fallen gelassen und die endgültige Vereinigung beider Länder ausgesprochen, die auch, wenn schon nicht von Amerika, doch von Frankreich, Italien und England gebilligt worden ist. Die Differenz wegen der erwähnten Kreise mit der Ukraine ist dabei kaum ernst zu nehmen, einmal weil die Ukraine selbst bis jetzt ein überaus fragwürdiges Gebilde ist, dann aber auch weil die Rumänen, in allem was eine Schwächung der Ukrainer bedeutet, der Beihilfe der Polen, die nach dem Willen der Entente Nachbarn Rumäniens werden sollen, sicher sind. Die Frage ist nur die, wie sich ein wiederhergestelltes Rußland zu der Loslösung Bessarabiens stellen wird. Menenius

Von Politik, Kriegführung und dem deutschen Offizierkorps

Eine Bücherbesprechung

Von Dr. Max v. Szczepanski

Gelehrt sein, das ist nach Winckelmann: zu wissen, was andere gewußt haben. Nicht nur in diesem Sinne ist der General Frhr. v. Freytag-Loringhoven von je einer der gelehrtesten deutschen Offiziere gewesen. Seine zahlreichen Bücher bieten stets eine Fülle von Mitteilungen und Anführungen besonders auch aus historischen und staatswissenschaftlichen Werken. Niemand wird sie daher ohne reiche Belehrung, ohne wirklichen Nutzen aus der Hand legen, zumal ihr Verfasser mit jeder seiner Veröffentlichungen einen bestimmten Lehrzweck zu verbinden pflegt: ihm liegt vor allem auch an der Verarbeitung des dargebotenen Lesestoffes zum praktischen Gebrauch. So hat er denn bereits im Jahre 1911 unter dem Titel „Krieg und Politik in der Neuzeit" Studien erscheinen lassen, die damals wohl von jeder Kritik ihrem vollen Wert nach auch da gewürdigt wurden, wo gegen einzelne Auffassungen oder Urteile Bedenken walteten. Ein jetzt vorliegendes Buch desselben Verfassers nennt sich „Politik und Kriegführung".[1]) „Es deckt sich", wie in der Einführung gesagt wird, „in zahlreichen Stellen mit den Ausführungen in der früheren Studie und bestrebt sich, auf geschichtlicher Grundlage erkennen zu lassen, wie Politik und Kriegführung im Verlauf des Weltkrieges sich gegenseitig durchdrungen haben." In dem letzten Teil des Satzes ist das gegen früher wesentlich neue gekennzeichnet: vergleichende Hinweise auf den Weltkrieg, über den ein das alte Buch ergänzender Abschnitt angefügt ist, sind in die frühere, zum Teil verkürzte und textlich hier und da veränderte Darstellung eingeflochten. Dabei läßt sich erkennen, daß die Arbeit offenbar in Angriff genommen wurde, bevor das Ergebnis des Weltkrieges feststand, und vor der Drucklegung ohne rückblickende Durcharbeitung zu Ende geführt worden ist; denn wir lesen beispielsweise auf Seite 79: „Die Lage, in die Napoleon der Erste Preußen versetzt hat, zeigt, was ein unglücklicher Krieg einem Lande unter Umständen kosten kann und was uns im Falle eines Unterliegens im Weltkriege bevorstehen würde." Hier tritt noch die Zweckbestimmung des Buches für eine vergangene Zeit zutage, die seinem Werte unseres Erachtens etwas geschadet hat. Nachdem in den Studien vom Jahre 1911 die geschichtliche Grundlage des Problems mit großer Sorgfalt bereits gelegt worden war, konnte und mußte die Öffentlichkeit von dem inzwischen zum Ehrendoktor der Universität Berlin ernannten Militärschriftsteller anstatt wortwörtlicher Wiederholungen ganzer Abschnitte nebst vergleichenden Hinweisen, anstatt also einer Neuauflage, mehr und anderes erwarten, wie ja auch die Titeländerung anzudeuten scheint: nämlich ein vertieftes Anpacken und Ordnen der als Stoff wie als Idee so wertvollen Aufgabe, eine Prüfung und etwaige Berichtigung auch einiger Grundlinien des Buches. Dahin gehört zum Beispiel die auf Seite 39 aus dem früheren Buch übernommene Anschauung, es sei nicht unbedenklich, die vielfache Bedingtheit geschichtlichen Lebens allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen. „Für den Historiker und Philosophen mag das nützlich sein, und auch der zum Handeln Berufene gewinnt durch

[1]) Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1919. Preis 10,70 M.

solche Betrachtungsweise Überblick und größere Klarheit. Dennoch wird, wer praktischen Nutzen aus der Wechselwirkung zwischen Politik und Kriegführung, wie solche in der Geschichte sich offenbart, zu gewinnen sucht, seinen Blick mehr auf das einzelne, auf den ursächlichen Zusammenhang der Dinge, auf die beherrschende Rolle, die den Persönlichkeiten zukommt, richten müssen." Mir wenigstens scheint in diesen Sätzen ein Widerspruch zu liegen: denn der zum Handeln Berufene ist doch wohl zugleich und in erster Linie der, welcher praktischen Nutzen zu gewinnen suchen wird. Des weiteren dürfte die Feststellung allgemeiner Gesichtspunkte gerade deshalb von Wert sein, weil ja die ursächlichen Zusammenhänge für viele Zeitläufte und ganz gewiß für den Weltkrieg noch gar nicht klarliegen. Eine systematische Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen Politik und Kriegführung dagegen würde die Einflüsse lehren, die einerseits die Staatsform oder das politische System, die politische Idee des Staates, das politische Ziel oder die Persönlichkeit des Staatsmannes auf die Kriegführung oder Heeresleitung, andererseits die Theorie oder ein System der Kriegführung, ihre Formen, ihre Mittel, ihre Männer auf den Gang der Politik ausgeübt haben.

Die Aufgabe, von solchen Gesichtspunkten her allgemeine Lehren aus wechselvollem Vergleichen der neuzeitlichen Kriegsgeschichte zu ziehen, bleibt also noch zu lösen. Bedeutet General v. Freytags neues Buch in dieser Hinsicht keinen Fortschritt, so wissen wir doch, daß er während des Krieges als Vertreter der Obersten Heeresleitung im österreichisch-ungarischen Hauptquartier, als Generalquartiermeister, als Chef des stellvertretenden preußischen Generalstabes Verwendung gefunden, Verdienste erworben und ausreichende Einblicke in viele Vorgänge gehabt hat, deren innere Ursachen und Zusammenhänge der Mitwelt noch verborgen sind. Deshalb kann es nur lehrreich und belangreich sein, sich mit einigen seiner Ausführungen in den neuesten Abschnitten des Buches über Politik und Kriegführung eingehender zu beschäftigen.

Für den Beginn des Weltkrieges geht General Frhr. v. Freytag von folgenden Sätzen aus: „Die Ereignisse, die den Ausbruch des Krieges herbeiführten, wirkten überwältigend. Sie gingen über die bisherige deutsche Friedenspolitik hin, vereitelten deren Bemühungen gänzlich und schufen einen Gegensatz zu dieser Politik, wie ihn in so schroffem Wechsel die Geschichte bisher nicht gesehen hatte. Die Politik trat völlig zurück, die Kriegführung beherrschte das Feld allein." Dieser letzte Satz ist nicht haltbar; er wird auch zwei Seiten später widerlegt durch die Worte: „Trat seit Beginn des Krieges die Diplomatie zurück, so doch nicht die Politik als solche." Es handelt sich dabei natürlich um das Ereignis des Durchmarsches durch Belgien. Diese militärische Forderung entsprang aber ebenso politischen und wirtschaftlichen Gründen, wie namentlich auch der schweizerische Major Bircher in seinem Buch über die Marneschlacht ausgeführt hat; denn „Deutschland mußte sein rheinisches Industriebecken gegen eine feindliche Invasion sicherstellen und andererseits die Kohlensenken von Nordfrankreich und Belgien möglichst frühzeitig in seinen Besitz bringen". Diese Notwendigkeiten sowie der auch aus ihnen sich ergebende Plan der Heeresleitung waren der politischen Leitung natürlich bekannt, und so ist denn vor dem Einmarsch die Politik zu Worte gekommen, indem die Reichsregierung am 2. August 1914 das Verlangen wohlwollender Neutralität stellte und für diesen Fall die drei bekannten Zusagen der Garantie des Besitzstandes, der Räumung des Gebietes nach Friedensschluß sowie der Barzahlung aller Bedürfnisse und etwaigen Schäden anbieten ließ. Erst nach Ablehnung dieser Vorschläge erfolgte der Einmarsch. Selbst nach dem Falle von Lüttich wurde noch einmal die Ver-

sicherung gegeben, daß wir keine Annexion belgischen Gebietes erstrebten, dieses vielmehr räumen würden, sobald es die Kriegslage erlaubte. Ebenso beweisen ja die mit England gehabten Verhandlungen, daß es für die Politik nicht nur galt, der Kriegführung gegen Frankreich die Wege zu ebnen, sondern auch ein eigenes Ziel zu verfolgen, nämlich die neutrale Haltung des Inselreiches.

Diese Feststellungen scheinen mir wichtig, weil sonst aus des Frhrn. v. Freytag lapidarem Satze doch leicht wieder ein Vorwurf für das Verhalten der Heeresleitung hergeleitet werden könnte. Es ist dann freilich richtig, wenn es in dem Buche heißt: „Je weniger unsere Politik angesichts der Weltlage sich die Initiative zu wahren vermocht hatte, um so mehr galt es jetzt für die Heeresleitung, sie in der Stunde höchster Gefahr des Vaterlandes an sich zu reißen." Aber auch hier hätten wir, zwecks Ausschließens jeder Mißdeutung, zu lesen gewünscht, daß es sich dabei um die Wahrung der strategischen Vorhand für die Kriegführung und nicht etwa um die Übernahme der politischen Initiative seitens der Heeresleitung gehandelt hat, wenn diese gewiß auch ein ganz anderes Gewicht von Einfluß beanspruchen durfte und mußte, als sie es in den Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts besessen hatte. Dieses Gewicht freilich beruhte ausschließlich auf dem Charakter des Krieges als Daseinskampf für das deutsche Volk, ein Charakter, der aber leider nicht alsobald in genügendem Maße erkannt und in das Volksbewußtsein hinübergeleitet worden ist. Dies geschah erst im Herbst 1916, wo dann, wie vom Frhr. v. Freytag hervorgehoben wird, „denjenigen, die in erster Linie die Verantwortung für die Führung des Krieges trugen, auch ein entsprechender Einfluß auf das innere Staatsleben gewahrt bleiben mußte." Praktisch handelte es sich dabei vornehmlich um die Rüstungsindustrie, das Verkehrswesen, die Ernährungswirtschaft, die weitgehende Ausnutzung der Menschenkräfte. Noch dringender wäre aber wohl eben schon damals eine Einwirkung auf den Volksgeist gewesen, die auf Grund der Leistungen und der Lage unserer Heere von der Reichsregierung in die Wege hätte geleitet werden sollen. Hier aber hat die Unterstützung der Kriegführung durch die Politik schon von Anbeginn gefehlt, und leider muß man dem General v. Freytag darin zustimmen, daß mangels einer solchen sicheren geistigen Führung zwar die Tagespresse, von wenigen Ausnahmen abgesehen, an ihrem Teil redlich mitgewirkt hat, die Widerstandskraft der Heimat zu stärken, daß dagegen die endlosen Erörterungen unserer Gelehrten und Parteipolitiker über die Kriegsziele mehr verheerend als segensreich gewirkt haben. „Viel zu sehr sind Prinzipien hervorgekehrt, sind auswärtige Politik und zu erreichende Kriegsziele vom inneren Parteistandpunkt beurteilt worden." General Freiherr v. Freytag verschweigt allerdings, daß gerade hierin deshalb die politische Leitung gefehlt hat, weil sie selbst sich in inneren Fragen nicht auf klarer und gerader Linie zu bewegen wußte. Die Beseitigung des leitenden Staatsmannes auf die Forderung der Obersten Heeresleitung hin — ein Gegenstück zur Beseitigung des leitenden Feldherrn auf den Antrag der politischen Leitung im August 1916 — hat freilich eine entscheidende Änderung darin nicht mehr hervorzubringen vermocht. Es würde zu weit und aus dem Rahmen einer Besprechung hinausführen, wollte ich diese Gedankenreihe bis zu ihrem letzten Ende weiter verfolgen. Ich möchte vielmehr noch auf andere Wechselwirkungen zwischen Politik und Kriegführung eingehen, die vom General v. Freytag in diesem seinem Buche hervorgehoben werden.

In Kennzeichnung der Kriegführung Ludwigs des Vierzehnten bereits wird nämlich Rankes Feststellung erwähnt, daß der Sonnenkönig „einsichtsvollen Zeitgenossen im Lichte eines Befehlshabers einer Festung erschienen ist, der, um

diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Angriffe nach allen Seiten über die Grenze derselben ausdehnt." Nicht anders war die Lage der verbündeten Mächte Deutschland und Österreich-Ungarn im Weltkriege; auch sie waren gezwungen, zu ihrer Behauptung militärisch und politisch über ihre Grenzen hinaus vorzugehen. Durch die im Herbst 1914 erworbene Bundesgenossenschaft der Türkei war die deutsche Politik mehr und mehr geopolitisch zu denken genötigt, die Kriegführung vor neue erweiterte Aufgaben gestellt. Das Ziel beider gipfelte natürlich in Gewinnung der Landverbindung mit Konstantinopel. Die Politik ging voran, indem es ihr nach unseren Erfolgen gegen Rußland im Sommer 1916 gelang, Bulgarien dem Bündnis der Mittelmächte zuzuführen. Sie ermöglichte damit der Kriegführung die Niederwerfung Serbiens und Montenegros, zu deren Rettung die bei Saloniki auf griechischem Boden gelandeten starken französischen und englischen Streitkräfte zu spät erschienen; aber sie hemmte auch die Kriegführung durch den, dynastischen Rücksichten entsprungenen, Verzicht einer energischen Einwirkung auf das neutrale Griechenland. Zwar meint Freiherr v. Freytag: „Es hätte unverhältnismäßige Opfer gekostet, wenn die Verbündeten die große befestigte Landungsstelle der Ententearmee um Saloniki hätten angreifen wollen, auch setzte das wenig angebaute verkehrsarme Land ihrem weiteren Vorgehen große Schwierigkeiten entgegen." Aber er gibt doch auch umgekehrt zu, daß die um Saloniki versammelten Ententetruppen immerhin die bulgarische Armee, deutsche und österreichisch-ungarische Streitkräfte fesselten und daß der Einfluß der Entente auf dem Balkan gewahrt blieb — beides doch sehr unliebsame Zustände. Man wird also meines Erachtens das Abbrechen der Operationen an dieser Stelle, vor einem Gegner, der nur auf das Meer, also doch recht schwach basiert war, für fehlerhaft halten müssen, zumal ja auch die Haltung des in der Flanke gelagerten Rumänien dauernd eine zweideutige war. Anscheinend sind in diesem Falle eine von unkriegerischen Nebenrücksichten beeinflußte Politik und eine in ihren Zielen sprunghafte Kriegführung sich entgegengekommen; denn statt der entschlossenen Säuberung der Balkanhalbinsel folgte das Unternehmen gegen Verdun, über dessen politische Gründe freilich Freiherr v. Freytag sich nicht äußert. Dennoch ist anzunehmen, daß auch solche dabei mitgesprochen haben, da es in militärischen Rücksichten nicht genügend begründet erscheint, zumal ja feststeht, daß die Forderung der Übergabe von Verdun im politischen Programm der Reichsregierung für den freilich wohl ausgeschlossenen Fall einer Neutralität Frankreichs vorgesehen war.

Auf die Kriegführung hemmend hat die Politik ferner eingewirkt, hinsichtlich der Anwendung des neuen Kriegsmittels der Unterseeboote, als ebenfalls im Jahr 1916 nach dem Untergang des Dampfers Sussex das vorläufige Zugeständnis gemacht wurde, den Unterseekrieg fortan nach den Regeln des Kreuzerkrieges zu führen. „Das Hinhalten offener Feindschaft Amerikas mit seinen vorauszusehenden Folgen, die sich später, als diese Feindschaft eintrat, zum großen Teil verwirklicht haben, führte diesen Entschluß herbei, obwohl niemand im unklaren sein konnte, daß die Wirksamkeit eines wesentlichen Teiles unserer Kriegführung zur See dadurch stark vermindert wurde." Man wird sagen dürfen: unserer Kriegführung überhaupt; denn an anderer Stelle des Buches wird ja ausgeführt, daß durch jene Waffe von bisher ungewohnter Reichweite die Marine in den Stand gesetzt war, die Tätigkeit des Landheeres wesentlich zu unterstützen. Erklärlich wird die damalige Einschränkung der Kriegsenergie nur durch den bei Freiherr v. Freytag nicht erwähnten Umstand, daß die Entwicklung der Unterseewaffe vielleicht eben doch noch nicht auf der-

jenigen Höhe war, die es gestattete, den sich längst anbahnenden Kampf mit den Vereinigten Staaten unerschrocken auf sich zu nehmen: unter anderen Verhältnissen wäre jenes Zurückweichen als unverzeihlicher Fehler anzusprechen. Denn „nicht etwa die unvermeidliche, durch den uneingeschränkten Unterseebootkrieg gesteigerte Gewaltsamkeit der deutschen Kriegspolitik ist es gewesen, die zum Bruch mit Amerika führte, sondern die sichere Aussicht, daß England mitsamt seinen Verbündeten alsbald im Kampfe unterliegen würde, an dem das amerikanische Großkapital in hohem Maße interessiert war", meint unser Verfasser. In einem Aufsatz[1]), der auch die theoretischen Grundprobleme dieser Fragen berührt und auf den ich hier deshalb verweisen darf, habe ich mich über diesen und andere Zusammenhänge bereits ausgesprochen. Hier sei nur noch erwähnt, daß also die volle Anwendung des Kriegsmittels in ähnlicher Weise den Krieg mit den Vereinigten Staaten nach sich zog wie einst das zum politischen System gewordene wirtschaftliche Kriegsmittel der gegen England gerichteten Kontinentalsperre den Krieg Napoleons des Ersten mit Rußland.

Da General Freiherr v. Freytag sich in seinen Studien vorzugsweise auf die deutschen Verhältnisse beschränkt, so sind die aus den Bündnisbeziehungen sich ergebenden, doch sehr erheblichen Wechselwirkungen zwischen Politik und Kriegführung nur lose berührt, obwohl gerade sie besonders seit dem Friedensangebot und dem Thronwechsel in Wien vom Winter 1916 eine große Rolle gespielt haben dürften. Belangreich wäre auch ein Herausarbeiten der unterschiedlichen Stellung gewesen, welche die kriegführenden Feldherrn, die Männer wie Generaloberst v. Moltke, General v. Falkenhayn, sowie das Doppelgestirn Hindenburg-Ludendorff zur politischen Leitung zu nehmen etwa genötigt waren. Auch dieser Versuch müßte freilich unvollständig bleiben, so lange man aus bei alten Offizieren begreiflichen Gründen sich scheut, die persönliche Haltung Kaiser Wilhelms des Zweiten zum Gegenstand einer Studie über den Weltkrieg zu machen. Dann aber sollte man diese nicht den Anspruch, auf geschichtlicher Grundlage zu stehen, durchweg voranstellen und schon in der Einführung darauf hinweisen, daß es sich, soweit der Weltkrieg in Frage kommt, nur um einzelne und meist unvollständige Beispiele handelt.

Aus einem anderen Buche desselben Verfassers, welches er mit der Frage: „Was danken wir unserem Offizierkorps?" betitelt hat,[2]) klingt es noch einmal wie das Rauschen der Fahnen von Hohenfriedberg und Leuthen, von Leipzig und Waterloo, von Königgrätz und Sedan, von Lüttich und Tannenberg — aber es klingt auch von ernster pflichttreuer Arbeit und gewissenhaftem Streben. Das Buch ist mit dem Herzen geschrieben und erfüllt durchaus seinen Zweck, dem sinnlosen Schmähen auf die deutschen Offiziere, die doch — von Ausnahmen, wie sie in jedem Beruf vorkommen, abgesehen — ihre Pflicht in höchstem Maße getan haben, eine sachlich getreue Darstellung ihrer Verdienste, wenigstens auf dem militärisch-kriegerischen Gebiet, entgegenzuhalten. Eben darum hätte man dem Buch nicht auch noch den irreführenden Untertitel: „Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte" geben sollen, für die es höchstens einen knappen Beitrag bildet: auf 93 Druckseiten läßt sich diese Geschichte nicht geben. Denn die Geschichte des preußischen und deutschen Offizierkorps hat einen tieferen Inhalt als Friedensdienst und selbst Kriegstaten erkennen lassen; zu ihr gehören Gebiete, die in der kleinen Schrift des Generals Freiherrn v. Freytag kaum gestreift werden konnten: die erzieherischen, gesellschaftlichen, kulturellen

[1]) Deutsche Revue 1919 (Juli- und Augustheft).
[2]) Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1919. Preis 4.— M.

Inhalte dieses Standes sowie dessen Beziehungen zu anderen Volkskreisen, zum Auslande und die Rückwirkungen auf dieses wie auf das Volksganze; es gehört dahin das Herausstellen der Typen und die Schilderung der bedeutendsten Persönlichkeiten nach ihren Einflüssen im Staats- und Volksleben. Vielleicht ist nach dem immer noch zu frühen Hinscheiden des greisen Generals der Infanterie v. Blume, des im letzten Jahrzehnt bedeutendsten Militärschriftstellers, niemand befähigter zur Lösung solcher Aufgabe als General Freiherr v. Freytag, und deshalb soll an dieser Stelle die Hoffnung ausgesprochen werden, daß der ebenso gelehrte wie verdiente Offizier auch dieser Arbeit sich widmen möge.

Juli 1919.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rudolf Herzog zum fünfzigsten Geburtstage. Meine ersten Beziehungen zu Rudolf Herzog waren dienstlicher Art. Es war im Frühjahr 1912, als Kaiser Wilhelm dem damaligen Kultusminister eine von Fletcher und Kipling bearbeitete School History of England zusandte mit dem Auftrage, ein in ähnlicher Art verfaßtes Schulbuch auch für den deutschen Geschichtsunterricht an unseren höheren Lehranstalten bearbeiten zu lassen. Die School History, mit bunten Bildern reich geschmückt und von schwertklirrenden Gedichten aus der Feder Kiplings geziert, gab einen kurzen, reichlich chauvinistisch gehaltenen, wissenschaftlich auf einem ziemlich niederen Niveau stehenden Abriß der englischen Geschichte. Bei dem hohen Standpunkte unseres deutschen Geschichtsunterrichts war die Benutzung eines nur auf den äußeren Effekt berechneten Buches, der Art wie Fletchers History, ganz ausgeschlossen. Der damalige Kultusminister machte daraus dem deutschen Kaiser gegenüber kein Hehl, schlug aber seinerseits die Herausgabe einer volkstümlichen preußischen Geschichte vor, die durch frische, wissenschaftlich einwandfreie Darstellung, reiche künstlerische Ausstattung in Bild und Buchschmuck, sowie durch dichterisch wertvolle Beigaben in vaterländischem Sinne fördernd auf die Jugend und auf weiteste Volkskreise einwirken könnte. Der Kaiser stimmte zu. Der Verleger war bald gefunden. Schwieriger war die Wahl des Verfassers. Einen Historiker mit klangvollem Namen zu wählen, erwies sich aus mancherlei Gründen als untunlich; dem deutschen Gelehrten fließt die Tinte allzu schwer aus der Feder. Ein Zusammenwirken eines Historikers mit einem Dichter, nach Analogie des englischen Vorbildes, scheiterte beim ersten Versuche. Da kam dem Verleger und auch mir immer deutlicher der Name des Mannes ins Bewußtsein, der schon in seinen „Burgkindern" den Beweis erbracht hatte, daß er große geschichtliche Ereignisse in packenden Bildern zu schildern und mit scharf geprägtem Wort den Geist der Zeiten in Prosa und Vers zu formen verstand, der Name eines Dichters, dessen in jedem Hause wohlbekannten Schriften die untrügliche Gewähr boten, daß er, voll glühender, lodernder Vaterlandsliebe doch jeden Chauvinismus und Byzantinismus als ihm wesensfremd mit aller Entschiedenheit ablehnen würde, der Name Rudolf Herzogs, der am 6. Dezember d. J. auf seiner Burg zu Rheinbreitbach das 50. Lebensjahr vollendet. Auf dieser gastfreien Burg, von deren Zinnen man weit hinausblickt ins rheinische Land, auf das Siebengebirge und Rolandseck, wurde Rudolf Herzog für das Werk bald gewonnen. In vaterländischer Begeisterung ging er sofort frisch an die Arbeit und erzählte aus übervollem Herzen, was gründliches Studium und treudeutsches Empfinden ihn von Preußens Werden und Wachsen gelehrt hatte. Der Verleger, unermüdlich für

die Sache tätig und auf deren Gelingen bedacht, wußte die besten darstellenden Künstler für Bild und Buchschmuck, Arthur Kampf und Georg Belwe zu gewinnen und so konnte, nachdem Schwierigkeiten aller Art glücklich überwunden waren, „Preußens Geschichte" im Frühjahr 1913 als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes und als ein Meisterwerk der deutschen Verlegerkunst der Jugend dargereicht werden. „Nicht unter die großen Geschichtswerke", so schrieb Herzog dem Buche zum Geleit, „will ich dies Buch einreihen. Der es schrieb, schrieb es aus heißer Heimatliebe heraus, und da Liebe Zeugungskraft ist, so soll es hinausziehen und nichts anderes tun, als wiederum Liebe zeugen, Liebe zur engeren und weiteren Scholle, Liebe zum Vaterlande. Wie ein Lied, das in jedem Herzen zur Melodie wird."

So ist in Wirklichkeit „Preußens Geschichte" der deutschen Jugend ein Buch der Liebe geworden, und auch in Zukunft wird dieses echte Volksbuch, obwohl Preußens Entwicklung durch die Revolution in andere Bahnen als die bisherigen gedrängt worden ist, Freude und Stolz auf unsere ruhmreiche Vergangenheit, auf die großen Tage preußischer Geschichte, auf die Heldentaten unserer gewaltigen Führer im Herzen der deutschen Jugend wachhalten und sie über den Materialismus der Zeiten hinaus zur Bewunderung und Verehrung wahrer Größe emporführen.

Jetzt, wo ich aus Anlaß des 50. Geburtstages unseres Dichters der gemeinsamen Arbeit gedenke, steht er in der Erinnerung wieder vor mir, der ferndeutsche Mann, leuchtenden Auges, lodernd von Begeisterung, jede Sehne gespannt von Tat- und Schaffenskraft, stahlhart wie das Metall, das in seiner Wupperthaler Heimat geschmiedet wird. Ganz so sehe ich ihn vor mir, wie sein neuester Biograph (F. L. Göckeritz, Rud. Herzog, Leipzig bei Quelle und Meyer 1919) ihn uns schildert, den Mann mit dem überströmenden Herzen, mit dem treudeutschen Fühlen und Denken, mit dem bejahenden Jauchzen auf den kräftigen Lippen: Immer höher empor zum Glück!

Ja „Es gibt ein Glück", ein Glück der frohen Arbeit, wie es sich „die Wiskottens" oder „die Stoltenkamps und ihre Frauen" mit fröhlich-schwieliger Hand geschaffen, ein Glück des stillen Versenkens in die Schönheiten der Natur, die Herzog in allen seinen Schriften uns in schillernden Farben vorzaubert, — und das schönste, das Glück am heimischen Herd, das wie ein Liebeslied durch alle Phasen des reichen Menschendaseins durchklingt. Es gibt ein Glück; aber wo es auch ist, das Glück muß erkämpft sein in oft bitterer Not, bei dröhnendem Hammerklang oder in den sausenden Stürmen und zehrenden Nöten des Lebens, in denen nur eins uns immer den Kopf hoch halten läßt, der uns von Herzog so oft immer wieder gepredigte unwandelbare Glaube an das Hohe und Gute im Menschen, die Ehrfurcht vor allem Edlen, das in so einem kleinen Menschenherzlein steckt, das untrügliche Bewußtsein: Es gibt ein Glück; die Welt ist goldenschön, ein ewig neues Auferstehen voll Liebe, die wir selbst gegeben!

Wie manche arme Menschenseele mag Rudolf Herzog mit diesem Glücksbewußtsein erquickt und vor dem Verzagen bewahrt haben! Wie viel des eigenen Glücksgefühls mag er aus seinem an gesundem Frohsinn und Lebensglück so reichen Herzen ausgestrahlt haben in vergrämte, verbitterte, verquälte Gemüter und sie wieder glauben gemacht haben an eine in rastlosem glückbringendem Schaffen erstrahlende „Welt in Gold"! Das ist Herzogs Eigenart und Verdienst, an dem ihn keiner der lebenden Dichter zu übertreffen vermag. Dankbar gedenken wir seiner an seinem Ehrentage und hoffen auf manche weitere Gabe aus seiner Feder im nun beginnenden zweiten Halbjahrhundert seines Lebens. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Norrenberg

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Zu den geplanten Reichssteuern auf das Einkommen

Von Regierungsrat M. Conrad

Die „Frankfurter Zeitung" hat vor kurzem Mitteilungen über die langerwarteten, aber immer noch nicht veröffentlichten Steuergesetze der Reichsregierung, über die Einkommenbesteuerung, die Kapitalertragsbesteuerung und die Landesbesteuerung gebracht. Nach den offenbar authentischen Mitteilungen ist eine außerordentliche Besteuerung des Einkommens zu erwarten. Um ein klares Bild von der volkswirtschaftlichen Bedeutung dieser Steuergesetze zu erlangen, ist es zunächst notwendig, einen kurzen Blick auf unsere allgemeine Finanzsituation zu werfen.

Nach der Mitteilung des Reichsfinanzministers haben wir mit 220 Milliarden Reichsschulden zu rechnen. Will man aber unsere Situation richtig beurteilen, so dürfen nicht nur die Reichsschulden in Betracht gezogen werden, sondern alle öffentlichen Schulden, auch diejenigen der Bundesstaaten (oder Länder, wie man jetzt sagt) und der Kommunalverbände. Da die Gesetze sich auch auf die Landes- und Kommunalbesteuerung beziehen, wird die Regierung nicht umhin können, in ihrer Begründung auch die Gesamthöhe der Schulden der Bundesstaaten und Kommunalverbände annähernd klar zu legen. Auch diese Schulden sind während des Krieges in ganz außerordentlicher Weise gestiegen. Man berücksichtige nur, daß in den Kommunalverbänden der weitaus größte Teil der sogenannten Kriegsmehrausgaben (Kriegsunterstützung, Arbeitslosenunterstützung, Zeichnungen der Kriegsanleihe usw.) nicht aus laufenden Mitteln, sondern durch Aufnahme von Darlehen, Anleihen usw. gedeckt sind. Die Pumpwirtschaft der Gemeinden hat während des Krieges mit derjenigen des Reiches gleichen Schritt gehalten. Ein Überblick über die Gesamthöhe der öffentlichen Schuld, soweit sie nicht Reichsschuld ist, läßt sich ohne amtliche Unterlagen nicht gewinnen. Bis zum Erweise des Gegenteils wird man aber damit rechnen müssen, daß auch die Schulden der Bundesstaaten und Kommunalverbände zu annähernd gleicher Höhe wie die Reichsschulden angewachsen sind. Rechnen wir daher zunächst mit einer gesamten inneren öffentlichen Schuld von 420 Milliarden (einschließlich der Reichsschuld). Dazu kommen ferner X-mal hundert Milliarden Schulden aus dem Friedensvertrage an unsere Feinde. Diese Schulden sind ausnahmslos Goldschulden. Auch die inneren Schulden repräsentieren Goldschulden. Ein Land, das die Goldwährung hat, kann im Rechtssinne nur Goldschulden kontrahieren. Die während des Krieges erlassene gesetzliche Bestimmung, daß statt des Goldes Papiergeld angenommen werden muß, hat zunächst nur währungspolitischen Sinn und beruht, so lange die Goldwährung offiziell beibehalten wird, auf der Fiktion,

daß die Papiermark mit der Goldmark gleichen Wert habe. Das Wirtschaftsleben läßt sich nicht durch Gesetze zwingen. Es hat sich trotz dieses Gesetzes eine innere Valuta der Papiermark herausgebildet, die zwar im Augenblick, da der Agiohandel mit Gold verboten ist, künstlich verschleiert wird und darum nicht ohne weiteres klar zu bestimmen ist, die aber trotzdem jedem aufs schärfste fühlbar wird durch die Entwertung des Geldes oder die allgemeine Verteuerung der Preise. Wenn nun materiell das Verbot der Zahlung in Gold auch auf die Rückzahlung der öffentlichen Schuld angewandt werden sollte, so bedeutet das bereits die Erklärung des Konkurses und zwar einen Akkord. Würde man die innere Valuta, das heißt das Verhältnis der Papiermark zur Goldmark im Inlande, auf 1 : 4 annehmen, so würden wir einen Akkord auf 25 Prozent haben. Die Richtigkeit dieser Erwägung leuchtet aus folgendem ein: Es ist von einer Seite vorgeschlagen, die gesamte Reichsschuld sofort in Papier auszuzahlen. Die notwendige Folge würde sein: eine ungeheure Überschwemmung des Marktes mit Papiergeld, der eine ungeheure Entwertung der Papiermark entsprechen würde. An der so eingetretenen äußerst geringen Kaufkraft des Geldes gemessen, würde der Zeichner der Kriegsanleihe nur einen minimalen Bruchteil des dem Reiche als Anleihe gegebenen Vermögens zurückerhalten. Wir kämen dann vielleicht auf einen Akkord von wenigen Prozenten. Andererseits: Wird die Goldwährung im Prinzip weiter beibehalten, so muß auf die Dauer, wenn wir überhaupt wieder zu normalen Zuständen zurückkehren wollen, das Verbot der Goldzahlung und des Agiohandels mit Gold fallen. Bleibt die öffentliche Schuld bis zu dieser Zeit bestehen, so kann gar nicht daran gezweifelt werden, daß auch ihre Rückzahlung dann in Gold zu erfolgen hat (oder in goldwerten Zahlungsmitteln). Jede andere Lösung würde dann für jeden offensichtlich den Staatsbankerott bedeuten.

Wir haben also mit einer öffentlichen deutschen Gesamtschuld von 6 bis 800 Milliarden Goldmark zu rechnen. Dem gegenüber steht als Aktivum das deutsche Nationalvermögen. In den naturgemäß günstig gefärbten Annahmen der Kriegszeit ist doch das deutsche Nationalvermögen niemals höher als 450 Milliarden geschätzt worden. Der ungeheure Verbrauch an materiellem Gut während der Kriegszeit, der noch höhere Verlust an materiellen Werten infolge des Waffenstillstandes, infolge der Revolutionswirren, der Streiks, des unter dem Druck der ungünstigen Auslandsvaluta erschreckend hervorgetretenen Ausverkaufs deutscher Werte nach dem Auslande[1]) läßt sich schätzungsweise nicht bestimmen. Ob wir noch über ein größeres Nationalvermögen als 200 Milliarden Goldmark verfügen? — Auch hierüber wird die Regierung bei den kommenden Steuerverhandlungen Klarheit geben müssen. Wir haben also heute bereits mit einer außerordentlichen Unterbilanz zu rechnen. Die deutschen Gesetze kennen zwei Konkursgründe: Überschuldung und Zahlungseinstellung. Der erstere ist zweifellos gegeben. Auch der zweite ist längst eingetreten und nur durch die Gesetze verschleiert. Denn in einem Lande mit Goldwährung bedeutet die grundsätzliche Einstellung der Goldzahlung durch den Staat bereits eine Zahlungseinstellung in modifizierter Form. Auch der völlige Mangel an Kredit für öffentliche deutsche Körperschaften im Auslande bedeutet de facto nur die Bescheinigung des Auslandes für die vollzogene deutsche Zahlungseinstellung. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, befinden wir uns materiell schon längst im öffentlichen Konkurse. Es dreht sich gegenwärtig nur um die Frage, ob es zweckmäßig ist, ihn offiziell einzugestehen. Da es für den Staat nicht wie für die Privatperson Instanzen gibt, die über das Vorliegen des Konkurses entscheiden, so hängt die Erklärung des Konkurses auch in der gegenwärtigen Situation nur von der Entschließung des Staates selbst ab, — es sei denn, daß die Feinde in dieser Richtung einen Druck ausüben werden. Einstweilen will man sich offensichtlich noch nicht zur Erklärung

[1]) Vergl. den lesenswerten Aufsatz „Deutschlands Ausverkauf" von Geheimrat Deutsch in der Morgennummer der „Vossischen Zeitung" vom 9. November 1919.

des Konkurses in irgend einer Form entschließen. Man hofft noch auf ein Herausarbeiten. Und es sollen hiergegen vorläufig keine Einwendungen erhoben werden. Aber gerade wenn man auf ein Herausarbeiten ausgeht, so ist es unbedingt notwendig, sich die furchtbare materielle Situation klar vor Augen zu halten. Verschleierungen und Beschönigungen helfen nichts. Besonders muß jede Steuermaßnahme von der klaren Erkenntnis dieses Sachverhaltes ausgehen.

Es genügt auch nicht, das Volk immer wieder zur Arbeit zu ermahnen. Mit der Arbeit allein ist es im wirtschaftlichen Leben nicht getan. Sie hat nur dann Wert, wenn produktive Werte vorhanden sind, mit denen gearbeitet werden kann. Zum Herausarbeiten gehört zweierlei: Arbeit und Arbeitskapital. Eine Steuergesetzgebung, die auf eine Konfiskation des Arbeitskapitals hinausläuft, vernichtet die Möglichkeit des Herausarbeitens. Darüber dürfen auch nicht die jetzt oft fabelhaft günstigen Handelsgelegenheiten hinwegtäuschen. Sie beruhen letzten Endes alle auf der börsenmäßigen Ausbeutung der schlechten deutschen Auslandsvaluta und der Sperrung des inländischen Geldmarktes gegenüber dem Auslande durch das Verbot des Agiohandels mit Gold und ähnliche Maßnahmen, die es bewirkt haben, daß ein klaffender Unterschied zwischen dem inländischen und dem ausländischen Wert unseres Geldes hervorgetreten ist. Überhaupt ist die Handelsbilanz nicht maßgebend für die Blüte einer Volkswirtschaft. Auch beim Ausverkauf einer Volkswirtschaft kann der Handel glänzende Geschäfte machen — bis der Ausverkauf beendet ist. Zum Herausarbeiten ist allein die schaffende Produktion fähig. Ihre Förderung in jeder Hinsicht ist daher die wichtigste Voraussetzung für jede günstige deutsche Zukunftsentwicklung. Dazu gehört aber Schonung, ja Mehrung des Produktionskapitals. Statt dessen hat die Steuergesetzgebung den entgegengesetzten Weg beschritten. Man fing an mit der teilweisen Wegsteuerung der Kriegsgewinne — unter den damaligen Umständen noch erträglich — jetzt aber folgt in immer stärkerem Maße die Wegsteuerung des Vermögenszuwachses, des Erbes und zuletzt im sogenannten Notopfer des Stammkapitals selbst, alles ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zukunft. Nunmehr soll auch eine Einkommenbesteuerung von außerordentlichem Umfange einsetzen. Es gibt nur eine einzige Quelle, aus der sich das Kapital ergänzt: das ist das Einkommen. Eine Einkommenbesteuerung, die dies nicht beachtet, verschüttet die Quelle für die Zukunft und begräbt damit endgültig die Hoffnungen, die wir noch auf ein Emporarbeiten setzen. Auf diese Gefahr kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Eine solche Einkommensteuer kann auch höchstens Erfolge für den Augenblick erzielen. In Verbindung mit den außerordentlichen Besitzsteuern wird sie schon in den nächsten Jahren ihre eigenen Erträge wesentlich herabdrücken, ohne daß dann Möglichkeiten für neue Steuern noch vorhanden sein werden. Auch die gegenwärtige Steuerpolitik ähnelt verzweifelt einem Konkursausverkauf. Sie sucht die Schuldenlast durch Opferung des Nationalvermögens abzubürden, ohne daß doch dadurch bei der außerordentlichen Überschuldung das Ziel erreicht werden könnte. Man sollte auch bedenken, daß eine Steuerpolitik, die auf ein Verschwinden des Nationalvermögens hinausläuft, auf die Feinde geradezu als Anreiz wirken muß, nun ihrerseits die Hand auf das noch vorhandene Vermögen zu legen. Selbst soweit bei ihnen noch Mäßigung vorhanden sein sollte, können solche Stimmen sich keine Geltung verschaffen gegenüber den obigen Gedankengängen, die auch für sie auf der Hand liegen.

Wir leiden bereits jetzt unter einer zu hohen Einkommenbesteuerung. Und doch kann man in Preußen die durchschnittliche Besteuerung des Gesamteinkommens nur auf höchstens 15 Prozent annehmen: der Staatssteuersatz steigt von $^2/_3$ Prozent bis zum Höchstsatz von 4 Prozent. Nehmen wir als durchschnittliche Besteuerung 3 Prozent an, (die amtlichen Zahlen stehen mir nicht zur Verfügung); nehmen wir ferner die Kommunalbesteuerung auf 300 Prozent an; und nehmen wir endlich wieder — zweifellos zu hoch — die Ergänzungssteuer und staatlichen Zuschläge auf 3 Prozent an, so kommen wir doch nur auf 15 Prozent. Die

neue Reichssteuer führt eine neuartige Tabelle ein. Frei bleiben nur die ersten 1000 Mark. Die zweiten werden bereits mit 10 Prozent besteuert; dann steigt in 60 Stufen die Steuer bis zu 60 Prozent für die höchste Stufe. Danach ergibt sich folgende Belastung des Gesamteinkommens des Steuerpflichtigen:

Ein	Einkommen	von	2 000	Mark	beträgt	5	Prozent	Steuern
„	„	„	6 000	„	„	10	„	„
„	„	„	14 000	„	„	15	„	„
„	„	„	26 000	„	„	20	„	„
„	„	„	41 000	„	„	25	„	„
„	„	„	64 000	„	„	30	„	„
„	„	„	140 000	„	„	40	„	„
„	„	„	500 000	„	„	50	„	„

Darüber hinaus nähert sich die Steuer immer mehr 60 Prozent. Die Regierung wird in der Begründung nachzuweisen haben, welche Durchschnittsbelastung des gesamten deutschen Einkommens sich hiernach ergibt. Vorläufig kann aber wohl angenommen werden, daß diese Durchschnittsbelastung auf das doppelte der bisherigen, also auf etwa 30 Prozent, kommen wird. Außerdem bringt das Kapitalertragssteuergesetz eine Belastung des sogenannten Renteneinkommens von 10 bzw. 20 Prozent. Als Renteneinkommen gilt das gesamte Einkommen aus Aktien und Anteilscheinen jeder Art, aus Gesellschaften m. b. H., aus Anleihen, Wechseln, kurz, im wesentlichen wohl aus allen Wertpapieren, aus Hypotheken und andern Zins- oder Rentenrechten. Soweit es sich dabei um Anteile an Erwerbsgesellschaften mit einem Kapitale über 300 000 Mark handelt, beträgt die Steuer 20 Prozent. Da nun die größeren Einkommen im wesentlichen Renteneinkommen im Sinne des Gesetzes darstellen und das Arbeitseinkommen überhaupt dem Renteneinkommen gegenüber nur einen Bruchteil beträgt, so haben wir noch mit einer erheblichen Erhöhung des Durchschnittseinkommens zu rechnen, wobei noch zu beachten ist, daß die Beteiligung an den leistungsfähigeren Erwerbsunternehmen mit dem höheren Steuersatz belegt wird. Wir kommen dadurch wohl mindestens auf eine Durchschnittsbelastung des Einkommens von 40 Prozent. Genauere Aufschlüsse wird die Regierung geben müssen. Unter dem Gesichtspunkt der Schonung des Produktionskapitales ist aber die Durchschnittsbelastung gar nicht das Wesentliche. Hier muß berücksichtigt werden, daß es nicht die kleineren Einkommen sind, aus denen Werte für die produktive Arbeit neu investiert werden. Diese Aufgabe leisten vielmehr die großen Einkommen. Die Inhaber großer Unternehmungen, die ihr Vermögen in Anteilen ihrer Unternehmungen investiert haben, müssen aber von ihrem Einkommen 70 bis 80 Prozent abgeben. Von dem Gesamteinkommen in Deutschland wird nur ein bestimmter Teil verbraucht; der andere Teil wird produktiv angelegt. Nach früheren Schätzungen soll nur $^1/_3$ des Einkommens verbraucht werden. Mir stehen die Unterlagen zu einer Nachprüfung nicht zur Verfügung. Es muß auch angenommen werden, daß in der neueren Zeit, infolge der Verteuerung des Lebens und des Sinkens der wirtschaftlichen Moral, welches den Trieb zum unproduktiven Verbrauch (Luxus) gesteigert hat, sich das Verhältnis wesentlich verschoben hat. Unterstellen wir also, daß gegenwärtig die Hälfte des deutschen Gesamteinkommens verbraucht wird, so ist klar, daß die Steuer gerade den wesentlichsten Teil der für die Produktion bestimmten Hälfte trifft. Denn ohne zwingende Not wird nicht der Verbrauch eingeschränkt, sondern nur die neue Anlage unterlassen. Mögen im einzelnen die oben eingestellten Zahlen sich als nicht zutreffend erweisen, wenn die Regierung das erforderliche Material, das jetzt nicht zu Gebote steht, vorlegt; das eine ergibt sich trotzdem als unabweisliche Tatsache: die neuen Steuern bedeuten eine bisher noch nie dagewesene Beschränkung der Möglichkeit, neues Kapital zu erarbeiten. Die Wirkung wird für die Volkswirtschaft von so ungeheuerlichen Folgen sein, daß man sagen muß: diese Steuerwege sind ungangbar. Es soll hier nicht untersucht werden, ob überhaupt noch mit Steuermitteln aus unserer Situation herauszukommen ist. Jedenfalls aber geht es

nicht mit diesen Steuern, die uns die Möglichkeit nehmen, in Zukunft neue wirtschaftliche Gesundung zu erarbeiten. Wir gelangen mit solchen Steuern zu dem Punkte, wo man sich fragen muß, ob nicht der Staatsbankerott die mildere und unschädlichere Form ist.

Im einzelnen kann selbstverständlich jetzt noch nicht auf die Steuergesetze eingegangen werden, da die Veröffentlichungen der Presse zu unvollständig sind. Anscheinend wird die Besteuerung der juristischen Personen ganz fallen gelassen. Unklar ist auch, ob bei dem alten Prinzip der Besteuerung des Familienvorstandes verblieben wird und diesem das Einkommen der Familienmitglieder zugerechnet wird, eine Frage, die bei der starken Staffelung des Tarifs von ganz hervorragender Bedeutung ist. Die Beibehaltung des alten Prinzips, das stets schon eine Ungerechtigkeit enthielt, würde bei der hohen neuen Besteuerung unter Umständen geradezu sprengend auf den Familienzusammenhang und als praktisches Ehehindernis wirken; denn die Steuer steigt bei Zusammenrechnung der Einkommen von Mann und Frau teilweise um nahezu 50 Prozent über die Summen, die jeder einzeln zu entrichten hätte. Hinzuweisen ist jedoch noch auf die Unmöglichkeit, von den geringen Einkommen in der heutigen Zeit derartige Abgaben zu fordern. In Preußen ist noch im letzten Jahre ein Gesetz erlassen, nach welchem den kleinen Einkommen die Steuern ganz oder teilweise abgenommen werden und dafür den höheren Einkommen Zuschläge gemacht werden. Jetzt soll der Arbeiter mit 3000 Mark Einkommen bereits 210 Mark Steuern zahlen, der mit 6000 Mark Einkommen schon 600 Mark.[2]) Man halte dem gegenüber die Feststellung, die neulich im besetzten Gebiet in einer Kommission gemacht wurde, an der Staats- und Gemeindebehörden beteiligt waren: Hier wurde der notwendige Verbrauch einer Arbeiterfamilie auf 1200 Mark im Monat festgestellt. Die Richtigkeit dieser Feststellung mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es klar, daß von einem Existenzminimum Steuern nicht mehr entrichtet werden können, und dieses Existenzminimum liegt wesentlich höher als bei 1000 Mark Papierwährung jährlich, wie das Gesetz annimmt. Die Steuern, die für die untern Stufen festgesetzt werden sollen, stehen infolgedessen nur auf dem Papier; das Proletariat wird sich gegen sie mit noch größerer Energie wehren, als wir es bisher schon auch seitens der bessergestellten Arbeiter erlebt haben, die nach ihrem Einkommen versteuert werden sollten. Gegen die Hälfte des Volkes lassen sich Zwangsvollstreckungen nicht durchführen. Wohlweislich überläßt deshalb auch das Landesbesteuerungsgesetz das Risiko für das Aufkommen dieser Steuerbeträge den Ländern und Gemeinden. Diesen werden nämlich 90 Prozent des Einkommens aus den unteren Stufen überlassen! Je höher das steuerpflichtige Einkommen, desto mehr behält davon das Reich. Selbst wenn aber die Steuer in den unteren Klassen überhaupt realisierbar wäre, so würde die offensichtliche Folge sein, daß der Proletarier den Steuerbetrag durch Lohnerhöhung wieder einbringen würde. Hier zeigt sich schon, daß die Folge der Steuer eine erneute Verteuerung des Lebens sein wird. Noch krasser springt diese Verteuerung ins Auge, wenn man die großen Vermögen betrachtet; denn selbstverständlich ist jeder bestrebt, diese abnormen Schröpfungen durch Erhöhung des Einkommens wett zu machen. Die Gewinnansprüche bei den Geschäften, die jetzt schon unverhältnismäßig sind, werden wesentlich wachsen, die Preise aller Produkte verteuert. Wir schreiten weiter auf dem Wege der Verteuerung des Lebens oder der Entwertung des Geldes. Das ist die nächste Wirkung der Steuer, der Vorbote des Zusammenbruchs.

In Nr. 44 der Grenzboten ist in dem Aufsatz „Verbrauchssteuer statt Einkommensteuer" zunächst rein theoretisch die Möglichkeit einer produktionsfördernden Steuer an Stelle der produktionsgefährdenden Einkommensteuer erörtert. Nachdem jetzt die Steuerpläne der Regierung bekannt sind, muß noch einmal auf die Frage

[2]) Noch schlimmer geht es dem kleinen Rentner. Er scheint bei einem Einkommen von 6000 Mark mit Einkommen- und Ertragssteuer bis zu 80 Prozent herangezogen werden zu sollen!

zurückgekommen werden: wir haben dort gesehen, daß die Einkommensteuer unter den gegenwärtigen Verhältnissen produktionszerstörend wirkt, daß sie die Preise schraubt und infolgedessen heute in hohem Grade unsozial wirkt, indem sie dem Arbeiter die Arbeitsmöglichkeiten nimmt und seine Lebenshaltung drückt. Im Gegensatz hierzu macht eine Steuer, die lediglich auf den Verbrauch oder den Aufwand gelegt wird, Kapital für die Produktion frei, verbilligt das Leben und wird so die gegenwärtig sozialste Steuer, ganz abgesehen davon, daß es heutzutage eine ethische Forderung ist, daß derjenige, der luxuriös leben will, auch der Allgemeinheit entsprechende Opfer bringt. Im einzelnen muß auf die Ausführungen des Aufsatzes verwiesen werden.

Die allgemeine Verbrauchssteuer trifft ebenso das Einkommen wie die Einkommensteuer. Nur drückt die Verbrauchssteuer im wesentlichen auf den Teil des Einkommens, der sonst verbraucht wird, indem sie den Verbrauch einschränkt. Die Einkommensteuer aber trifft vorwiegend den Teil des Einkommens, der volkswirtschaftlich für die Speisung der Produktion bestimmt ist. Im Wirtschaftsleben müssen Verbrauch und die notwendige Ersparnis für die Produktion sich die Wege halten. Die Einkommensteuer stört das Gleichgewicht zum Schaden der Produktion. Eine Verschiebung der Steuer nach der andern Seite beschränkt den Verbrauch und befreit die Produktion.

Der Haupteinwand gegen die Verbrauchssteuer ist ihr ungewisser Steuerertrag, da sie steuerfeindliche Tendenzen birgt, indem sie auf Einschränkung des Verbrauches und damit auf Beschränkung der Steuer wirkt. Davon, daß die gegenwärtige Einkommenbesteuerung durchaus ähnliche steuerbeschränkende Wirkungen hat, mag hier abgesehen werden. Die steuerfeindliche Wirkung der Verbrauchssteuer läßt sich ohne Schwierigkeit in ihre Kalkulation einstellen. In einer schriftlichen Äußerung über meinen angeführten Aufsatz ist mir aus Abgeordnetenkreisen die Anregung zugegangen, die Verbrauchssteuer mit der Einkommensteuer zu kombinieren. Ich möchte diesen Gedanken aufgreifen. Danach wäre folgende Lösung möglich:

Eine Einkommensteuer in der beabsichtigten Höhe wird für undiskutierbar gehalten. Auch bei wesentlicher Beschneidung der Sätze wird aber ein Druck für das Wirtschaftsleben übrig bleiben, dem nach der Seite der Verbrauchssteuer hin ausgewichen werden muß. Wenn der Verbrauch die Hälfte des Einkommens ausmacht und ein bestimmtes Steuersoll erreicht werden muß, so müssen die Sätze einer Verbrauchssteuer im Endeffekt doppelt so hoch sein als die Sätze einer Einkommensteuer mit gleichem Ergebnis. Die Skala wird auch wesentlich zusammengedrängter sein müssen und der steuerfreie Verbrauch muß dem Existenzminimum in vollkommen ausreichender Weise entsprechen. Eine Belastung des Verbrauchs in den höheren Stufen mit Hundert und mehr Prozent ist aber volkswirtschaftlich durchaus erträglich. Es sei auf das im wesentlichen sich an Rathenau anlehnende Beispiel meines angeführten Aufsatzes verwiesen. Nun ist hierbei noch nicht berücksichtigt, daß die Verbrauchssteuer den Verbrauch einschränken wird. Um hierfür einen Ausgleich zu erhalten, würde es zweckmäßig sein, eine mäßige Einkommensteuer, die vorwiegend auf den hohen Einkommen liegt, wo sie am ungefährlichsten wirkt, beizubehalten. Mit diesen Ausführungen soll zunächst nur gezeigt werden, daß bei einer Kombination von Verbrauchssteuer und Einkommensteuer die steuerliche Rentabilität durchaus gewahrt werden kann und gleichzeitig der produktionsfeindliche Charakter der Einkommensteuer auf ein erträgliches Maß sich herabmindern läßt. Das Verhältnis, in welches später Einkommen- und Verbrauchssteuer zueinander gebracht werden, soll mit der vorstehenden Erwägung nicht festgelegt werden.

Die Brennschiefervorkommen Estlands als industrieller Heizstoff

Von Dr. Alexander Ringleb, Zweckverband Ost

In der von dem baltischen Professor emer. M. v. Glasenapp zur Eröffnung der „Baltischen Technischen Hochschule" in Riga am 14. Oktober 1918 verfaßten Festschrift wird folgendes ausgeführt:

„An mineralischen Bodenschätzen ist das ganze Baltenland infolge seines geologischen Aufbaues sehr arm. Es lagern sich den uralten paläozoischen Absätzen des (bloß an der Nordküste Estlands vertretenen) Kambriums, des unteren und oberen Silurs und des mittleren und des oberen Devons und fast auf der ganzen Ausdehnung des Landes unmittelbar die jüngsten geologischen Bildungen, die diluvialen und alluvialen Schichten auf, und nur in ganz geringer Ausdehnung treten im Südwesten Kurlands noch Ablagerungen nach Norden vorgeschobener Buchten des Zechsteinmeeres und des Jurameeres auf. Während des ganzen, viele Millionen Jahre umfassenden Zeitraumes, innerhalb dessen an anderen Orten die gewaltigsten Absätze vom Karbon an durch die ganze mesozoische Periode bis in das Tertiär hinein entstanden, hat das silurische und devonische Plateau des Baltikums als öde Stein- und Sandwüste bis auf die Gegenwart trocken gelegen, bis das vom finnischen Granitplateau nach dem Süden vordringende Inland es während der Diluvialzeit mit dem granitischen, silurischen und weiterhin nach Süden devonischen Gletscher- und Verwitterungsschutt zudeckte, der zusammen mit den Ablagerungen der gegenwärtigen geologischen Periode, des Alluviums, den weit kostbarsten Bodenschatz des Baltikums, den fruchtbaren Ackerboden bildet. Gerade zur Unzeit — mit dem Eintritt der Karbonperiode — tauchten die devonischen Absätze aus dem Meer, dieses südwärts abdrängend, empor: ist das Land doch dadurch eines Rohstoffes von so fundamentaler industrieller Bedeutung, wie die Steinkohle, verlustig gegangen, und ebenso sucht man Braunkohle, Erze, feuerfeste und Fayencetone, Steinsalz, Naphtha und andere Industrierohstoffe vergebens."

Man hat diesen Mangel an Bodenschätzen in Estland nie zuvor so schwer empfunden, wie in den letzten Jahren, in denen durch Krieg, Teuerung, unzureichende Verkehrsmittel und beständige Isoliertheit vom Auslande jegliche Brennstoffe fehlten. Wenn man dabei in Betracht zieht, daß zur Wintersonnenwende in Estland die Sonne erst um 9 Uhr aufgeht und um 3 Uhr schon wieder hinter dem Horizont verschwindet, und daß die Temperatur im Winter bis Minus 30 Grad Reaumur sinkt, so wird man die Sehnsucht nach Licht und Wärme vollauf verstehen. Es verdient deshalb nicht nur aus allgemeinen Erwägungen, sondern ganz besonders im Lichte einer künftig auf den Osten einzustellenden Wirtschaft höchste Beachtung, daß geologisch und wirtschaftlich sachverständige Kreise in Estland sich des wenig bekannten, im Lande aber reichlich vorhandenen und gut abbaufähigen Brennschiefers erinnern. Die ersten Forschungen darüber fielen schon in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Damals haben schon mehrere Chemiker und Geologen am estländischen Strande Versuche und Untersuchungen mit dieser Gesteinsart angestellt, die damals allerdings kaum mehr als wissenschaftlichen Wert erreicht haben. Das Interesse für die Angelegenheit schlief wieder ein.

Um das Jahr 1840 herum wurde man indessen erneut durch eine merkwürdige Erscheinung auf diesen Bodenschatz aufmerksam. Auf dem Gute T. hatten sich Hirten aus braunen Steinen einen Herd erbaut, der sich ebenso wie das brennende Holz zuletzt in Asche verwandelte. Dieser Vorfall interessierte den Besitzer des Gutes so, daß er den Akademiker Hjelmerson aus Petersburg auf-

fordern ließ, darüber Untersuchungen über die Sachzusammenhänge anzustellen. Die ersten Daten über den Brennschiefer sind diesen Hjelmersonschen Untersuchungen zu verdanken. Hjelmerson nahm eine größere Menge des Gesteins mit nach Petersburg, wo eine Kommission von drei Professoren die Forschungen fortsetzte, und zu dem Resultat gelangte, daß in den Gesteinsproben nur etwa 20 Prozent Ascheteile enthalten waren. 1851 haben sich noch mehrere andere Gelehrte mit dem Problem der praktischen Verwendung des Schiefers beschäftigt. Gleichwohl konnte man noch immer nicht zu einer praktisch-industriellen Verwertbarkeit des unerprobten Stoffes gelangen, zumal der Holzreichtum Estlands, wo als Heizmaterial noch im vorigen Winter die gesundesten, im Durchmesser etwa 50 Zentimeter dicken Birkenklötze dienten, ein energisches Zugreifen unmöglich zu machen schien.

Auch Professor v. Glasenapp erwähnt in seiner Festschrift den Brennschiefer und bezweifelt seinen praktischen Industriewert mit folgenden Worten:

„Der bituminöse Diktionemaschiefer gibt bei der trockenen Destillation naphthaartige, flüssige Zersetzungsprodukte, doch würden diese den billigen Naphthadestillation gegenüber einen schweren Stand haben."

Vergegenwärtigt man sich, zu welchen Ergebnissen die Forschung und die praktische Aufschließungsarbeit der Deutschen Erdöl-Aktiengesellschaft an dem Vorkommen Erdöl tragenden Sandes, gebunden an bituminösen Schiefer in Pöschelbronn geführt hat, und daß hier Kriegszwang und Kriegsnot die treibenden Faktoren waren, so wird man angesichts der ähnlichen, allgemeinen Voraussetzungen in Estland dem Interesse, das dem bituminösen Schiefer dort neuestens entgegengebracht wird, auf seiten der deutschen Industrie folgen müssen.

Wir verfolgen aufmerksam, daß die Esten gegenwärtig seitens der Ministerien und des Oberstkommandierenden der Truppen das Vorkommen und die Nutzbarmachung des Brennschiefers in ihrem Lande mit besonderem Eifer beachten.

Mitte Oktober begab sich eine Gruppe von Mitgliedern der estnischen Nationalversammlung auf die Insel Raisaar. Zur Fahrt wurde der Dampfer „Sextant", der mit bituminösem Schiefer geheizt wurde, benutzt. Beim Versuch beteiligten sich der Finanzminister Kukk, der frühere Stellvertreter des Handelsministers Raud, der Ingenieur Urban und vom Fabrikantenverein der Ingenieur Stark, endlich der Hafenbau-Ingenieur Saukas. Der Versuch ergab, daß der Schiefer zur Heizung eines Dampfers brauchbar ist, und daß er sich, was die vergleichsweise Rentabilität betrifft, zur Kohle wie 2 : 3 verhält. Allerdings müssen die Heizräume des reichlicheren Ascherückstandes wegen vergrößert werden, was eine zwar einmalige, immerhin aber nicht unbedeutende Ausgabe verursachen würde. Vor dem Gebrauch muß der Brennschiefer zerkleinert werden, am rationellsten wie es scheint bis zu grobkörnigem Pulver.

Eine Woche nach dem vorerwähnten Versuch wurde in der Eisenbahnwerkstatt in Reval eine weitere Probe veranstaltet. Diesmal war der Brennschiefer zu Pulver zerkleinert und wurde mittels eines zu dem Zweck eigens konstruierten Apparates in einen Kesselofen geblasen, in dem er sich augenblicklich entzündete und mit hell leuchtender, intensiv heizender Flamme abbrannte. Der Kessel war nach kaum einer halben Stunde mit Dampf gefüllt, der sich während der ganzen Zeit der Probe auf derselben Spannungshöhe hielt. Der Kessel konnte dem Maximum seiner Leistungsfähigkeit zugeführt werden. Die Probe fiel somit zur vollständigen Zufriedenheit der Sachverständigen aus. Anwesend waren unter anderem der Oberkommandierende Laidoner, der Handelsminister Köstner und zahlreiche Vertreter der örtlichen Fabrikunternehmen.

Die estnische Presse beginnt nunmehr, sich des Gegenstandes rege anzunehmen und ermahnt das Unternehmertum, von jetzt an stets das neue Brennmaterial

auszunutzen, um erhöhte Quantitäten Holz für die Ausfuhr frei machen zu können.

„Maaliit", die führende estnische Agrarzeitung berichtete über Menge und Qualität des im Boden Estlands liegenden Schatzes in allerletzter Zeit:

„In unserer Heimat kommen zwei Arten von Brennschiefer vor, die eine unter der alten Kambriumschicht lagernde Art ist sehr ähnlich dem in England vorkommenden Brennschiefer und wird Diktionema genannt. Diese Diktionemaschicht ist in der Nähe des Gutes Ontika 6 Fuß = 1,8 Meter mächtig. Bei Reval 11 Fuß = 3,3 Meter und bei Baltisch Port sogar 16 Fuß = 4,8 Meter. Von Baltisch Port aus läuft die Diktionemaschicht ins Meer und mündet, nachdem man auf verschiedenen Inseln, wie Odensholm ihre Spur noch verfolgen kann, schließlich in Schweden. Das Diktionema ist ein verhältnismäßig minderwertiges Mineral, weil es bis zu 75 Prozent Asche ergibt, was voraussetzen läßt, daß es in nächster Zeit bei uns Verwertung nicht finden wird. Wenn man sich aber bis jetzt in industriellen Kreisen gegen den Brennschiefer skeptisch verhielt, so kommt das daher, daß die früheren Proben mit dem Diktionema gemacht worden sind. Unser Boden birgt aber ein viel wertvolleres Material, den „Kukersit", der in einer etwa 2 Meter mächtigen Schicht 20 Meter höher liegt. Er enthält nur 33 bis 38 Prozent Asche und 62 bis 67 Prozent organische Stoffe, und ist somit doppelt so wertvoll.

Wenn man den Boden auf seine geologische Beschaffenheit hin im Querschnitt betrachtet, so ergibt sich folgendes Bild: Unter einer etwa 1,05 Meter dicken Erdschicht lagert eine 1 Meter dicke Schicht Brennschiefer, dann kommt eine 10 bis 15 Zentimeter dicke Kalksteinschicht, ungefähr in derselben Dicke Brennschiefer, dann wieder 28 bis 30 Zentimeter Kalkstein und 62 bis 100 Zentimeter Brennschiefer."

Neuesten Nachrichten aus Estland zufolge ist nun gerade der Kukersit auch als Hausbrand hervorragend verwendbar und stellt sich einschließlich der Generalunkosten für die Anlieferung ins Haus um die Hälfte billiger als das unter gegenwärtigen Verhältnissen im Preise abnorm in die Höhe getriebene Birkenholz.

Die Ausbeutung des Brennschieferlagers ist in Gang gesetzt. In der Nähe der Station Kochtla arbeiten täglich 280 Arbeiter in 3 Gruben, mit welcher Arbeitskraft vom 1. November ab täglich bis 20 Waggons Brennschiefer auf den Markt gebracht werden.

Das Land, das die Brennschiefergruben beherbergt, ist in der Zeit der russischen Regierung angekauft worden. Die russische Regierung hat eine Grube eingerichtet, weitere zwei Gruben sind von der estnischen Regierung angelegt worden. Besondere bergbauliche Vorrichtungen sind, wie wir feststellen konnten, nicht nötig. Die etwa 3½ Fuß dicke deckende Erdschicht ist zu entfernen, worauf die Gewinnung des Brennschiefers im Tagbau mittels Schaufel oder Bagger erfolgen kann.

Als Erbteil der russischen Regierung fand man einige Baracken und andere Gebäude, sowie einen Eisenbahnstrang von der Station Kochtla bis zur Grube vor, was die Arbeit bedeutend erleichtert. Von der estnischen Regierung ist die Schmalspurbahn für weitspurige Wagen umgearbeitet worden. Im Bau befinden sich eine elektrische Station und ein größerer Kalkofen, in dem der unter dem Brennschiefer befindliche Kalk an Ort und Stelle gebrannt werden kann.

Bei dieser in Deutschland kaum — soweit wir unterrichtet sind auch in Fachkreisen — beachteten Lage erscheint es angezeigt, der Verwertbarkeit und der Art sowie der näheren Umstände der Verwertung des Bitumenschiefers als Brennstoff die gebührende Beachtung zuzuwenden.

In jüngster Zeit sind drei Waggonladungen Brennschiefer nach englischen Häfen zur Untersuchung verfrachtet worden. Gleichzeitig wurde von Estland aus eine Retorte für 200 Tonnen Brennschiefer Tagesleistung bestellt, mit der die Umarbeitung auf Verbrennbarkeit mechanisiert werden soll.

Erhöhte Bedeutung kommt des ferneren der Tatsache zu, daß ausweislich der beendeten Proben 40 Pfund Brennschiefer 8 Pfund Öl liefern sollen. Die

eingangs erwähnten Pöchelbrunner ſowie andere Erfahrungen haben gezeigt, daß aus derartigem Öl Benzol, Benzin, Petroleum, Teer, Anilin und die in dieſe Reihe fallenden Nach- und Nebenprodukte hergeſtellt werden können.

Ergeben die Nachprüfungen deutſcher Sachverſtändiger, daß die bisherigen vor allem aus eſtniſchen und engliſchen Quellen ſtammenden Angaben die eſtniſche Brennſchieferinduſtrie auf- und ausbaufähig erſcheinen laſſen, ſo iſt — angeſichts der verhältnismäßig geringen Bemühungen der eſtniſchen Regierung in der vorliegenden Frage — auf das dringendſte zu wünſchen, daß deutſche Fachkreiſe aus Wiſſenſchaft und Induſtrie dem Gegenſtande unter Heranziehung der beteiligten amtlichen Faktoren ihre Aufmerkſamkeit zuwenden.

Die letzten einſchlägigen Preſſenachrichten zeigen, daß mehrere ausländiſche Unternehmen und Finanzgruppen ſich lebhaft für den eſtländiſchen Bitumenſchiefer intereſſieren und es iſt uns nicht unbekannt, daß unter anderem finnländiſche Finanzleute Verhandlungen über Konzeſſionen auf dieſem Gebiet mit dem eſtländiſchen Handelsminiſterium in die Wege geleitet haben. Die erſte größere, zum Abſchluß gekommene Beſtellung weiſt 45 Unternehmen und Perſonen in 15 Städten als Beſteller auf zuſammen 450 Waggons zu je 1000 Pud Brennſchiefer auf.

Das Problem Oberſchleſien

Von Amtsrichter Dr. Wohlfahrt

Der Friedensvertrag von Verſailles, der nunmehr in ſeiner amtlichen Faſſung im Reichsgeſetzblatt veröffentlicht worden iſt, ſieht bekanntlich für Oberſchleſien eine Volksabſtimmung vor. Aber wie dieſe ſtattfinden ſoll, ob gemeindeweiſe oder bezirksweiſe, wie die Bezirke gebildet werden, wie die Grenze der prätendierenden Staaten bei verſchiedenem Wahlergebnis benachbarter Wahlbezirke gezogen werden wird, vor allem, wann die Abſtimmung ſtattfinden und wie der Kreis der Wahlberechtigten umſchrieben werden ſoll, darüber enthält der Vertrag nichts. Dieſer ſtellt ſich vielmehr als ein Blankettgeſetz dar, das der Alliiertenkommiſſion in allen dieſen bedeutſamen Fragen die höchſte Entſcheidung einräumt. Dies alles iſt heute allgemein bekannt. Was aber nicht bekannt iſt, das iſt die Möglichkeit, daß es überhaupt zu keiner Abſtimmung kommen wird. Formell ſind die alliierten Staaten durchaus in der Lage, die Abſtimmung ausfallen zu laſſen. Denn im Friedensvertrage haben ſie ſich das Recht vorbehalten, deſſen Beſtimmungen von Zeit zu Zeit einer Reviſion zu unterziehen. Kein Vernünftiger wird freilich erwarten, daß ſie ſich zu einem ſolchen Schritt aus Wohlwollen für Deutſchland entſchließen werden. Die Brutalität, die die Sperrung der Oſtſee, das Beharren auf der Ablieferung des Viehs, ja faſt jede einzelne Note verrät, ſchließt eine derartige Haltung unbedingt aus. Sondern nur das eigenſte und dringendſte Intereſſe der alliierten Staaten ſelbſt kann es ſein, das die Ausſicht einer dahingehenden Vertragsreviſion eröffnet. Ein ſolches Intereſſe kann aber eines Tages auftauchen und iſt vielleicht ſchon heute im Werden begriffen.

Das Problem Oberſchleſien, urſprünglich ein deutſch-polniſches, iſt heute ein internationales, europäiſches, ja Weltproblem. Bei Ausarbeitung der Friedensbefehle handelte es ſich für die Alliierten darum, einerſeits Deutſchland zu ſchwächen und Polen zu ſtärken, andererſeits die Feindſchaft zwiſchen beiden Ländern zu verewigen. Daneben und wohl erſt in zweiter Linie mochte noch

das Interesse der Alliierten mitsprechen, in Oberschlesien Objekte wirtschaftlicher Ausnutzung unter ihren Einfluß zu bringen. Durch eine gewaltige Achsendrehung ist das Problem nunmehr ein ganz anderes geworden. Diese Achsendrehung ist verursacht worden durch zwei mächtige Motoren. Die Kohlenknappheit in ganz Europa und die Arbeiterbewegung in der ganzen Welt. In der ersten Hälfte dieses unheilvollen Jahres ahnte noch niemand, zu welcher Katastrophe sich die Kohlennot auswachsen würde. Heute wird in Amsterdam und Paris ebenso gefroren wie in Berlin, müssen in Norwegen aus Kohlenmangel ebenso ganze Industrien stillgelegt werden wie in Deutschland. Darum ist es heute auch nicht mehr möglich, über das reichste Kohlengebiet Europas ausschließlich nach politischen Grundsätzen zu entscheiden, hier muß auch das Selbstbestimmungsrecht der Völker schweigen, von dem es übrigens schon seit geraumer Zeit recht still geworden ist. Sondern mit gebieterischer Notwendigkeit sehen sich die jetzt verantwortlichen Leiter der Völker in die Zwangslage versetzt, das politische Geschick Oberschlesiens so zu gestalten, daß dadurch die beste Ausnutzung der Kohlenschätze gewährleistet wird. Hand in Hand hiermit geht die Arbeiterfrage. In jenem Frühjahr unseres Mißvergnügens dachten die Leiter der Alliierten, ihrer eigenen Arbeiter mit leichter Mühe Herr werden zu können. Dieser Glauben hat sich als irrig erwiesen. Die hermetische Abschließung Deutschlands und Rußlands hat jener mächtigen Welle nicht stand zu halten vermocht. Daß auch auf diesem Gebiete die Vorkriegsverhältnisse jemals zurückkehren, können heute wohl nur Phantasten annehmen. Notwendig aber ist eins, die Bewegung muß zum Stillstand kommen, den ungestörten Wiederaufbau ermöglichen. Das ist heute ein Weltproblem. Sobald aber in irgend einem großen Industriegebiet dieser Zustand nicht besteht, das wirtschaftliche und politische Leben immer von neuem durch Streiks erschüttert wird, ja auch wenn nur unter der Asche tückisch der Funken glimmt, stets bereit zu verheerender Flamme aufzuschlagen, so lange hat Europa, hat die Welt keine Ruhe. Wie jene vernichtenden Gase, mit denen die Völker im Kriege sich mordeten, dringen jene Gedanken, deren Inbegriff wir Bolschewismus zu nennen uns gewöhnt haben, unaufhaltsam und aller Schranken spottend in die Wirtschaft jedes Landes, nur ungleich furchtbarer wie jene Kriegsmittel, weil ihre Schnelligkeit so ungeheuer ist und die Entfernung sie ihrer Kraft nicht beraubt. Nun ist aber Oberschlesien mit seinen gewaltigen Arbeitermassen ein Gebiet, nicht nur der Ansteckung besonders ausgesetzt, sondern vor allem imstande, jenen verderblichen Krankheitsstoff besonders rasch und stark zu entwickeln. Hiergegen sicher zu sein erfordert vor allem das eigenste Interesse jener Länder, die heute die Vertreter des Kapitalismus sind.

Damit spitzt sich das Problem auf die Frage zu, ob Polen oder Deutschland eher in der Lage sind, diese Sicherheiten, sowohl für die Kohlenförderung als auch für die Arbeiterbewegung zu gewährleisten. Was heute in Polen vorgeht, ist uns nur zum geringsten Teil bekannt. Sicher ist vieles, was von Flüchtlingen und Überläufern berichtet wurde, stark übertrieben. Trotzdem glauben wir alle es zu wissen, daß die Polen nicht das Volk sind, Sicherheit und Ordnung zu schaffen oder auch nur zu erhalten. Ein Volk, das unter so viel einfacheren Verhältnissen nicht imstande war, seine nationale Einheit zu erhalten, kann bei der Vielgestaltigkeit des staatlichen Lebens der Jetztzeit, der ungeheuren und rascheste Lösung heischenden Fülle schwierigster Probleme, dazu rings umgeben von feindlichen Nachbaren unmöglich jenen Aufgaben gerecht werden. Aber nur ein Tor darf wähnen, in diesen Gedankengängen eine für Deutschland glückliche Lösung gefunden zu haben. Denn auch wir unterstehen der Prüfung und dem Urteil jener gewiß nicht wohlwollenden Richter, denen wir nun einmal ausgeliefert sind. Jeder neue Streik, jedes neue Emporschnellen der Löhne, jede neue Schwäche der maßgebenden Stellen, nicht nur in Oberschlesien, sondern an jedem Punkte des deutschen Wirtschaftslebens, läßt die Wagschale zu unseren Ungunsten steigen. Ist Deutschland ebensowenig imstande, Sicherheit und Ordnung zu gewährleisten wie Polen, dann kommt Oberschlesien weder zu diesem noch zu

jenem. Es soll und kann nicht behauptet werden, daß die in Oberschlesien aufgetretene Selbständigkeitsbestrebung auf den Einfluß der Alliierten zurückzuführen ist. Daß sie, wenn nötig, dieser Bewegung sich bemächtigen werden, wird sich kein Einsichtiger verhehlen. Die, wenn auch dementierte Nachricht von der geplanten Bildung eines selbständigen, aus dem oberschlesischen, polnischen und teschener Kohlenbezirk sich zusammensetzenden Staates läßt keinen Zweifel an der drohenden Möglichkeit derartiger Bestrebungen.

Dieses „Wenn nötig" ist freilich der Punkt, an den sich noch unsere Hoffnung klammern darf. Noch sind wir in der Lage, das Furchtbare zu verhindern. Wie dies geschehen kann, ist bereits angedeutet und soll hier nicht im einzelnen ausgeführt werden. Eines sei nur noch hervorgehoben. Der Gedanke liegt nahe, daß Frankreich in seinem blinden Haß lieber unsägliches Unheil über die Welt, ja über sich selbst kommen lassen, als daß es sich entschließen wird, Polen zugunsten von Deutschland zu benachteiligen. In der Tat müßte dieser Gesichtspunkt die Lage für uns hoffnungslos gestalten, wenn hier nicht das Interesse Englands einsetzen würde. Und zwar nicht nur auf Grund jener allgemeinen, im Vorstehenden kurz skizzierten Erwägungen, deren heute wohl nur das kühlere Amerika und das durch Arbeiternot und Kohlennot besonders bedrohte Italien soweit fähig ist, daß dadurch die letzte Entscheidung beeinflußt werden kann. Sondern das ureigenste Macht- und Wirtschaftsinteresse Englands erfordert die hier entwickelte Lösung des Problems und sobald diese Faktoren mitsprechen, kennt England, schaudernd haben wir es erlebt, nicht Mitgefühl, nicht Nachgiebigkeit, ja selbst nicht Zweckmäßigkeit. Das sprunghafte Steigen der oberschlesischen Börsenwerte hat allenthalben die Annahme gerechtfertigt, daß das Ausland, verlockt durch die ungeheure Valutadifferenz, diese Steigerung durch Massenankäufe veranlaßt hat. Welche Staaten hier besonders mitgewirkt haben, kann urkundlich nur von sehr wenigen Eingeweihten festgestellt werden. Aber die Geschichte der letzten fünfzig Jahre zeigt uns, deutlicher als alle Urkunden, wer hier vor allem die Hand im Spiele hat. Im Jahre 1875 kaufte England von dem in den schwersten Geldnöten befindlichen Khediven von Ägypten Ismail Pascha, dessen etwa 175000 Suezkanalaktien für vier Millionen Pfund Sterling, entriß damit den maßgebenden Einfluß über dieses Unternehmen Frankreich, das es geschaffen hatte, und schuf sich eine der Grundlagen seiner Weltherrschaft. Die Zeiten sind andere geworden. Jetzt handelt es sich nicht mehr um die Beherrschung der wichtigsten Zufahrtstraßen, sondern um die Herrschaft über die wichtigsten Naturkräfte. Hier ist England in einer ungleich schwierigeren Lage. Über das Öl schaltet Amerika, das schon gierig nach den Ölquellen Mexikos seine Arme ausstreckt. So muß sich England nach andern Kräften umsehen. Über die norwegischen Wasserkräfte hat es sich schon seit langem einen maßgebenden Einfluß gesichert. Und nun bietet sich ihm Gelegenheit, sich im reichsten Kohlengebiet Europas einzunisten und dadurch einen weiteren Schritt dem Ziele entgegen zu eilen, das es nunmehr erstrebt, die Beherrschung der kontinentalen Wirtschaft. Wer kann da noch zweifeln, daß England es ist, das jene Werte in ungeheuren Mengen und für ein Butterbrot aufkauft?

Es ist gewiß traurig, daß wir nur auf diesem Wege, England ein guter Arbeiter und Verwalter zu sein, dazu gelangen können, Oberschlesien für Deutschland zu erhalten. Doch läßt sich nicht mehr ändern, was geschehen ist und den ewigen Fluch der Enkel würde der auf sein Haupt lenken, der sich durch diese Einsicht abbringen ließe, das wenige zu retten, was noch zu retten ist. Und so gilt auch für uns das Goethewort, daß uns nichts bleibt, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder des Wagens unseres Schicksals wegzulenken.

Das französische Buch im Ausland

Von Käthe Miethe

n einer Unterredung, die der neue französische Gesandte für Holland, Herr Charles Benoist, in Paris mit einem Vertreter des Nieuwe Rotterdamsche Courant hatte, sprach dieser von seiner Absicht, das französische Buch den Holländern besser, als es bisher der Fall gewesen wäre, zugänglich machen zu wollen. Herr Benoist bringt damit für Frankreich keine neue Idee zur Welt, er spricht nur für seinen Teil von einer Bestrebung, der alle, mit irgendeiner kulturellen Mission im Ausland betrauten Franzosen dienen, durch das Buch für ihr Land zu werben. Bereits vor einigen Jahren auf dem „Congrès National du Livre“ in Paris leitete der französische Verleger M. Fouret seine Rede mit folgenden Worten ein: „Die Verbreitung des französischen Buches ist eins der besten Mittel, den Einfluß unseres Landes zu vergrößern und die Größe Frankreichs der ganzen Welt darzutun.“ Auf diesem Buchkongreß wurden schon die Aufgaben des französischen Buchhandels für die Zeit nach dem Kriege besprochen und gewisse Richtlinien festgestellt, nach denen die Verbreitung der französischen Bücher im Ausland erfolgen sollte. Eine wie große Bedeutung die französische Regierung dieser Sache zuschrieb, beweist die Beteiligung des Präsidenten der französischen Republik an dem nationalen Buchkongreß. Seine Aussprache ist zu charakteristisch, um sie hier ganz zu umgehen. Sie schließt mit den Worten: „Im Buche versinnbildlicht sich die französische Idee. Das deutsche Buch war der Fürsprecher des deutschen Stolzes, der deutschen Kultur. Deutschland nährte den Ehrgeiz in sich, die Königin des Buches zu werden. Sie wissen, daß das Buch die Menschen beherrscht, daß es der Herr der Zukunft ist. — Schriftsteller, Verleger, Druckereibesitzer, Buchdrucker, Bibliophilen und Künstler, Ihr alle habt Euch zusammengeschlossen, um an der Verteidigung und dem Ruhm der französischen Sprache und des französischen Buches mitzuarbeiten!“

Mit der Propaganda des französischen Buches im Ausland befaßt sich seit Jahren eine Verlegervereinigung in Paris, die „Société d'exportation des éditions françaises“. Ihre Hauptaufgabe während des Krieges bestand darin, die von Deutschland notgedrungen verlorenen Stützpunkte in den fremden Ländern einzunehmen, sich der Gesetzlosigkeit dem Feinde gegenüber zu bedienen und den französischen Buchhandel nach deutschem Muster neu zu organisieren.

Während der Kriegsjahre waren die Leistungen der Buchhandelsorganisationen für die Weltwerbearbeit nicht von so großer Bedeutung, wie sie es jetzt sind. Der Buchhandel konnte naturgemäß den Anforderungen nicht genügen, die die kriegführenden Länder an ihre Buchpropaganda stellen mußten. Da die Verbreitung der Bücher großenteils kostenlos in den neutralen Ländern erfolgte, konnten die Kanäle des internationalen buchhändlerischen Verkehrs nicht viel in Anspruch genommen werden. Es wurden von den Regierungen besondere Organisationen ins Leben gerufen, die die sogenannte Propagandaliteratur herstellen und verbreiten ließen. Für bestimmte Publikationen, vor allem solche, deren amtlicher Charakter nicht erkannt werden durfte, wurde natürlich auch der reguläre Weg durch den Buchhandel gewählt. Doch war auf die Verbreitung einer solchen Veröffentlichung kein allzugroßer Einfluß zu gewinnen. Das alles sind hoffentlich abgetane Dinge. Insoweit wenigstens, als es jetzt nicht auf augenblickliche tendenziöse Stimmungsmache im Ausland ankommt, von der sich nur in gänzlich anormalen Zeitläuften nachwirkender Erfolg versprechen läßt, sondern auf die Betonung und Hervorkehrung des wesentlichen, dem ganzen Volke eigenen geistigen Besitzes durch geeignete Zugangswege im Ausland.

Einen Übergang von Friedens wegen für die Verbreitung seiner Bücher fand Frankreich im Kriege beispielsweise in Holland in der Verbindung der amtlichen französischen Propagandastelle im Haag, dem Office française, mit einem Lesesaal.

Der Lesesaal war seiner Einrichtung und Verwaltung nach als Treffpunkt der kulturell interessierten holländischen und französischen Kreise gedacht. Er stellte nicht nur die übliche französische Propagandaliteratur zur Schau, sondern bot auch die besten französischen Zeitschriften und die Neuerscheinungen des belletristischen Buchhandels, so daß den Holländern auf angenehmste Weise die französische Literatur nahe gebracht wurde.

Auch die Buchhändlerwege nach Holland wurden im Kriege schon eifrig auf ihre Eignung und Verbesserungsmöglichkeit von Frankreich geprüft. So wurde eine Rundfrage an holländische Buchhändler geschickt, die sich mit allen Fragen des französischen Buchabsatzes in Holland befaßte. Eine gleiche Umfrage soll auch in den skandinavischen Ländern veranstaltet worden sein. Vor allem aber in Holland hat Frankreich seit vielen Jahren den Kampf gegen das deutsche Buch besonders gegen die deutsche wissenschaftliche Literatur aufgenommen. Durch Studentenaustausch und durch Vorträge im Ausland wird von französischer Seite planmäßig gegen die Ansicht aufgetreten, daß Deutschland die besten wissenschaftlichen Lehrbücher besitzt, um entsprechenden französischen Erzeugnissen mehr Zugang zu den ausländischen Lehrstätten zu verschaffen.

Die Lage des französischen Buchhandels ist aber keineswegs günstig, denn er hat im Kriege anscheinend noch weit mehr unter dem Papiermangel gelitten, als der deutsche. Es konnten in den letzten Jahren im neutralen Ausland eine große Anzahl Bestellungen auf französische Bücher nicht erledigt werden, weil keine Neuauflagen in Frankreich hergestellt wurden. Ebenso klagten neutrale Buchhändler sehr über den geringen Eingang neuer französischer Romane, den sie ausschließlich dem Papiermangel zuschrieben, denn am guten Willen Frankreichs, das Ausland mit Büchern zu beliefern, fehlte es wirklich nicht. Die Ende 1917 in Paris bei Flammarion erschienenen Auflagen des in der ganzen Welt begehrten französischen Kriegsbuches von Barbusse: Le feu, die über 150 000 Exemplare verzeichnen konnten, waren auf so minderwertigem Papier gedruckt, wie wir es in Deutschland in einem guten Verlage überhaupt nicht kennen gelernt haben. Durch die unerhört steigenden Arbeitslöhne sah sich auch der französische Buchhandel zur Aufgabe alt gewohnter Bücherpreise gezwungen und nahm erhebliche Preissteigerungen vor. Die niedrige deutsche Valuta läßt dagegen das deutsche Buch im Ausland verhältnismäßig billig erscheinen, wenn auch die ungeheuren Spesen den Valutagewinn beträchtlich schmälern.

Es liegt eine sehr starke Unternehmungskraft und Konsequenz in Frankreichs Werbearbeit im Ausland für die Verbreitung seiner Bücher. Nichts kann so leicht alle Schichten eines Volkes erreichen und durchdringen, wie das Buch in all seinen Gestaltungen. Musik und bildende Kunst finden nur ein begrenztes Publikum, die Filme wenden sich vornehmlich an geistig weniger maßgebende Kreise, nur das Buch bietet als Vermittler der Dichtung, der Wissenschaft und der Unterhaltung so viele Möglichkeiten, daß auf ihm die größte Werbearbeit für das Wesen eines Volkes fußen kann.

England

Während man in Deutschland nichts besseres zu kennen scheint, als sich gegenseitig für den unglücklichen Ausgang und namentlich für die Folgen des Krieges verantwortlich zu machen und die ohnehin nicht sehr große Aktionskraft der Regierung dadurch lähmt, daß man sie zwingt, bei jedem beabsichtigten Schritte nach außen dem Eindruck nach innen Rechnung zu tragen, versäumt man es durchaus, den Blick auf die andern Länder zu richten und sieht nicht, daß selbst bei den Siegern die Tatsache, daß ein großer die Gesamtkräfte der Nation in Anspruch nehmender Krieg geführt wurde, auf den meisten Gebieten des öffentlichen Lebens geradezu katastrophale Folgen gezeitigt hat. Daß Italien seines Sieges nicht froh geworden ist, geben dort sogar die Nationalisten zu. Wie schwer Frankreich leidet, wird sich erst, abgesehen von dem Sturz seiner Valuta und der schweren Transportkrisis, die, nebenbei gesagt, auch nicht die geringste Ursache der Verzögerung bei der Herausgabe unserer Gefangenen bildet, im nächsten Jahre bei der Beratung der neuen Steuergesetze erweisen. Sogar Amerika hat, wie im vorletzten Heft angedeutet wurde, unter den Folgen des Krieges zu leiden. Am interessantesten und lehrreichsten aber liegt wohl der Fall in England, das außenpolitisch zweifellos den größten Erfolg im Kriege davongetragen hat. Nicht als ob alle inneren Schwierigkeiten Englands ausschließlich auf den Krieg zurückzuführen seien. Eine gewisse Parlamentsmüdigkeit, die wachsende Tyrannei der Gewerkschaften bestanden schon vor dem Kriege und die irische Frage war schon im Frühling 1914 in solchem Maße akut geworden, daß ganz Kluge uns Englands Teilnahme am Kriege aus seiner Absicht erklären wollten, sich der Lösung dieser Frage zu entziehen. (Etwa so, als wollte man in ein brennendes Feuer stürzen, um sein baufälliges Haus nicht ausbessern zu brauchen.) Aber der Krieg hat doch hier wie in andern Ländern die Entwicklung reifender Probleme beschleunigt und, da auch hier die Parteien oder besser gesagt die einzelnen Interessengruppen die Schwierigkeiten, die sich der Regierung naturgemäß aus der Liquidierung des Krieges, sowie aus der Umstellung in den Friedenszustand ergaben, zur Durchbringung ihrer Sonderwünsche benutzt haben, teilweise sogar überstürzt. Besondere Schwierigkeiten ergeben sich natürlich auch aus der Tatsache, daß der sogenannte Friedenszustand, das heißt ein Zustand, wie er vor dem Kriege bestand, selbstverständlich auf keinen Fall wiederherzustellen ist. Daraus erklärt sich aber die weitverbreitete Unzufriedenheit und die Anforderungen, die heute an die ohnehin schon durch die gesteigerten Lasten der regulären Verwaltung in Anspruch genommene englische Regierung gestellt werden, sind ins Unerhörte gestiegen.

Allerdings ist auch ihre Machtstellung nach innen hin, scheinbar wenigstens, ganz außerordentlich stark. Es ist bei uns wenig beachtet worden, daß das Ergebnis der Dezemberwahlen für die englische Regierungspraxis eine ganz ungewöhnliche Neuerung darstellt. In richtiger Erkenntnis, daß die Friedenskonferenz eine außenpolitische Angelegenheit darstellte, zu deren möglichst vorteilhafter Durchführung alles darauf ankam, die Stellung des englischen Vertreters dadurch möglichst stark zu machen, daß sich der größte Teil der Nation geschlossen hinter ihn stellte, wurde Lloyd George und seinem Kabinett eine Diktatorstellung eingeräumt, die man sich innenpolitisch wohl gehütet haben würde, in dieser absoluten Machtvollkommenheit jemals einer Regierung zuzugestehen. Das Normale wäre gewesen, daß man die Friedensverhandlungen durchaus als Fortsetzung des Krieges betrachtet hätte und vielleicht ist der Eifer, mit dem sich die Konservativen für aktives Eingreifen in Rußland einsetzten, zum Teil auf ein ganz richtiges Gefühl dafür zurückzuführen. Es zeigte sich jedoch, daß beim Waffenstillstand auch England an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen war, für das Gefühl des Volkes war mit dem Waffenstillstand auch der Friede da, die Ungeduld langer und oft enttäuschter Hoffnung ließ sich nicht länger aufhalten und verlangte nach schleuniger Umstellung in einem Maße, daß niemand

die Kraft gehabt hätte, die durch weitere und anscheinend ungerechtfertigte Aufrechterhaltung des Kriegszustandes entstehenden Kosten und Lasten zu rechtfertigen. So ergaben sich aus der Umstellung sofort alle natürlichen Schwierigkeiten: Arbeitslosigkeit, Teuerung, Neueinstellung der Industrie, Ausgleich zwischen den Anforderungen von Ein- und Ausfuhr usw., deren Lösung wegen der Langwierigkeit der Pariser Verhandlungen nicht zurückgestellt werden, aber gerade infolge der nur auf die Außenpolitik berechneten Machtvollkommenheit der Regierung nicht in befriedigender Weise gelöst werden konnten. Denn innerpolitisch bildet in parlamentarisch regierten Ländern jede allzu erdrückende Regierungsmehrheit, die sich aus einer Koalition zusammensetzt, für die Regierung selbst eine Gefahr, weil ihre Energie, durch keine kräftige Opposition mehr zusammengehalten, sich infolge der innerhalb der Koalition bestehenden inneren Widersprüche jeden Augenblick gelähmt sieht und sich zu zersetzen droht. Die Dezemberwahlen, außenpolitisch von gar nicht hoch genug einzuschätzendem Vorteil, haben das Land innerpolitisch, wo es nicht mehr lediglich darauf ankam, den Krieg zu gewinnen, sondern Probleme zu lösen, denen die verschiedenen Mitglieder der Koalition verschieden gegenüberstehen, in eine bisher beispiellose Verwirrung gestürzt. Sie haben die Oppositionspartei nicht lediglich in die Defensive gedrückt, sondern völlig zertrümmert, so daß das ganze bisherige englische Schaukelsystem von Partei zu Gegenpartei über den Haufen geworfen ist. „Manchester Guardian" drückte diese Situation am 18. September mit folgenden Worten aus: „Lloyd George ist ein Führer ohne Partei und es gibt gegenwärtig keine Partei, die nach der Führerschaft strebt." Es ist gar nicht anzunehmen, daß Lloyd George persönlich so viel daran gelegen ist, am Ruder zu bleiben, es ist aber niemand da, der augenblicklich die Regierung übernehmen könnte. Asquith ist nicht mehr im Unterhaus, und Lord Robert Cecil, der als der kommende Mann bezeichnet wird, hat vorläufig keine Mehrheit, auf die er zählen könnte und ist als Verteidiger der rücksichtslosen Blockade und der politischen Geheimverträge für die Liberalen vorläufig allzu schwer belastet. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung das Prognostikon, das am 19. September Lord Haldane über den Ausfall von neuen Wahlen abgegeben hat. Sie würden, meinte er, in runden Ziffern ergeben: 120 Arbeiter, 100 Iren, 100 alte Konservative, 100 moderne Konservative der Partei Lord Robert Cecils, 180 Liberale, 100 Freunde Lloyd Georges, also eine neue Koalition nötig machen, die sich ganz den gleichen grundsätzlichen Schwierigkeiten gegenübersehen würde, wie die gegenwärtige. Unter diesen Umständen hat Lloyd George zunächst versucht, die Koalition fester zusammenzuschließen. Ende Juli forderte Churchill zur Bildung einer Einheitspartei auf, in der die großen Gegensätze über Schutzzoll und Freihandel vor den brennenderen Problemen zurückgestellt werden sollten. Aber die Opposition im Lande wuchs. Auf den ersten neun Ersatzwahlen ist der Stimmenanteil der Koalition von insgesamt 95 882 auf 69 388 Stimmen zurückgegangen, der der zersplitterten Opposition von 55 158 auf 81 944 gestiegen und wenn dabei außer fünf Oppositionellen vier Koalitionsanhänger gewählt wurden, so dankte Lloyd George den Erfolg der letzteren weniger seinem eigenen Prestige als der Abneigung und Furcht des Landes vor den extremen Elementen der Arbeiterpartei. Angesichts dieser Entwicklung scheint er einen Augenblick daran gedacht zu haben, den ganzen rechten Flügel seiner Koalition fahren zu lassen und sich dafür bei den Arbeitern Ersatz zu suchen. Wenigstens wurde sein Mitte September herausgekommenes Flugblatt „The Future", das u. a. die Achtundvierzigstundenwoche, angemessene Löhne, Mitwirkung der Arbeiter bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen, finanzielle Beteiligung der Arbeiter am Arbeitsergebnis, Vertretung der Arbeiterschaft in Kontrollräten der Bergbauindustrien versprach, allgemein als großes Entgegenkommen gegen die Arbeiter aufgefaßt. Da kam ihm der Eisenbahnerstreik zu Hilfe.

Entstehung, Verlauf und Ausgang des Eisenbahnerstreiks sind überaus kennzeichnend für die ganze Lage in England, für die mit Explosionsstoff geladene

Atmosphäre, für den starken, wenn auch nicht nachhaltigen Einfluß der Extremisten, die wohl Kraft genug zu starken Vorstößen haben, aber wie auch bei ihren Forderungen nach „direkter Aktion" und anläßlich der Generalstreikdrohung zur Erzwingung der Einstellung einer Antibolschewistenpolitik deutlich geworden ist, das Land sofort gegen sich haben, wenn sie Miene machen, die öffentliche Meinung zu vergewaltigen, für den vorläufig noch schwebenden Charakter der Arbeiterfragen, für die Nervosität der Arbeiterführer, die Entschlossenheit der Regierung, sich nicht überrumpeln zu lassen, sowie endlich für die wahrhaft bewundernswerte zivilisierte Disziplin, die sowohl die Arbeitermassen wie das Publikum bewiesen haben. Da der Eisenbahnerstreik die Schwierigkeiten, denen sich die Regierung gegenüber befindet, deutlich zutage treten läßt, ist es gut, etwas näher auf ihn einzugehen. Schon vor dem Kriege waren die Löhne der Eisenbahner verbesserungsbedürftig erschienen. Der status quo sollte bis zum November 1914 laufen und dann irgendwie geändert werden. Als der Krieg ausbrach, erklärten die Arbeiter im Interesse der inneren Ruhe und Festigkeit des Landes auf die Regelung vorderhand verzichten zu wollen. Damals betrug der Lohn im Gesamtdurchschnitt für alle Arbeiterkategorien 25 Schilling wöchentlich. Bis 1918 stiegen die Zulagen, wiederum gleichmäßig für alle Kategorien, auf 33 Schilling wöchentlich. Im November 1918 wurde dann vereinbart, daß für jede fünf Prozent Senkung für die Kosten des Lebensunterhalts ein Schilling wöchentlich wegfallen sollte. Da aber durch diese gleichmäßigen Zulagen die vor dem Kriege weniger gut entlohnten Arbeiter gegenüber den höher bezahlten begünstigt waren, drängte man auf baldige Wiederaufnahme der Verhandlungen, die sich jedoch bei der ganzen Lage als so schwer übersehbar erwiesen, daß man sich, bevor man weiterging, um entstandene Befürchtungen der Arbeiterschaft zu beruhigen, im März darauf einigte, die gegenwärtigen Löhne auf alle Fälle, also auch bei etwaiger Senkung der Preise, bis 31. Dezember 1919 beizubehalten. Die Unterhandlungen wurden fortgesetzt, erwiesen sich aber als sehr schwierig, da man danach strebte, die Löhne der Eisenbahner im ganzen Reich zu vereinheitlichen, sowie denen der übrigen Arbeiter möglichst gleichzustellen. Endlich traten im August die Arbeiter mit neuen Vorschlägen hervor, die zunächst von der Regierung abgewiesen, dann, von den Arbeitern revidiert, aufs neue vorgebracht wurden. Die Regierung, die unter allen Umständen die Löhne abbauen will, erklärte nun, sie stände grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß jeder neue Normallohn geringer sein müßte, als die Summe des alten plus Kriegszulage, und die Differenz, die zwischen dem neuen Lohn und dem gegenwärtig gezahlten bestände, als eine Art Kriegsgewinn zu betrachten sei, der mit dem Sinken der Preise verschwinden müsse. Die Arbeitervertreter wandten dagegen ein, daß diese Anschauung keineswegs grundsätzlich auf alle Arbeiterkategorien gleichmäßig anwendbar sei, indem z. B. für Lokomotivführer sich heute angesichts der Preise der alte Lohn plus Kriegszulage im Vergleich mit dem Lohn von 1914, der doch schon seit 1889 bestand, um 32,5 Prozent niedriger stelle. Ein Vertreter der Eisenbahngesellschaften erklärte, die von den Eisenbahnern geforderten Löhne würden nach seiner Berechnung eine Erhöhung der Eisenbahneinkünfte um 120 Millionen Pfund nötig machen, die Arbeiter fochten die Richtigkeit der Ziffern an und wandten ein, daß die Höhe der augenblicklichen Lasten nicht als normal anzusehen sei und daß die während des Krieges bestandene Vereinheitlichung der verschiedenen Systeme bewiesen hätte, daß bei der Verwaltung Ersparnisse zu machen seien. Damit war man hart an die Frage der Nationalisierung herangekommen und die Regierung zog es vor, nun ihrerseits mit Vorschlägen hervorzutreten. Sie tat das in einer Form, die später zwar als Folge eines Mißverständnisses hingestellt wurde, die aber doch wohl die Absicht verriet, die Angelegenheit zu beschleunigen oder das Land gegen die Extremisten einzunehmen und den Streik als politisches Kampfmittel zu diskreditieren. Der Regierungsvertreter nämlich stellte die neuen Vorschläge nicht als Grundlage weiterer Verhandlungen, sondern als letztes Wort der Regierung hin. Das konnten sich die Führer, die fürchten mußten, die Gewalt über die radikalen Elemente zu

verlieren und durch eintretende Schwächung der Gewerkschaftsautorität die ganze Arbeiterbewegung zu spalten, nicht bieten lassen und forderten in der Form eines Ultimatums neue Vorschläge der Regierung. Diese aber ließ das ganze Land wissen, daß ihre letzten Vorschläge zu den siebenundvierzig Millionen Vorkriegslöhnen einschließlich der durch Einführung des Stundentages, der Erhöhung der Nachtschichten usw. erforderten Vermehrung eine Gesamtlohnerhöhung von fünfundsechzig Millionen Pfund bedeuteten und blieb fest. Der Streik brach aus und hatte, während das Publikum sich heroisch benahm und wie immer, wenn in England wirklich Not am Mann ist, die Regierung rückhaltlos und tätig stützte, sofort die gesamte öffentliche Meinung gegen sich. Eine Kampfesmethode, die das gesamte Leben des Landes lahmlegte, erschien als allem parlamentarischen Usus widersprechend und unfair und man fragte sich, was aus England werden würde, wenn solche Methoden einrissen und beispielsweise bei Wahlniederlagen etwa alle Liberalen oder alle Konservativen auf einmal nicht mehr mittun wollten. Die Arbeiter fühlten das recht wohl und gaben sich bereits nach wenigen Tagen mit einem Kompromiß zufrieden: die Verhandlungen sollten fortgesetzt werden, während die gegenwärtigen Löhne bis September 1920 beibehalten werden und dann erst abgebaut werden sollen, wenn inzwischen die Preise für die Lebenshaltung gesunken sind. Praktisch ist damit für die Regierung allerdings nichts erreicht: Ob die Preise sich tatsächlich beträchtlich senken werden, erscheint bei der schlechter werdenden englischen Valuta und der immer noch in wichtigen Wirtschaftszweigen, zum Beispiel in der Bergwerksindustrie herrschenden Unruhe zweifelhaft, und im übrigen ist die ganze Angelegenheit ja nach wie vor in der Schwebe, aber politisch zeigt sich der Erfolg nicht nur in dem Koalitionssieg bei der letzten unmittelbar unter dem Eindruck des Eisenbahnerstreiks stehenden Ersatzwahl in Rusholme, sondern auch in den inzwischen bekannt gewordenen Äußerungen Lloyd Georges zur Bergwerksnationalisierung. Über die Grundzüge des Problems ist an dieser Stelle, Grenzboten Heft 32, gehandelt worden. Auf dem Gewerkschaftskongreß im Oktober nun, der sich mit überwältigender Mehrheit für die Ergebnisse Sankeys ausgesprochen hat, ist Lloyd George nicht nur von diesem, sondern sogar von dem weit gemäßigteren Duckham-Schema, das an Stelle der Nationalisierung der Bergwerke nur eine staatliche Kontrolle einführen wollte, abgerückt und der Eisenbahnerstreik gab ihm eine willkommene Gelegenheit, darauf hinzuweisen, ein wie gefährliches Experiment eine Verstaatlichung sein würde. Daß trotz des Abstimmungsergebnisses die extremistischen Vertreter der direkten Aktion auch sonst an Einfluß verloren haben, beweist die ebenfalls auf dem Kongreß gehaltene Rede des Jahrespräsidenten Stuart Bunning, der die direkte Aktion mit Recht als Verneinung des parlamentarischen Regierungssystems kennzeichnete. „Ein berühmter Mann", hieß es weiter, „hat die Fähigkeit, rechtzeitig anzuhalten, als das Geheimnis des Erfolgs der parlamentarischen Institutionen Englands in der Vergangenheit erklärt. Hoffen wir, daß die organisierte Arbeiterschaft zur rechten Zeit anhalten wird. Die Politik der Herren Smillie, Hodges und Williams ist so unzweideutig staatsfeindlich, daß wir nicht verstehen, warum man sie nicht auf Grund des Landesverteidigungsgesetzes, solange es noch in Kraft ist, festnimmt. Die Naturalisierungspolitik ist überraschend einfach. Das Vereinigte Königreich zählt jetzt einige zwanzig Millionen Wahlberechtigte. Die Gewerkschaften haben sicher fünf Millionen Mitglieder, vielleicht noch mehr. Nun sind 25 Prozent der Gesamtstimmen völlig hinreichend, um jede Regierung zu stürzen und jede Regierung zur Herrschaft zu bringen. Smillie und Genossen wollen in der britischen Politik die Rolle spielen, die Parnell und die irischen Nationalisten so lange und so wirksam gespielt haben: im Spiel der Kräfte den Ausschlag zu geben und ihre Stimme in die Wagschale derjenigen Partei zu werfen, die ihnen das meiste verspricht und gibt." Daß dies System zum Bankerott führen muß, ist selbst den oppositionell gesinnten Liberalen klar, und da die Arbeiterpartei selber ihnen im September das Wahlbündnis verweigert hat, werden sie, um nicht noch

mehr ins Gedränge zu geraten, die Koalition ruhig noch eine Weile weiter stützen, und es wäre, falls die Extremisten unter den Sozialisten doch noch einmal wieder die Oberhand bekämen, nicht ausgeschlossen, daß die nächsten Wahlen innerpolitisch ähnlich wie jetzt in Frankreich unter dem Schlagwort für oder wider den Bolschewismus gemacht werden, was die Stellung der Sozialisten nicht gerade stärken würde. Innerhalb dieser großen Grundlinien erscheint der Erfolg der Arbeiter bei den Gemeindewahlen nur als Episode, besonders da er auf Wahlfaulheit der Bürgerlichen beruht. Aber gerade diese Faulheit beweist doch auch, wie geringe Bedeutung den Gemeindewahlen zuerkannt wird.

Scheint also infolge der Sozialistengefahr der Bestand der Koalition noch bis auf weiteres nicht ernstlich gefährdet, so bleiben doch auch alle mit ihrer Existenz verbundenen Mißlichkeiten bestehen. Lloyd George ist weiter auf sich gestellt, kann aber in wichtigen Fragen keinen entschiedenen Schritt tun, ohne die Stellung der Regierung als solcher schwer zu gefährden. Wenn seine von der Zuhörerschaft fast stets mit Begeisterung aufgenommenen Reden, in denen er stets schlagende Argumente wider seine Gegner vorzubringen weiß, bei kühler Betrachtung vage und leer erscheinen, so liegt das höchstwahrscheinlich gar nicht daran, daß er selber kein bestimmtes Programm hat, sondern weil er nicht davon reden kann, ohne sogleich infolge der heterogenen Zusammensetzung seines Kabinetts, das jetzt aus 11 Unionisten, 8 Liberalen und 1 Arbeiterführer besteht, im Handeln gehemmt zu sein. Ein gut Teil seiner wenigstens scheinbaren Tatenlosigkeit in der irischen Frage ist sicher auf diesen Zustand zurückzuführen. Die allgemeine Situation in Irland ist bereits in Heft 30 der Grenzboten umrissen worden. Inzwischen hat die Lage eine bedeutende Verschärfung erfahren. Schon die Tatsache, daß in Irland, abgesehen von der verstärkten Polizei, 55 000 Mann regulärer Truppen stehen, spricht deutlich genug. Das Regiment Lord Frechs läßt an Energie kaum zu wünschen übrig. Haussuchungen, Verhaftungen, Zeitungsverbote sind an der Tagesordnung. Aber auch der Widerstand ist noch beständig im Wachsen begriffen. Die Sinn-Fein-Regierung verfügt über sehr feste Freiwilligen-Organisationen. Überfälle auf Polizisten und Soldaten, Meuchelmorde, die wiederum Soldatenausschreitungen hervorrufen, sind etwas ganz alltägliches, die Polizei ist machtlos, weil die Bevölkerung aus Furcht vor der Rache der Sinn-Feiner keine Aussagen machen will. Die Militärdiktatur ist infolgedessen bedeutend verschärft und die Strafgewalt der Kriegsgerichte erweitert worden. Wie notwendig das letzten Endes ist, beweist die Mitte September in Dublin gemachte Entdeckung eines neuen für den Oktober geplanten großen Protestunternehmens, die neue Unruhen zur Folge hatte. Andererseits tritt die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes dadurch immer greifbarer hervor und dem Vernehmen nach ist der neue Regierungsplan für irisches Home-Rule denn auch jetzt fertiggestellt. Es soll ein Parlament für ganz Irland gegründet werden, doch soll jede einzelne Grafschaft das Recht haben, darüber abzustimmen, ob sie sich unter dies Parlament stellen will oder nicht. Die Grafschaften sollen Autonomie erhalten, die Befugnisse des Parlaments sollen mit Ausnahme für die Schutzzölle etwa denen der Dominions entsprechen. Nach dem, was früher an dieser Stelle gesagt worden ist, sieht es nicht gerade danach aus, als ob dieser Plan Beifall finden wird.

Aber die Verlegenheiten der englischen Regierung sind damit nicht erschöpft. Das Parlament benutzt jede Gelegenheit, zum Beispiel die Besprechung der Intervention in Rußland und das Gesetz über die Zulassung der Ausländer, um der Regierung seine Unzufriedenheit auszudrücken. Die Besetzung wichtiger Regierungsstellen mit nicht parlamentarischen Sachverständigen, die aus seiner Arbeitsüberlastung wohl erklärliche häufige Abwesenheit des Premierministers haben an sich nicht ungerechtfertigte Klagen über Eigenmächtigkeit der Regierung und als Umgehung der parlamentarischen Kontrolle veranlaßt, die größte Bestürzung aber hat die Revision des Budgets hervorgerufen. Schon im August hatte der Finanzminister ausgerufen: Wir gehen dem Bankerott entgegen. In-

zwischen hat sich aber herausgestellt, daß infolge des Aufschubs in der Demobilisierung — allein in der Türkei und Syrien stehen noch besonders infolge der anatolischen Nationalistenbewegung aber auch wegen der Vorgänge in Syrien, etwa anderthalb Millionen Mann unter den Waffen, — infolge der durch die Teuerung notwendig gewordenen Erhöhung der Pensionen und des Eisenbahnerstreiks das Defizit nicht 250 sondern 473 Millionen Pfund beträgt, und selbst diese Summe ist von einem Kritiker noch als zu niedrig bezeichnet worden. Lloyd George sucht die Tadler allerdings auch angesichts dieser überwältigenden Zahlen durch Appelle an das nationale Gewissen (in der türkischen Frage) und durch seinen fröhlich zur Schau getragenen Optimismus mundtot zu machen, versichert auch nach wie vor das Menschenmögliche zu tun, um die Ausgaben einzuschränken, aber ähnlich wie in Frankreich und mehr noch in Deutschland zeigt sich, daß der durch den Krieg unermeßlich angeschwollene Beamtenapparat gar nicht so ohne weiteres ausgeschaltet oder abgebaut werden kann. Auch hier zeigt sich die gleiche passive Resistenz, wie wir sie vielfach bei uns sehen, und Lloyd George beispielsweise mußte sich sagen lassen, daß allein das Munitionsministerium heute noch 10 236 Beamte zählt. Ob unter solchen Umständen, unter den Kosten der drohenden Nationalisierung, bei dem symptomatischen Mißerfolg der letzten Siegesanleihe, den Streiks, die sich wiederholen werden, die Absicht, die gesamten Staatsschulden binnen fünfzig Jahren abzutragen, verwirklichen lassen wird, erscheint sehr fraglich. Alles wird auch hier darauf ankommen, welche Aufnahme die neuen Steuergesetze finden werden. Auch hier wird Lloyd George, falls er sich überhaupt noch in Person entschließt, welche vorzulegen, einen schweren Stand haben. Im Dezember versprach er leichtfertig: Deutschland wird alles bezahlen. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß Deutschland gar nicht imstande ist, alles zu bezahlen. Wird der englische Wähler Lloyd George an seine Worte mahnen, oder wird er entschlossen zur Selbsthilfe greifen? Und die weitere Frage: ist er angesichts der Sozialistenbewegung überhaupt noch imstande, dies mit Erfolg zu tun? Menenius

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die künftigen Grenzen Deutschösterreichs. In meinem Aufsatz unter diesem Titel in Nr. 43 habe ich des literarischen Abwehrkampfes der österreichischen Deutschen gedacht. Es ist durch ihn reiches Material zur wissenschaftlichen Beurteilung nicht nur der neuen Grenzen, sondern auch der Lebensbedingungen des verstümmelten Staates geliefert worden, das die Zukunft vielleicht besser würdigen wird, als die Gegenwart. Die Erwiderungen von der Gegenseite sind wenig auf die Grundfragen eingegangen, wie der Leser aus ihrer Besprechung an verschiedenen Stellen der diesjährigen „Mitteilungen des Vereins Südmark“ ersehen kann. Entweder ging man in Denkschriften, die besonders in den Ententeländern viel verbreitet wurden, uns aber nur schwer und zufällig bekannt werden konnten, auf unsere Beweisführung gar nicht ein und brachte lediglich die eigene Auffassung und eine sehr lückenhafte und einseitige Darstellung der Verhältnisse in den Sprachgrenzländern vor. Da waren Behauptungen, wie die längst widerlegte des Statistikers Adolf Ficker, daß Klagenfurt um die Mitte des 19. Jahrhunderts vorwiegend von Slovenen im ethnographischen Sinne bewohnt gewesen sei, oder die allen Tatsachen hohnsprechende Versicherung, daß die österreichische Regierung im neunzehnten Jahrhundert „germanisiert“ habe, daß Städte, die von ihrer Gründung an deutsch waren, in Wahrheit slawisch seien, falsche Darstellungen, wie die, daß an der angeblichen ethnographischen Grenze sich Ge-

birge erheben, die den Karawanken gleichwertig seien (die Kärntner haben dies durch die Photographie eines Reliefs widerlegen müssen), der Mißbrauch des Namens „Ossiacher Tauern", den eine Erhebung von kaum 1100 Meter Höhe führt, und deren willkürliche Zusammenfassung mit isolierten Bodenanschwellungen von etwa gleicher Höhe zu einem einheitlichen Gebirge und dergleichen auf die Unkenntnis der Westländer berechnete „Beweise" breitgetreten. Es ist bezeichnend, daß Ententeoffiziere, die nach Klagenfurt kamen, sich wunderten, daß die Stadt nördlich (und nicht, wie sie gemeint hatten, südlich) von den Karawanken liege, sowie daß die slawische Stadt so rein deutsch sei. Der andere Weg war, unsere Ausführungen einfach als lächerlich zu bezeichnen und auf einige Nebensachen gewaltiges Gewicht zu legen, die mehr oder weniger bestritten werden konnten, und dann zu sagen: „Seht, so ist alles, was die Deutschen vorbringen!" Bezeichnend hierfür ist eine Besprechung der Denkschrift des akademischen Senates Graz „Die Südgrenze der deutschen Steiermark" in der Laibacher Monatsschrift „Ljubljanski Zvon" vom Juni 1919. Sie hat zwei Verfasser. Der eine erklärt die Schrift ohne irgendwelche Beweisführung für im Vorhinein durch die slovenischen Tagesblätter widerlegt und meint, man sei eines zwecklosen Streites mit dieser Ideologie satt, man habe sich davon „auf gordische Weise" befreit. Er setzt also die Gewalt an Stelle eines Beweises. Der andere, der damals noch Privatdozent an der Grazer Universität war (jetzt hat ihn die Laibacher Hochschule berufen), zeichnet mit diesem Titel, nachdem er die Verfasser und den Senat, dem ihre Arbeit zur Schande gereiche, als Lügner beschimpft hat. Er begründet diese Kennzeichnung mit seitenlangen Auseinandersetzungen, die sich auf eine von slovenischen Vorkämpfern aufgestellte und in der Schrift miterwähnte falsche Etymologie oder auf einige falsche oder zweifelhafte Annahmen über deutsche Lehnwörter im Slovenischen beziehen; im ganzen treffen diese philologischen Einwände nur einige Zeilen in der 58 Seiten starken Schrift und nur einen kleinen Teil jener Entlehnungen, die dort nicht zur Begründung des „Annexionismus", sondern als Beweis für das enge Zusammenleben und gegenseitige verträgliche Verhältnis beider Völker vor dem Einsetzen der slawischen Hetzarbeit und selbst nachher noch, angeführt sind. Selbst wenn alle diese Einwände berechtigt wären, würden sie also die Grundfragen gar nicht berühren. Sie sind aber — wie so vieles andere in den gegnerischen Schriften — gar nicht als sachliche Widerlegung gemeint, sondern sollen nur Oberflächlichen und Übelwollenden eine Handhabe geben, die deutschen Darlegungen als belanglos abzutun.

Dem stehen auf der andern Seite die ungeheuren Schwierigkeiten gegenüber, die wir — die Propagandastelle der Staatskanzlei und die Abteilung für Minderheitenschutz, die nun aufgelassen sind, die Propagandastellen der Länder und die Deutsche Mittelstelle in Graz — überwinden mußten, damit ein Teil unserer und der von uns verbreiteten Schriften in die Hände der Staatsmänner, Gelehrten und weiterer Leserkreise des neutralen und des damals feindlichen Auslandes gelangten. Verkehrsabsperrungen und Verkehrserschwerungen, Antipathien aller Art, die Übersättigung des neutralen Publikums gegen Propagandaschriften, die durch jene der Gegenseite herbeigeführt war und nun unsere späterkommenden betraf (sie ist insbesondere beim Schweizer Buchhandel und den neutralen Zeitungen fühlbar), der Mangel an persönlichen Beziehungen, die durch den Krieg ganz abgebrochen waren, das alles wirkte zusammen. Und dazu kam — bei der Eile, mit der wir arbeiten mußten, sehr begreiflich — die Tücke des Druckfehlerkobolds. Ein paar Beispiele. In der Ausgabe der Innsbrucker Senatsdenkschrift „The Unity of Tyrol" Seite 8 steht, daß an Italien 21 600 Deutsche kommen sollen, statt 215 000 (wie aus Seite 5 zu sehen) und diese falsche Zahl soll von unseren Gegnern unter Berufung auf die Schrift verwertet worden sein. Auf der von der Deutschen Mittelstelle herausgegebenen, dem 27. Flugblatt für Deutsch-Österreichs Recht ebenfalls beigegebenen viersprachigen Karte „Die Südgrenze Steiermarks und Kärntens" finde ich, daß die Bachern—Schreitengrenze statt als nördlichste in drei Sprachen versehentlich als südlichste für die Deutschen an-

nehmbare bezeichnet ist (französisch ist die Übersetzung richtiger). Auch das erweist ein Blick auf die Karte selbst als Versehen. Auch in meinem letzten Grenzbotenaufsatz ist auf Seite 80 das Bacherngebirge durch Druckfehler auf die Nordseite der Drau gerückt und ich muß den Leser bitten, zur Kenntnis zu nehmen, daß dieses im Gegenteil den Wall südlich der Drau bildet, von dem nur ein unbedeutender Nebenzug, der Posruck, durch den Fluß abgeschnitten wurde. Jener, nicht dieser, bildet die naturgemäße Grenze der Mittelsteiermark.

Das bezieht sich auf Vergangenes. Für die Zukunft aber kann verhängnisvoll werden, daß die Südslawen, die den Friedensvertrag noch nicht unterzeichnet haben, an die Räumung der an Österreich fallenden Gebiete noch gar nicht denken. Im Gegenteil suchen sie dort die Grundlagen ihrer Herrschaft zu befestigen und hoffen, wenn sie noch viele Deutsche vertreiben und einschüchtern, wenn sie den Orten ein äußerlich slavisches Gepräge verleihen, offenbar die endgültige Festsetzung der Grenzlinie durch die Abgrenzungskommission, in der fünf Mitglieder den „Hauptmächten", je eines den beiden Grenzstaaten zukommen, beeinflussen zu können. Diese hat ja das Recht, die nur ungefähr bestimmten Grenzstrecken genauer festzulegen und jene, die auf Verwaltungsgrenzen beruhen, auf begründeten Wunsch eines der beiden Staaten zu verlegen. An solchen Wünschen der Südslawen und angeblichen Wünschen der Bewohnerschaft wird es (nach dem zu schließen, was wir bisher in Untersteiermark erlebten) nicht fehlen. Selbst in dem zweifellos zu Österreich gehörenden Radkersburg richten sich die derzeitigen Gewaltherren häuslich ein. Sie sperren die „Grenze" gegen Österreich unter dem Vorwand dort herrschender Seuchen, von denen wir nichts wissen, und des Grenzschmuggels. Sie erheben Zölle, und zwar zwischen Radkersburg und Österreich, weil jenes slawisch sei, zwischen Radkersburg und Jugoslawien aber, weil die Stadt zu Österreich gehöre! Durch derlei Mittel sucht man die deutsche Bevölkerung mürbe zu machen und ihr die Meinung beizubringen, nur der Anschluß an Jugoslawien könne ihr Ruhe bringen und sie wirtschaftlich retten. So rächt sich, daß man den k. k. österreichischen Major Majster (Meister) nicht hinderte, die deutschen Truppen heimzuschicken und sich als slawischer General in den Besitz Marburgs zu setzen, so rächt sich, daß man die mögliche Besetzung Spielfelds (das die Slawen durch die Grenzberichtigung zu erhalten hoffen) und seines wichtigen Bahnhofs, sowie die Radkersburgs versäumt hat.

In Deutschwestungarn suchen die Magyaren mit allen Mitteln die Bevölkerung auf ihre Seite zu bringen; insbesondere machen sie den Bauern Angst vor der in Österreich angeblich herrschenden oder bevorstehenden Kommunistenherrschaft und vor der Beschlagnahme ihrer Erzeugnisse zugunsten Wiens. Daneben gehen Drohungen und Versprechungen — und sie scheinen nicht erfolglos.

Hier wie dort wird also die österreichische Regierung und ihre Vertretung in den Grenzkommissionen alle Klugheit und Entschiedenheit aufbieten müssen, um zu erreichen, daß die Grenzen der Zukunft nicht hinter den vertragsgemäßen zurückbleiben. Noch schwerer werden Grenzverbesserungen zu erlangen sein.

Professor Dr. Robert Sieger

Neue Bücher

Steiner, Dr. Rudolf. Die Kernpunkte der sozialen Fragen in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und der Zukunft. Herausgegeben von der Treuhand-Gesellschaft des Goetheanum Dornach m. b. H., Stuttgart. Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart. 2 Mark.

Steiner kennt das proletarische Leben besser als die übrige große Mehrheit der oberen Schichten unseres Volkes. Viele Mängel und Fehlerquellen unseres sozialen Lebens sieht er richtig. Die Vorschläge zur Lösung der sozialen Frage, wie sie in der vorgenannten Schrift ihren Niederschlag finden, muß man jedoch als zu „abstrakt" ablehnen, da sie keineswegs zur Gesundung unseres Wirtschaftslebens führen werden. Die schwierigste und wichtigste Frage, wie Menschen, die im Bannkreis der Maschinen, der Technik, der Organisation stehen, mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, d. h. zur freudigen Mitarbeit bestimmt werden können, läßt er völlig unbeantwortet. Die Behandlung der Eigentumsfrage enthält viele Unklarheiten. Steiner will private Wirtschaft und zwar soll jeder einzelne Wirtschaftsmensch selbst bestimmen, was die Gesamtheit ihm für seine Dienstleistungen gewähren müsse. Bei Verschiedenheiten in der Vermögenslage soll der mit geringem Einkommen Bedachte sich damit zurechtfinden, daß das „Mehr" des andern lediglich daher kommt, daß dieser Andere eben die innere bessere individuelle Fähigkeit habe, mit diesem höheren Einkommen der Allgemeinheit besser zu dienen. Das wirtschaftliche Endziel Steiners ist ein noch unfaßbarer Kommunismus, wo das Geld nur mehr eine symbolische Bedeutung hat. Der Verfasser sieht in der sozialen Frage eine Wirtschafts-, Rechts- und Geistesfrage. Nicht allein die Wirtschaft, sondern auch das gesamte Geistes- und Kulturleben soll verselbständigt werden. Der staatliche Zwang auf dem Gebiete der Schule, der Volksbildung und Volkserziehung soll beseitigt werden. Was würde die Folge der Annahme dieses Vorschlages sein? Eine größere Verwahrlosung unserer Jugend, wie wir sie leider Gottes heute schon haben und nicht zuletzt eine weitere Verarmung an geistigen Gütern, an sittlichen Lebenskräften. Was uns retten kann, ist u. a. die Durchdringung des wirtschaftlichen, politischen und sozialen Lebens mit dem Geistigen.

Wenn man sich nun mit dem Inhalt der Schrift auch nicht einverstanden erklären kann, so verlohnt sich dennoch ein Hineindenken in die Ideengänge der „Dreigliederung des sozialen Organismus". Sie geben Anregungen nach verschiedenen Seiten hin. L.

Julius R. Haarhaus: Haus Malepartus. Verlag Paul Parey, Berlin. Mark. Der Verfasser ist vielen unserer Leser kein Fremder. Die Grenzboten haben des öfteren Arbeiten aus seiner Feder gebracht, so kurz vor dem Kriege den Roman: „Das Glück des Hauses Rottland." „Haus Malepartus" zeigt uns Haarhaus auf einem Gebiet, das ihm besonders gut liegt. Es ist ein von sonnigem Humor durchwehtes Buch voller Liebe zur Natur, auch zu ihren kleinsten und unscheinbarsten Geschöpfen. Eine kleine eigenartige Gesellschaft hat sich in der märkischen Heide zusammengefunden, um am Busen der Natur von der Hast und dem Getriebe der Welt sich zu erholen. Und der Leser erholt sich mit dabei. Eine flott fortschreitende Handlung wird nur unterbrochen durch geistvolle Erklärungen von großen und kleinen Wunderwerken der Natur. Wie der Verfasser dabei mit froher Überzeugung für einen vernünftigen Naturschutz eintritt, wie bei dem Helden seines Buches aus dem Saulus ein Paulus wird, das macht das Buch lesenswert von der ersten bis zur letzten Seite.

Im **„Lachenden Wald"**, ein heiteres Buch für Jagd- und Tierfreunde von **Wilhelm Hochgreve**, Verlag von E. Ungleich, Leipzig, 6,50 Mark, ist Haarhaus ebenfalls mit einer Jagdskizze vertreten. Der Titel des Werkes verrät schon, daß hier die fröhlich-humorvolle Seite des Jagdlebens geschildert werden soll, was dem Herausgeber auch wohl gelungen ist. Unsere besten Jagdschriftsteller geben

sich in dem Buche ein Stelldichein. Wir finden da Hermann Löns, den zu früh von uns gegangenen, Ludwig Ganghofer, Fritz Bley, Anton von Perfall, Egon von Kapherr und viele andere Namen von gutem Klang. K. Sch.

Druckfehlerberichtigung. Leider hat die Verkehrssperre dem Druckfehlerteufel die Bahn freigegeben, so daß er uns einen bösen Streich spielen konnte. Im Aufsatz „Gewalt und Recht" von Dr. Theodor Oettli in Nr. 45 der Grenzboten ist auf Seite 129 Zeile 16 ist von der in England herrschenden Rechtlosigkeit die Rede, gemeint ist aber Rechtsicherheit. Tatsächlich werden in England in der inneren Verwaltung die Formen des Rechtes höchst gewissenhaft gewahrt, und infolgedessen stehen die Rechtsicherheit und die politische Moral in den Beziehungen der Engländer untereinander auf einer hohen Stufe. Wir haben genug gute Gründe, den Engländern etwas am Zeuge zu flicken und brauchen deshalb keine schlechten ins Feld zu führen.

In dem Artikel „Auf dem Wege zum Einheitsstaat" von Dr. M. Eimer in Nr. 46 der Grenzboten sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 158, Z. 28 v. u.: statt „entgliedernder Einheitsstaat" — „angliedernder Einheitsstaat".
S. 159, Z. 20 v. o.: statt „Eigentum" — „Eigensinn".
S. 161, Z. 26 v. u.: statt „Siebenhäuser" — „Bebenhäuser".
S. 162, Z. 22 v. o.: statt „Das Reich, welches nicht nur fördert, entzieht" usw. — „Das Reich, welches nicht nur fordert, entzieht" usw.
S. 162, Z. 24 v. o.: statt „welches vor allem gibt, fordert, bessert" usw. — „welches vor allem gibt, fördert, bessert" usw.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29.

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Aktive Außenpolitik!

Von Georg Cleinow

Als Graf Brockdorff-Rantzau bald nach Übernahme der Leitung des Auswärtigen Amts Anfang dieses Jahres sein Programm entwickelte und erklärte, er wolle auf eine aktive Außenpolitik nicht verzichten, konnte ich mich im Hinblick auf die allgemeine Lage, in der Deutschland sich damals befand, eines hoffnungslosen Achselzuckens nicht erwehren. Wie konnte ein halber Leichnam „aktiv" sein?! Immerhin hatte der damalige Leiter der deutschen auswärtigen Politik noch einen Schein des Rechts zu sprechen, wie er sprach, da wir glaubten, uns an die vierzehn Punkte Wilsons halten zu können, die uns eine gewisse Betätigungsbasis zu gewährleisten schienen. Sie haben sich inzwischen als eine inhaltslose Illusion erwiesen. Wenn ich jetzt das Wort höre, so stellt sich das Bild eines in einen Sumpf geworfenen gefesselten Halbtoten vor mir auf, der halb versinkend, halb sich auf schwache Grasbüschel stützend, mühsam nach Atem ringt, um seinen Herzschlag in Gang zu erhalten. Ist das nicht das Bild des deutschen Staates? Jetzt komme ich von dem grausigen Bilde nicht los, da ich Rheinbabens „Aktive Außenpolitik" las. Ists nicht Vermessenheit, von „aktiver Außenpolitik" zu sprechen, nachdem Deutschland, jeder Wehrmacht beraubt, im Innern zerwühlt von Partei- und Wirtschaftskämpfen, sich dem furchtbarsten Hasser des Deutschtums, Clemenceau, durch Annahme des Versailler Diktatfriedens auf Gnade und Ungnade ergeben hat? Wie Freiherr von Rheinbaben, der Seefahrer und Diplomat, es tut, nicht. Sein Aufsatz hat die Bedeutung eines Atemzuges für das deutsche Volk; seine Ausführungen erwecken Vertrauen zu uns selbst, zeigen Stützen, an die wir uns klammern können, zeigen Ausblicke, — aber sie wecken keine Illusionen. Rheinbaben hat den Mut, die Dinge nicht nur wie sie sind zu sehen, sondern sie auch so zu zeigen. Auch dies weckt Vertrauen. Sein tragender Gedanke läßt sich vielleicht in dem Satz zusammenfassen: solange wir arbeiten, sind wir auch aktiv in der Außenpolitik. Jedenfalls knüpft er an den engen „Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Politik" an, fordert „eine breite nationale, außenpolitische Front" und stellt an die Spitze seines Programms die Forderungen: 1. Nationale Erziehung zum Verständnis außen-

politischer Fragen und 2. Einstellung der Außenpolitik auf den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens. Drei weitere Punkte: Revision des Friedensvertrages, Reform des auswärtigen Dienstes und die Umwandlung des gegenwärtigen Bundes der Sieger in einen wirklichen Völkerbund zeigen bestimmte Ziele, auf die losgesteuern ist, während ein sechster Punkt den Versuch macht, die gesamten Auslandsbeziehungen Deutschlands im Augenblick zu erklären. Dieser interessanteste Teil des Aufsatzes gipfelt in dem durchaus zu befolgenden Rat „von einer sogenannten antienglischen Kontinentalpolitik wie überhaupt von jedem anderen hochtönenden Programm wie Ostorientierung, Westorientierung, ausschließliche Völkerbundspolitik oder wie sie sonst alle heißen mögen" abzusehen. Dieser Rat entspricht durchaus unserer gebundenen Lage. Dann aber kommt der Autor zu dem Satz, „daß ohne ein wirtschaftliches Zusammenkommen Deutschlands und Rußlands beide Reiche Objekte des angelsächsischen Kapitalismus bleiben werden und auf den Wiederaufbau ihrer Wirtschaft verzichten müssen", und tut damit gerade das, wovor er eben noch warnte, — er „orientiert" die deutsche Politik nach Osten. Ich sehe hierin einen Rückfall in Illusionen oder anders ausgedrückt: ich sehe in diesem Satz eine Zielsetzung, die nicht mehr praktisch genannt werden kann, da sie weder der Lage bei uns im Innern noch den tatsächlichen Verhältnissen im Osten entspricht, noch auch der Tatsache gerecht wird, daß wir uns für lange Jahre nie werden gegen den englischen Kapitalismus wehren können. Der Autor überspringt eine lange Entwicklungsreihe, die er übrigens sehr gut kennt, wie aus der Art der Behandlung Polens in seinem Bilde hervorgeht. Er kommt zu seinem Sprung, weil an einer Stelle sein tief verletztes nationales Gefühl die Oberhand über den kühlen Verstand gewann: er meint, Polen scheine aus eigenem Willen dazu bestimmt, „der" Feind im Osten zu werden. Kann es in der Tat etwas Demütigerendes nnd zugleich Herausforderndes für einen Deutschen geben, wie das, was sich in Posen, West- und Ostpreußen und Oberschlesien abspielt?! Wir sind eben gefesselte Halbtote und werden als solche behandelt!

Doch fort mit den Gefühlen. Prüfen wir kühlen Sinnes, was uns Rußland in seinem heutigen Zustande, der noch ein halbes Dutzend Jahre bestehen bleiben dürfte, bedeutet. Die in unserm Zusammenhange wichtige Vorfrage ist, ob Polen wirklich der Feind im Osten ist und durch eigenen Willen werden muß. Dies Polen, das sich, von der Entente auf die Beine gestellt und geschützt, zwischen deutsche und russische Lande geschoben hat, beide schädigend. Es wird mir aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte eingeworfen werden können, die Polen sind bereits der Deutschen Feind, und ich selber hätte sie noch 1918 als solchen bezeichnet. Die Polen sind tatsächlich unter den bekannten bestimmten Verhältnissen unsere Feinde gewesen und ich brauche von meinen früheren Darlegungen nichts zurückzunehmen. Die Polen mußten sogar logischerweise unsere gefährlichsten Gegner im Osten sein, solange sie Preußen nicht nur für die Teilungen glaubten in erster Linie verantwortlich machen zu müssen, sondern auch für alle Unbill, die ihnen von Rußland später geschah. Sie wurden bewußt unsere nationalen Feinde, nach dem Deutschland gelegentlich des russisch-japanischen Krieges und der Revolution von 1905 verabsäumte, ihnen die Hand zu reichen und Preußen 1908 trotz der Abwendung Petersburgs von Berlin mit dem Enteignungsgesetz gegen sie auf den Plan trat. König Eduards Einkreisungspolitik begann Früchte zu tragen. Die Polen waren in ihren

führenden Köpfen die Feinde Deutschlands als der Krieg 1914 ausbrach und fast die ganze Welt gegen das Deutschtum in die Schranken trat. Sie hofften zwar nicht auf den Sieg Rußlands, aber wenn sie damals zwischen Deutschland und Rußland zu wählen gehabt hätten, wären sie zu Rußland gegangen, das augenscheinlich vor der Revolution stand, während Deutschland einen unerschütterlichen Eindruck machte. Die Gefahr national im Russentum untergehen zu müssen, schien damals nicht so groß. Bethmann Hollwegs Polenkurs konnte in die Gesamtrichtung der polnischen Sympathien gewisse Schwankungen hineintragen, solange die deutschen Waffen siegreich blieben. Beim ersten Anzeichen für die innere Schwäche der Mittelmächte setzte sich ganz folgerichtig die uns feindliche Richtung durch, die ihre Hoffnung auf die Entente stellte. Unsere Schwäche ist den Polen nicht erst 1916 oder gar erst 1918 offenbar geworden. Schon im Winter 1914/15, als die Verhandlungen zwischen Berlin und Wien wegen der Verteilung des polnischen Etappen- und Verwaltungsgebiets geführt wurden, erfuhren sie von dem tiefen Riß, der die Bundesgenossen in allen ihren politischen und militärischen Maßnahmen behinderte. Die Stimmung gegen Deutschland wächst mit der Ausdehnung der Besetzung Polens und der schärferen Ausnutzung des Landes in wirtschaftlicher Beziehung, als natürliche Folge dieser Maßnahmen. Nach dem völligen Zusammenbruch Rußlands erscheint ein siegreiches Deutschland nicht mehr als Freiheitshort für die Zukunft Polens, sondern als das einzige Hindernis für die Wiederaufrichtung eines völlig unabhängigen Polenstaates mit einem Zugange zum Meer. Der Verlauf der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk erschütterte das Vertrauen der wenigen Freunde Deutschlands und als nach den programmatischen Erklärungen des preußischen Ministers Drews im März 1918 die Herren Trampczynski und Korfanty im Reichstage den Schleier von den weitgehenden gegen den Bestand des alten Preußen gerichteten Wünschen der Polen lüften, wissen sie das gesamte polnische Volk hinter sich im Haß gegen den wankenden Riesen Deutschland.

Ob sich dieser Haß bereits ausgetobt hat? Die Frage mag unerörtert bleiben, — ich glaube es nicht. Wo er verschwindet, tritt jedenfalls zunächst ein anderes Gefühl ein: die Furcht! Und — die Furcht hat große Augen, sagt ein russisches Sprichwort. Die Polen, denen der neue polnische Staat zuletzt fast ohne Schwertstreich, vorwiegend als Ergebnis des diplomatischen Siegs der Entente über Deutschland zugefallen ist, fürchten die frühzeitige Wiedergeburt der Deutschen. Haß und Furcht aber sind schlechte Berater.

Jetzt treten wir in den so überaus wichtigen Abschnitt der deutsch-polnischen Beziehungen, in dem beide überwunden werden können, indem sich entscheiden muß, ob Polen wirklich „der" Feind im Osten werden wird oder nicht. Die Entscheidung kann nicht einseitig gefällt werden, weder von den glückbegünstigten Polen, noch von den unterlegenen Deutschen. Auf beiden Seiten muß ein Ausgleichswille vorhanden sein. Es ist daher Aufgabe einer aktiven deutschen Außenpolitik, die tragenden Elemente der deutsch-polnischen Beziehungen mit der größten Sorgfalt zu erforschen und alles gemeinsame und vereinigende zu pflegen, das trennende aber auszuscheiden oder zu überbrücken. Nachdem die deutsche Regierung das Diktat von Versailles angenommen hat, durch das annähernd zwei Millionen Deutsche dem polnischen Staate zugeteilt werden, nachdem die Regierung sich auch prinzipiell zu den Grundsätzen der Völkerbundsideen bekannt hat, ist der Weg, den das Deutsche Reich den Polen gegenüber einzuschlagen hat, klar vorgezeichnet. Deutschland würde die neuerworbenen Rechte der Polen offensichtlich bedrohen, wenn es eine Politik der Wiedervereinigung

der deutschen Gebiete ins Auge fassen wollte. Herr von Rheinbaben würde recht behalten mit seiner Behauptung, daß die Polen der Feind im Osten sein würden, wenn sein Standpunkt, daß „der Forderung nach dem Zusammenschluß aller Deutschen . . . stets Ausdruck zu geben ist" territoriale Ziele verfolgte und nicht kulturelle. Müßte das neue Polen fürchten in seinem territorialen Besitzstande durch Deutschland bedroht zu sein, so müßten wir allerdings damit rechnen, daß die Polen der Deutschen grimmigste Feinde werden und bleiben und daß der polnische Staat (wie bisher die Vorkämpfer der polnischen Selbständigkeit) in der ganzen Welt Koalitionen gegen Deutschland auf die Beine zu bringen suchen wird. Das deutsche Volk liegt halbtot gefesselt im Sumpf des Versailler Diktats, dessen letzte grauenhafte Tiefen noch gar nicht klar erkannt sind!

Die Forderung nach dem Zusammenschluß aller Deutschen darf nicht als territoriale Forderung, sondern kann nur als kulturelle aufgestellt werden. Das ist die unerbittliche Folge der Annahme des Diktats von Versailles und der dadurch angebahnten Entwicklung! Deutschland muß nicht lediglich ein Garant des neuen polnischen Staates zu werden suchen, sondern sollte sein stärkster Garant bleiben. Und Deutschland könnte es werden, ohne sich etwas am Deutschtum zu vergeben, wenn es mit Polen zu einem Vertrage käme, durch den die beiderseitigen Kultureinrichtungen mit überstaatlichen Funktionen ausgestattet würden. Der polnische Staat hätte für alle die Personen in Deutschland mit Schulen und Kirchen zu sorgen, die sich dem polnischen Kulturkreise zurechnen, der deutsche Staat für alle jene Bewohner Polens, die sich zum Deutschtum rechnen. An Stelle des Kampfes der beiderseitigen Minderheiten um die Schule würde der edle Wettstreit deutscher und polnischer Lehranstalten treten. Ich verhehle mir nicht, daß in diesem Wettstreit die Polen von vornherein im Vorteil wären, weil die gegenüber den polnischen Staatseinrichtungen gehobeneren deutschen die Einrichtung und Pflege polnischer Schulen, z. B. in den westlichen Industriegebieten, erheblich begünstigen, während die Rückständigkeit der polnischen Staatseinrichtungen — Gerichtswesen, Verkehrsmittel, sanitäre Einrichtungen u. a. m. — die Schaffung deutscher Schulen selbst in Warschau erschweren und kostspieliger gestalten. Die Polen würden den weiteren Vorteil haben, daß die Deutschen um der Erhaltung und des Ausbaues ihrer Schulen willen sich mit ganzer Kraft für den Ausbau der polnischen Staatseinrichtungen einsetzen würden.

Entsprechende Vereinbarungen wären mit dem Tschechenstaate, mit Italien und Slawonien, mit Dänemark und — Frankreich und Belgien anzustreben. Das wäre eine kontinentale Friedenspolitik, die geeignet wäre, eine geistige Abrüstung aller europäischen Völker einzuleiten. Zwischen Polen und Deutschen wäre ein starkes Moment des Mißtrauens und Zweifels, und bei allen Völkern eine stark fließende Quelle des Hasses beseitigt. Gelänge es, die Freizügigkeit der beiderseitigen staatlichen Kulturanstalten über die deutschpolnische Grenze durchzusetzen, so ergäbe sich für Deutschland die Möglichkeit, den Polen bei gewissen noch schwebenden Fragen entgegen zu kommen und dadurch den ehrlichen Willen zu dokumentieren, den Polenstaat lebensfähig zu erhalten. Die Wirtschaft sei staatlich, die Kultur national, überstaatlich verwaltet!

Ich habe diese Idee schon im November 1916 in der Kölnischen Zeitung in der damals gebotenen vorsichtigen Form vorgetragen; sie wurde aber nur von einer Stelle in der Öffentlichkeit beachtet und abgelehnt, von der Rheinisch-Westfälischen Zeitung.

Die Polen ihrerseits werden bald einsehen müssen, daß sie zu einer Konsolidierung ihres Staatswesens nicht kommen werden, ohne die tätige Mithilfe

Deutschlands und der Deutschen. So günstig die territoriale Ausstattung des Polenstaates durch die Entente gedacht ist, so genügt das Vorhandensein von Naturreichtümern und Fabriken nicht, solange entsprechend vorgebildete Menschen fehlen, die diese Schätze für den Polenstaat ausbeuten. Sicher werden die Polen bald einsehen, daß die Ententestaatsmänner in erster Linie die Ziele ihrer eigenen Staaten in Polen verfolgen und sich durchaus nicht als gefühlsvolle Vollstrecker eines höheren Gerechtigkeitswillens gebärden. Sobald der polnische Mohr seine Schuldigkeit für Frankreich und England getan haben wird, wird er seine Wege gehen können. Englands militärpolitisches Interesse am Osten Europas beschränkt sich auf die Küstenplätze: Danzig, Königsberg, Memel, Libau, Riga, Reval. Frankreich sucht in Oberschlesien einen Ausgleich für seine Verluste in Rußland. Es darf bei der Beurteilung der polnisch-französischen Beziehungen nicht unbeachtet bleiben, daß französische Kapitalisten im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege fast alle belgischen Beteiligungen an der Moskauer und südrussischen Industrie an sich gebracht haben. Das sind Milliardenwerte! Allein ihretwegen ist Frankreich am wirtschaftlichen Wiederaufbau Rußlands stark interessiert und kann einen polnischen (oberschlesischen) Konkurrenten auf dem russischen Markt nicht dulden. Ein aufstrebendes Rußland kann aber ein selbständiges Polen, das zwei wichtige Straßen zur Ostsee, die Weichsel und den Njemen, beherrscht, nicht dulden, mag es zaristisch oder bolschewistisch regiert werden. Polen wird also infolge der Russenpolitik seiner heutigen Freunde einen schweren Stand im Osten haben, wird im besten Falle mit den russischen Gebieten zusammen Ausbeutungskolonie der Ententemächte bleiben und somit das Los des deutschen Reiches teilen.

Es fragt sich nun, ob Aussicht vorhanden ist, daß die polnische Regierung diese Lage zutreffend würdigt. Im „Dziennik Poznanski" fanden sich kürzlich Bemerkungen, die in einem Eintreten für Verständigung mit den Deutschen gipfelten. Dem gegenüber ist aber die Sprache der westpreußischen Polenblätter, wie „Nadwislanin" (Culm), „Gazeta Grudziacka" (Graudenz). „Pielgrzim" (Pelplin) um so gereizter: Die bescheidene Forderung der Deutschen auf eigene Schulverwaltung wird als Anmaßung bezeichnet. Die führenden Köpfe sollten sich durch solche Ausfälle nicht abschrecken lassen, das zu tun, was die Stunde gebietet. Sie gebietet: schafft den deutsch-polnischen Streit aus dem Wege zum Glück und Gedeihen beider Völker! Seid um des erhabenen Zieles Willen bereit die erforderlichen Opfer zu bringen. Deutschland hat sie zum großen Teil schon durch die erzwungene Hergabe weiter Gebiete gebracht. Es sind nunmehr die Polen an der Reihe Entgegenkommen zu zeigen, um die Deutschen von ihrem Protest gegen die bisherige Vergewaltigung abzubringen, um sie zu den stärksten Bürgen des polnischen Staates zu machen. Andernfalls liefe die polnische nationale Politik darauf hinaus, die Provinzen Schlesien, Posen und Preußen dem Deutschen Reich abgenommen zu haben, um sie über kurz oder lang den Russen auszuliefern. Aus allen diesen Erwägungen komme ich zu dem Schluß, daß es auch nicht notwendig ist, daß Polen der Feind der Deutschen im Osten bleibt.

Was von Polen und Deutschen hier verlangt wird, ist die Abkehr von dem militärischen System in ihren Beziehungen zu einander. Der Abschluß von Lieferungsverträgen und Handelsabkommen genügt dazu nicht. Es müssen ethische Elemente mit hinzugenommen werden. Die aber liegen in unserm Falle auf dem Gebiet der beiderseitigen Kulturpolitik. Die liegen in der gegenseitigen Anerkennung als gleichberechtigte europäische Völker. Sie muß den beiden benachbarten Staaten neue Kräfte zuführen, damit sie sich gegen die großen

Weltmächte lebendig erhalten. Mir will ſcheinen, daß dies Programm einen Weg weiſe zu den Zielen, die Herr von Rheinbaben in ſeiner „Aktiven Auslandspolitik“ dem deutſchen Volke aufgerichtet hat und daß in dieſem Programm die Gewähr liegt, für eine friedliche Entwicklung auf dem Kontinent durch Jahrzehnte, da die Staaten durch die Kontrolle der verſchiedenen Auslandsſchulen ſich gegenſeitig am tiefſten vom Fühlen und Denken der Nachbarvölker unterrichten könnten.

Neupolens wirtſchaftliche Kräfte

Von P. Koch, Geh. Adm.-Rat a. D.

Unvergeſſen iſt mir noch heut, wie wir am 3. Juli 1862 in Poſen zum erſtenmal unſeren Einzug hielten. In den Monatsblättern „Aus dem Poſener Lande“ habe ich es einſt geſchildert, wie dicht vor dem Fachwerksbau des Bahnhofes die Droſchke über die Gleiſe holperte, wie Windmühlen und ländliche Häuſer den Weg zu der düſtern Wölbung des Berliner Tors geleiteten, und wie jenſeits desſelben die übelriechende Goſſe in der Mitte der St. Martinſtraße ſich breit machte. Zur Rechten ſtand das niedere Zollhaus, wo das Gepäck der Reiſenden auf mahl- und ſchlachtſteuerpflichtiges Gut geprüft ward, weiterhin zur Linken die an ruſſiſche Verhältniſſe erinnernde Ausſpannung „Zum goldenen Lamm“, und doch bot ſich in dem Baumſchmuck der Wilhelmſtraße, dem Paradeplatz, dem Neuſtädtiſchen Markt und in den Kugelakazien vor der ſtattlichen Hauptwache am Altmarkt ein merklicher Abſtand gegen das Städtchen in Weſtpreußen, das bis dahin meines Vaters Amtsbeſitz geweſen; Anzeichen überall, daß der Vorort der Provinz im Aufſtreben begriffen und daß zielbewußte deutſche Arbeit ernſtlich willens war, mit polniſcher Gleichgültigkeit und Armſeligkeit aufzuräumen.

Wie anders das Bild, als ich Poſen kurz vor dem Kriege zum letztenmal beſuchte. Verſchwunden das Berliner Tor und die Wälle; an ihrem Platz das mächtig aufſtrebende Kaiſerſchloß. Drüben, hinter den in großzügigen Linien ſich erſtreckenden Anlagen, das ſtolze Theater, der Bau der Akademie, das Dienſtgebäude der Anſiedlungskommiſſion, hinter dem meines Vaters ſchönſtes Werk, die Paulikirche, klein erſchien, das Ganze ein glanzvolles Zeugnis für den Sieg, den das Deutſchtum in der Oſtmark erfochten hatte, und der feſt und ſicher für alle Zeiten begründet ſchien.

Nimmer hätten wir geglaubt, wenn die Polen ihr ſchwermütiges: „Noch iſt Polen nicht verloren“ ſangen, daß wir ſelbſt noch das Wiederauferſtehen des ſeit einem Jahrhundert von der Weltkarte verſchwundenen Reiches erleben würden. Und doch allzu ſehr mit Recht hatte der Herausgeber der Grenzboten bei der Einweihung des Schloſſes, als der Kaiſer die Stadt Poſen zur Reſidenz erhob, gerügt, daß zu einer Siegesfeier kein Anlaß vorlag. Während das Schloß erſtand, hatten die polniſchen Bauleute erklärt: „Wir bauen die Burg dem künftigen König von Polen.“ Dem Vaterlandsfreund war es von Anfang an klar, daß nichts ſo ſehr geeignet war, den Groll der Unterdrückten neu anzufachen, als der Bau dieſer Zwingburg, und daß ſie immer einen Zankapfel bilden mußte zwiſchen dem polniſchen Adel und der deutſchen „Geſellſchaft“, zumal wenn ein kaiſerlicher Prinz berufen wurde, dort Hof zu halten. Nun iſt alles vorüber, und die Deutſchen mögen im Hofe des Kaiſerſchloſſes ſtehen im Büßergewand, wie einſt Kaiſer Heinrich vor päpſtlichem Übermut in Canoſſa.

Wohl hoffen wir auf die ewige Gerechtigkeit, und darauf, daß mit dem Versailler Frieden über das Schicksal unserer Ostmark nicht für alle Zeiten das letzte Wort gesprochen ist, inzwischen aber müssen wir uns darüber klar sein, daß der Pole uns alles entgelten lassen wird, was er in Wirklichkeit oder seiner Meinung nach übles unter deutscher Herrschaft erfahren mußte; an uns aber ist es, uns darüber klar zu werden, was wir in Wahrheit jetzt verloren haben, und inwieweit die Ergebnisse der deutschen Arbeit, die in den uns jetzt genommenen Gebieten geleistet wurde, geeignet sind, das polnische Rüstzeug zu verstärken, inwieweit das neue Gebilde Dauer verspricht, und ob dieses Staatswesen, bei der Art zumal, wie es in den Kreis der Mächte sich einführte, in der Lage sein wird, seine Lasten zu tragen, und seinen Bürgern ein Dasein zu schaffen, indem sie ihrem Tagwerk getrosten Mutes nachgehen und ihres Lebens froh werden können.

Als die erste und wichtigste Frage tritt uns entgegen, ob das Deutschtum, von seinen Wurzeln losgerissen, Bestand haben und in der Lage sein wird, die Prüfungszeit zu überdauern, bis nach Menschenaltern einmal eine neue Wandlung eintritt, und eine vierte Teilung Polens diesem Reiche, das nach unserer Meinung jetzt schon einem steuerlosen Schiffe gleicht, ein endgültiges Ende macht.

Stolz berühmte sich die Ansiedlungskommission, als sie auf eine zwanzigjährige Arbeit zurückblickte, ihrer Erfolge, wir aber erinnern uns jener Bamberger, die im achtzehnten Jahrhundert in den durch Seuchen verödeten Dörfern um Posen herum angesiedelt wurden, und die im Verlauf des neunzehnten so vollständig zu Polen wurden, daß nur noch die verunstalteten süddeutschen Namen und die Tracht der Frauen an Festtagen an ihre längst vergessene Herkunft erinnerten.[1]) Schon unter deutscher Herrschaft wußte das unbeirrte, zielbewußte Vorgehen des Probstes, das heut von diesem, morgen von jenem Wind getriebene Verhalten der preußischen Regierung für seine Zwecke nutzbar zu machen, ungeschickte Mißgriffe taten immer wieder das ihre, diese gänzlich rücksichtslose Minierarbeit zu fördern, und gar keinem Zweifel kann es unterliegen, daß die polnische Regierung alles daran setzen wird, die Arbeit der Geistlichkeit darin zu unterstützen, wenn sie die Gewissensnot der katholischen Ansiedler unter den Frauen zumal dazu ausnutzt, sie unter das polnische Joch zu zwingen. Wie viel die Überhebung der angeblichen „Kenner des Polentums" im Posener Land dazu beigetragen hat, das Deutschtum außerhalb der Provinz über die wahre Lage der Dinge zu täuschen, hat Moritz Jaffé in seiner vortrefflichen Geschichte der „Stadt Posen unter preußischer Herrschaft" einleuchtend dargetan, und wie sehr die Kurzsichtigkeit politischer Heißsporne die Verbitterung immer von neuem aufstachelte, möge man nachlesen in dem gemeinsamen Werk von Zitzlaff Bosberg und Karpinski: „Preußische Städte im Gebiet des polnischen Nationalitätenkampfes" — Leipzig bei Duncker und Humblot 1909. — Daß das preußische Beamtentum nicht dazu geeignet war, „der eigentliche Träger der deutschen Kolonisation und Verteidigung im Osten" zu werden, wußte jeder, der an diese Fragen ohne Verblendung herantrat, und daß die völlige Verdrängung des Polentums aus der städtischen Verwaltung der Bischofsstadt Gnesen einen Pyrrhussieg bedeutete, mußte jedem klar sein, der einigermaßen einen Einblick in die Volksseele der Polen und ihre „heilige Liebe zum teuren Vaterlande" gewonnen hatte.

Indessen unsere Absicht ist nicht, in eine Wägung der „Imponderabilien" einzutreten, wir wollen vielmehr versuchen, an der Hand der erreichbaren Zahlen zu prüfen, auf welchen wirtschaftlichen Grundlagen das neue polnische Staatswesen sich aufbaut, und mit welchen Hilfsmitteln es zu rechnen hat, um die Lasten zu tragen, die aus seinen Aufgaben ihm erwachsen, wobei zu berücksichtigen ist, daß man im polnischen Lager offenbar darauf rechnet, die neuerrungene Selbständigkeit gegen den Angriff nicht nur von zwei Fronten verteidigen zu müssen.

Das neue Polenreich setzt sich zusammen aus dem alten Kongreßpolen, das die Russen ihr Weichselgebiet nannten, aus der preußischen Provinz Posen, dem

[1]) Vergl. Dr. Max Bär: Die Bamberger bei Posen. Zeitschrift für Geschichte und Landeskunde der Provinz Posen. Posen 1882.

größten Teil von Westpreußen, und, wie zu befürchten, aus den für uns wichtigsten Teilen von Oberschlesien. Wir setzen den ungünstigsten Fall, daß die bevorstehende Volksabstimmung ein polnisches Übergewicht erbringt, und wollen die Gesamtheit der Hilfsmittel der für die Abtretung in Frage kommenden Gebiete zugunsten des neuen Polenreiches in Rechnung stellen, was um so mehr zulässig erscheint, als für eine Zergliederung der Zahlen keine brauchbaren Anhaltspunkte zur Verfügung stehen.

Ziehen wir zunächst die Provinz Posen in Betracht, so handelt es sich um die Abtretung von rund 29 000 Quadratkilometern mit etwa 1,9 Millionen Einwohnern. An großen Städten verlieren wir Posen mit zurzeit etwa 160 000, Bromberg mit 58 000, Gnesen mit 50 000 Einwohnern und Hohensalza mit etwa der gleichen Einwohnerziffer. Die übrigen zahlreichen Städte und Städtchen verdienen nicht eine Hervorhebung, denn noch heut wohnt die überwiegende Zahl der in der Provinz Ansässigen in ländlichen Gemeinden, die, fast 5000 an der Zahl, mehr als 73 Prozent der sämtlichen Bewohner der Provinz aufnehmen. Von der Bevölkerung gehören 1,4 Millionen der römisch-katholischen Religion an, die man fast durchweg dem Polentum wird zurechnen müssen. Damit wird zugleich die Bewohnerschaft des platten Landes gekennzeichnet, die, abgesehen von den durch das Ansiedlungswerk in das Land gekommenen Deutschen, fast durchweg das Polnische als ihre Muttersprache redet. Das Deutschtum, das im Regierungsbezirk Bromberg überwiegt, ist zumeist in den Städten vereinigt, auf dem platten Lande findet es sich, abgesehen von den Ansiedlungsdörfern und einigen wenigen versprengten evangelischen Bauern hauptsächlich unter den Gutsbesitzern, in kleineren Städten unter den Beamten, Kaufleuten und Handwerkern, überall also in der Minderzahl zwischen einer überwiegend polnischen Umgebung. Das evangelische Religionsbekenntnis wird zumeist eine ausreichende Deckung für die Erhaltung des Deutschtums bilden; die Juden, die trotz ihrer geringen Zahl einen überwiegenden Einfluß auf das Wirtschaftsleben der Provinz ausüben, mögen zwar in ihren begüterten Schichten an ihrem von den Vätern überkommenen Deutschtum festhalten, die ärmeren Juden in den kleinen Städten dagegen haben dieselben internationalen Eigenschaften, wie ihre Glaubensgenossen in Russisch-Polen, und werden, wenn sie sich auch neutral verhalten, als Stützen deutschen Wesens nicht angesehen werden dürfen. Wer das Posener Land wirklich kannte, dem war es trotz aller Erfolge der Ansiedlung vollkommen klar, daß es, abgesehen von den westlichen und nördlichen Bezirken, also der Bromberger und Schweriner Gegend, als deutsches Land nicht angesehen werden konnte; die Erfolge der Ausbreitung des Deutschtums unter den Polen waren durchaus verschwindend, denn in seiner Religiosität wie in seinem Nationalbewußtsein war der Pole dem Deutschen allezeit überlegen, und es wäre besser gewesen, wenn die Deutschen in dieser Beziehung von ihrem polnischen Nachbarn hätten lernen wollen.

Wie aus der Verteilung der Bevölkerung sich ergibt, war die Betätigung der Einwohner der uns jetzt verlorenen Provinz überwiegend der Landwirtschaft zugewandt, und in der Ernährung der uns verbliebenen Bevölkerung werden wir die hieraus sich ergebende Einbuße in nicht geringem Maße empfinden müssen. Von den landwirtschaftlich genutzten 21 000 Quadratkilometern entfielen 18 500 rund auf Acker- und Gartenland, daneben wurden rund 5800 Quadratkilometer als Forstflächen benutzt. Der Rest setzte sich zusammen aus Wohnplätzen, Wegen und Unland. Von den Ackerflächen nahmen der Getreidebau 67 Prozent, die Hackfrüchte rund 23 Prozent, Wiesen- und Futterpflanzen rund 9 Prozent für sich in Anspruch. Die Bewirtschaftung des vielfach sehr armen Bodens durfte überall eine intensive genannt werden, nachdem die reichlich angewandte Drainage auch die ungünstigeren Lagen ertragfähig gemacht hatte. Lebte noch vor etwa fünfzig Jahren der polnische Bauer in armseliger Verkommenheit, aus der ihn der weitverbreitete Suff nicht herauskommen ließ, so ist dies in den letzten Jahrzehnten anders geworden. Dem Einfluß der Geistlichkeit ist es hoch anzurechnen, daß sie

den Bauern des Schnapses entwöhnte; diese nahmen sich die Betriebsamkeit der in das Land gekommenen Ansiedler zum Vorbild, und wer nach längerer Abwesenheit in das Land zurückkehrte, mußte mit vollem Staunen anerkennen, daß zwischen dem polnischen und deutschen Bauernhöfen kein Unterschied mehr obwaltete. Den Bodenverhältnissen entsprechend überwog der Anbau des Roggens, der mehr als ein Drittel der verfügbaren Fläche für sich in Anspruch nahm, fast ein Sechstel war mit Kartoffeln bestellt, während für den Anbau von Zuckerrüben nur das sogenannte Sinjarim, die fruchtbaren Gegenden um Hohensalza und Strelno, im südöstlichen Zipfel der Provinz, in Betracht kamen. Erwähnung erfordert noch der Hopfenbau in der Gegend von Neutomischel, der in einer umfangreichen Ausfuhr für das deutsche Wirtschaftsleben zur Geltung kam, und in Belgien, Englandund Frankreich, sowie in den Vereinigten Staaten mit Millionenbeträgen Abnehmer fand. Von den im Posener Lande erzeugten Kartoffeln würden sechs Millionen Menschen nach den Verbrauchsberechnungen des statistischen Jahrbuches ernährt werden können, davon beansprucht die Provinz selber nicht ganz den dritten Teil. Nimmt man an, daß für ebensoviel Nahrung heischende Mäuler Kartoffeln jenseits der neuen Grenze zurückbehalten werden, da ja Russisch-Polen einer Einfuhr an Nahrungsmitteln bedürftig war, so würden doch noch immer rund 15 Millionen Zentner zur Ausfuhr über die Westgrenze übrig bleiben, und die Landesregierung wird kaum ein Interesse daran haben, diese zu hindern, da sie immerhin für die Bilanz der Gesamtheit nicht ohne Bedeutung sein würde. Die Roggenerzeugung würde für sieben Millionen Menschen ausreichen, es würde also hier für Eigenbedarf und Ausfuhrmöglichkeit ungefähr das gleiche Verhältnis obwalten. Die bisherige Lieferung von Schlachtvieh aus der Provinz Posen nach Berlin und bis Hamburg und Köln dürfte unter den nunmehrigen politischen Verhältnissen kaum eine Änderung erfahren, zumal die Notwendigkeiten des Staatsbedarfes den internationalen Neigungen des Handels zu Hilfe kommen werden, ebenso dürfte die polnische Regierung die Pferdeaufzucht in den königlichen Gestüten zu Zirke und Gnesen fortsetzen, indem sie auf diese lohnende Einnahmequelle schwerlich wird verzichten wollen. Die in Betracht kommenden Ziffern der Viehhaltung im Posener Lande wolle man im Preußischen Statistischen Jahrbuch nachlesen.

Hinter der Bedeutung der Landwirtschaft für das Erwerbsleben des uns verlorenen Gebiets trat die industrielle Entwicklung verhältnismäßig zurück, wenngleich sie im Laufe der letzten fünfzig Jahre beträchtliche Fortschritte gemacht und einige Zweige der Gütererzeugung zu hoher Blüte gebracht hatte. Für den Weltmarkt lieferten von jeher die Posener Likörfabriken, wenn auch der Kenner den Danziger Erzeugnissen vor den auf dem Kartoffelbranntwein beruhenden Schnäpsen von Hartwig Kantorowicz den Vorzug gab. Auch das Grätzer Bier hatte einen Weltruf, und das in den dortigen Brauereien tätige Kapital wird keinen Anlaß haben, in bezug auf seine Absatzmärkte einen Wandel anzustreben. Neben diesen Betrieben spielt die in zwanzig größeren Fabriken tätige Zuckerindustrie eine erhebliche Rolle, die in einer Erzeugung von mehr als zwei Millionen zu einem erheblichen Teil zur Ausfuhr bestimmten Doppelzentnern Rohzucker zum Ausdruck kam. Zwanzig weitere Betriebe waren der Stärke- und Stärkezuckerfabrikation gewidmet.

Die wichtigsten Unternehmungen des Posener Gewerbfleißes, die Herstellung von Mauersteinen, Dachziegeln und Drainrohren, denen sich später die Anfertigung von Ofenkacheln hinzugesellte, kamen für den auswärtigen Handel nicht in Betracht, da die Frachtkosten den Umsatz auf weitere Entfernungen Grenzen zogen, daneben wurde der Abbau von Braunkohlen und die Gewinnung von Eisen aus den hier und da vorkommenden Rasenerzen betrieben, doch kam den hierher gehörigen Unternehmungen keine größere Bedeutung zu. Die Industrie der Maschinen, Instrumente und Apparate diente vornehmlich dem örtlichen Bedarf der Landwirtschaft, sowie der Brauereien und Brennereien; dementsprechend finden sich derartige Unternehmungen auch in den kleineren Städten wie Obornik, Rogasen und

Wongrowitz, doch können diese als Hilfsquellen des staatlichen Steuerbedarfs kaum eine Bedeutung in Anspruch nehmen.

Umfangreich war entsprechend dem vorhandenen Waldreichtum der Holzhandel und die Industrie der Holzstoffe. Die Erzeugnisse der Forstwirtschaft fanden Absatz nach Berlin und bis nach Hannover, Holstein und Hamburg, die in Posen betriebene Möbelfabrikation spielte für das Wirtschaftsleben eine keineswegs unbedeutende Rolle und fand ihre Abnehmer weit hinein in die übrigen Teile Deutschlands. Noch wären die Betriebe der chemischen Industrie zu erwähnen, die namentlich der Herstellung künstlichen Düngers gewidmet sind, und ebenfalls ihre Abnehmer außerhalb der provinziellen Grenzen gefunden hatten.

Eine im Jahre 1911 in Posen veranstaltete große Ausstellung für Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft, an der die sämtlichen östlichen Provinzen sich beteiligt hatten, gab Gelegenheit zu einer bedeutsamen Heerschau über die vorhandenen Industrie- und Handelsbetriebe, mit der der Nachweis erbracht wurde, daß das Wirtschaftsleben dieser Gebiete in hoher Blüte stand und den Wettbewerb mit den reicher entwickelten Bezirken unseres Vaterlandes unbedenklich aufnehmen konnte. Der mehr als hundert Seiten umfassende Katalog der Aussteller wies 1103 Nummern auf; sie veranschaulichten, abgesehen von den vorgeführten landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die Arbeit von 350 000 Gewerbebetrieben, in denen mehr als 1,5 Millionen Menschen ihren Broterwerb fanden.

Es erscheint angebracht, in dem vorliegenden Zusammenhang einen Blick auf die Entwicklung der Provinzialhauptstadt in den letzten Jahrzehnten zu werfen. Diese bot, wie in den einleitenden Worten angedeutet, vor fünfzig Jahren in der zumeist von der deutschen Bevölkerung bewohnten Oberstadt das Bild einer wohl ausgebauten freundlichen und verhältnismäßig sauberen Mittelstadt. Die im Warthetal liegende winklige Altstadt war in der Hauptsache der Sitz der jüdischen Krämerschaft, während die jenseits der Warthe belegenen Vorstädte kaum auf den Namen einer städtischen Ansiedlung Anspruch erheben konnten. Gleiches gilt von dem um die St. Martinstraße belegenen Stadtteil, wo jämmerliche Kabachen noch über das Jahr 1870 hinaus einen wesentlichen Bestandteil der Bebauung ausmachten, wenn auch Posen mit 48 000 Einwohnern im Jahre 1861 und mit 54 000 im Jahre 1870 immerhin schon eine größere Stadt genannt werden konnte. Indem Kaiser Wilhelm am 3. September 1902 die Niederlegung der westlichen Stadtumwallung verfügte, fiel mit dem Rayon zugleich eine Beschränkung, die der Entwicklung der Stadt im Verlauf der Jahre nahezu unerträgliche Hindernisse in den Weg gelegt hatte. Jetzt entstanden, indem es an verfügbarem Kapital nicht fehlte, in überraschend kurzer Zeit geräumige Wohnviertel auf dem flachen Vorgelände in der Richtung nach Gurschin, St. Lazarus und Jersitz. Die bis dahin versumpfte Niederung des Wiersebaches bei Solacz bot Raum für eine schmucke Villenniederlassung. Vor dem einstigen Berliner Tor aber wuchs, wie eingangs erwähnt, durch Vereinigung des Schlosses, des neuen Theaters, der Akademie und der Monumentalbauten der Landschaft und der Oberpostdirektion ein Städtebild aus dem Boden, das der durch kaiserlichen Befehl geschaffenen Residenz in jeder Beziehung würdig war. Die Verbesserungen griffen auch auf die übrigen Stadtteile über; der zierliche Bau des alten Rathauses erfuhr eine kunstverständige Erneuerung; der verbesserten Verbindung mit den bis dahin vernachlässigten Vierteln östlich der Warthe diente eine neue Strombrücke stromaufwärts an der Stelle, wo eine solche einst „im Schwedenkriege" zerstört worden war. Dem gesteigerten Verkehr war eine großzügige Umschlagsanlage zwischen Schiff und Eisenbahn gewidmet. Umfangreiche Hafenanlagen in Verbindung mit einer Verlegung des Strombettes der Warthe befanden sich in Vorbereitung, und alle Anforderungen an ein modernes großstädtisches Gemeinwesen waren in Wasserversorgung und Beleuchtung, Kanalisation, Schlachthauseinrichtungen, Krankenhäusern und ausgedehnten Parkanlagen und Promenaden in mustergültiger Weise vorhanden. Der städtische Haushalt war auf ein Gelderfordernis von jährlich 15 Millionen Mark angewachsen. Wer freilich annehmen wollte, daß diese

glänzende Entwicklung dem Deutschtum zugute gekommen wäre, würde sich in völligem Irrtum befinden. Gerade dem alten Posener, der nach längerer Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte, mußte es auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein kommen, wie das polnische Wesen vorwärts drängte, und die Deutschen immer mehr ins Hintertreffen gerieten. Es kam dies nicht so sehr in den statistischen Ziffern zum Ausdruck, die bei 157 000 Einwohnern 42 Prozent Deutsche neben 58 Prozent Ortsangehörigen polnischer Zunge zum Nachweis brachten, sondern in den polnischen Warenhäusern, den Gastwirtschaften, die mehr und mehr in polnische Hände übergegangen waren, und in der immer größeren Zahl rein polnischer Ladenschilder, deren Besitzern an deutscher Kundschaft offenbar nichts mehr gelegen war. Im Gasthaus der kleinen Stadt, wo der junge Rechtsbeflissene dreißig Jahre früher ein gern gesehener Gast gewesen war, sah er sich jetzt geradezu als Eindringling behandelt, und wer die Augen nicht geflissentlich verschloß, mußte inne werden, daß man inmitten einer zielbewußten Kriegsvorbereitung stand, die durch die unausgesetzten Fehler, der von den „Kennern des Polentums" geleiteten Politik der Nadelstiche nur immer mehr beschleunigt und in allen Einzelheiten durchgearbeitet wurde. Hier erwies sich, daß das vielgerühmte Ansiedlungswerk in einer Beziehung einen schlimmen politischen Fehler darstellte, indem es den durch jüdische Wucherer dem Zusammenbruch nahegebrachten adligen Gutsbesitzer auskaufte, so daß er als Rentner nach Posen zog, wo er seine Muße in den Dienst der polnischen Mobilmachung stellte. Zu seinem Gelde gesellten sich die Ersparnisse der polnischen Arbeiter in den Industriegebieten des Westens, denen man den Ankauf einer Bauernstelle in der Heimat verweigerte, und so sammelte sich in den polnischen Banken und Kreditinstituten ein Kriegsschatz, der nicht nur das wirtschaftliche Vorwärtskommen der Polen unterstützte, sondern zu gegebener Zeit — und diese ist jetzt herbeigekommen — die Möglichkeit bieten sollte, dem deutschen Wesen in jeder gewünschten Richtung jeden nur möglichen Abbruch zu tun. Auch hier sprach Moritz Jaffé in seiner Stadtgeschichte vor Jahren schon mahnende Worte, die leider ungehört verhallten. Jetzt ist das Deutschtum im Posener Lande auf der ganzen Front geschlagen, deutsche Arbeit ist ausschließlich zum Nutzen eines rührigen rücksichtslosen Feindes in größtem Umfang geleistet worden, und gering ist die Hoffnung, daß es kommenden Geschlechtern beschieden sein sollte, hier das verlorene Gelände wieder zu gewinnen. Was für Posen gilt, wird für Gnesen durch den Generalsekretär Vosberg in dem oben erwähnten Buche „Städte im Nationalitätenkampf" nachgewiesen, während die ungünstige Lage des Deutschtums in den von der Verkehrsentwicklung nur benachteiligten kleineren Städten in der Abhandlung des Bürgermeisters Zitzlaff überzeugend erläutert wird. Nur für das immer noch überwiegend deutsche Bromberg mag eine bessere Voraussicht auch heut noch berechtigt erscheinen, wenn auch die Tagespresse von dem schön ausgebauten Platze als von einer „sterbenden Stadt" gesprochen hat.

Die Provinz Westpreußen unterscheidet sich in ihrem wirtschaftlichen Aufbau, wenn man von Danzig absieht, nicht wesentlich von dem Posener Lande, auch hier bildet bei wenig entwickelter Industrie die Landwirtschaft die vornehmlichste Grundlage des Broterwerbs. Bei der Schwierigkeit einer Abtrennung ziehen wir die ganze Provinz einschließlich des der Abstimmung unterliegenden Bezirks von Marienwerder für die beabsichtigten Erwägungen in Betracht. Die Provinz umfaßt rund 25 000 Quadratkilometer mit 1,7 Millionen Einwohnern, von denen 790 000 dem evangelischen, 880 000 dem katholischen Glaubensbekenntnis angehören, so daß rund 46 Prozent dem deutschen, 52 Prozent dem polnischen Bestandteil der Bevölkerung zuzurechnen sein würden; die Zahl der Juden nimmt hier 8 vom 1000 der Gesamtzahl für sich in Anspruch. Die Polen sind auch hier in starker Zunahme begriffen und drängen sich auch in den früher überwiegend deutschen Bezirken mehr und mehr in den Vordergrund. Gerade das scharfe Vorgehen der deutschen Behörden aber, das augenfällig an Deutsche und Polen zweierlei Maß anlegte, hat außerdem einen schnellen Rückgang des

deutschen Gewerbefleißes und eine geschäftliche Überflügelung unserer Volksgenossen im Gefolge gehabt, denen vielfach sogar die deutsche Kundschaft sich abwandte, weil sie von den beide Sprachen beherrschenden Polen billiger und besser bedient wurde.

An größeren Städten verlieren wir in der Provinz Graudenz mit 40 000 und Thorn mit 46 000 Einwohnern; die anderen Städte haben wesentlich geringere Einwohnerzahlen, indem selbst der Sitz der Bezirksregierung Marienwerder noch bei der letzten Volkszählung nur 13 000 aufwies. Die Zahl von 10 000 Einwohnern überschreiten noch Kulm und Konitz; im allgemeinen handelt es sich bei den Bewohnern dieser kleinen westpreußischen Städte um armselige Verhältnisse, so daß diese auch schon unter deutscher Herrschaft unter der Steuerlast, insbesondere auch für Kreislasten und für Schulzwecke schwer zu tragen hatten. An ländlichen Gemeinden waren in der Provinz 3190 mit einer Bewohnerschaft von etwas mehr als einer Million Köpfen anzutreffen, da Danzig 170 000, die anderen genannten Städte rund 110 000 Einwohner in Anspruch nehmen, so verblieben für die rund 170 sonstigen kleinen Städte etwa 400 000 Insassen übrig, von denen die meisten die Zahl von 4000 nicht wesentlich überschreiten. Unter den ländlichen Gemeinden entfallen 39 Prozent auf Gutsbezirke, 61 Prozent auf eigentliche Landgemeinden, die 54 Prozent der vorhandenen Bodenfläche für sich in Anspruch nehmen; die Prozentzahl der Gutsländereien vermindert sich nicht unerheblich, wenn man den vorhandenen Waldbestand außer Ansatz läßt. 11 Prozent des Gutsareals befanden sich in den Händen des Domänenfiskus.

In der Ertragfähigkeit der Ländereien sind die Niederung, die Übergangs- und die Höhenkreise zu unterscheiden; die verschiedene Leistung kommt im Grundsteuerreinertrag zum Ausdruck, der sich in der Niederung im Durchschnitt auf 23 Mark für den Hektar, in den Übergangskreisen auf 14 Mark, auf der Höhe aber nur auf 4,4 Mark stellte. In der Niederung liegen Danzig und Marienburg, im Übergang unter anderem Kulm, Graudenz, Dirschau und Marienwerder, auf der Höhe die Kreise Konitz, Tuchel mit der bekannten Heide, Karthaus, Berent und Deutsch Krone. In den Niederungskreisen werden Roggen und Kartoffeln nur in verschwindenden Mengen angebaut, es überwiegen neben ausgedehnten Wiesen und Weideflächen Zuckerrüben, Weizen und Sommerung, dem entsprechend ist auch die Viehhaltung hier in sehr viel höherem Maße entwickelt als in den ärmeren Höhenkreisen, wo der Bestand an Rindvieh gegen die Niederung fast um die Hälfte zurückbleibt. In den landwirtschaftlichen Betrieben ist die intensive Wirtschaftsweise mehr und mehr zur Anwendung gekommen, so daß in den letzten Jahrzehnten bei gänzlichem Verschwinden der Brache die Erträge an Weizen um 37 Prozent, an Gerste um 85 Prozent und an Kartoffeln sogar um mehr als 100 Prozent gesteigert wurden. Das Verschwinden der Brache kam hauptsächlich dem Anbau von Rüben und Futterkräutern zugute, ebenso hat eine sehr beträchtliche Steigerung der Viehhaltung stattgefunden. Auch Westpreußen würde für die Abgabe von Roggen und Kartoffeln mit erheblichen Mengen in Betracht kommen, und ginge uns verloren, wenn die Polen die Ausfuhr in ihre östlichen Gebiete unter seither russischer Herrschaft lenken sollten, doch dürfte auch hier das Interesse der Handelsbilanz ein scharfes und insbesondere ein feindseliges Vorgehen verhindern. Interessant in dieser Richtung ist jedenfalls die neuerliche Pressemeldung, daß uns die polnische Regierung drei Millionen Zentner Kartoffeln im Austausch gegen entsprechende Kohlenmengen zugesichert hat. Mit der Landwirtschaft in Verbindung stehen die Nebengewerbe der Zuckerrübenverarbeitung, der Molkerei, Brennerei und Stärkefabrikation. Die Zuckerfabrik in Kulmsee kann beispielsweise als die größte ihrer Art in Deutschland bezeichnet werden. In gewerblichen Betrieben sind in Westpreußen nur rund 146 000 Personen tätig, 50 000 entfallen auf Verkehr und Handel. In Thorn blühte neben dem Holzhandel und einigen Maschinenfabriken vor allem die altberühmte Honigkuchenfabrikation, die allerdings wohl in ihren Absatzverhältnissen auch unter polnischer Herrschaft keine wesentlichen Änderungen erfahren wird. Auf

der oben erwähnten Posener Industrieausstellung waren von den hier in Betracht kommenden Bezirken nur Thorn und Graudenz und außerdem Deutsch-Krone, Dirschau und Elbing mit Maschinen und Baumaterialien vertreten; es dürfte hiermit die geringe industrielle Entwicklung dieser Gegenden in genügendem Maße gekennzeichnet sein.

Danzig ist mit dem Versailler Frieden in eine neue Wandlung seiner wechselvollen Geschichte eingetreten. Kann auch die polnische Regierung sich das Wirtschaftsleben Danzigs nicht unmittelbar für ihre Steuerzwecke dienstbar machen, so wird sie doch sicher alles daran setzen, den polnischen Interessen dort die weitgehendste Vertretung zu schaffen, und die Hilfsquellen der Stadt der Entwicklung des polnischen Handels und Gewerbfleißes so sehr wie nur immer möglich dienstbar zu machen. Die Bevölkerung der Stadt wurde, wie bereits erwähnt, bei der letzten Volkszählung auf rund 170 000 Seelen festgestellt, diese Zahl dürfte jetzt noch zutreffen, indem die anzunehmende Steigerung durch den Fortfall der Marinebetriebe und der deutschen Garnison ihren Ausgleich findet. Im Hinblick auf die geplanten Friedensbedingungen hatten bereits polnische Unternehmer unter Hinterlegung entsprechender Kapitalien sich Vorkaufsrechte auf geeignete Grundstücke erworben, doch sollen sie nach Privatnachrichten in den geforderten Preisen ein Haar gefunden haben, so daß auf ein „Vorwärts mit Volldampf" bei den polnischen Plänen einstweilen wohl nicht zu rechnen ist. Danzig war der Sitz der hauptsächlichsten Provinzialbehörden und besaß eine Garnison, die sich, abgesehen von dem Generalkommando und den nachgeordneten Stäben aus einem Infanterieregiment, zwei Kavallerie-, mehreren Artillerie-Regimentern, einem Trainbataillon und verschiedenen Militärverwaltungsbehörden zusammensetzte; die Marine hatte dort in der Kaiserlichen Werft sowohl ihre Wiege wie durch den Ubootsbau einen wichtigen Stützpunkt gefunden. Eine technische Hochschule war im Wettbewerb mit Berlin vor allem dazu bestimmt, der Ausbildung eines Nachwuchses von Baumeistern für Schiffs- und Maschinenbau, Elektrotechnik und Ingenieurwesen zu dienen. Mustergültig waren in der durch köstliche Architekturdenkmäler geschmückten altertümlichen Stadt die modernen Sanitäts- und Wohltätigkeitsanstalten. Die Industrie besaß ihre wichtigste und wertvollste Vertretung in der Schiffswerft von Schichau, die 2500 Arbeiter beschäftigend, trotz der nicht besonders günstigen Wasserverhältnisse vor ihren Hellingen Kriegs- und Handelsschiffe bis zu den größten Abmessungen zu liefern vermochte. Daneben waren noch verschiedene kleinere Werften tätig, deren eine, die Werft von Klawitter, in der Anfangszeit der Marine dieser wertvolle Dienste geleistet hatte. Neben diesen verfügten die Danziger Waggonfabrik, eine Glashütte, eine chemische Fabrik und Anstalten für Öl und Mahlmüllerei, Holzbearbeitung und andere mehr über beträchtliche Arbeiterzahlen. Der unzulänglichen Hafenentwicklung in der Mottlau und toten Weichsel war in den letzten Jahren durch den Ausbau des Kaiserhafens auf der Holminsel abgeholfen worden; hier hatte ein großes Stahl- und Walzwerk seinen Betrieb eröffnet, dessen geschäftliche Erfolge allerdings den gehegten Erwartungen noch nicht ganz entsprachen. Bessere Ergebnisse zeigten die mit einem erheblichen Handelsumsatz verknüpften Zuckerraffinerien sowie der sonstige Handel in Kohlen, Eisen und Petroleum, der den Rückgang des früher besonders lebhaften Holz- und Getreidehandels in vollstem Maße ausgeglichen hatte. Daß die Schaffung des Freistaates Danzig und die dem Polentum eingeräumten Zugeständnisse in bezug auf die Errichtung eines Freihafens und der Ausnutzung der Wasserstraßen, Docks, Binnenhäfen und Kais der wirtschaftlichen Entwicklung der alten Handelsstadt von Vorteil sein sollte, ist zunächst nicht anzunehmen. Die früheren Zeiträume polnischer Herrschaft bilden in Danzigs Geschichte jedenfalls keine Glanzpunkte und den natürlichen Rückhalt für die fast rein deutsche Stadt bildet Deutschland, unter dessen starkem Schutz Handel, Industrie und Verkehr in den letzten Jahrzehnten glänzende Fortschritte zu verzeichnen hatten. Der Zukunft wird man hier wie da mit Sorgen entgegenblicken können. Am schwersten würde Deutschland betroffen werden, wenn ihm auf Grund der Volksabstimmung auch Oberschlesien verloren ginge, weil hier neben

den landwirtschaftlichen Gebieten auch die wertvollsten Bodenschätze und eine reiche Entwicklung auf industriellem Gebiete in Frage stehen. Der Gewinn Oberschlesiens würde auf der anderen Seite eine der wirksamsten Stützen der sonst unzulänglichen wirtschaftlichen Kräfte des neuen polnischen Staatsgebiets in die Erscheinung treten lassen.

Oberschlesien fällt im großen und ganzen mit dem Regierungsbezirk Oppeln zusammen, wo schon im Jahre 1870 neben 450 000 Deutschen rund 750 000 Polen, wenn auch abweichenden Stammes von den Bewohnern Großpolens, gezählt wurden. Der Umstand, daß auch von den Deutschen mehr als zwei Drittel katholischen Glaubens sind, darf als nicht unbedenklich bezeichnet werden für den Fall, daß der polnische Propst hier zugleich mit der polnischen Regierung seinen Einzug hält. An größeren Städten kämen in dem Abtretungsgebiet unter anderem Beuthen mit 68 000, Gleiwitz mit 67 000, Kattowitz mit 43 000, Königshütte mit 72 000, Oppeln mit 34 000, Ratibor mit 38 000 und Zabrze (Hindenburg) mit 63 000 Einwohnern in Frage, sie können, von Oppeln und vielleicht Ratibor abgesehen, sämtlich als Mittelpunkte der lebhaftesten industriellen Tätigkeit angesehen werden. Die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung von ganz Schlesien wird auf rund 880 000 Köpfe berechnet, davon mögen auf Oberschlesien schätzungsweise etwa 300 000 entfallen, während in der Industrie 138 000 Arbeiter, in den Bergwerken 45 000 in den Eisenhütten und rund 13 000 in den Zink- und Bleihütten beschäftigt sind. In der Zahl der Erwerbstätigen in Industrie und Bergbau übertrifft ganz Schlesien die beiden anderen vorgeschilderten Gebiete um das dreifache, und da sich für Ober- und Niederschlesien die Kopfzahl der Belegschaften in den Bergbaubezirken wie 1 zu 4 stellte, wird man annehmen dürfen, daß der weitaus größte Teil dieser Überlegenheit dem oberschlesischen Industriebezirk zugute kommt. Von der landwirtschaftlichen Erzeugung Schlesiens seien mangels zuverlässigerer Anhaltspunkte je ein Drittel dem oberschlesischen Bezirk angerechnet, demnach würden auf dieses Gebiet etwa 300 000 Tonnen Roggen, 160 000 Tonnen Weizen, 1,6 Millionen Tonnen Kartoffeln und 100 000 Tonnen Gerste entfallen. Bei etwa 1,7 Millionen Einwohnern würde also Oberschlesien zwar allenfalls in der Lage sein, seine Bevölkerung von seinen landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu ernähren, während eine Ausfuhr solcher in die übrigen Reichsgebiete nicht in Frage käme.

An der gesamten Kohlenförderung des deutschen Reiches ist Oberschlesien mit rund 22 Prozent beteiligt; in der Erzeugung von Eisen und Stahl steht zwar Oberschlesien nur hinter dem Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet zurück, doch handelt es sich auch hier, indem hauptsächlich die Erzeugung von Puddelroheisen in Betracht kommt, um Jahreswerte von rund 360 Millionen Mark, während die Zink- und Bleihütten eine Produktion von rund 500 000 Tonnen mit einem Geldwert von etwa 140 Millionen Mark erzielten. Nennen wir von den in Oberschlesien betriebenen Werken den Gräflich Ballestremschen Industriebesitz, die Bismarckhütte, den Montanbesitz der Handelsgesellschaft Borsig, die Donnersmarckhütte, die Huldschinskyschen Werke, die Aktiengesellschaft Oberschlesische Eisenindustrie und die Standesherrschaft Beuthen Simianowitz sowie die Laurahütte, so werden diese weltbekannten Namen Beweises genug dafür sein, welche ungeheuren Interessen für unser armes Vaterland bei einem ungünstigen Ausgang der Abstimmung auf dem Spiele stehen.

Wir können uns hiernach zu den wirtschaftlichen Hilfsquellen von Russisch-Polen wenden. Wie sehr das russische Polentum von dem bisher deutschen sich unterscheidet, und wie unberechtigt es sein wird, diese beiden Bereiche in ihrem gegenwärtigen Zustande als die Bestandteile eines einheitlichen Volkskörpers aufzufassen, wird uns ganz besonders klar durch einen Blick in den „Ethnographischen Bilderatlas von Polen", der auf Veranlassung der landeskundlichen Kommission beim deutschen Gouvernement in Warschau veröffentlicht wurde. Diese vielfach zerfallenen Hütten mit ihren Strohdächern, diese Männer mit den über die Beinkleider fallenden Hemden und unordentlichen Wirtschaftsgebäude gehören einer anderen Kulturwelt an, als die polnischen Dorfschaften außerhalb der russischen

Grenze, und während im Posenschen das vor 40 Jahren im Gerichtssaal noch oft gehörte „nie umiem pisac“ längst der Vergangenheit angehört, müssen in Russisch-Polen noch heute mehr als 40 Prozent der Bevölkerung als Analphabeten angesprochen werden. Unter den Häusern in Polen sind in den Dörfern nur 3,3 Prozent aus Ziegeln errichtet. In den Wäldern ist seit langem der schlimmste Raubbau getrieben; der Kriegsbedarf an Holz hat tiefgreifende Zerstörungen angerichtet, und die Beschaffung von Baumaterial stellt die polnische Regierung vor schwerwiegende, umfangreiche Aufgaben. Ob diese Sachlage für Russisch-Polen einen Fortschritt oder für die bisher deutschen Bestandteile einen Rückschritt bedeutet, wird die Zukunft lehren. Nach dem polnischen Volkscharakter scheint es näher liegend, daß man auf die wohlgepflegten Bestandteile der bisher deutschen fiskalischen Forsten rücksichtslos zurückgreift, als daß man zu einer pfleglichen Behandlung der in Polen noch vorhandenen Waldungen übergeht und die im Unverstand und wucherischer Ausbeutung begangenen Fehler in langer, zunächst unfruchtbarer Arbeit wieder gut zu machen bestrebt sein sollte. Ob polnische Vaterlandsliebe und der Ansporn einer Minderzahl mehr leidenschaftlicher als planmäßig ruhiger Arbeit zuneigender Patrioten imstande sein werden, den deutschen Druck auf polnischen Leichtsinn zu ersetzen, darf derjenige, der das Polentum in seiner Entwicklung seit Jahrzehnten beobachtete, mit gutem Grunde als zweifelhaft bezeichnen.

Trotz der günstigen Verhältnisse des Bodens und des Klimas läßt die Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft in Kongreßpolen zu wünschen übrig. Nach den Angaben von Kaindl — Polen, Leipzig 1916 — stellen sich die Erträge für den Hektar:

	in Polen	in Posen	in Deutschland
an Weizen	12,2	19,5	18,8—30
an Korn	10,0	16,5	15,1—20
an Kartoffeln	122,1	140,3	132,6—200

Sie übersteigen mit diesen Zahlen allerdings weit die russischen Durchschnittserträge, genügen aber unter Zugrundelegung der für Deutschland angenommenen Verbrauchssätze nicht für die ausreichende Ernährung der ortsanwesenden Bevölkerung, so daß eine Einfuhr — in Zukunft wohl aus den abzutretenden deutschen Gebieten — unentbehrlich bleibt. Gering ist auch der Viehstand.

Es entfielen auf 1000 Menschen:

	in Polen	in Posen	in Deutschland
Rinder	226	450	333
Schafe	299	110	77
Schweine	129	660	400

Zu berücksichtigen ist dabei, daß die polnischen Kühe im Jahresdurchschnitt nur 1000, die deutschen 1800 bis 2000 Liter Milch geben, und daß die kleine magere Kuh des polnischen Bauern vielfach noch außerdem als Zugtier herhalten muß. Überfluß ist in Polen nur in Gänsen vorhanden, und es ist bekannt, daß der größte Teil der aus Rußland nach Deutschland eingeführten Gänse, die einen Wert von 25 bis 30 Millionen Mark im Jahresdurchschnitt ausmachten, aus Polen stammten. Die Folge des geringen Viehstandes ist ungenügende Düngung des Bodens, da künstlicher Dünger nur wenig Verwendung findet. In der Fleischversorgung Deutschlands dürfte sich durch den Verlust der Abtretungsgebiete allzuviel nicht ändern, da der polnische Bauer an Fleischnahrung nur wenig gewöhnt ist, und die polnische Volkswirtschaft die aus dieser Ausfuhr sich ergebende Hilfsquelle nicht wird entbehren können.

An der Viehhaltung Preußens waren die Abtretungsgebiete beteiligt:

bei den Pferden	mit	23 Prozent
beim Rindvieh	„	17,6 „
bei den Schafen	„	15 „
„ „ Schweinen	„	18 „
beim Federvieh	„	19,6 „

Fast drei Fünftel des in Polen landwirtschaftlich genutzten Grund und Bodens befindet sich in bäuerlichen Händen, daneben steht ein großer Bestand an Mittelgütern von 300 bis 1000 Morgen, und eine Latifundienwirtschaft ist nur noch in verschwindenden Ausnahmen vorhanden. Der bäuerliche Grundbesitz ist dabei in steter Zunahme begriffen, denn wenn auch die polnischen Bauern schlechte Wirtschafter sind, so ist doch ein großer Landhunger vorhanden, der aus dem durch die Sachsengängerei und die Beschäftigung in den deutschen Industriebezirken ersparten deutschen Gelde in großem Maßstabe befriedigt werden kann. Die neueste Entwicklung hat sogar im russischen Polen bei den ländlichen Arbeitern bolschewistische Gelüste lebendig werden lassen, und immer lauter werden die Stimmen, die eine Nationalisierung des größeren Grundbesitzes und dessen Übergang ohne Auskauf in die Hände der Vorwerksknechte und derjenigen fordern, die wenig oder gar kein Land besitzen. Wie bereits angedeutet, lebt die Mehrheit der polnischen ländlichen Bevölkerung in durchaus ärmlichen Verhältnissen, es fehlt an Betriebskapital und an einer befriedigenden Entwicklung des ländlichen Kreditwesens, und die russische Regierung hat es sich niemals angelegen sein lassen, hier helfend einzugreifen und der bedrohlichen Zunahme eines ländlichen Proletariats entgegenzuwirken. Die Landwirtschaft im bisher russischen Polen erscheint demnach nicht als eine Stütze des Volkswohlstandes, sondern als ein Sorgenkind, das in hohem Maße auf die pflegliche Fürsorge der neuen Nationalregierung angewiesen ist.

Eine etwas schwierige Frage stellt die kräftige Entwicklung der Industrie in den bisher russisch-polnischen Gebieten dar. Diese polnische Industrie, die man doch wohl mit unrecht als eine Treibhauspflanze hat ansprechen wollen, verdankte allerdings ihre Entstehung zunächst der hohen Zollmauer, die gegen Westen errichtet wurde, doch hat sie, von russischen Rohstoffen versorgt, einer überaus zahlreichen Kundschaft gegenüber deren immerhin bescheidene Bedürfnisse in zufriedenstellender Weise befriedigen können. Die gegen westeuropäische Erzeugnisse verhältnismäßig hohen Preise wurden nicht als drückend empfunden, und den Nachteil vom Erstarken dieser Betriebe hatten nur die Ausfuhrkaufleute in den westlichen Industriegebieten, denen die russische Kundschaft mehr und mehr verloren ging. Nur zum Teil auf russisches Kapital sich stützend und deshalb von den „nationalen" Unternehmern als „fremdländisch" angefeindet, hatte doch diese polnische Industrie sich im Vergleich zu dem Moskauer und Petersburger Bezirk, wenn man den Flächenraum in Betracht zieht, am nachhaltigsten entwickelt, während sie mit dem Wert ihrer Erzeugnisse trotz einer im Verhältnis zu den andern geringen Arbeiterzahl die dritte Stelle einnahm. Der Wert der Erzeugung der polnischen Fabriken wurde im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mit 425 Millionen Rubeln, das ist etwas mehr als ein Siebentel der Erzeugung des gesamten Rußlands berechnet. Bis 1910 hatte sich der Wert dieser Erzeugung auf 860 Millionen gesteigert. Unter den in Polen sich betätigenden Industrien nimmt die Weberei weitaus die erste Stelle ein. Ihr Hauptsitz war Lodz, wo diese im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts durch Weber aus Deutsch-Böhmen und Sachsen zur Einführung gelangt war, und sich bald zur Großindustrie entwickelte. Als die russische Zollpolitik am Ende der siebziger Jahre deutsches und französisches Kapital aber auch jüdische Kaufleute und polnische Bauern in Scharen nach dem erblühenden Mittelpunkt des Gewerbefleißes lockte, bildete doch die Tüchtigkeit der deutschen Fabrikbesitzer das Rückgrat der Entwicklung, mit der sie dem durch Vergünstigungen der Regierung verwöhnten Fabrikanten des Moskauer Bezirks die Wage hielten. Vor dem Kriege befand sich ein Drittel der Lodzer Fabriken, aber unter ihnen fast alle Großbetriebe mit nahezu drei Fünfteln der gesamten Erzeugung, in deutschen Händen. Von der verhältnismäßigen Entwicklung der deutschen und der polnischen Industrie mögen die nachstehenden Ziffern eine Vorstellung gewähren. Es beschäftigten im Jahre 1910:

	in Polen	in Deutschland	
Die Weberei	150 305	845 744	Arbeiter
Die Industrie der Nahrungsmittel	42 458	732 372	"
Die Metallindustrie	62 027	989 446	"
Bergbau und Hüttenwesen . . .	42 697	902 837	"
Die chemische Industrie	9 153	121 995	"
Die Papierindustrie	15 402	172 021	"

Gewinnt Polen den oberschlesischen Industriebezirk, so werden dadurch die Entwicklungsmöglichkeiten seines Gewerbefleißes ganz außerordentlich erweitert. Anderseits muß angenommen werden, daß diesem die russische Kundschaft verloren geht, und daß dafür die geringere Bevölkerungszahl der zu übernehmenden deutschen Gebiete keinen Ersatz wird schaffen können. Hier werden deshalb jedenfalls sehr bedeutende Umstellungen Platz greifen müssen, und eine unmittelbare glänzende Zukunft wird man diesem Teile der neupolnischen Volkswirtschaft kaum voraussagen können.

Einer solchen steht auch der gegenwärtige Zustand der Verkehrswege entgegen. Die Landstraßen entbehren fast durchweg der Befestigung; die dafür bestimmten Gelder waren in den Taschen der Beamtenschaft verschwunden, und im Winter suchten sich die Gefährte der Bauern, um nicht im Schlamm zu versinken, ihren Weg über das angrenzende Ackerland; unsere in Polen einrückenden Heeressäulen haben in dieser Richtung die schlimmsten Erfahrungen machen müssen. Die Fahrwässer der Ströme waren geradezu planmäßig vernachlässigt; in Pogorzelica beispielsweise, wo die die Warthe in preußisches Gebiet eintrat, zeichneten Sandbänke quer über den Strom die russische Grenze, und ein Vordringen der auf preußischer Seite verkehrenden Schiffe war unmöglich gemacht. Schlimmer noch liegt die Sache für die Eisenbahnen. Nur einige wenige Schienenstränge vermittelten die Verbindung zwischen dem Osten und Westen; die Eisenbahnlinien waren auf beiden Seiten mehr nach militärischen als nach Verkehrsrücksichten angelegt, sie verlaufen auf polnischer Seite meist eingleisig in entsprechender Entfernung von der Grenze, und es wird eine vollkommene Umgestaltung der vorhandenen Anlagen notwendig sein, wenn diese in Zukunft einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete dienen sollen, während anderseits die neue russische Grenze einen anderweiten Ausbau in Berücksichtigung militärischer Gesichtspunkte bedingen wird.[2]) Die bisher durchaus ungünstige Entwicklung des polnischen Binnenhandels, wie ihn G. Cleinow in seinem Werke: „Die Zukunft Polens" schildert, liegt nicht nur an seinen Trägern, den äußerst zahlreichen, bettelhaften Juden, sondern eben so sehr an den ungünstigen Verkehrsverhältnissen, die eine Abwicklung nach großzügigen Gesichtspunkten unmöglich machen. Den polnischen Kaufleuten sagt Moritz Jaffé nach, daß sie zwar durch Fleiß und Anstelligkeit vorwärtsgekommen seien, daß aber schnelle Auffassung, Kalkulation, Wagemut und zähe Willenskraft, die den größeren Kaufmann und Unternehmer ausmachen, nur selten bei ihnen anzutreffen sind. Er hat damit sicherlich das Richtige getroffen.

Verhältnismäßig günstig stellt sich für das Polentum die Frage des privaten Kapitalbesitzes. Nicht nur hat die Ansiedlung viel bares Geld den polnischen Taschen zugeführt, sondern recht erheblich sind auch die Ersparnisse, die die Sachsengänger und die polnischen Arbeiter aus den Industriegebieten alljährlich in die Heimat senden, wenn auch die von Cleinow benannte Summe von 50 Millionen Mark, von denen 20 Millionen Mark nach Russisch-Polen gelangen sollten, von anderer Seite als stark nach oben abgerundet bezeichnet wird. Einen glänzenden Beweis für das Vorwärtskommen gerade der unteren Schichten bieten die Spareinlagen der Genossenschaftsbanken, die 1900 auf 36 Millionen Mark beschränkt, 1904 bereits 64, 1912: 229 und 1914: 284 Millionen Mark betrugen. Diese Kapitalansammlungen haben die Polen mit Erfolg zum Grunderwerb,

[2]) Vergl. hierzu: Bruno Heinemann „Verkehrswege in Polen". Weltwirtschaftliches Archiv. September 1917. Band 11, Heft 1.

zum Häuserbau und zur Güterzerteilung benutzt, und allenthalben drängte sich hervor, wie sie mit Erfolg bestrebt waren, wieder Herren im eigenen Lande zu werden, um das deutsche Element aus dem Felde zu schlagen. Den Erfolgen der Ansiedlungskommission in preußischer Form steht solchergestalt ein Grunderwerb aus deutscher Hand entgegen, der in Westpreußen auf rund 107 000 Hektar, in Posen auf 150 000, in Schlesien auf 16 000 und in Ostpreußen auf 29 000 Hektar beziffert wurde. Der Gesamtbesitz der Polen in Posen und Westpreußen wurde im Jahre 1910 auf rund 1,7 Millionen Hektar veranschlagt, darunter in Posen 374 000 Hektar in Abschnitten von mehr als 1000 Hektar, die in den Händen von 139 Großgrundbesitzern vereinigt waren.

Daß man in dem uns feindlichen Ausland große Hoffnungen auf eine günstige Entwicklung des neuen polnischen Staatsgebildes setzt, geht aus den Kapitalbeteiligungen hervor, die namentlich englische und französische Finanzleute polnischen Unternehmungen zugewendet haben. Sie gelten dem Wiederaufbau des Landes im allgemeinen und im besonderen der Schiffahrt auf der Weichsel, dem Import und Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse und Bedürfnisse an Dünger, Samen, Maschinen usw., der Entwicklung der Naphtaindustrie und anderem mehr. Freilich war bereits vor dem Kriege englisches, französisches sowie auch amerikanisches und belgisches Kapital schon vielfach in Polen betätigt gewesen, und das deutsche Generalgouvernement in Warschau hatte Veranlassung genommen, derartige Firmen unter Zwangsverwaltung zu stellen, deren Stammhäuser in Manchester, London, Birmingham, Sheffield sowie in Lüttich, Paris, Reims und Bordeaux ansässig waren. Nunmehr bereisten englische und französische Ingenieure das politische Neuland, um die Leitung industrieller Unternehmungen in die Hand zu nehmen, und dem Absatz ihrer Landeserzeugnisse sowie der Neugründung gewerblicher Veranstaltungen die Wege zu ebnen.

Sehr beachtenswert erscheint dem gegenüber die Klage des Ministerpräsidenten Paderewski, daß die Banken des Auslands mit Rücksicht auf die unsicheren Verhältnisse die Finanzierung einer staatlichen Anleihe abgelehnt hätten.

Es erübrigt, nach dem vorstehend gewonnenen Überblick über die wirtschaftlichen Hilfsquellen des neuen Polenreiches sich ein Bild davon zu machen, inwieweit dasselbe als tragfähig zu erachten sein wird, die ihm obliegenden Lasten seiner Erhaltung und inneren Förderung auf seine Schultern zu nehmen. Hätten die Polen, so wie man es in Deutschland einst voraussetzte, als man ihnen ihre staatliche Selbständigkeit wieder gab, es sich an den Grenzen Kongreßpolens genügen lassen, hätten sie, wie die Schweiz ihren Schwerpunkt in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung gesucht, und sich in diesem Anlaß tunlichst eng an Deutschlands starken Rückhalt angeschlossen, so hätte auch ein besiegtes Deutschland ihnen immer noch wertvolle Hilfe leisten können, namentlich dann, wenn das wieder erstarkende Russentum, was früher oder später doch geschehen wird, von neuem die Hand nach den ihm jetzt entrissenen Gliedern ausstreckt, und für seinen erneuten Drang nach dem Westen in dem Polenreiche die erste greifbare Beute findet. In diesem Zeitpunkt würde ein Entente, soweit sie dann noch zusammenhält, dem deutschen Militarismus schwerlich Hindernisse in den Weg gelegt haben und Polen wäre froh und dankbar gewesen, wenn sich Deutschland bereit und in der Lage fand, den drohenden Stoß an seiner Ostfront, ehe er Unheil anrichtete, aufzufangen.

Indem sich Neupolen jetzt völlig auf die sicherlich nicht selbstlose Hilfe der Entente verläßt, und gegen das zur Wehrlosigkeit verurteilte deutsche Volk eine feindselige Haltung einnimmt, ist es seinerseits gezwungen, dem Militarismus unter Anspannung aller Kräfte die tunlichste Pflege angedeihen zu lassen, ja selbst eine Marine gedenkt man, wie verlautet, zu errichten, um den neugewonnenen Seeinteressen gerecht zu werden. — Wie sich England freilich zu solchen zunächst etwas unklaren Plänen stellt, mag bis auf weiteres als eine offene Frage bezeichnet werden. — Als ein weiterer Bestandteil des „außerordentlichen Etats“ des polnischen Reiches mindestens für das nächste Menschen-

alter ergibt sich die Notwendigkeit, die bisher russischen Gebiete auf die gleiche kulturelle Höhe zu heben, wie die dem Deutschtum entrissenen Bereiche, wenn nicht diese allmählich auf den Zustand zurücksinken sollen, in dem sich „Russisch-Polen" zurzeit befindet, und in dem sie Preußen bei der letzten Teilung übernommen hatte. Hierzu tritt das durch die wirtschaftliche Entwicklung bedingte Erfordernis, die beiden Reichshälften miteinander durch die Herstellung der fehlenden Verkehrswege in eine brauchbare Verbindung zu bringen, und die bei den ausschließlich maßgebenden militärischen Gesichtspunkten entbehrlich erschienenen Glieder in das Verkehrsnetz einzuschalten. Dazu wird gehören, die zurzeit fehlende Regulierung der Warthe und Weichsel und sonstiger Wasserstraßen vorzunehmen, wie überhaupt alle die Ausgleichungen herbeizuführen, die zwischen dem Tiefstand des russischen Teiles und der hohen Entwicklung auf deutscher Seite in die Augen fielen.

Eine zuverlässige Antwort auf die aus diesen Tatbeständen sich hervordrängenden Fragen werden wir freilich nicht geben können; wir werden es uns daran genügen lassen müssen, gewisse Anhaltspunkte für eine Wahrscheinlichkeitsberechnung zu geben, deren Wert freilich bei der Fülle der unsicheren Voraussetzungen nur als ein sehr beschränkter wird gelten können.

Das neue Polenreich wird nach dem Hinzutritt der uns genommenen Gebiete rund 200 000 Quadratkilometer mit etwa 20 Millionen Einwohnern umfassen, während für Deutschland nach dem Verlust von Elsaß-Lothringen rund 455 000 Quadratkilometer mit etwa 55 Millionen Einwohnern übrig bleiben. Preußen hatte 350 000 Quadratkilometer mit 40 Millionen Einwohnern und behält rund 290 000 Quadratkilometer mit 35 Millionen Einwohnern. Die von uns abzutretenden Gebiete müssen, auch wenn wir Oberschlesien mit einbeziehen, zu den ärmeren gerechnet werden. Mit Einkommen unter 900 Mark kamen auf 1000 Einwohner in Betracht:

Im Durchschnitt	im	preußischen Staat	579	Zensiten
„ „	in	Berlin	369	„
„ „	„	Marienwerder Regierungsbezirk	729	„
„ „	„	Danzig „	680	„
„ „	„	Posen „	719	„
„ „	„	Bromberg „	693	„
„ „	„	Oppeln „	647	„
		und bis zu 3000 Mark		
„ „	„	Preußen	377	„
„ „	„	Berlin	574	„
„ „	„	Marienwerder „	243	„
„ „	„	Danzig „	283	„
„ „	„	Posen „	258	„
„ „	„	Bromberg „	272	„
„ „	„	Oppeln „	331	„

Dementsprechend leistete der einzelne Einwohner an direkten Steuern nach dem Stande vom 1. Januar 1915:

Im	preußischen Staat	13,83	Mark
In	Berlin	37,55	„
Im	Regierungsbezirk Marienwerder	5,56	„
„	„ Danzig	8,01	„
„	„ Posen	6,78	„
„	„ Bromberg	6,80	„
„	„ Oppeln	7,85	„

Hiernach erbrachten also die Abtretungsgebiete an direkten Steuern insgesamt nur 43,4 Millionen Mark oder 7,6 Prozent des Gesamtbedarfs auf, während die Zahl der Einwohner sich auf rund 12 Prozent der Gesamtzahl des preußischen Staates stellte. Für Russisch-Polen wird man eine größere Wohlhabenheit keinesfalls voraussetzen können; berechnet man die steuerliche Leistungs-

fähigkeit nach dem Durchschnitt der Abtretungsgebiete, so würde für das gesamte Neupolen ein Aufkommen an direkten Steuern von 140 Millionen Mark in Ansatz zu bringen sein, und für den hierdurch nicht zu deckenden Anteil des Bedarfs müßten andere Hilfsquellen in Anspruch genommen werden. Es sei versucht, von der Höhe dieses Bedarfs eine Vorstellung zu gewinnen, und es möge zu diesem Zweck zunächst die Schullast einer Prüfung unterworfen werden. In Preußen werden rund 6,6 Millionen Schulkinder oder etwa 16 Prozent der Einwohnerzahl in Volksschulen unterrichtet; für Neupolen würden unter Annahme der gleichen Verhältniszahl 3,2 Millionen Schulkinder in Ansatz zu bringen sein, doch erscheint dieser Ansatz bei der höheren Kinderzahl der Slawen eher zu gering als zu hoch. Die laufenden Schulunterhaltungskosten an Lehrergehältern, Heizung der Schulräume, Unterhaltung der Lehrmittel, baulicher Unterhaltung usw. stellten sich in Preußen in den letzten vom statistischen Jahrbuch erfaßten Jahr auf 421 Millionen Mark, von denen 127 aus Staatsmitteln, 294 aus Mitteln der Schulverbände usw. aufzubringen waren. Für Neupolen würden sich bei einem Durchschnittbedarf von rund 64 Mark für ein Kind die bezüglichen Kosten auf 205 Millionen stellen, es würde also hierdurch allein das oben angenommene Aufkommen an direkten Steuern um fast 50 Prozent überschritten werden. Zu berücksichtigen bliebe, daß Schulverbände im preußischen Sinne in Russisch-Polen kaum vorhanden sein werden, daß es auch an Schulgebäuden und Lehrmitteln vollständig fehlt, und daß in dieser Hinsicht mindestens auf dem platten Lande nahezu alles neu zu schaffen sein wird. Es liegt sehr nahe, daß die polnische Regierung in dieser Beziehung zu Einschränkungen schreiten, und daß allmählich die Durchschnittsbildung auch im preußischen Teil auf den Tiefstand der russisch-polnischen Bevölkerung zurücksinken wird; der sonstigen Unterrichtsanstalten an Fach- und Fortbildungsschulen sowie des Betriebes der höheren Schulen ist dabei gar nicht gedacht, zur Beurteilung dieses Gegenstandes sei angeführt, daß sich der Gesamtetat des preußischen Kultusministeriums für Unterrichtszwecke auf 240 Millionen Mark beziffert.

Für Preußen stellten sich nach der Rechnung für 1915:

die Einnahmen aus Erwerbsbetrieben noch auf	3250	Millionen	Mark
" " " Steuern	474	"	"
" " " Gebühren	92	"	"
Vergütungen der Reichskasse	38	"	"
Sonstige Einnahmen	149	"	"
Einnahmen aus der Reichskasse	144	"	"
Bestand des Vorjahres	167	"	"
	4314	Millionen	Mark

Daraus waren zu bestreiten:

Die Ausgaben der Erwerbsbetriebe mit	2421	Millionen	Mark
Der Zinsendienst	517	"	"
Der sonstige Bedarf	1075	"	"
	4013	Millionen	Mark

Der sonstige Bedarf zerfiel im einzelnen unter anderem:

in die Forderungen des Finanzministeriums mit	168	Mill. M.
" " " " Ministeriums der öffentlichen Arbeiten . .	62	" "
" " " " " für Handel usw.	20	" "
" " " " " " Rechtspflege	188	" "
" " " " " des Innern	150	" "
" " " " " für Domänen usw.	75	" "
" " " " " der geistlichen Angelegenheiten	279	" "
	933	Mill. M.

Unter den Erwerbseinnahmen und dahin entfallenden Betriebsausgaben kommen insbesondere die Staatseisenbahnen mit einer Roheinnahme von rund 2500 Millionen Mark und einem Überschuß von 672 Millionen Mark; die Forsten mit 72 und die Bergwerke mit rund 38 Millionen Mark Überschuß in Betracht.

über Einnahmen dieser Art dürfte Neupolen, abgesehen von dem auf die Abtretungsgebiete entfallenden Teil kaum verfügen, während man für den „sonstigen Bedarf" mit einem Ansatz von etwa der Hälfte oder unter Weglassung der Domänen mit einer Anschlagssumme von 430 Millionen Mark — für 20 Millionen Einwohnern — zu einem der Wirklichkeit gegenüber vertretbaren Ansatz gelangen dürfte.

Hierbei sind indessen die in Deutschland vom Reich zu bestreitenden Ausgaben und unter diesen insbesondere die Anforderungen für Heer und Flotte nicht mit in Rechnung gestellt worden. Die Flotte, die Polen sich schaffen will, würde nach den vorliegenden Pressemeldungen ungefähr derjenigen gleich zu setzen sein, die man uns in Deutschland nach den Friedensbedingungen künftig belassen will. Der Geldansatz stellt sich für diese nach dem Nachtragshaushalt für 1919 in Berücksichtigung der gegenwärtigen Preise für ein Halbjahr auf 82 Millionen Mark. Es wird zulässig erscheinen, die Geldverpflegung geringer anzusetzen, da Polen die allgemeine Wehrpflicht beibehalten dürfte, doch wird man unter einen Jahresumsatz von 150 Millionen Mark nicht heruntergehen können. Landanlagen wird der neue Staat auf der Danziger Werft in geeignetem Ausmaß vorfinden, die Schichau-Werft und die Engländer werden auch gewiß gern bereit sein, die nötigen Schiffe zu liefern, doch wird, wenn man die Schiffe in absehbarer Zeit zu Wasser bringen will, ein Jahresaufwand von 120 Millionen Mark für die ersten 4 Jahre kaum zu umgehen sein, während für die Ersatzbauten in Zukunft ein Ansatz von 25 Millionen Mark genügen dürfte. Die Heeresverwaltung erforderte in Deutschland im letzten Friedensetat an laufenden Ausgaben 870 Millionen Mark ohne die bayrische Quote oder auf den Kopf verteilt 15 Mark. Der polnische Heeresetat würde sich demnach bei den früheren Friedenspreisen auf 300 Millionen Mark und in Anbetracht der Teurung auf mindestens 450 Millionen Mark stellen, so daß, wenn man für das Heer von einmaligen Ausgaben absieht, ein Jahresaufwand von 720 Millionen Mark — die Valutafrage außer Betracht gelassen — zum Etat zu bringen sein würde. Die übrigen Ansätze des Reichshaushaltsetats wird man, als in dem nach preußischen Voraussetzungen bemessenen Voranschlag enthalten, außer Betracht lassen können, nur für Post und Telegraphie würden etwa 250 Millionen Mark, für Pensionen etwa 50 Millionen Mark in Ansatz zu bringen sein, so daß sich der Gesamtetat auf 1450 Millionen Mark stellen würde. Hierzu werden indessen noch mindestens 50 Millionen Mark für Eisenbahnen und Wegebauten zu rechnen sein, wenn man in dieser Beziehung zu erträglichen Verhältnissen gelangen will. Einnahmen aus Erwerbseinkünften sind, wie erwähnt, im neuen Polen jedenfalls nur in verschwindendem Maße vorhanden, indem das Eisenbahnnetz zunächst kaum Erträge abwerfen wird, Bergwerke und Domänen nur in bescheidenem Ansatz in Rechnung zu stellen sind, und die Forsten, wie oben angeführt, derartig verwüstet sind, daß eine Ausbeute auf diesem Wege nicht zu erhoffen ist. Der Staatshaushalt mit $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark würde hiernach jeden Kopf der Einwohner mit 75 Mark belasten. Ein Schuldendienst ist bei diesen Anschlag nicht in Rechnung gestellt, ebenso sind die Aufwendungen der Gemeinden außer Betracht gelassen, von denen nach dem oben erwähnten Aufsatz von Zitzlaff die kleinen Ortschaften in den preußisch-polnischen Gebieten mit etwa 125 Prozent der staatlichen Lasten in Anspruch genommen wurden.

Ein Vergleich mit der deutschen Belastung, wie sie vor dem Kriege bestand, ist schwierig; die durch den Krieg geschaffene Sachlage, die einstweilen noch nicht zu übersehen ist, wird allerdings der Voraussicht nach erschreckende Zahlen mit sich bringen, doch sind gerade diese nicht geeignet, einen Standpunkt zur Beurteilung der Verhältnisse zu gewinnen, denen unsere Landsleute in den Abtretungsgebieten und mit diesen das Polentum sich gegenüber sehen werden.

In den Zöllen, aus deren Erträgnissen das deutsche Reich die Unkosten von Heer und Flotte bestritt, kann eine eigentliche steuerliche Belastung nicht wohl erblickt werden, denn die Tatumstände, vermittelst deren sie im Wirtschaftsleben ihre Druckwirkung äußern, sind so vielgestaltig, daß bogenlange Erläuterungen

nicht genügen würden, hierüber Klarheit zu gewinnen. Fest steht nur, daß die rechnerisch ermittelte Kopfbelastung wertlos und nicht geeignet ist, zur Beurteilung des wirtschaftlichen Druckes auf die einzelnen Haushaltungen herangezogen zu werden. Diese Kopfziffer stellt sich auf annähernd 23 Mark, der Rohertrag an Staatssteuern im preußischen Staatsgebiete wurde in Friedenszeiten auf rund 13 Mark für den Kopf berechnet, schlägt man hierzu als Durchschnitt 125 Prozent als Kommunalsteuern, so ergäbe sich eine rechnungsmäßige Belastung von 55,25 Mark für den Kopf, denen allein an staatlichen Steuern in Polen 75 Mark gegenüber zu stellen sein würden. Eine Entlastung seines Staatshaushalts durch Zölle wird Polen kaum erreichen können, da die eigenen Hilfsquellen des Landes zu gering sind, als daß Schutzzölle anwendbar wären, während indirekte Steuern hier mit unverhältnismäßiger Schwere drücken, und eine Abwälzung auf tragfähige Schultern kaum zu erreichen sein würde.

In den Abtretungsgebieten stellte sich aber, wie oben erläutert, die steuerliche Kopfbelastung bisher nur auf durchschnittlich 7 Mark, sie blieb also hinter der sonstigen Durchschnittsbelastung um 6 Mark zurück. Rechnet man hierzu den Kopfzoll und die 125 Prozent Kommunalsteuern, so gelangt man zu einer Kopfbelastung von 42 Mark, die bisher getragen, und nach Zitzlaff als sehr drückend befunden wurde. Zieht man gegenüber dieser Kopfbelastung die Einkommensverhältnisse der Bevölkerung in Betracht, bei denen für die Einkommen über 3000 Mark nur durchschnittlich drei Prozent der Steuerträger übrig bleiben, so ergibt sich, daß schon die dem Gesetz entsprechende Verteilung einer Kopfbelastung von 42 Mark ihre sehr großen Schwierigkeiten haben mußte, während eine solche von 75 Mark an die dünne wohlhabende Oberschicht vollkommen unerträgliche Anforderungen stellen müßte.

Muß diese Sachlage als zutreffend angenommen werden, und eine wesentlich günstigere Beurteilung dürfte auch mit anderen rechnerischen Unterlagen kaum zu erreichen sein, so ergibt sich als nächste Folge, daß das gegenwärtig in Polen sich betätigende fremde Kapital in größter Eile versuchen wird, diesen ungastlichen Strand zu verlassen, auf dem es eine reiche Ernte goldener Früchte einzuheimsen erhofft hatte. Den Zurückbleibenden aber droht der Voraussicht nach in gar nicht allzu weiter Ferne der völlige Zusammenbruch, den auch eine noch so kühne Anleihepolitik nur für die kürzeste Frist wird aufhalten können.

Könnten wir einen solchen Tatbestand mit einiger Schadenfreude begrüßen, so müßten wir um so mehr unsere deutschen Landsleute in den Abtretungsgebieten bedauern, die den Verlust ihrer deutschen Staatsangehörigkeit noch außerdem mit einer nahezu unerträglichen Steuerbelastung werden bezahlen müssen. Auch für die Arbeiterschaft deutscher sowohl wie polnischer Abstammung träte eine sehr bedauerliche Verschlechterung ein, da eine Sozialgesetzgebung für Russisch-Polen jedenfalls bisher nicht vorhanden war, und bei der Unzulänglichkeit der staatlichen Mittel die Gleichmacherei jedenfalls sich nicht in einer Ausdehnung der staatlichen Fürsorge, sondern in einem allmählichen Verfall der aus Deutschland übernommenen Einrichtungen äußern würde.

Moritz Jaffé schloß seine Geschichte der Stadt Posen mit einem Ausblick auf die Zukunft ab, deren Herannahen man nur mit verschränkten Armen erwarten könne; daß diese Zukunft so bald schon in so verhängnisvoller Weise über uns hereinbrechen würde, hat auch er nicht voraussehen können.

Für das deutsche Reich und die preußische Regierung bleibt jetzt, nach der Preisgabe der Ostmark, tatsächlich kaum etwas anderes übrig, als der Entwicklung mit verschränkten Armen zuzusehen. Wohin die Entwicklung führen wird, liegt verborgen in der Zeiten Schoß. Sie wird im wesentlichen beeinflußt werden von den Beziehungen der Deutschen und Polen in Neupolen selbst. Je besser die Polen mit der deutschen Bevölkerung verfahren werden und je weniger sie sie in ihrem Besitz an materiellen und geistigen Gütern antasten, um so größer wird die Aussicht sein, das Land schon in wenigen Jahren zu polonisieren, da ein zufriedenes Deutschtum auch der beste Mitarbeiter am Aufbau des polnischen Staates sein wird!

Die Zuckerindustrie Polens

Von Dr. Ringleb, Zweckverband Ost

Es ist — im Zeichen der deutschen Katastrophenpolitik auf wirtschaftlichem Gebiet — unnötig, Ursachen und Zusammenhängen der schweren Krisis nachzugehen, in der sich in den Tagen kopfloseſter Eisenbahn- und Kohlenwirtschaft mehrere unserer im wahrsten Wortsinne „lebenswichtigen" Industrien befinden. Nicht nur Deutschland — ganz Europa erlebt eine bis jetzt nicht dagewesene Kalamität in Produktion und Angebot von Zucker. Während aber in Deutschland die Produktion zwar zurückgeht und Zucker (nach der Verordnung vom 14. Oktober 1919) neue Preissteigerungen erfährt, während hier die Produktionsgrundlagen — am wirtschaftlichen Gesamtbilde betrachtet — immerhin derart sind, daß die eigene Volkswirtschaft mit ihr als Rechnungsfaktor umgehen kann, steigert sich die Lage der Zuckerindustrie in den Ostländern Polen und Rußland, die einst vermögende Lieferanten dieses Nährstoffes waren, zur Krise.

Das ist nach mehr als nur nach wirtschaftlichen Seiten bemerkenswert, wenn man sich das organische, sichere Werden dieser Industrie in Polen (eine Parallelbetrachtung Rußlands erübrigt sich zurzeit) vor Augen hält.

Die industrielle Zuckerherstellung wurde in Polen um die Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bekannt. In diese Zeit fällt der Anbau der Zuckerrübe in Polen. Die erste Zuckerrübenfabrik soll im Jahre 1826 in Czestocice, nach anderen Angaben im Jahre 1830 in Guzow vom Grafen Lubienski begründet worden sein. In der ersten Zeit der Zuckerproduktion ist ein nur bescheidener Anbau der Zuckerrübe im Lande zu verzeichnen. Für die Verarbeitung der Zuckerrübe in der größten polnischen Zuckerfabrik des genannten Jahrzehnts in dem oben erwähnten Unternehmen in Guzow, werden von Dr. Janasz folgende Zahlen genannt:

1834/35 = 14 598 Doppelzentner.
1837/38 = 18 247 Doppelzentner.

Von einer Zuckerindustrie in Polen im rechten Sinne dieses Wortes kann man erst vom Jahre 1838, dem Gründungsjahre der Zuckerfabrik in Hermanow, sprechen.

Im Jahre 1846 betrug die Zuckerproduktion in Polen 6—7000 Doppelzentner. Im Jahre 1848 ist sie bereits auf mehr als das Doppelte gestiegen.

Vom Jahre 1849 ab, als man den Zucker weniger als Nahrungsmittel denn als Luxusgegenstand ansah, wurden in Polen Zuckersteuern erhoben. Damals fanden sich in Polen bereits 31 Fabriken. Bis zum Jahre 1858 stieg ihre Zahl bereits auf 52. In dem Zeitabschnitt 1851/54 wurde eine Zuckerrübenmenge von durchschnittlich über eine Million Doppelzentner jährlich verarbeitet. In den darauf folgenden Jahren ging die verarbeitete Zuckerrübenmenge zurück, was seinen Grund in der Betriebseinstellung der kleineren Zuckerunternehmen hatte, die einem Wettbewerb in Kapital und Technik mit den größeren Unternehmungen nicht gewachsen waren.

Genaue Zahlen über die Anbauflächen und die verarbeiteten Zuckerrübenmengen lassen sich erst vom Jahre 1881 an feststellen. Von den Jahren 1881 bis 1891 stieg die Zuckerrübenverarbeitung der 40 damals noch vorhandenen Zuckerfabriken von 4,42 Mill. Doppelzentner auf 7,46 Mill. Doppelzentner. Die nachfolgenden Zahlen für die Anbaufläche und die Menge der verarbeiteten Zuckerrüben zeigen eine gewisse Ruhelage in der Aufnahme und Absatzfähigkeit des polnischen Marktes:

Jahr	Zahl der Zuckerfabriken	Anbaufläche in 1000 Hektar	Verarbeitete Zuckerrübenmenge in Millionen Doppelzentner
1900—1901	51	56,40	8,61
1901—1902	51	61,62	13,49
1902—1903	51	66,88	10,89
1903—1904	49	54,10	7,77
1904—1905	49	55,89	7,94
1905—1906	49	59,13	11,91

Im Jahre 1913 waren 73 900 Hektar mit Rüben bepflanzt, bei 6 Mill. 921 Hektar Ackerland, also 1,07 Prozent der ganzen Fläche, wogegen in der preußischen Provinz Posen im gleichen Jahre 3,5 Prozent der bebauten Ackerfläche oder 65 000 Hektar mit Rüben bepflanzt waren. Die durchschnittliche Zuckerrübenernte betrug im Jahre 1913 203 Zentner vom Hektar. Im Vergleich zu den Ernteergebnissen in Deutschland ist diese Durchschnittszahl gering: in Posen wurden im selben Jahre 302 Zentner vom Hektar geerntet.

Die Zuckerausfuhr Polens, die sich nur auf Grund der Privatangaben der Industriellen annähernd feststellen läßt, da eine besondere Statistik für Polen nicht vorhanden war, spielte eine gewisse Rolle. Die polnische Ausfuhr an Zucker und Melasse wurde vor dem Kriege auf 13 bis 14 Mill. Rubel geschätzt. Die Hälfte der Ausfuhr ging auf dem Wasserwege (Weichsel) nach Danzig.

Für die Ausfuhr von Polen nach Deutschland lassen sich folgende Zahlen ermitteln:

	1890—1894	1900—1912
Raffinierter Zucker im Jahresdurchschnitt	4 800 Tonnen	29 000 Tonnen
Rübensirup und Melasse im Jahresdurchschnitt	900 „	7 200 „

Zu Beginn des Krieges mußte die Zuckerindustrie ihren Betrieb zum großen Teil einstellen. Der sofort einsetzende Mangel an geeigneten Arbeitskräften, vor allem aber das Aufhören jeglicher Kohlenzufuhr, legte die Fabriken lahm, von denen überdies ein nicht unbeträchtlicher Teil — wie auch die Kohlengruben — im Operationsgebiet lagen. Die Zuckerversorgung des Landes konnte immerhin aufrechterhalten werden, da die Zuckerindustrie rechtzeitig zur Stapelung und Lagerware übergegangen war.

Als die russischen Heere über die Weichsel und — später — über die Grenzen des Königreiches zurückgedrängt wurden und von den Deutschen mit der Lebensmittelrationierung die Zuckerkarte eingeführt wurde, konnte nur ein Teil der polnischen Zuckerindustrie beschäftigt werden. Gleichzeitig verringerte sich die Anbaufläche für Zuckerrüben. In den ersten beiden Jahren verdarben größere Zuckerrübenmengen infolge Mangels an Transportmitteln zu den Verarbeitungsstätten. Am empfindlichsten aber wurde die Zuckerrübenindustrie durch den Mangel an Pferden betroffen. Häufige Pferderequisitionen von seiten der beiden auf polnischem Boden operierenden Heere verschärften die Lage aufs äußerste, da die Eisenbahnen bei dem mangelhaften Ausbau des polnischen Bahnnetzes zur Beförderung der Rüben nicht zureichten.

Der neuentstandene polnische Staat erfaßte die Lage richtig, als er aus der Ergiebigkeit des Dombrowaer Kohlenbeckens eine gewisse Produktionssteigerung an Zucker herbeizuführen sich bemühte und von Tschechien Teschener Kohle herbeizog. Die polnische Zuckerproduktion stieg. Immerhin sah sich der polnisch Staat gezwungen, Zucker aus dem Posenschen einzuführen.

Waren die Ernteerträge an Zuckerrüben in Polen um etwa ein Drittel geringer als die in Deutschland, so verschlechterte sich das Verhältnis in den letzten Jahren aus Mangel an Verkehrsmitteln, an künstlichem Dünger und aus Anlaß der niedrigen Kultur noch weiter. Ein Zuckerfabrikant hat vor kurzem in Warschau erklärt, daß bei gesteigerter Ergiebigkeit des Bodens in

Kongreß-Polen eine jährliche Ernte von 70 bis 74 Millionen Zentner zu erwarten sei. Diese Äußerung läßt die Wünsche ihres Urhebers erkennen und begreiflich erscheinen. Bei den heute herrschenden Verhältnissen liegt die Verwirklichung solcher Produktionsziffern in fernster Ferne.

Gegenwärtig sollen in Kongreß-Polen 50 Zuckerfabriken mit einer durchschnittlichen Verarbeitungsziffer von 300 000 Zentnern und einem Arbeiterbestand von etwa 20 000 Mann bestehen. Demgegenüber nennt St. Koszutski in seinem statistischen Werk: „Nasz przemysl wielki na poczatku XX. stulecia" Warschau 1905, für die Zuckerindustrie (die ebenso wie Brennerei, Brauerei und Tabakverarbeitung russischerseits mit Steuern belegt war) für 1901/02 folgende Ziffern: Zahl der Zuckerfabriken 49; Wert der Erzeugung 35 169 000 Rubel; Zahl der Arbeiter: 16 715 Köpfe. Die in Warschau erscheinende fachtechnische Zeitschrift der Zuckerindustrie: „Gazeta Cukrownicza" bleibt heutige Ziffern schuldig.

Die jüngste Lage am polnischen Zuckermarkt ist durch die gleichen Bilder gekennzeichnet, die dem mitteleuropäischen Wirtschaftsbild heute das gemeinsame Kriegsfolgengepräge gibt: Transportschwierigkeiten, gestiegene Arbeitslöhne. Hohe Rohstoffpreise! Infolge mangelhafter Kohlenzufuhr ist die Zuckerversorgung Polens allmählich soweit gestört, daß einzelnen Gemeinden trotz der rationierten Zuckermenge längere Zeit kein Zucker zugestellt werden konnte. Es ist daher nichts Erstaunliches, wenn der Zucker im „Schleichhandel" auf 25 Mark für das Pfund gestiegen ist. Geht man den letzten Zusammenhängen nach, so wird der Gleichlauf der innerwirtschaftlichen, hier wie in Polen parlamentarisch dirigierten Dinge augenfällig:

Im Oktober dieses Jahres kam der verborgene Kampf der Zuckerproduzenten mit dem polnischen „Wirtschaftsrate der Minister" zum Ausbruch. Der Wirtschaftsrat hatte für das Pfund Zucker einen Preis von 0,91 Mark vorgesehen, während derselbe Zucker von der Verpflegungsabteilung für 2,20 Mark verkauft wird. Die Zuckerfabrikanten forderten einen Preis von 2,60 Mark. Heute liegen die Dinge so, daß man einerseits die vergeblichen Verwünschungen über den Zuckerschleichhandel seitens der Verbraucher hört, anderseits vor der Drohung der Produzenten steht, die Produktion bei den schroffen Maßnahmen des Wirtschaftsrates gänzlich einzustellen. Die Produzenten heben hervor, daß sie auf Anordnung der Regierung den Rübenbauern statt 12 Mark 16 pro Zentner zahlen müssen, daß die Arbeitslöhne um 100 Prozent, die Gehälter der Beamten um 50 bis 60 Prozent und die Kohlenpreise seit dem letzten Jahre um 33 Prozent gestiegen seien. Unter solchen Umständen dürfte sich die Menge des produzierten Zuckers schon im laufenden Jahre verringern, seine Güte wesentlich verschlechtern. Nach neuesten Meldungen kongreßpolnischer Blätter hat das polnische Finanzministerium den Preis des Zuckers in der laufenden Kampagne loco Zuckerfabrik auf 220 polnische Mark für den Meterzentner, netto, verpackt, festgesetzt. Außerdem will die Regierung den leistungsschwachen Zuckerfabriken auf Grund von Meinungsäußerungen des wirtschaftlichen Ministerrates nach eigenem Ermessen Subventionen bis 49 Mark für den Meterzentner bewilligen.

Nicht weniger ungünstig wird auf die polnische Zuckerproduktion die vom polnischen Landtag im Juli dieses Jahres beschlossene Agrarreform einwirken. Der Referent Grzybowski einer in Warschau kürzlich abgehaltenen Versammlung der Zuckerfabrikanten aus allen Teilen Polens hat dargetan, daß der kleine Landbesitz auf einer fast doppelt so großen Ackerfläche nur 19 502 Hektar mit Zuckerrüben bebaut. Dieser Zahl steht eine andere von 38 714 Hektar entgegen, die vom größeren Besitz mit Rüben bepflanzt wurde. Im Jahre 1911 hingegen bebaute der größere Besitz 48 750 Hektar, der kleinere 28 631 Hektar Zuckerrüben, wobei der Großbesitz einen Ertrag pro Hektar von 203 Zentner, der kleinere einen solchen von 176 Zentner zu verzeichnen hatte. Im Jahre 1919 hatten die kleineren Besitzer einen Ertrag von 175,5 Zentner und die größeren einen Ertrag von 201,5 Zentner pro Hektar. Diese Zahlen reden eine, die

deutſche Zuckerinduſtrie angehende Sprache: Mit dem Verſchwinden des größeren Beſitzes wird gleichzeitig die exportfähige polniſche Zuckerinduſtrie vernichtet und nicht einmal der polniſche Inlandsverbrauch wird gedeckt werden können.

Die Störung der Zuckerinduſtrie hatte die Ernährung der Bevölkerung weſentlich verſchlechtert und das Schleichhändlertum erzogen, das trotz aller noch ſo ſcharfen Maßnahmen ſeitens der Regierung ſeine widerwärtigen Triumphe feiern konnte. Die Zerſtörung dieſer lebenswichtigen Fabrikation wird dem Volke ein Nahrungsmittel entziehen, das es heute nicht mehr entbehren kann.

Die unweigerliche Folge iſt, wie in allen Ländern gleicher politiſcher und wirtſchaftlicher Verfaſſung, die Verweiſung des eigenen Landes auf Einfuhr. Ankauf ausländiſchen Zuckers jedoch bedeutet für Polen unausweichlich einen weiteren Abfall des Kurſes der polniſchen Mark, die heute ſchon den Tiefſtand der bankerotten Zentralſtaaten unterbietet. Aus dieſem Eiſenring retten Polen weder Goldaufkäufe in Deutſchland, noch Valutaſpekulationen mit deutſchen Anleihewerten. Wen Bolſchewismus auf der einen, kopfloſer Klaſſenſozialismus auf der anderen Seite umbrandet, der kann — von ſeiner Inſel aus — das feſte Land des Nachbarn im Weſten nur mehr bei Kurswechſel erreichen.

Denikin in Südrußland

Von Major G. Frantz

Ein nationalukrainiſches Direktorium ſcheint nicht mehr zu beſtehen. Denikins Freiwillige haben Mogiljew am Dnjeſtr und nördlich davon Uſhiza erreicht; Kamenjez-Podolſk iſt von den Polen beſetzt. Die Trümmer der nationalukrainiſchen Truppen ſollen ſich nach Norden zu den Bolſchewiken in der Gegend von Kaſatin geſchlagen haben; Petlura ſelbſt iſt angeblich in Lemberg. Damit würde das ganze Unternehmen Petluras zuſammengebrochen ſein. Die Nachricht, daß etwa 20 000 Mann oſtgaliziſcher Truppen, die den Kern von Petluras Heer bildeten, zu Denikin übergetreten ſeien, wird von ukrainiſcher Seite beſtritten. Sie ſtellt den Vorgang nur als einen Verrat des Führers ohne Beteiligung der Truppe hin. Unwahrſcheinlich iſt ein Parteiwechſel der oſtgaliziſchen Truppen nicht; nachdem Oſtgalizien von Petlura als Preis für die Waffenruhe an Polen überlaſſen iſt, erhoffen ſie wohl mit Recht von Denikin eine ausſichtsreichere Vertretung ihrer Intereſſen gegenüber Polen. Kiew iſt feſt in der Hand Denikinſcher Truppen, nachdem im November noch einmal bolſchewiſtiſch-ukrainiſche Banden den Verſuch gemacht hatten, die Stadt zu überrumpeln und zu plündern. Der berüchtigte Bandenführer Machno in der Gegend nördlich von Odeſſa, der auch unſeren Beſatzungstruppen im vorigen Jahre viel zu ſchaffen machte, ſoll unſchädlich gemacht ſein. So ſcheint ſich allmählich an der Weſtfront und im beſetzten Gebiete die Lage Denikins zu beſſern. Die Wirkung auf die Ereigniſſe an der Bolſchewikenfront wird nicht ausbleiben. Vorläufig dauern dort die langſamen Fortſchritte der Bolſchewiken noch an; Denikins Front iſt in die Linie Buturlinowka—Liſſki—ſüdlich St. Oſkol—nördlich Obajan—nördlich Sudſha—ſüdlich Bachmatſch zurückgenommen.

Über die Lage in Südrußland, die Organiſation der Verwaltung und über Denikins außenpolitiſches Programm hat der in Berlin erſcheinende „Priſyw“ von berufener Seite Mitteilungen erhalten, denen ein Teil der nachfolgenden Angaben entnommen iſt.

Das Hauptquartier Denikins befindet sich in Taganrog; der erst 47 jährige Oberbefehlshaber war bei Kriegsausbruch 1914 Oberst im Generalstabe des Militärbezirks Kiew. Sein jetziger Chef des Stabes ist General Romanowski, 1877 geboren, 1914 Abteilungschef im Generalstabe in Petersburg. Beide haben am Feldzuge gegen Japan teilgenommen. Von Offizieren des Oberkommandos werden noch genannt die Generale Pljuschtschewski-Pljuschtschik, Sfannikow und Truchatschow, letzterer erst 40 Jahre alt. Die gesamte bewaffnete Macht Denikins besteht aus drei Armeen und den Flotten des Schwarzen und des Kaspischen Meeres.

Die Kaukasische Armee rekrutiert sich in der Hauptsache aus Kuban- und Terekkosaken. Ihr Oberbefehlshaber General Wrangel, 1869 geboren und aus der Gardekavallerie hervorgegangen, stand lange im persönlichen Dienst des Großfürsten Michael Alexandrowitsch; Sitz des Oberkommandos ist Zarizyn.

Die Don-Armee, vornehmlich aus Donkosaken gebildet, hat ihr Oberkommando in Nowotscherkask unter dem Befehl des jungen erst 37 jährigen Generals Sidorin.

Der Oberbefehlshaber der Freiwilligen-Armee in Charkow, General Mai-Majewski, ist mit 52 Lebensjahren der älteste General in Führerstellung.

Die Kosakenbevölkerung ist fast vollständig mobilisiert, wogegen von der übrigen Bevölkerung nur die jüngeren Jahrgänge eingezogen sind, die bisher am Kriege nicht teilgenommen haben. Die Heranziehung des erforderlichen Mannschaftsmaterials macht um so weniger Schwierigkeiten, als die Armee des Generals Mai-Majewski fast durchgehends aus Freiwilligen besteht. Der Drang zur Front ist in den Armeen so stark, daß es nur möglich ist, durch ausdrücklichen Befehl das notwendige Personal in den Stäben und in der Etappe zurückzuhalten. Im Widerspruch dazu stehen die Meldungen aus nationalukrainischem Lager, die mit Vorliebe von Massendesertierungen, namentlich der Kubankosaken, die bekanntlich ukrainischen Ursprunges sind, sprechen, ebenso von Widerwilligkeit der Kosaken und Ukrainer, mit der sie nur gezwungen Denikin Gefolgschaft leisten. Vermutlich wird die Wahrheit etwa in der Mitte liegen.

Die Stärke der Armeen Denikins wird auf 700 000 Mann angegeben; es muß aber immer wieder betont werden, daß bei den Bolschewiken und auch bei ihren Gegnern die Schwierigkeit nicht in der Beschaffung des Mannschaftsersatzes sondern in der Versorgung der Truppe mit Ausrüstung, Bewaffnung und sonstigem Kriegsmaterial liegt. Die Stärke und Zukunft der Armeen ist deshalb viel weniger von der Ersatzfrage als vielmehr von der Reichhaltigkeit der Vorräte an Heeresgerät aller Art hinter der Front abhängig. Da fast ausschließlich Versorgung durch die Entente in Frage kommt, hat sie es in der Hand, jederzeit einen ihrer Politik entsprechenden Einfluß auf den Gang der Operationen auszuüben. Die beiden Feldzüge Judenitschs gegen Petersburg geben in dieser Hinsicht genügend zu denken! Es fehlt jeder Anhalt, wieviel von diesen 700 000 Mann für die kämpfende Truppe an der Front in Ansatz zu bringen sind, wieviel durch die Bauernaufstände im besetzten Gebiet sowie durch Sicherung des Nachschubes gebunden werden und welche Zahlen für nichtkämpfende Verbände in Abzug gebracht werden müssen. Deutschland hielt in dem Gebiet der Heeresgruppe Kiew, das sich ohne die Gebiete östlich vom Don, dafür aber weiter nach Westen reichend etwa mit dem jetzt von Denikin besetzten Gebiete deckt, ein Besatzungsheer von rund 300 000 Mann. Man wird demnach annehmen können, daß Denikin etwa die Hälfte seiner Truppen an der Front hat, von denen wiederum nur ein Teil Kampftruppe sein kann. Es wird deshalb den Bolschewiken immer gelingen, zahlenmäßig eine starke Überlegenheit gegen Denikin ins Feld zu bringen, besonders nunmehr, wo an der baltischen und Nordfront nur schwache Kräfte nötig sind. Die Sowjetrepublik soll etwa eine halbe Million Kämpfer an der Front haben, außerdem 725 000 Mann im Innern unter Waffen. Es können das nur ungefähre Schätzungen sein; der Bestand wird ständigem und starkem Wechsel unterworfen sein. Ersatz kann vielfach nur mit Gewalt gefunden werden, Fremd-

völker wie Chinesen und Baschkieren stellen einen starken Prozentsatz. Massendesertionen werden selbst von Trotzki offen beklagt. Die Moral ist in den antibolschewistischen Armeen sicher besser als bei den Sowjettruppen; erstere verfügen auch über so reichliche Berufsoffiziere alter Schule, daß sie aus diesen ganze Verbände zusammenstellen konnten, wogegen in den roten Armeen 90 Prozent Offiziere aus dem Mannschaftsstande nach nur drei- bis viermonatlicher Ausbildung befördert sind. Wenn die tschecho-slowakischen Verbände aus Sibirien sich Denikin zur Verfügung stellen, würde die Freiwilligen-Armee damit einen wertvollen Zuwachs erhalten.

Der ganzen Lage entsprechend trägt die Regierung Denikins die Form einer Militärdiktatur. Die Zivilverwaltung Südrußlands liegt in Händen des Regierungskomitees in Rostow, an dessen Spitze General Lukowski steht. Dieser hochgebildete und durch seine militärwissenschaftliche Tätigkeit bekannte General hat schon vor dem Kriege in verschiedenen Stellungen des Generalstabes und Kriegsministeriums sein Geschick in der Behandlung von Verwaltungsaufgaben bewiesen. Das Wehrgesetz von 1912 dankt ihm seine Entstehung; im Kriege war er vorübergehend im Stabe des Oberbefehlshabers, Generals Gutor, und führte dann die 7. Armee. Er ist jetzt 51 Jahre alt und entstammt einer kleinrussischen Adelsfamilie des Gouvernements Poltawa; aus langjähriger Tätigkeit beim Oberkommando des Militärbezirks Kiew mit den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen Südrußlands gut vertraut, dürfte er für seinen jetzigen Posten eine durchaus geeignete Persönlichkeit sein. Ihm wird starker politischer Einfluß auf Denikin nachgesagt; es liegt auf der Hand, daß unter den jetzigen besonderen Verhältnissen in Südrußland die Persönlichkeit des Regierungsleiters von ganz außerordentlicher Bedeutung sein muß. Von den sieben Verwaltungsvorständen — die Bezeichnungen Ministerium und Minister sind vermieden — gehören drei der Kadettenpartei an; einer ist Sozialrevolutionär. An der Spitze der Finanzverwaltung steht der Kadett Bernatzki, ein ehemaliger Beamter der Reichsbank; die äußere Politik leitet Neratow, der schon vor dem Kriege im diplomatischen Dienste stand. Der Bedeutung der Agrarfrage trägt die Ernennung Kriwoscheins zum Regierungsmitglied ohne Portefeuille Rechnung, dessen besondere Aufgabe in der Bearbeitung der Agrarreform liegt. Auch hier ist eine Persönlichkeit gefunden worden, die dank ihrer außerordentlichen Erfahrung zur Lösung der nächsten Verwaltungsaufgaben ganz besonders geeignet erscheint. Schon seit 1906 arbeitet Kriwoschein in der so komplizierten und für die sozialen Verhältnisse Rußlands so ungemein wichtigen Agrarfrage. Als späterer Landwirtschaftsminister hat er in allen wirtschaftspolitischen und kolonialwirtschaftlichen Fragen viel Initiative entwickelt.

Neben dem Regierungskomitee haben die Gebiete der Don-, Kuban- und Terekkosaken ihre autonome Verwaltung, die aber mit der Zentrale in Rostow zur Behandlung aktueller Fragen Verbindung hält. Mit Rücksicht auf den Kriegszustand in Südrußland ist dieses in drei Militärbezirke eingeteilt, den Bezirk Kiew (Kleinrußland) unter General Dragomirow, Bezirk Neurußland (am Schwarzen Meere) unter General Dobrowolski und den Bezirk Terek-Dagestan, an dessen Spitze General Erdeli steht. Letzterer ist eine bekannte Persönlichkeit aus Petersburger Hof- und Militärkreisen; der Gouverneur des Kiewer Bezirks ist der jüngere Sohn des bekannten Militärschriftstellers und ehemaligen Generalgouverneurs von Kiew aus den achtziger Jahren. Des weiteren ist die Gouvernementseinteilung mit den Organen der Selbstverwaltung in Stadt und Land beibehalten.

Das Programm der Regierung ist durchaus parteilos; ihr Hauptziel ist die Wiederaufrichtung eines einigen unteilbaren Rußland mit lokaler Autonomie da, wo dies tatsächlich Bedürfnis ist. Die Ukraine oder Kleinrußland wird als integrierender Bestandteil Rußlands angesehen. Mit Petlura kann es eine Verständigung nicht geben; seine Macht ist im Schwinden; politisch ist er ein Anhänger der Bolschewiken. Bandenführer wie Seljony und Angel, die sich zeitweilig als

Parteigänger Petluras ausgaben, verfolgen in Wirklichkeit nur Raub und Plünderung ohne politischen Zweck; sie haben unter den besseren Schichten der Bevölkerung keinen Anhang und können deshalb keine ernste Gefahr für das Oberkommando bilden. Bei der Republik Grusien wird ein Vertreter gehalten, trotzdem ihre Selbständigkeit nicht anerkannt wird; die Beziehungen zu ihr sind befriedigend. England hat bezüglich Grusiens seinen Standpunkt zu gunsten eines unteilbaren Rußlands geändert, Baku geräumt und die Flotte auf dem Kaspischen Meere an Denikin ausgeliefert. Einer Verständigung mit Polen stehen vorläufig noch die polnischen Ansprüche auf russisches Gebiet im Wege. Grundsätzlich aber wird die Selbstständigkeit Polens anerkannt, ebenso wie die Finnlands. Über die Abtretung von Teilen Kareliens und der Eismeerküste an Finnland sind die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen.

In der äußeren Politik fühlt sind Denikin an die Weisungen des „Obersten Verwesers" (Koltschak) gebunden. Sein erster Vertreter ist der frühere Minister des Äußeren Sasonow in Paris, zugleich Vorsitzender der dortigen russischen Friedensstelle, der auch der kürzlich zu Denikin entsandte Maklakow angehört. Für die äußere Politik ist leitender Grundsatz: „Das einige, unteilbare Rußland den Russen." Wenn auch Denikin die Unterstützung Englands annimmt, so lassen sich daraus doch noch keine Schlüsse auf die künftige Gestaltung der russischen Politik zu England ziehen. Für ihre Hilfeleistungen werden die Engländer entschädigt werden, vorausgesetzt, daß diese Hilfe ausreichend, rechtzeitig und uneigennützig erfolgt. Frankreich kann man sein Verhalten im Schwarzen Meere im Frühjahr dieses Jahres nicht vergessen. In Deutschland verfolgt man mit Interesse den Kampf gegen den Spartakismus und die Behandlung der baltischen Frage; über das Ausbleiben eines aktiven Vorgehens gegen die Bolschewiken ist man enttäuscht. Die ausländischen Militärmissionen befinden sich in Taganrog. Die Bemühungen der britischen Mission für Waffenlieferungen an Denikin und ihre Zurückhaltung gegenüber der inneren Lage werden dankbar empfunden. Die Stellung der französischen Mission war bisher weniger günstig, sie litt durch die bekannten Vorgänge in den Häfen des Schwarzen Meeres[1]) und die Versuche der französischen Regierung, sich auch später noch in die inneren Verhältnisse Südrußlands einzumischen. Die Franzosen vermeiden es, in Südrußland Uniform zu tragen. Die neue Mission unter Führung des Generals Mangin, die kürzlich in Taganrog eintraf, hat sich durch die Lieferung von 200 Geschützen und anderem Kriegsmaterial gut eingeführt. Die italienische Mission verfolgt vornehmlich die Anknüpfung von Handelsbeziehungen.

Man ist in den Kreisen Denikins sehr zuversichtlich und rechnet auf die Wiederherstellung eines einigen unteilbaren Rußland, verläßt sich auf die eigene Kraft, nimmt aber jede Hilfe von außerhalb gern an, ohne ihren Wert jedoch zu überschätzen. Die Generale Denikin und Lukomski sind populär und genießen großes Ansehen.

Wenn die Verhandlungen Sowjetrußlands mit der Entente tatsächlich zum Frieden führen, wird Denikins militärische und politische Stellung noch schwieriger. Die großrussische antibolschewistische Gruppe mit Koltschak, Denikin, Judenitsch und den Pariser Vertretern kann mit der Sowjetrepublik keinen Frieden schließen. Für sie kann es nur einen Grundsatz geben: Die Bolschewiken oder wir. Das bedeutet aber Fortsetzung des Kampfes gegen die rote Republik bis zu ihrer Zertrümmerung oder bis zum eigenen völligen Zusammenbruch. Es muß abgewartet werden, ob die Entente trotz Friedensschluß mit der Sowjetrepublik die Gegenrevolutionäre weiter mit Geld und Kriegsmaterial unterstützen wird; davon werden in erster Linie die Aussichten bei einer Fortführung des Kampfes bestimmt werden. Die Entente hat damit, ohne sich direkt in die inneren Angelegenheiten Rußlands einzumischen, eine Handhabe, dauernden Einfluß auf die Entwicklung der Verhältnisse in Rußland zu behalten. Der Ehrlichkeit der bolschewistischen Politik und

[1]) Vergl. Grenzboten Nr. 48, Seite 210.

der bisher bekannt gewordenen Vorschläge ist nicht zu trauen. Es sei an die Worte Trotzkis noch vor wenigen Wochen erinnert, als er zur Verteidigung Petersburgs aufrief und eine Entscheidung im Weltkampfe des Bolschewismus auf der Weite des gesamten Erdballes, in England, China, Peking ankündigte. Ganz andere Gesichtspunkte vertreten die jüngsten Friedensbotschaften der Sowjetregierung. Danach wird ein Weltfrieden angestrebt. In dem damit ausgesprochenen Verzicht auf die Weltrevolution liegt das Bekenntnis des völligen Fiaskos der bolschewistischen Idee und in den angedeuteten Kompromissen das Eingeständnis des Bankerottes der bolschewistischen Wirtschaftspolitik. Ob die wirtschaftliche Lage wirklich so bedrohlich ist, daß sie auch zu einer Lähmung der militärischen Widerstandskraft führt, wird das nächste Feldzugsjahr lehren. Vorläufig sind die Aussichten für eine Beendigung der Kämpfe in absehbarer Zeit noch recht gering.

Wahlergebnisse

as in Heft 45 der Grenzboten vorausgesagt wurde, ist eingetroffen: die Wahlen haben den französischen Sozialisten eine katastrophale Niederlage gebracht. Natürlich machen sie das neue Wahlgesetz dafür verantwortlich. Nicht ganz mit Unrecht. Schon bei der Abstimmung über die Wahlreform, die mit 334 gegen 121 Stimmen angenommen wurde, hatte der sozialistische Abgeordnete Mayéras erklärt, daß sie für die Sozialisten verhängnisvoll werden würde, und als vollends herauskam, daß die Kosten für die Wahlen von den Parteien und nicht vom Staate getragen werden sollten, war es klar, daß die Sozialisten, die in Frankreich schlechte Beitragzahler sind, ins Hintertreffen geraten würden. Daß Mayéras recht hatte, beweist u. a. der Umstand, daß die Sozialisten tatsächlich einen Stimmenzuwachs von etwa einer halben Million Stimmen zu verzeichnen haben und daß auf Grund des neuen Wahlgesetzes ein Kandidat mit 19 000 Stimmen (Daudet) gegen einen andern mit 36 000 Stimmen (Théry) durchgekommen ist. Aber die Sozialisten werden doch auch nicht leugnen können, daß zu einem großen Teil sie selber Schuld an ihrer Niederlage sind. Zunächst, weil die Parteidisziplin versagt hat. Zwar ist es auf den unterschiedlichen Kongressen gelungen, die Partei zusammenzuhalten, aber die Abstimmungsergebnisse und noch mehr die Reden, die dabei gehalten wurden, ergaben doch so tiefgehende Meinungsverschiedenheiten, daß die innere Schlagkraft der Partei aufs höchste gefährdet erschien. Und wenn diese Gegensätze auch immer mit Hilfe mühevoll redigierter Kompromisse und Vertrauenskundgebungen überkleistert wurden, so bleibt doch die Tatsache, daß derartiges Bureaugeschreibsel politische Wirklichkeiten nicht zu beeinflussen vermag. Seitdem es deutlich wurde, daß die Partei der Parteieinheit zuliebe die äußerste Linke mit ihrem Bolschewistenprogramm nicht abschütteln wollte, rückte alles, was kleiner Rentner, kleiner sparsamer Handwerker und dergleichen war, sorgfältig von ihnen ab, die Austritte aus der Partei mehrten sich, Hervé gründete seine Nationalsozialistenpartei und der Regierung gelang es, nachdem auch die Royalisten sich zur Mitarbeit auf dem Boden der Tatsachen bereit erklärt hatten, den nationalen Block mit der Parole: Wider den Bolschewismus zu bilden. Damit hatte Clemenceau gewonnen Spiel. An einzelnen Ergebnissen mag, wie gesagt, das Wahlgesetz schuld sein, aber im ganzen ergibt sich doch ein großer Ruck nach rechts, und der ist bei der Stimmung in Frankreich auch nur zu begreiflich. Man hat es noch nicht vergessen, daß die Linke für den Verständigungsfrieden gewesen ist und daß es nur der Energie Clemenceaus zu danken gewesen ist, wenn dieser Verständigungsfriede, dessen Ausfall man aus den von der französischen Regierung veröffentlichten, in Belgien zurückgelassenen Geheimakten mit deutschen annexionistischen Denkschriften, sowie aus der Praxis von Brest-Litowsk erschließen zu können glaubt, 1917 nicht zustande gekommen ist. Außerdem kann niemand behaupten, daß die

Vorgänge in Rußland, mögen sie auch dem französischen Publikum einseitig dargestellt werden, sowie in Ungarn und Bayern und die bisherigen Ergebnisse einer rein sozialistischen Orientierung in Deutschland, dazu angetan sind, in einem vorzugsweise agrarisch und bürgerlich gerichteten Lande wie Frankreich, das eine gewisse steifleinene „Ordnung" und eine durchsichtig zentralistisch orientierte Verwaltung über alles stellt, Begeisterung für Bolschewismus oder Regierungssozialismus zu wecken. Endlich ist den Sozialisten ihre Opposition gegen den Versailler Friedensvertrag, in dem der Bürger doch die einzige Rettung Frankreichs und — seiner Renten sieht, nicht vergessen. Mag diese Opposition auch keineswegs, wie ja auch in der Tat nicht der Fall, von Sympathie gegen die Deutschen, vielmehr vom Widerstand gegen Militarismus und Imperialismus diktiert sein, jetzt, wo infolge der amerikanischen Senatsdebatten der Völkerbund auseinanderzufallen droht, wo das ausländische Kapital sich immer mehr von Frankreich zurückzuziehen scheint, und England im Orient seine eigenen Wege geht, sieht der französische Bürger immer mehr ein, daß das Heil nicht in internationalen Verbrüderungskreisen, die 1914 so absolut versagt haben, sondern nur in nationalem Zusammenschluß bestehen kann. Es ist aber angesichts dieser Entwicklung doch wohl eine Frage berechtigt, worauf eigentlich gewisse Politiker ihre Hoffnung auf die Weltrevolution gründen wollen? Und ob es nicht besser sei, den Begriff der Weltrevolution aus ernsthaften politischen Diskussionen wegzulassen und in das Herbarium der Agitationsphrasen zu legen, wohin er gehört? Oder glaubt jemand ernsthaft, das ausländische Proletariat, das heute überall im wesentlichen nicht für eine neue Weltordnung, sondern um eigene materielle Interessen kämpft, würde diese eigenen materiellen Interessen verleugnen, um dem Proletariat eines andern, beispielsweise des deutschen Volkes, zuliebe, auf Schmälerungen der materiellen Vorteile verzichten, die ihm ein uneingeschränkter Besitz von Rohstoffen oder Machtmitteln sichert? Hat sich etwa irgendein englischer Proletariervertreter gegen die Scapa Flownote, die den Deutschen die fast letzte Möglichkeit des Wiederaufbaues nehmen will, ausgesprochen? Ist irgendein amerikanischer Proletarier aufgetreten, um den deutschen „Brüdern" Rohstoffe zu schenken, damit sie neue Lebensmöglichkeiten gewinnen? Selbst die deutschen Unabhängigen haben nicht den Mut aufgebracht, zugunsten der österreichischen Stammesbrüder in eine Verkürzung der eigenen Brotration zu willigen. Wenn nicht einmal diese Vorkämpfer der Weltrevolution den Mut zu einem geringen Opfer finden, können wir etwas ähnliches von den anderen erwarten?

Ein anderes bemerkenswertes Ergebnis der französischen Wahlen ist die weitgehende Erneuerung des parlamentarischen Personals. 250 alten Mitgliedern stehen 360 neue gegenüber. Nicht weniger als fünf Mitglieder der Regierung selbst, darunter der Minister und Großmeister der Freimaurer Laferre sind durchgefallen, von bekanteren Parlamentariern unter anderen Longuet, der Neffe Karl Marxs, Raffin-Dugins, Brizon, Renaudel, Augagneur, Messimy, Franklin-Bouillon. Auch das kommt nicht überraschend. Es ist bezeichnend, daß sich gegen den parlamentarischen Klüngel und gegen den parlamentarisch eingesetzten Bureaukratismus, der beim Wiederaufbau bis jetzt völlig versagt hat, eine eigene Partei in Frankreich gebildet hat, die démocratie nouvelle, über deren Erfolge zwar bis jetzt nichts bestimmtes verlautet, deren ideeller Sieg aber in der Niederlage der radikal und radikal-sozialistischen Partei, die den größten Teil der Verantwortung an den als mißlich empfundenen Zuständen trägt, zum Ausdruck kommt. Es gibt in Frankreich eine stark anwachsende Strömung, die nicht nur für Regionalismus und Dezentralisierung, sondern auch für Stärkung der Exekutivgewalt eintritt. Die Praxis der Besetzung der oberen Beamtenstellen durch Parteiparlamentarier hat entschieden Schiffbruch gelitten.

Über Gewinn und Verlust der einzelnen Parteien Betrachtungen anzustellen, muß bei der Verschwommenheit der Wahlprogramme, bei dem Durcheinander der durch die Einstellung auf den Block entstandenen Kompromisse, unterlassen werden; genaueres läßt sich erst sagen, wenn die Kammer zusammentritt, die neue Regierung gebildet worden ist und die ersten Abstimmungen klarere Bilder

der Parteipolitik gegeben haben werden. Die Parteien sind keineswegs, auch wenn sie die alten Namen beibehalten haben, dieselben geblieben, die sie vor dem Kriege waren. Ein Prüfstein wird die Abstimmung über Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zum Vatikan sein. Die Antiklerikalen haben zwar bei den Wahlen der Blockbildung zuliebe ihre Gegensätze zu den Klerikalen zurückgestellt, andererseits ergibt sich die Notwendigkeit guter Beziehungen zum Vatikan nicht nur aus der Annexion von Elsaß-Lothringen, sondern vor allem aus der Entwicklung von Syrien. Gibt man aber hier nach, so werden auch die Antiklerikalen zurückstecken müssen, und es ist möglich, daß es über diese Frage zu einer neuen Kraftprobe zwischen rechts und links kommt. Wie sich die neue Kammer Deutschland gegenüber einstellen wird, ist noch nicht zu übersehen. Daß sie nationalistisch sein wird, ist klar, es fragt sich nur, ob man das nationalistische Interesse mehr darin sehen wird, Deutschland mit äußerster Erbarmungslosigkeit und auf die Gefahr hin, es völlig zu ruinieren, zur restlosen Erfüllung des Versailler Vertrages anzuhalten oder darin, einen modus vivendi anzubahnen, der in beiderseitigem Interesse beiden Ländern die Wiedergenesung verbürgt. Es ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß die Aufnahme der neuen Steuervorlagen, die dem französischen Steuerzahler ja erst die Lasten der Siege in voller Deutlichkeit erfaßbar machen werden, die neue französische Regierung zwingen wird, gegen den anscheinend säumigen Schuldner Deutschland mit den äußersten Zwangsmaßregeln vorzugehen, sehr möglich, daß die neutralistische Bewegung im Elsaß, die Diskussionen über die Verwaltung und später die periodischen Räumungen der Rheinlande und des Saarbeckens diese Richtung immer wieder verstärken werden, es kann aber — besonders bei der Sprödigkeit des englischen und mehr noch des amerikanischen Kapitals, Frankreich beim Tragen seiner finanziellen Lasten zu helfen und bei der damit im Zusammenhang stehenden fortschreitenden Entwertung des Franken — auch so kommen, daß das Großkapital seinen Einfluß auf die Kammer in dem Sinne geltend macht, daß man sich entschließt, dem deutschen Kapital im gemeinsamen Interesse zu helfen. Wirklich sind ja beide Länder durch die Tatsache der Verwüstung Nordfrankreichs, von deren weitgehender Wirkung sich eigentlich nur der einen Begriff machen kann, der sie mit Augen gesehen hat, zu Gedeih und Verderb aneinandergekettet, es ist aber durchaus nicht, wie die Wirtschaftspolitiker zu glauben pflegen, der Fall, daß die Menschen immer das wirtschaftlich Vernünftige tun. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein und es ist mehr als einmal in der Geschichte vorgekommen, daß politische Entschließungen gegen wirtschaftliche Lebensinteressen ausgefallen sind. Jedenfalls besteht Anlaß genug, vor übertriebenem Optimismus in dieser Hinsicht zu warnen.

Für die belgischen und italienischen Wahlen charakteristisch ist, die Niederlage des Liberalismus und dementsprechend der Sieg der Sozialisten und (in Italien) Klerikalen, wobei zu berücksichtigen ist, daß der Klerikalismus in beiden Ländern neuerdings starke sozialistische Tendenzen aufweist, vor allem aber, daß auch hier die alten Parteien sich vielfach innerlich verändert haben. Die belgischen Sozialisten zum Beispiel verdanken ihren Erfolg, ein Mehr von 27 Sitzen, außer der Herabsetzung des aktiven Wahlrechts vom 25. aufs 21. Lebensjahr, einem relativ gemäßigten Programm, ihrer ausdrücklichen Stellungnahme gegen den Bolschewismus und — o Weltrevolution! — der Weigerung, nach dem Waffenstillstand die Beziehungen zur deutschen Sozialdemokratie wiederaufzunehmen. In welcher Weise sich die Regierung bilden wird, ist noch unklar, da keine Partei stark genug sein wird, für sich allein die Regierung zu übernehmen (gewählt sind 77 Katholiken, 67 Sozialisten, 33 Liberale, 3 flämische Aktivisten, 3 Frontpartei, 2 Vertreter des Mittelstandes, 1 Nationalpartei), so wäre ein Block aus Katholiken und Sozialisten das gegebene. Aber es ist fraglich, ob er zustande kommen wird. Die Sozialisten werden vielleicht ihre Bedingungen: Anerkennung des Achtstundentages und des Streikrechts usw. durchsetzen aber nicht geneigt sein, auf die Forderung der Katholiken: volle Ausübung des Frauenstimmrechts einzugehen.

Auch hat sich der sozialistische Abgeordnete für Antwerpen, Camille Huysmans, für oppositionelle Haltung der Sozialisten ausgesprochen, während Destrée sowohl wie der Liberale Devèze für Bildung einer Koalitionsregierung sind. In diesem Falle wäre ein linksstehendes Regierungszentrum aus einem Teil der Sozialisten, der liberalen Linken und der demokratisch gerichteten „jungen Rechten" möglich. Auch die Flamenpolitik kann dabei eine Rolle spielen, da man jedoch nicht übersehen kann, wie weit sich die einzelnen sozialistischen und vor allem die katholischen Abgeordneten auf die flamischen Forderungen festgelegt haben, läßt sich darüber noch nichts endgültiges sagen. Sicher ist nur, daß die Flamenpolitik auch parlamentarisch eine größere Rolle spielen wird als vor dem Kriege.

Noch schwieriger zu übersehen sind die Dinge in Italien, wo ebenfalls der größte Teil der Abgeordneten neu gewählt worden ist (kaum 160 Abgeordnete, darunter alle Sozialisten, sind wiedergewählt) und Gewinn- und Verlustkonten noch ausgesprochener sind. Die Liberalen sind von 310 auf 179, die Radikalen von 73 auf 39 zurückgegangen, die katholische Volkspartei von 27 auf 100, die Sozialisten von 52 auf 155 angewachsen. Für die wirkliche Volksstimmung ist das Ergebnis insofern nicht maßgebend, als allgemein über geringe Wahlbeteiligung geklagt wird, die in Rom beispielsweise knapp 40 Prozent betrug und auf die Kompliziertheit der Wahlmethode und die Einführung der den italienischen, auf die Persönlichkeit eingestellten Bedürfnissen wenig entsprechenden Listenwahl zurückgeführt wird. Der Erfolg der sehr radikal eingestellten Sozialisten ist in erster Linie auf das Ergebnis der für die Militaristen in der Tat peinlichen Karfreitagsuntersuchung sowie auf d'Annunzios Fiume Abenteuer, das den Nationalisten verhängnisvoll geworden ist, zurückzuführen. Immerhin bildet aber der offenkundige Mißerfolg der Giolittianer Anlaß, dieses Moment nicht allzu stark einzuschätzen. Interessanter ist der Erfolg der Klerikalen, die diesmal, unter Billigung, ja Antrieb des Heiligen Stuhles, eine rege Wahlpropaganda getrieben haben, wobei die Absicht, einen Damm gegen den von links her drohenden Umsturz zu errichten, mitgewirkt hat. Auch hier ist keine Partei stark genug, die Regierung allein zu bilden, aber auch eine Blockbildung scheint schwierig. Es ist möglich, und der Bologneser Parteikongreß, auf dem der soziale Fortschritt eifrige Befürworter fand, scheint diese Vermutung zu bestätigen, daß innerhalb der katholischen Kirche Tendenzen bestehen, die neue Elementarbewegung des Bolschewismus in die Hand zu nehmen, teils um sie lenken zu können, teils um sich von ihr tragen zu lassen — auch in Deutschland soll es derartige Tendenzen geben — aber dagegen, daß es offen geschehen wird, spricht doch die Abhängigkeit des materiellen Bestehens der Kirche vom Kapital sowie sicherlich die eben jetzt wieder auftauchende Hoffnung, in Frankreich die alte Stellung zurückzugewinnen. Abgesehen davon aber haben die italienischen Sozialisten bis jetzt im „Avanti" sowohl wie im Organ der Gewerkschaften getreu der Stellungnahme auf dem letzten Sozialistenkongreß alle Kompromisse mit den Bürgerlichen abgelehnt und „Avanti" vom 22. hat sich sehr entschieden für Anerkennung der Sowjets, für eine Finanzpolitik gegen Kriegsgewinner und die großen Vermögen (die ja naturgemäß kommen muß) aber auch für weitgehendes Mitbestimmungsrecht der Arbeiter in Fabriken und Landwirtschaft ausgesprochen, so daß der „Osservatore Romano" bereits begonnen hat, die Möglichkeit einer Annäherung von Klerikalen und Liberalen zu erörtern. Aber es ist nicht abzusehen, wie ein solches Bündnis, das die junge katholische Volkspartei schwer kompromittieren und die Opposition nur noch mehr erbittern würde, von Bestand sein sollte. Die Regierungsbildung liegt demnach hier völlig im dunkeln und die Entwicklung der Dinge in Italien kann noch die größten Überraschungen bringen. Sehr viel wird davon abhängen, wie die Sozialisten ihre neue Macht ausnutzen werden, viel auch von dem Geschick, mit dem die Krone ihre erschütterte Stellung zu verteidigen wissen wird. Auch auf die außenpolitische Stellung, die Italien auf Grund der neuen Wahlen einnehmen wird, darf man gespannt sein. Dringt die antimilitaristische Politik der Sozialisten durch, so ist Italiens außerpolitischer Gewinn im Weltkrieg gleich Null, seine

Stellung im Mittelmeer wird mehr denn je auf verstärkter Seerüstung beruhen müssen und die Südslawen werden, trotz ihrer inneren Uneinigkeit, noch lange ein gefährlicher Gegner zu Lande sein, es ist aber die Frage, ob die Sozialisten gegenüber den Bedürfnissen der italienischen Expansion, die hier unbestreitbar mit den Bedürfnissen des Proletariats zusammengeht, und die nach dem begehrten Kleinasien auf die Dauer nur möglich sein wird, bei starker Flottenstellung, ihre antimilitaristische Haltung durchweg beibehalten werden. Allerdings scheint es angesichts der immer mehr erstarkenden anatolischen Nationalistenbewegung, der gegenüber man sogar bereits die Räumung Smyrnas durch die Griechen zu erwägen beginnt, sowie infolge des glücklich zustande gekommenen französisch-italienischen Arbeitsvertrages möglich, daß der kleinasiatische Traum schwächlich zerrinnt und der italienische Auswandererstrom für die nächsten Jahre nach Nordfrankreich abgelenkt wird, wo man, wie einzelne gewichtige Stimmen beweisen, der langdauernden Beschäftigung starker deutscher Arbeitsheere mit dem größten Mißtrauen entgegenzusehen beginnt. In diesem Falle könnten die Sozialisten in ihrem Widerstand gegen starke Seerüstung beharren, was durchaus im Sinne Englands sein würde, das durchaus Interesse daran hat, die mögliche Herausbildung einer starken Mittelmeerkombination Frankreich-Italien zu verhindern.

Der Vollständigkeit halber sei noch das Ergebnis der rumänischen Wahlen mitgeteilt, wobei zu berücksichtigen ist, daß, unzweifelhaft mit Rücksicht auf die außenpolitische Stellung Bratianus, die konservativen Demokraten, die Take Jonescupartei, sich der Wahl enthalten hat, und daß das Parlament in Rumänien keineswegs die Bedeutung wie in andern Ländern hat. Im ganzen zeigt sich ein überwältigender Erfolg der Nationalisten und Bratianugefolgschaft. Es errangen von 287 Sitzen im alten Reich die nationalistischen Liberalen 103, die Nationalisten 67, die Konservativen (Marghiloman) 13, die Bauernpartei 58, die Sozialisten 12 Sitze, von den 205 Sitzen im Banat und in Transsylvanien die Nationalpartei (Maniu) 146 (nach anderer Zählung 161), die Opposition (Ungarn, Schwaben, Bauern) 46 Sitze, während in Bessarabien 86 Nationalisten, 28 Bauernparteiler und 1 Sozialist (in Kischinew) gegenüberstehen. Also trotz der Kriegswunden Sieg des Nationalismus auf der ganzen Linie! Menenius

---

Neue Bücher

Das deutsche Nationaltheater. Fünf Vorträge, gehalten im Februar und März 1917 im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. von **Prof. Dr. J. Petersen**, Leipzig 1919, B. G. Teubner. Zeitschrift für den deutschen Unterricht: 14. Ergänzungsheft. 106 S., 8°, geh. 4 Mark und Teuerungszuschlag.

Die vorliegende Arbeit gibt in fünf Kapiteln — Geistliches Theater, Volkstheater, Hoftheater, Nationaltheater, Festspieltheater — eine vorwiegend geschichtliche Darstellung der Entwicklung des Theaters und legt dabei den Hauptwert auf knappe, zusammenfassende Herausarbeitung der Grundzüge und des Hinstrebens zum Gedanken des deutschen Nationaltheaters. Zwischen dem Halten dieser gediegenen Vorträge und dem Erscheinen liegen zwei Jahre. Während der Drucklegung ist eine alte, festgefügte Welt zerschlagen, sind damit Hoffnungen begraben worden, von denen die Ausführungen getragen waren. Gewiß haben wir jetzt ein Volkstheater bekommen, aber recht hat der Verfasser, wenn er im Vorwort schreibt, daß wir den geschichtlichen Verhältnissen auch im Theaterwesen nähergebracht sind, da wir um mehr als ein Jahrhundert zurückgeworfen sind. Es muß abgewartet werden, ob die neue Zeit, die die Hoftheater übereignet hat, auf dem Gebiete der Kunst das Nötige für die wiederaufzurichtende Nation schafft. Worte sind in unserer redefrohen Zeit dahingehend genug gefallen. In jedem Falle aber werden die Grundzüge der Entwicklung des Theaters die nötige Kenntnis für Besserungsvorschläge stärken können. Die Schrift des Verfassers ist

dafür ganz vorzüglich geeignet. Sie liest sich in der frischen Darstellung des gesprochenen Wortes gut, geht nicht zuviel auf Einzelheiten ein und drängt nicht zu viel Gelehrsamkeit vor. Die beigegebenen Abbildungen (44 im Text, dazu 8 Tafeln) sind technisch hervorragend, die Auswahl ist schlagend, beweisend, fördernd und eindringlich. Die Inhaltsübersicht mit Stichworten, ein sorgfältiges Register, die genauen und umfangreichen Literaturangaben zu jedem Kapitel gesondert verraten die geklärte Kenntnis des Verfassers mit dem einschlägigen Stoffe und leiten zu vertiefender Weiterarbeit an. In der sachlichen Darstellung wird kritisch, aber auch berichtigend verfahren. Das Werkchen wird deshalb warm empfohlen, weil es ein guter Führer in ein Gebiet ist, dem die niedergeknüttelte deutsche Nation die ganze Wachsamkeit zuwenden sollte. Freilich, wenn das Theater seine Aufgabe, Erzieherin der Nation und des Volkes zu sein, erfüllen soll, dann muß auch das zeitgenössische Schauspiel sich mancher Reform unterziehen. Hier liegen große Aufgaben. Mag die neue Zeit, die in vielem so anspruchsvoll mit ihren Erfolgen prahlt, zeigen, daß ihr gelingt zu schaffen, was bisher restlos nicht erreicht worden ist: das deutsche Nationaltheater. Curt Hille

André Jolles. Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne. Verlag von Quelle u. Meyer. Leipzig 1919.

Eine der wichtigsten Veröffentlichungen zum Thema Volksbühne, die hoffentlich Epoche machen wird. In der Einleitung weist Ludw. Pallat darauf hin, daß gegenwärtig die Staatstheater nicht imstande sind, die Aufgabe von Volksbühnen zu erfüllen, da sie sämtlich zu klein sind und der Betrieb zu teuer ist. Neue Bühnen aber, die das alte Repertoire in künstlerisch einwandfreier Weise übersehen, können wir vorderhand nicht bauen. Wir brauchen also ein neues Repertoire. Oder mit andern Worten, das Volk müßte sich aus seinem eigenen Theaterbedürfnis heraus ein neues Theater schaffen, das sich auch bei den für die nächsten Jahre zur Verfügung stehenden bescheidenen Mitteln materiell ermöglichen läßt. Die neue Form wird nun organisch aus dem primitiven Theaterbedürfnis und dem Zwang geringster Kosten entwickelt. Kleine Säle, einfachste Bühnenform mit Anwendung typischer Dekoration, die Zahl der Schauspieler auf die gebräuchlichen Grundtypen zurückgeführt (Jolles zeigt, daß man mit fünf auskommen kann) und die Stücke nicht von einem vagen Begriff der Literatur, sondern vom warmen Leben szenischen Spiels und dramatischen Geschehens ausgehend. Das Publikum nicht mehr mit bald veristischen Spielereien, bald mit akademisch stilisierenden Kunstprodukten zerstreuen, sondern seine Phantasie zum miterlebenden Mitschaffen erwärmen. Was Jolles anregt, ist der Weg, den jedes echte Volksdrama gegangen ist. Er zieht Grenzen und schafft eben dadurch Formmöglichkeiten, er beschränkt, aber entwickelt. Nicht Nachahmung heißt das Ziel, sondern Bühnenleben, nicht Psychologie, sondern Grundwahrheit, nicht Stilisierung, sondern Stil, nicht Bildungsmöglichkeit, sondern Ausbildung, nicht Erziehung, sondern Entwicklung. Die Frage ist nur, wer macht den Anfang? So viele sind des heutigen Theaters müde, wo tun sich in der Großstadt tausend, zweitausend, fünftausend Leute zusammen, um sich ihr Theater selbst zu schaffen? Der Anfang wäre vielleicht in den Schulen zu machen, vielleicht tun sich mehrere Dilettantenvereine zusammen. Die Hauptsache ist nur, daß der neue Versuch nicht gleich mit Stilprätention und Literaturtiefsinn beschwert, sondern volkstümlich lebendig, einfach gehalten wird und vom Spieltrieb ausgeht. Alle, die nach einer Gesundung des Theaters rufen, sollten das Buch, das auch eine sehr originelle Würdigung des „Wilhelm Tell" bringt, lesen und „in ihrem Herzen bewegen". Dr. R. Schacht

Felix Wilfrieds Freitags „Tragödien im Tann", Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin, 3,50 Mark, sind auf einen ernsten Ton gestimmt. Der Verfasser führt uns in den märkischen Fichtenwald, in die nordische Wildnis, vom Land der tausend Seen zur russischen Elentier- und Bärenjagd, in die Siebenbürger Alpen, zur Hahnenbalz und heimischen Otterjagd, zur Trappenbalz

und zum weißen Tod, auf Hoch- und Niederjagd in allen Abarten. Überall weiß er das Interesse des Lesers zu erregen und wach zu halten. Die Skizzen lassen ein starkes Talent erkennen, das sich auf eine scharfe Naturbeobachtung sowohl als auch auf eine fesselnde Darstellungsgabe erstreckt.

Vom freien Hochlandswilde. Acht Tiergeschichten von **Fritz Bley.** – R. Voigtländers Verlag, Leipzig. 5 Mark. Ein eigenartiges Buch! Bley nennt zwar diesen starken, billigen Band acht Tiergeschichten, was er aber bietet, ist jedoch bei weitem mehr. Es sind weiter gefaßte Abhandlungen über das Hochlandwild: Gams und Murmeltier, Adler und Steinbock, Wildziege und Dachs, Schneegeflügel und anderes, was er uns in seinen natürlichen Standorten in meisterhafter Darstellung näherbringt. Eigenartig ist es, wie Bley die Tiere und ihre Heimat in Beziehung zu der großen Weltkriegskatastrophe stellt. Ein schmerzlicher Unterton über des Vaterlandes Unglück durchzieht das Buch, aber wie der Verfasser immer wieder Trost und Mut findet und unerschütterlich an eine neue Zukunft unseres Vaterlandes glaubt, so wird auch der Leser sich gern zu diesem Glauben führen lassen. K. Sch.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers Amt Lichterfelde 498 des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag von K. F. Koehler in Leipzig.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium Waren

in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Zu den geplanten Reichssteuern auf das Einkommen

Von Regierungsrat M. Conrad

II.

Inzwischen sind die neuen Steuergesetzentwürfe der Nationalversammlung zugegangen. Sie erfordern noch eine weitere Beleuchtung, als sie im Aufsatz der Nummer 49 der Grenzboten gegeben ist

Was das Einkommensteuergesetz betrifft, so soll zunächst noch auf einige Sonderfragen eingegangen werden, wenn auch eine ins Detail gehende Besprechung, die den Entwurf einigermaßen erschöpft, über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen würde. Was die Begründung des Entwurfs anbelangt, so macht er in unserer Situation einen eigenartig weltfremden Eindruck. Sie gibt sich mit einem großen Rüstzeug theoretischer Erörterungen, wägt die verschiedenen in der Literatur aufgestellten Steuertheorien gegeneinander ab und kommt regelmäßig aus diesen theoretischen Erwägungen zu ihren Schlußforderungen, während doch in den wichtigeren Einzelfragen es den Anschein hat, als ob nur ein Gesichtspunkt bestimmend ist: In welcher Weise läßt sich der höchste Steuerertrag herauspressen? An den in unserer Lage doch allein wichtigen praktischen Fragen geht sie mit merkwürdiger Konsequenz vorbei. Für den Erlaß von Gesetzen dürfen doch nur in ganz beschränktem Maße theoretische Erwägungen bestimmend sein. Die Schöpfung der Theorie eines Gesetzes ist nachher Sache der Wissenschaft und Rechtssprechung, um für die Ausfüllung der unvermeidlichen Lücken jedes Gesetzes der Rechtssprechung die feste Richtschnur zu geben. Die Schöpfung des Gesetzes selbst aus rein theoretischen Erwägungen führt meist zu einer Vergewaltigung der Praxis, und hinterher steht man im Leben vor praktischen Konsequenzen, die erschreckend wirken. Waren aber tatsächlich bei dem Entwurf eines Gesetzes praktische Erwägungen maßgebend und werden sie in der Begründung gleichwohl vorwiegend aus theoretischen Gesichtspunkten gefolgert, so wirkt das als Verschleierung, die den gesetzgebenden Körperschaften den wirklichen Einblick in die Tragweite des Gesetzes erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Besonders bedenklich ist das jetzt in unserer Situation und bei Gesetzen, die, wie die vorliegenden, eine völlige Umgestaltung unseres Volkswirtschaftslebens zur Folge haben. Wir wollen alle aus unserer furchtbaren finanziellen Not heraus. Bei keiner Partei ist der Wille vorhanden, dem entgegen zu arbeiten. Darum war, wenn überhaupt je, so hier, es unbedingt erforderlich, mit aller Energie bei jeder Einzelbestimmung die praktische Tragweite voran zu stellen und ihre Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit eingehend klar zu legen. Dazu war vor allen Dingen erforderlich, an der Hand des gesamten, der Regierung zu Gebote stehenden statistischen Materials eine eindeutige Bilanz unserer Volks-

wirtschaft zu geben, waren die gesamten in Betracht kommenden Schulden von Reich, Einzelstaaten und Gemeinden klarzulegen, die Aktiva zu ermitteln, die im Nationalvermögen diesen Schulden gegenüberstehen, und waren dann an der Hand der Zahlen früherer Steuerergebnisse die praktischen Wirkungen der geplanten Steuern durch Vergleich bis ins einzelne zu durchleuchten. Von all dem gibt die Begründung der neuen Gesetze nichts. Der Herr Reichsfinanzminister hat in seiner Einleitungsrede hervorgehoben, daß die jetzige Steuerreform die steuerliche Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes bis zu ihrer Grenze ausschöpfen wollte. Wie soll den Parlamenten ohne eine solche Begründung die Möglichkeit gegeben werden, auch nur die Hauptfrage, die doch über allen anderen steht, nachzuprüfen, ob nicht die von weitesten Kreisen (nicht nur der Opposition) gehegte Besorgnis begründet ist, daß die jetzigen Steuergesetze über die Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft hinausgehen und sie vernichten? Um so notwendiger war eine solche Begründung, da es sich ja um Material handelt, das der Öffentlichkeit nur ganz beschränkt zugänglich ist. Soweit Material vorhanden ist, ist es durch die völlige Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens veraltet, und ein Eingehen auf dasselbe hat für die Kritik der Steuer kaum einen Sinn. Es ist möglich, daß dieses Material der Regierung teilweise selbst nicht zu Gebote stand. Dann war es durch eingehende Erhebungen zu beschaffen. Unsere an dem Kern der Dinge haufig vorbeigehende öffentliche Statistik ist ja während des Krieges schon mehrfach in ähnlichen Lagen gewesen. So fehlte uns beim Eintritt in die Zwangswirtschaft z. B eine brauchbare Anbaustatistik. Es kann doch nicht angenommen werden, daß die Regierung aus Zeitersparnis sich selbst nicht die gehörigen Einblicke verschafft habe, das wäre doch Vabanquespiel. Wir stehen schon längst im praktischen Staatsbankerott mitten drin. Wie soll ein Bankerotteur aus seiner furchtbaren Lage anders herauskommen, als daß zunächst einmal eine wahrheitsgetreue Bilanz der Aktiva und Passiva gelegt wird und die verschiedenen Möglichkeiten zur Sanierung sorgfältig gegeneinander abgewogen werden, und daß untersucht wird, ob überhaupt noch Sanierungsmöglichkeiten gangbar sind, oder ob die geplanten Wege nur dazu dienen, den Bankerott noch etwas hinauszuschieben und dann um so furchtbarer zu machen? Ein Privatmann, der diese Prüfung unterläßt, wird strafbar, hier aber handelt es sich um das Wohl und Wehe des deutschen Volkes. Es gibt weite Kreise, die heute schon glauben, daß ein Staatsbankerott in begrenztem Umfange für die Allgemeinheit weniger schädlich sei, als unsere jetzige Steuerreform. Auch dem Auslande gegenüber kann uns eine solche Klarlegung nur förderlich sein. Scheut man aber vor einer Veröffentlichung zurück, so bleiben ja die Kommissionen. Es ist möglich, daß beabsichtigt wird, diesen die erforderlichen Aufschlüsse zu geben. Wir haben seit der Revolution den Parlamentarismus in seiner weitgehendsten Form. D. h. die Volksvertretung ist für die getroffenen Entscheidungen verantwortlich, sie macht die Gesetze, sie lehnt es ab, auf die Autorität und das Vertrauen hin, das die Regierung bei der Mehrheit genießt, Regierungsvorlagen lediglich zuzustimmen, sie will sachlich prüfen und entscheiden. Darum vollkommene Klarheit und Offenheit bis in die letzten Konsequenzen! Mit sogenannten politischen Gründen für die Entscheidung ist in der verzweifelten Lage, in der wir uns befinden, nichts getan. Nur ernste, sachliche Arbeit kann uns nutzen.

Über die Einzelheiten des Einkommensteuergesetzes mag folgendes bemerkt werden.

Der Entwurf bricht mit dem herkömmlichen Einkommensbegriff, wie er sich in der früheren Gesetzgebung durchgesetzt hat. Danach gelten als Einkommen nur die aus dauernden Quellen regelmäßig fließenden Einnahmen. Der Entwurf stellt grundsätzlich jede, auch die einmalige größere Einnahme unter die Steuer, auch die Gewinneinnahmen aus der Veräußerung von Grundstücken, von Wertpapieren, Patenten Firmenrechten, verkaufter Praxis, Lotteriegewinnen und ähnlichem. Das Bedenkliche bei dieser Erweiterung des Einkommensbegriffs ist, daß es sich bei solchen Rechtsgeschäften vielfach um Änderung lediglich in der Vermögens-

anlage handelt und daß, nach den praktischen Begriffen, niemand solche Einnahmen als sein jährliches Einkommen bezeichnen wird. Diese Regelung läuft darauf hinaus, unter dem Vorgeben der Einkommensteuer eine außerordentlich scharfe Besteuerung des Vermögenszuwachses zu erheben. Man denke an die Sätze des Tarifs, die bis zu 60 Prozent gehen! Die Nachlässe der §§ 21—24 sind so unbedeutend, daß sie gar nicht ins Gewicht fallen. Diese Vermögensbesteuerung via Einkommensteuer wird mehr als wohl erwartet den Verkehr mit investierten Werten lähmen und auf das Wirtschaftsleben beengenden Einfluß üben. Sie ist auch steuerlich ungerecht, weil solche Geschäfte zum großen Teil unter Sondersteuern fallen (Umsatzsteuer, Wertzuwachssteuer usw.) und, wie sich voraussehen läßt, in Zukunft noch in erheblich höherem Maße unter solche Sondersteuern fallen werden.

In ganz besonderem Maße aber wird das Unzweckmäßige und durchaus Ungerechte dieser Ausdehnung der Einkommensteuer zu einer jährlichen Wertzuwachssteuer, wenn man sich den Wertzuwachs oder Gewinn, der versteuert wird, näher ansieht. Zugrunde gelegt wird unser inländischer Preis, d. h. also die Papiermarkwährung. Nun hat aber die Papiermark auch im Inlande nur den vierten oder fünften Teil des Wertes der früheren Friedens- (Gold-)mark. Also auch bei gleichem Wert müssen alle Objekte einen vier- bis fünffach höheren Preis in Papiermark haben, als früher in Friedenswährung. Und der Wert der Papiermark sinkt beständig weiter! Ist ein Objekt heute in Papiermark nur dreimal so teuer als früher in Friedensmark, so muß sogar eine absolute Wertverminderung des Objektes vermutet werden, wie denn überhaupt neben der Entwertung des Geldes ein allgemeines langsames Sinken auch des objektiven Wertes unserer Wirtschaftsaktiva eingetreten ist. Diese unbestreitbaren Tatsachen läßt die Steuer völlig unbeachtet! Jeder Mehrerlös in Papiermark gegen früher gilt als Gewinn, selbst wenn der Verkaufspreis infolge seiner nur mäßigen Steigerung gegen früher einen offenbaren Wertverlust beweist. Diese Außerachtlassung der Währungsverhältnisse mag angehen, soweit es sich um eine Einkommensteuer im eigentlichen Sinne handelt. Auch dort ergeben sich noch genug Schwierigkeiten, die nur vermieden werden können, wenn durch Sonderbestimmungen den Schwankungen der Währung Rechnung getragen wird. Wenn aber grundsätzlich durch Erweiterung des Einkommensbegriffs die Einkommensteuer zu einer gleichzeitigen Wertzuwachssteuer ausgebaut wird, so führt die Nichtberücksichtigung unserer Währungsverhältnisse zu praktisch unmöglichen Konsequenzen. Jede Wertzuwachssteuer setzt eine konstante Währung, z. B. Goldwährung, voraus. Bei einer schwankenden (reinen Papier-) Währung, wie wir sie jetzt haben, die noch dazu durch das Verbot des Agiohandels mit Gold jeder klaren Beziehung zu einem eindeutigen konstanten Wertmesser ermangelt, läßt sich ein objektiver Wertzuwachs überhaupt nicht feststellen. Unter unseren Verhältnissen ist jede Wertzuwachssteuer theoretisch ein Unsinn und Spiegelfechterei, praktisch eine unverantwortliche Ungerechtigkeit; denn sie läßt den Steuerzahler in Wahrheit dem Staate Prämien für Geldentwertung zahlen.

Über jedes Erwarten hinaus geht die Besteuerung der Haushalte, auf die bereits im vorigen Aufsatz hingewiesen wurde. Sie läßt alle früheren Steuergesetze weit hinter sich. Dem Einkommen des Haushaltsvorstandes wird nicht nur das Einkommen der Ehefrau, sondern auch das Einkommen aller zu seiner Haushaltung zählenden Kinder, Pflegekinder, Schwiegerkinder, Adoptivkinder usw. und deren Abkömmlingen hinzugerechnet. Wenn man berücksichtigt, daß bei der allgemeinen Wohnungsnot ein Zusammendrängen der Familien stattfindet, und daß die auf dem Lande schon immer übliche Aufnahme der verheirateten Kinder in dem elterlichen Haushalte auch in den Städten immer größeren Umfang annimmt, so ergibt sich hieraus allerdings eine sehr große Erhöhung des Steuerertrages, aber eine Belastung, die auf das Mehrfache dessen anwächst, was jeder einzeln zu zahlen haben würde. Es ist ein häufiger Fall, daß testamentarisch von den Großeltern Enkelkinder neben den Kindern mit

eigenem Vermögen bedacht werden. Dazu kommt das Vermögen der Schwiegerkinder und deren gesamter Descendenz. Nehmen wir an, daß in einem Haushalt von vier Personen jeder ein Einkommen von 6000 Mark hat, so würden sie jeder einzeln 600 Mark zu steuern haben, also 2400 Mark insgesamt, leben sie in einem Hausstande zusammen, so beträgt die Steuer 4670 Mark! Bei acht Personen beträgt die Steuer bei gleichem Einkommen jeder Person statt 4800 gar 12 000 Mark! Bei der unbedingt individualistischen Grundtendenz unseres Wirtschaftslebens und bei unseren Gesetzen, die schon nicht für die in Gütertrennung lebende oder selbständig erwerbende Ehefrau, noch weniger aber für volljährige Kinder, Enkel oder gar Schwiegerkinder ein Nutznießungsrecht des Haushaltsvorstandes kennt, bedeutet diese Zusammenziehung der Einnahmen eine schwere Ungerechtigkeit, die auch nicht durch die angebliche, keinesfalls immer zutreffende „Steigerung der steuerlichen Leistungsfähigkeit durch die Ersparnisse des gemeinschaftlichen Haushaltes" gerechtfertigt werden kann, wie das die Begründung versucht, zumal die Ersparnis in den meisten Fällen bei weitem nicht die Mehrbesteuerung wett machen wird. Der Ehehaushalt erfordert im Gegenteil heute regelmäßig einen Mehraufwand gegenüber dem früheren Einzelverbrauch der Gatten. Die steuerliche Ungerechtigkeit wird um so offensichtlicher, wenn man berücksichtigt, daß die Steuernachlässe, die einem mehrköpfigen Haushalt gewährt werden, sich auf wenige Prozent berechnen. Lediglich das Existenzminimum wird etwas erhöht. Es bleiben frei bei der Einzelperson 1000 Mark, bei der kinderlosen Ehe 1500 Mark, für jede weitere im Gesamthaushalt steuerpflichtige Person je 300 Mark mehr. Bei diesem Ausbau muß die Steuer auf den Familienverband sprechend, für künftige Ehen als Hindernis wirken. Offenbar, um die Opposition der Arbeiterkreise zu beschwichtigen, die durch diese Bestimmung ebenfalls schwer getroffen werden, macht dann § 16 für solche volljährigen Kinder, die in einem, dem Haushaltsvorstande fremden Betriebe selbständigen Erwerb haben, eine Ausnahme. Hier soll die Einzelbesteuerung Platz greifen. Damit ist allerdings den Lebensgewohnheiten der arbeitenden Klasse wenigstens in dem Maße Rechnung getragen, als es sich um das Einkommen schon volljähriger Kinder handelt. Dem kleinen Gewerbetreibenden aber, dem Landwirt, dem Beamtenstande usw. liegt die volle Schwere der Steuer ob. Auch hierin zeigt sich die vielfach zutage tretende mittelstandsfeindliche Tendenz der neuen Besteuerung. Auch § 25 gewährt keinen ausreichenden Schutz gegen die Härte, er bringt eine für Steuergesetze merkwürdige Kautschukbestimmung, indem nämlich allgemein gesagt wird, daß besondere wirtschaftliche Verhältnisse, worunter auch der Unterhalt und die Erziehung der Kinder genannt wird, bei geringem Einkommen zu einer Ermäßigung der Steuer führen „können", und zwar bei einem Gesamteinkommen bis zu 10 000 Mark Ermäßigung bis zur Hälfte, bei einem solchen bis zu 20 000 Mark bis zu einem Viertel der Steuern. Ein Recht auf diese Ermäßigung und eine klare Begrenzung dieses Rechtes wird nicht gegeben. Diese Bestimmung enthält auch insofern eine Absonderlichkeit, als nach hergebrachter Auffassung das Steuerrecht ein durchaus formales Recht ist. Zweckmäßigkeitsgesichtspunkte werden in Steuerprozessen niemals berücksichtigt. Soll diese Praxis umgestoßen werden, steht auf Grund der Bestimmung dem Steuerpflichtigen überhaupt der Rechtsweg offen?

Besonderer Beachtung bedürfen auch die Bestimmungen über die Berechnung des Einkommens (§ 30 ff.), die besonders ungünstig für die Landwirtschaft sind. Nach dem preußischen Einkommensteuergesetz wurde bei Gewerbebetrieben und bei den Betrieben von Forst- und Landwirtschaft das Einkommen in der Weise ermittelt, daß Einnahmen und Ausgaben einander gegenüber gestellt wurden. Da in solchen Betrieben eine ständige Wechselbeziehung zwischen Einnahmen und Ausgaben einerseits und Anschaffungen und Veräußerungen von Waren, Rohstoffen und anderen Beständen des Betriebes (Fabrikaten, Geräten, Vieh usw.) andererseits stattfand, so ging die Rechtsprechung dazu über, bei der Feststellung des Einkommens auch die Verschiedenartigkeit im Bestande des sogenannten Be-

triebsvermögens zu berücksichtigen. Der Entwurf geht entsprechend seinem weiteren Einkommensbegriff über diese Berechnungsart hinaus. Er verlangt grundsätzlich auch die Berücksichtigung jeder Wertverschiebung im sogenannten Anlagekapital. Lediglich für das sogenannte immobile Anlagekapital (Grundstücke) wird hier eine Ausnahme gemacht:

„Der Reingewinn ist durch Vergleich der Betriebseinnahmen und der Betriebsausgaben, unter Berücksichtigung des Unterschiedes in dem Stande der Werte der Wirtschaftserzeugnisse, Waren und Vorräte des Betriebes, sowie des beweglichen Anlagekapitals am Schlusse des Wirtschaftsjahres gegenüber deren Stande und Werte am Anfang desselben festzustellen."

Als Wert wird grundsätzlich der gemeine Wert in Ansatz gebracht. Die Begründung gibt zu, daß mit dieser Bestimmung die sämtlichen nur buchmäßig vorhandenen und gar nicht realisierten Wertschwankungen der Wirtschaftserzeugnisse usw. sowie des gesamten Anlagekapitals in die Besteuerung mit hineingezogen werden, und daß also, wenn am Ende des Wirtschaftsjahres infolge der Wertsteigerung die investierten Werte höher zu bewerten sind, als am Anfang des Jahres dieser Mehrwert zu versteuern ist, auch wenn eine Einnahme durch Veräußerung oder sonstige Realisierung nicht stattgefunden hat. Die Begründung erklärt dies selbst für eine Härte, und es wird deshalb die Ausnahmebestimmung gegeben, daß der Steuerpflichtige berechtigt sein soll, bei den Gegenständen des Betriebsvermögens und des beweglichen Anlagekapitals an Stelle des gemeinen Wertes bis zur Veräußerung den Anschaffungs- und Herstellungspreis einzusetzen. Nun läßt sich bei der Landwirtschaft ein Anschaffungs- und Herstellungspreis für die landwirtschaftlichen Produkte und zahlreiche andere Gegenstände des beweglichen Vermögens nicht ermitteln. Während also der Gewerbetreibende von dieser Ausnahmebestimmung weitgehenden Vorteil hat, entfällt dieser im wesentlichen für die Landwirtschaft. Diese hat vielmehr meist den gemeinen Wert einzusetzen. Man beachte nun die außerordentlichen Wertschwankungen, die gerade in bezug auf landwirtschaftliche Produkte von einem Jahre zum anderen stattfinden und zwar bisher durchweg in aufwärtssteigender Linie, und das wird voraussichtlich noch für längere Zeit so bleiben. Z. B. ist der Wert des lebenden Inventars, das zum Betriebe der Wirtschaft erforderlich und nicht zum Verkauf bestimmt ist, im letzten Jahre mindestens um ein Drittel, wenn nicht um das Doppelte gestiegen. Eine Einnahme aus dieser Wertsteigerung hat der Landwirt nicht zu erwarten. Trotzdem muß er den Mehrwert am Jahresschluß wie eine Bareinnahme versteuern. Ebenso hat er seine Ernte nach dem Handelswert am Jahresschluß zu versteuern, obwohl eine Veräußerung zum großen Teil erst im kommenden Geschäftsjahre stattfindet und er noch gar nicht weiß, ob und zu welchem Preise er seine Erzeugnisse tatsächlich realisieren kann; denn er trägt ja die Gefahr für den Verderb oder Verlust, die in den gegenwärtigen Zeiten infolge von Arbeitermangel, von Transportschwierigkeiten, und nicht zuletzt auch von Unruhen und Diebstählen außerordentlich groß ist. Auch die Möglichkeit im künftigen Steuerjahre Verluste — teilweise! — rechnungsmäßig auszugleichen, ist bei den außerordentlichen Sätzen der Einkommensteuer und bei dem geringen Barkapital, über das mittlere und kleinere Landwirtschaften verfügen, nur ein schwacher Trost, denn die Steuerzahlung ist Bargeldzahlung und beschränkt die Aktionsmöglichkeit des Landwirtes im nächsten Jahre außerordentlich. Die Landwirtschaft wird durch diese Regelung von den Konjunkturschwankungen des Handels abhängig, ohne in der Lage zu sein, diese Konjunkturschwankungen in ausreichender Weise zu ihrem Vorteil auszunutzen.

Ein Beispiel mag dies erläutern. Ich denke dabei an einen bestimmten Fall: Ein Kleinbesitzer hat nach seiner Angabe in diesem Jahre einen Barertrag nach Abzug der Auslagen von 2000 Mark — setzen wir 3000 Mark ein. Er besitzt eine Kuh, die aus seiner eigenen Wirtschaft stammt, und ein Pferd, das er vor zwei Jahren als kriegsinvalide von einem Stellmacher gegen eigene Erzeugnisse und übernommene Aushilfe und Gefälligkeiten eingehandelt hat, jetzt beide in gutem

Zustand. (Selbst bei minderwertigem würde ein Verkauf in Jahren nicht in Frage kommen wegen der hohen Preise für Neuanschaffungen.) Da ein Anschaffungs- oder Erzeugungspreis sich nicht ermitteln läßt, ist der gemeine Wert einzusetzen. Dieser betrug für die Kuh zu Beginn dieses Jahres 3000, für das Pferd 5000 Mark, heute beträgt er 5000 und 10 000 Mark! Der Landwirt hätte also zu versteuern 3000 Mark Einkommen, 2000 und 5000 Mark als Wertzuwachs für Kuh und Pferd, und ferner noch 2000 Mark gemeiner Wert der von ihm in seiner Wirtschaft verbrauchten Naturalien. Macht eine Einkommensteuer von 1650 Mark! Also mehr als die Hälfte seiner Einnahmen, ohne die er aber im nächsten Jahr nicht wirtschaften kann! Denn er muß Samen, Dünger, Reparaturen, Arbeitslohn bar bezahlen! Dazu kommt, daß er bei einem Wert seiner Wirtschaft von nur 50 000 Mark — dieser Wert ist zur Hälfte durch die Kriegsvaluta entstanden — 2500 Mark Kriegsabgabe und 4200 Mark Notopfer zu zahlen hat, die er, wenn er nur Ratenweise abzahlt, mit fünf Prozent verzinsen muß. Seine Steuerlast beträgt also über 2000 Mark! Die Folge: der Güterschlächter macht sein Geschäft. Zahllose kleine Landwirtschaften werden an einer solchen Steuer zugrunde gehen.

Schon bei der früheren Hineinziehung des Betriebskapitals in die Einkommensteuer ergaben sich Schwierigkeiten, obwohl damals die Einsetzung des gemeinen Wertes, also des Handelswertes, gesetzlich nicht gefordert war. Darum wurde schon früher mehrfach aus landwirtschaftlichen Kreisen der Antrag gestellt, die Legung einer ordnungsmäßigen landwirtschaftlichen Bilanz zu gestatten. Dieser Antrag, der übrigens Bedeutung nur für den Großbetrieb hat, wurde bisher stets abgelehnt. Auch die Begründung des Entwurfs lehnt ihn von vornherein ab. Der Gewerbetreibende dagegen, der nach dem Handelsgesetzbuch Handelsbücher führen muß, legt auch der Steuerberechnung seine Bilanz zugrunde.

Überhaupt ist der Entwurf bestrebt, überall auf den gemeinen Wert zurückzugreifen, dem Ertragswert oder Gebrauchswert ist nirgend Raum gewährt. Und das trotz der Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten, die sich bei der Ermittlung des gemeinen Wertes in der Praxis der bisherigen Steuergesetze, so weit er berücksichtigt werden mußte, in großem Umfange ergeben haben. Das schädliche dieses Zurückgreifens auf den gemeinen Wert ergibt sich besonders, wenn man berücksichtigt, daß die Wertsteigerungen, die auf diese Weise als Einkommen versteuert werden, doch durchweg nur scheinbare Wertsteigerungen sind, wie oben gezeigt wurde. Man mißt den Wert am Gelde, während doch umgekehrt heutzutage der Wert des Geldes richtiger am Objekt gemessen werden muß.

Bei der Einkommenberechnung der Beamten wird es erforderlich sein, auf eine klare Bestimmung dahin zu bringen, daß auch die Teuerungs- oder Entschuldungszulagen wie bisher nicht zum steuerpflichtigen Einkommen gehören. Nach dem Entwurf sind nur Dienstaufwandsentschädigungen steuerfrei, und zu diesen wird man die Teuerungszulagen nicht rechnen können, ebensowenig zu den „Unterstützungen wegen Hilfsbedürftigkeit", die § 12 Ziffer 10 allgemein von der Besteuerung ausnimmt.

Hinsichtlich des Tarifes als solchen kann auf die Ausführungen im vorigen Aufsatz verwiesen werden. Als Besonderheit mag noch hervorgehoben werden, daß die zu niedrige Bemessung des Mindesteinkommens schon durch die Bestimmungen des Entwurfes selbst besonders schlagend dargetan wird: Nach § 9 gilt als Einkommen aus Arbeit nicht nur der Lohn und sonstige Barbezüge, sondern jeder geldwerte Vorteil, insbesondere also auch freie Wohnung und Verpflegung. Danach muß jeder, auch der Lehrling, der in den Haushalt des Meisters aufgenommen wird, auch die Stütze, die sich au pair verdingt, Steuern zahlen, selbst wenn sie keinerlei Lohn erhalten; denn freie Verpflegung und Wohnung, ja auch nur die erstere kann heutzutage zu einem Betrage von 1000 Mark im Jahre nicht mehr gewährt werden. Man muß immer bedenken, daß 1000 Mark heute, auch in Deutschland selbst, nicht mehr sind, als in Friedenszeiten 200 bis 250 Mark. Wir hatten bereits im vorigen Aufsatz darauf hin-

gewiesen, daß die Steuereinziehung bei den Arbeiterklassen praktisch undurchführbar sei. Diese Besorgnis hat der Entwurf selbst gehabt. Er sucht ihr dadurch zu begegnen, daß er für die Arbeiter Steuerkarten einführt, und ohne Rücksicht auf die tatsächliche Steuerpflicht des einzelnen Arbeiters, bei jeder Lohnzahlung Steuerabzüge in Höhe von zehn Prozent des Lohnes verlangt. Werden tatsächlich nur geringere Steuern geschuldet, so sollen spätere Verrechnungen erfolgen. Es ist sehr fraglich, ob dieses Experiment zum Ziele führen wird. Selbst wenn es im Parlament durchgehen sollte, so ist doch zu erwarten, daß sich die radikalen Elemente diesen äußerst willkommenen Agitationsstoff gegen die Regierung nicht entgehen lassen werden. Mit allgemeinen Streiks, die auf Beseitigung der Steuerabzüge hinausgehen, ist daher zu rechnen. Mindestens ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Arbeiter eine entsprechende Lohnerhöhung durchsetzen oder Übernahme der Steuerzahlung durch den Arbeitgeber unabhängig vom Lohn. Also die Besteuerung der unteren Klassen wird praktisch wieder ein Steueraufschlag für den Arbeitgeber.

Deutschlands wirtschaftliche Erdrosselung im Überseehandel

Von H. von Waldeyer-Hartz

Im Januar 1916 hat der englische Handelsminister Runciman im Unterhause folgende Erklärung abgegeben, die, wie so vieles aus britischem Munde, dem arglosen Deutschen kaum zu denken gegeben hat: „Deutschlands Handel muß so getroffen werden, daß das Land auf Jahrzehnte hinaus sein Haupt nicht mehr erheben kann und die Möglichkeit verliert, seine Stellung auf dem Weltmarkt je wieder zu erobern."

Der schmähliche Verrat im eigenen Lande, der uns den Schandfrieden von Versailles aufgenötigt hat, trägt seine Frucht. Er wird es dahin bringen, wenn in letzter Stunde kein Besinnen kommt, daß Runcimans grausame Worte Wahrheit werden. Hat jemals ein Deutscher daran gedacht, oder davon gesprochen, das britische Reich im Falle des Sieges so zu zertrümmern, daß es an ein Wiederaufstehen nicht mehr denken könne? Von solchen menschenunwürdigen Regungen ist die deutsche Seele frei geblieben. Aber dem Briten, der sich nicht einmal entblödet hat, seiner brutalen Gesinnung offen Ausdruck zu verleihen, ihm hat man geglaubt und glaubt man weiter. Es ist fast ein geschichtliches Rätsel, wie es den englischen Staatsmännern immer wieder gelingt, mit der Linken Salböl zu träufeln, so daß weite Kreise ihrer selbstlosen Menschenfreundlichkeit Vertrauen schenken, während die Rechte den Feind insgeheim abwürgt und erdrosselt. Wenn der Friedensvertrag erst in Kraft getreten sein wird, dann werden dem deutschen Volke die Augen aufgehen. Dann ist es aber zu spät! Der Vertrag von Versailles im Verein mit seinem gefährlichen Anhängsel, der Entente-Note vom 1. November des Jahres, bedeutet für uns und für unsere wirtschaftliche Lage dauernde Schmach, ewige Verelendung.

Es ist eine mehr als plumpe Täuschung, wenn die Forderung der Entente vom 1. November als reine Strafbestimmung wegen der Tat von Scapa Flow hingestellt wird. Ganz abgesehen davon, daß die rechtliche Begründung ein mehr als fadenscheiniges Mäntelchen trägt, ist es für jeden Tieferblickenden sonnenklar, daß die Note lediglich das längst beabsichtigte Ausrufungszeichen hinter den

Versailler Vertrag setzt. Womit nicht etwa der Ansicht Raum gegeben werden soll, als würden der Note vom 1. November nicht noch weitere folgen. Die Ereignisse haben uns ja schon eines besseren belehrt. In der Note behält sich aber die Entente das Recht vor, in jedem Falle, wo Deutschland den Bedingungen des Versailler Vertrages nicht pünktlich und gewissenhaft nachkommt, den Zustand des Friedens für sich aufzuheben, so daß uns damit der Krieg in Permanenz erklärt wird. Das ist — und darauf muß immer wieder hingewiesen werden — der drückendste Inhalt der Note, durch den wir völlig und für lange Zeit rechtlos gemacht werden sollen. Diese Tatsache ist für viele, die nur flüchtig lesen, hinter den materiellen Forderungen der Entente zurückgetreten, wobei gern zugegeben sein mag, daß diese Forderungen einem das Blut in den Adern stocken lassen. Festgestellt sei nur, daß es sich bei Auslieferung der Docks, Bagger und Schlepper nicht etwa um den Ausfluß einer neuen Bereicherungswut der Entente handelt, die dem deutschen Volkskörper immer mehr Saft und Kraft abzapfen möchte, — nein, die Note vom 1. November steht in engster Verbindung mit dem Versailler Vertrag, sie ist seine sicherlich längst beabsichtigte, logische Fortführung, das Fortspinnen eines mehr als teuflischen Planes.

Im wesentlichen handelt es sich bei den neuen Forderungen darum, nach dem Raube unserer Handelsflotte einen tödlichen Schlag, einerseits gegen die Möglichkeit ihres Wiederaufbaues, andererseits aber auch gegen die Aufnahme der Großschiffahrt nach deutschen Häfen überhaupt zu führen. Durch die Bestimmungen des Friedensvertrages, die von der Internationalisierung der deutschen Flüsse handeln, ist dieser Schlag wirksam eingeleitet worden. Gemischte Kommissionen werden auf Weichsel, Oder und Elbe die Schiffahrtsverhältnisse regeln. Innerhalb dieser Kommissionen besteht für Deutschland stets die Stimmenminderheit. Von den großen Seemächten ist außer England niemand vertreten. Den Kommissionen steht die Befugnis zu, ihre eigene Zuständigkeit zu bestimmen. In erster Linie sollen sie die Ausführung der Arbeiten zur Instandhaltung, zum Ausbau und zur Verbesserung der Flußgebiete überwachen. Verantwortlich für die sachgemäße Leitung dieser Arbeiten bleibt der Uferstaat. Gerät er hierbei in Rückstand, so steht den in der Kommission vertretenen Staaten, also von großen Seemächten wiederum nur England, das Recht zu, den Uferstaat vor das Gericht des Völkerbundes zu bringen. Man erkennt bereits, welch feste Schlinge uns um den Hals gelegt ist. Ein Deutschland, das auf seinen eigenen Wasserstraßen Herr wäre, bedürfte einer Überwachung nicht. Sie ist im Grunde genommen auch mehr als lächerlich, denn wir haben nach Verlust unserer Handelsflotte ein ausgesprochenes Interesse am freien Wettbewerb aller Seemächte innerhalb unseres Hoheitsgebietes.

Durch die Auslieferung der Bagger will England uns aber die Möglichkeit nehmen, unsere Interessen, was doch nur natürlich wäre, in den Vordergrund zu rücken. Es will selbst — und das ist das Wichtige und dabei so Gemeine und Hinterhältige — bestimmen, wie der Wasserstand unserer Flußmündungen reguliert werden soll. Zwischen dem Eingang zum Kaiser-Wilhelm-Kanal bei Brunsbüttel und der Elbemündung liegen zwei Barren, auf denen dauernd gebaggert werden muß, um die Passage für große Schiffe aufrecht zu erhalten. Selbst bei ständigem Baggern ist es für die größten Schiffe immer nur für wenige Stunden — vor und nach Hochwasser — möglich, über die Barren hinwegzufahren. Hieraus ergibt sich, daß erhebliche Schwierigkeiten entstehen werden, sobald man die Baggerarbeiten auch nur vorübergehend einstellt. Es werden sich Untiefen bilden, auf denen die größeren Schiffe festkommen. Die Folge ist, daß sie geleichtert und abgeschleppt werden müssen. Da man uns die Schlepper nehmen will, werden sich englische Schlepper dieses gute Geschäft nicht entgehen lassen. Haben die großen Schiffe beim Festkommen auf den Barren etwa Beschädigungen erlitten, so müssen sie gedockt werden. Nachdem unsere Docks an England ausgeliefert sein werden, wird auch hier der Brite den Ersatz stellen. Es ist bekannt, daß England in Ostasien lange Zeit ein Dockmonopol besessen und es mit großem

Vorteil für die eigene Tasche ausgenutzt hat. Warum sollten die dort gemachten Erfahrungen nicht auf deutsche Verhältnisse übertragen werden, wo wir in englischen Augen kaum noch so viel wert sind als ein chinesischer Kuli!

Eine weitere Folge des unheilvollen englischen Übergewichts in den Kommissionen würde die sein, daß größere Seeschiffe fremder Mächte ihre Fahrten nicht mehr bis zu den deutschen Häfen ausdehnen würden, wo sie doch nur seemännischen Gefahren bei hohen Versicherungsprämien ausgesetzt sein würden. Die Fremden werden demgemäß darauf Bedacht nehmen, ihre Ladungen in England zu löschen, von wo aus aller Wahrscheinlichkeit nach ein reger Verkehr kleinerer englischer Schiffe zur Weiterbeförderung nach Deutschland einsetzen wird. Die Folge wäre, daß London wieder der große Umschlaghafen würde, der es vor dem Aufblühen unserer eigenen Häfen gewesen ist. Das Umladegeschäft würde die Waren zum mindesten um die Kosten und Spesen der Umladung in England verteuern. Unsere eigenen Handelsschiffe könnten der versandeten Fahrwasserverhältnisse wegen nur eine beschränkte Größe haben, worunter ihre Konkurrenzfähigkeit leiden würde, so daß auch unsere Ausfuhr von der schädlichen Einwirkung der englischen Kommissionen erheblich getroffen würde. Die Folge wird sein, daß England durch Nutznießung aller dieser Vorteile Herr des gesamten mitteleuropäischen Marktes werden muß.

Durch die Auslieferung unserer großen Docks würde aber auch die Bau- und Instandsetzungstätigkeit unserer Werften auf längere Zeit lahmgelegt werden. Nutzt England diese Zeit aus und läßt Konkurrenzgesellschaften in unseren eigenen Häfen entstehen, womit durchaus gerechnet werden darf, dann ist die Zukunft unserer Werften überhaupt in Frage gestellt. Wir verlören jeden Gewinn bei Neubauten und Reparaturen, müßten auf den Wiederaufbau einer eigenen Handelsflotte verzichten und damit eine dauernde Verteuerung unserer gesamten wirtschaftlichen Versorgung in Kauf nehmen. Zu ungeheuren Preisen müßten wir unseren Bedarf aus dem Auslande decken, an eine Besserung der Valuta wäre nicht zu denken, die Amortisationskosten unserer Staatsschulden wüchsen ins Riesenhafte. Man braucht solche Gedanken nur flüchtig zu äußern, um jedem Einsichtigen klar zu machen, daß von der Lahmlegung unserer schiffbaulichen und Reedereibetriebe nicht nur deren Besitzer, sondern das gesamte deutsche Volk infolge dauernder Verteuerung der Lebenshaltung getroffen würde. Am schwersten sicherlich die zahllosen Arbeiter und Angestellten, die von der Schiffahrt und ihren Interessen leben. Denn die Folge müßte sein, daß unsere Seehäfen mehr oder weniger verödeten.

Die ganzen Machenschaften der Entente über die Internationalisierung unserer Flüsse, wobei den Polen und Tschechoslowaken beträchtliche Vorteile in den Hafenstädten eingeräumt werden sollen, zielen letzten Endes darauf hin, Deutschland zu zersetzen und zu schwächen. Polens Aufblühen und das Wohl der Tschechoslowakei liegen England ganz sicher nur insofern am Herzen, als es seinen eigenen Vorteil dabei herausspringen sieht. Vor allem kommt es England darauf an, das so gewaltige Hamburg handelstot zu machen, Hamburg, das bisher auch der große Ozeanhafen für die Ostsee war. Infolge der winterlichen Vereisung der russischen Häfen in der Ostsee hatte Hamburg als Freihafen auch für die von dort kommende Ware eine große Rolle gespielt. Auch dieses Geschäft will England an sich reißen, indem es sich eigene Handelsniederlassungen in der Ostsee schafft. Das Eindringen in Danzig und die englische Politik im Baltikum sind deutliche Wegweiser dafür, wohin nach englischem Willen die Reise gehen soll. Es ist nicht ausgeschlossen, daß England die Bagger, Docks und Schlepper, die es uns abnötigen möchte, in der Ostsee gebraucht, um seine eigenen Anlagen dort ungesäumt lebensfähig zu gestalten. Auf dem Rhein hat England bereits so gut wie monopolisiert. Das „englische Köln" wird im Wirtschaftsleben Westdeutschlands noch eine bedeutende Rolle spielen. Auch Danzig haben wir verloren, Memel wird folgen. Geben wir jetzt auch noch die Schiffahrtsstraßen von Elbe und Oder aus der Hand, dann legen wir uns selbst die Schlinge um den Hals, mit der man uns endgültig im wirtschaftlichen Sinne abwürgen will.

Es geht nach allem um unsere wirtschaftliche Zukunft, das letzte, was wir noch zu verlieren haben. Es geht aber auch um ein Ideal im Volksleben, das auch Deutschland gepflegt hat und immer pflegen wird. Es geht um das Selbstbestimmungsrecht der Völker! Denn wie man uns zu behandeln trachtet, das hat mit diesem Recht nichts mehr gemein. Man will uns für immer knechten und knebeln und an die Kette legen, bis wir völlig erschöpft sind und dem rohen Sieger für jede scheinbare Wohltat hündisch die Hände lecken.

Und doch — die Rechnung ist falsch! Sie ist ganz sicher falsch! Deutschland kann und wird nicht zugrunde gehen. Wir sind Edelmetall unter den Völkern der Erde. Und die schmutzige Schlacke, die uns jetzt überkrustet, wird wieder abgesprengt werden. Wir müssen nur arbeiten, hoffen und glauben, an unsere Zukunft glauben; den Kopf hoch tragen, stark bleiben und unseren Stolz nähren. Dann wird auch über Deutschland dereinst die Sonne wieder scheinen.

Europas Rolle als Führer in der Welt ist seit dem Kriege ausgespielt. Das ist die ungeheure Schuld eines Clemenceaus und eines Lloyd Georges, die beide den brutalen Vernichtungskampf, den Kampf bis zum Äußersten gewollt und durchgeführt haben. Der eine aus fanatischem Haß, der andere aus kaltherziger Selbstsucht zu Ehren seines Landes. Frankreich und England, sie werden den Fluch der Mißleitung durch zwei Staatsmänner zu tragen haben, die heute vielleicht groß erscheinen, von der Geschichte aber ganz sicher herabgewürdigt werden.

Man hört oft das Wort: uns hätte im Kriege ein Clemenceau oder ein Lloyd George gefehlt! Soweit damit ausgedrückt werden soll, daß unsere wankelmütige Kriegspolitik die Folge einer schwächlichen und uneinigen Führung gewesen ist, kann dem Worte unbedenklich zugestimmt werden. Unser Clemenceau oder Lloyd George hätte aber kein blutdürstiger Tiger und auch kein Mordbube, der Millionen von Menschen verelenden lassen will, sein dürfen. Er wäre es auch nicht gewesen. Einen solchen Mann gebiert keiner deutschen Mutter Schoß! Und das mag unser Trost sein, der unsere Herzen bewegen soll und in ihnen immer wieder zum Anklingen bringt, daß trotz allem des Dichters Sang für uns zu Recht besteht: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

Ein Brief aus Böhmen

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Gestatten Sie, daß ich auf einen Aufsatz von Menenius in Ihrer Zeitschrift zu sprechen komme, in welchem die Verhältnisse der Tschecho-Slowakei, insbesondere die Lage der dortigen Deutschen behandelt wird. Wenn ich zu diesem Artikel einige ergänzende Bemerkungen machen möchte, so geschieht es nicht, um Tatsachen anders zu berichten, sondern nur um einer anderen Auffassung gewisser Tatsachen Ausdruck zu geben, welche man die deutschböhmische Auffassung nennen kann (richtiger die sudetendeutsche) zum Unterschied von der Auffassung des Verfassers Menenius, welche die Vermutung nahelegt, daß Menenius Tscheche oder Jude[1]) aus dem tschechischen Teile Böhmens ist oder nur von solchen informiert ist. Das deutsche Publikum soll, wenn es objektiv unterrichtet sein will, beide Auffassungen kennen und wissen, welche die tschechische, welche die deutsche ist. Dann soll es entscheiden, welche es natürlich findet und zu der seinigen macht.

[1]) Menenius ist arischer Deutscher! Die Schriftltg.

Der springende Punkt ist, daß nach der Auffassung der Bewohner Deutschböhmens dieses Land, von dem Menenius als Land nie spricht, ein Bestandteil Deutschlands ist, der von den Tschechen militärisch besetzt und dann gegen den Grundsatz vom Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Hand behalten worden ist. Die tschechische Auffassung und auch die von Menenius ist, daß der tschechische Staat, wenn er auch nur von Tschechen errichtet und bis heute nur von solchen regiert wird, sich von Natur aus auch über Deutschböhmen und den deutschen Teil Mährens und Schlesiens erstrecke, und daß der Wunsch der meisten Deutschböhmen, bzw. Nordmährer, Südmährer und Deutschlesier, sich von diesem Staate abzulösen, die Existenz des neuen Gebildes in seinen ursprünglichen Grenzen bedrohe und daher das Werk der Befreiung um seine Vollständigkeit bringe. Dasselbe gilt von den Selbständigkeitsbestrebungen der Slowakei und des ukrainischen Teiles des tschechischen Reiches. Alles, was Menenius sagt, mehr noch woran er nicht denkt, zeigt die in bester Absicht vorgebrachte tschechische Auffassung. Nicht darin besteht sie, daß Menenius den Deutschböhmen rät, sich auf den Boden der vollzogenen Tatsachen zu stellen, sondern in spezifischen Begriffsumfängen und Voraussetzungen der politischen Erwägung, wie sie ein Deutschböhme aus Deutschböhmen seiner ganzen Erziehung nach nicht hat. Dem Tschechen ist seine dem Deutschböhmen eigentlich unverständliche Auffassung der tschechischen Rechte ebenfalls durch Schule und Erziehung beigebracht. Sie ist sehr ähnlich der magyarischen über den alten ungarischen Staat und dessen „Nationalitäten", welche von Gott dazu bestimmt schienen, im Schoße der ungarischen „Nation" magyarisiert zu werden.

Schon daß Menenius es für selbstverständlich zu halten scheint, daß der Durchschnittsdeutsche den Zusammenbruch Österreich-Ungarns bedauert und die Tschechen als Hochverräter bezeichnet, macht auf mich einen ausländerhaften Eindruck. Die Reichsdeutschen aller Klassen sind vielmehr, sogar mit seltener Einheitlichkeit, des für minderwertig gehaltenen Bundesgenossen Österreich-Ungarn höchst überdrüssig, dessen Odium hier und da auch Deutsch-Österreich wie so manches andere zu Unrecht geerbt hat. Aber wer den Zusammenbruch der alten Donaumonarchie auch nicht bedauert, kann deswegen doch im Serbentum, welches das keineswegs allen Südslawen genehme Königtum der Karegiorgjewitsch auf Kroatien und Bosnien ausdehnte und dem kroatischen Element viel zu wenig politische Geltung läßt, einen Imperialismus erblicken, kann die Gründung des tschechischen Nationalitätenreiches für ein Unrecht halten.

Menenius wendet sich ziemlich ausgesprochen gegen Deutschböhmens Autonomiebestrebung. Er mag recht haben, wenn er glaubt, daß der Zank der Nationen durch sie zunächst befeuert werde. Für die Deutschböhmen handelt es sich dabei um die alte Frage, ob man mit Versöhnlichkeit oder mit beharrlicher Konsequenz weiterkomme. Wenn die deutschböhmischen Politiker dennoch einstimmig und strikt auf die Autonomie hinarbeiten, liegt das daran, daß die Erwirkung der Autonomie erst die Minimalforderung eines jeden Volkes verwirklicht — nämlich die, überhaupt zu existieren. Würde auf tschechischer Seite eine Auffassung herrschen, welche den Deutschen eine gewisse Abgrenzung in ihrem Bereich gestattet, sowie sie die Kroaten im alten Ungarn, die Polen im alten Österreich, die Finnen im alten Rußland hatten, wäre die Forderung der Autonomie keine Minimalforderung. Es ist aber weniger bei der Regierung als bei den Millionen der Masse des tschechischen Volkes die Auffassung, daß die Deutschen zugewanderte, zum Teil zu Unrecht im Lande sitzende Fremde seien, so eingewurzelt, das Interesse für die Verrückung der Sprachgrenze, für nationalen Terrain- und Machtgewinn so groß, daß die Deutschböhmen furchtbare Angst haben vor der nicht jungen, wie Menenius sagt, sondern viele Jahrzehnte alten und durch Methoden und Wirksamkeit wohlbekannten und gefürchteten und nunmehr ungehemmten Bestrebung, Deutschböhmen *künstlich* — das heißt mehr als es dem *natürlichen* Bevölkerungsstrom in die Industriegebiete entspricht — zu tschechisieren. Dies beherrscht alle politischen Entschlüsse der Deutschböhmen, so

ihren ersten, der Verbleiben bei Deutschland beziehungsweise Deutsch-Österreich verlangte, so ihren zweiten, der Autonomie verlangt. Ob der tschechische Staat einen rein deutschfeindlichen Kurs, soweit das mit seinem Interesse vereinbar ist, oder einen verhältnismäßig wenig deutschfeindlichen Kurs einschlägt, und ob sie vielleicht durch parlamentarische Bündnisse oder sonst irgendwie einigen Einfluß darauf gewinnen können, ist ihnen — im Vergleich zu ihrer Lebensfrage — gleichgültig. Daher ist auch das Bedürfnis nach Angliederung an das Mutterreich sehr abhängig von der tschechischen Einwanderung. Ohne diese bestünde es wahrscheinlich gar nicht.

Nicht, daß einzelne Schulen gesperrt werden, setzt die Deutsch-Böhmen in Aufregung, sondern die Befugnis des Ministers, beliebig viel deutschen Kindern Schulen zu entziehen, beliebig wenig tschechischen sie zu errichten. Es ist richtig, daß der Minister dieses Mißtrauen vielleicht nicht verdient, aber das tschechische Volk verdient es. Deutschböhmen neexistuje — Deutschböhmen gibt es nicht — ist sein Schlagwort, und das gellt den Deutschböhmen als Todessignal aller Selbstbestimmung und Herrschaft im eigenen Hause in die Ohren.

Mag es also auch richtig sein, daß die Selbstverwaltungsbestrebungen Deutschböhmens die Furcht vor einem Abfall und damit die künstliche Tschechisierung wachhalten und den von jedem Deutschböhmen, ganz besonders aber vom Arbeiter ersehnten Frieden hinausschieben, so muß man bedenken, daß bei dem seit acht Jahrzehnten beobachteten und in der ganzen Reichsgründung zum Ausdruck kommenden Expansionstrieb der Tschechen Deutschböhmen ohne Autonomie in wenigen Jahrzehnten einen allerdings sehr ausgesprochenen nationalen Frieden zu erwarten hat, das nationale Nirwana, das Aufgehen im Tschechentume.

Deutschböhmen fürchtet nicht die tschechische Regierung, sondern die tschechische Mehrheit. Es weiß zum Beispiel, daß ein deutschlandfreundlicher Kurs bei dieser ein Menschenalter lang nicht denkbar ist. Einfluß auf die äußere Politik werden die Deutschen als parlamentarische Minderheit wahrscheinlich weniger haben denn als Millionenvolk. Die erstere wird überstimmt, das Volk aber versagt seinen Beistand in allen Dingen. Ich kann also nicht verstehen, wie Menenius sagen kann, daß die Deutschböhmen ohne Autonomiebestrebung mehr Einfluß auf die äußere Politik gewinnen. Es ist für die großen Richtlinien und Entscheidungen das gleiche. Es ist ganz tschechische Regierungsphraseologie, wenn Menenius den Deutschböhmen im Falle, daß sie sich „zur tätigen Mitarbeit am tschechischen Staate bekennen", das soll heißen, auf ihre Selbstverwaltung verzichten — als ob die Mitarbeit eines autonomen Deutschböhmen nicht ebenso leicht möglich wäre — die „volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung" in Aussicht stellt. Die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Person muß den Deutschen in einem europäischen Rechtsstaate ohnedies gewährt werden (Wahlrecht usw.), wenn sie ihnen vorläufig auch vorenthalten ist, sie zum Beispiel von einem tschechischen Parlamente, ohne befragt zu werden, Verfassung und Staatseinteilung aufoktroyiert bekommen und in der Stellenbewerbung auch im deutschen Gebiete gewisse Hindernisse erfahren. Gleichberechtigung des Volkes aber ist es, was die Deutschen haben wollen, dazu gehört auch das Recht, als deutsches Volk weiterzuleben, wenigstens solange es der natürliche sanfte und erträgliche Grenzverschiebungs- und Vermengungsprozeß der Geschichte erlaubt.

Es ist typische tschechische Regierungsphraseologie, wenn Menenius von der wirtschaftlichen Existenzunfähigkeit eines tschechischen Staates auf tschechischem Sprachgebiete spricht. Gewiß, der Traum einer beherrschenden Stellung in Mitteleuropa, des reichen Industriestaates wird ohne die nordböhmische Industrie und Kohle und ohne die reichlich nachströmenden Arbeitskräfte aus den Karpathenländern hinfällig. Aber Brot, Steinkohle, eine ansehnliche Industrie und ein nicht sehr dicht gesiedeltes, aber ziemlich stark sich vermehrendes Volk hätte dieser Staat, insbesondere hätte er mehr als genug zu essen. Und wenn er einen Hafen zur Schiffahrtsverbindung mit Hamburg braucht, so würden der

deutsch-böhmische Bezirk von Außig oder irgendwelche Hafenrechte dort genügen, um ihm einen solchen zu geben. Daß das ganze industrielose Westböhmen, daß Nordböhmen, Nordmähren, Südmähren, das deutsche Südböhmen, der deutsche Teil Schlesiens und die ukrainischen Karpathen für den Bestand eines tschechischen Staates nötig sind, kann man dem bekanntlich ahnungslosen reichsdeutschen Publikum zwar getrost zu glauben zumuten, es ist aber doch nur eine rein tschechische, mit Hilfe teilweise entstellter historischer Begründungen imperialistisch zurechtgelegte Auffassung. Nur aus dieser Auffassung heraus und nur weil er sie bis aufs äußerste theoretisch festhält, sieht Menenius den Tschechenstaat in vier lebensunfähige Nationalitätenstaaten zerfallen, wenn nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker vorgegangen wird. Das deutsche Publikum wird sich sagen, daß dann natürlich der ukrainische Teil an die Ukraine beziehungsweise Rußland fällt, der deutsche an Deutschland beziehungsweise Deutsch-Österreich (österreichisches Überbleibsel nennt es Menenius nach Ententeauffassungen und tschechischen Wünschen, in Wirklichkeit ist die Tschechoslowakei das österreichische Überbleibsel), und daß Tschechen und Slowaken, die, wie wir doch immer hören, ein Volk sind, in einem Staate vereint, etwa wie Serben und Kroaten, übrig bleiben. Daß es also dann nicht einen einzigen Staat *mehr* gibt als heute. Etwas schwierig aus Verkehrsgründen für die betroffenen ukrainischen und deutschen Teile wäre höchstens, wenn man schon bei dieser Phantasie bleibt, die Abtrennung eines gewissen deutschen Landstriches am Böhmerwald und am Adlergebirge von Böhmen und die Angliederung des ukrainischen Karpathenlandes an Rußland. Aber die Russen und auch die panslawistischen Tschechen haben diese letztere vor dem Kriege und im Kriege lange geplant und für sehr gut durchführbar gehalten.

Die Ausgaben des tschechischen Staates für militärische Zwecke sind deswegen so groß, weil das ganze große deutsche Gebiet der Sudetenländer von starken Besatzungen im Zaume gehalten wird, weil sehr viele kleine Orte, die nie Garnison hatten, jetzt eine haben. Dies verschlingt wenigstens so viel Soldaten, als die „bolschewistischen" — mehr aber nationalslowakischen Unruhen in der Slowakei.

Der Verfasser dieser Zeilen hält im Gegensatz zu den meisten anderen Sudetendeutschen einen Anschluß Deutschböhmens an Deutschland für ziemlich utopisch und ist durchaus dagegen, daß die Deutschböhmen ihre Politik auf diese Möglichkeit rechnend einrichten, aber er hofft, daß die Tschechisierung Deutschböhmens so verlangsamt werden kann, daß sie dem Nationalgefühl, dem Gerechtigkeitsgefühl und der politischen Logik erträglich ist. Daß Deutschland die Bedürfnisse und die Politik der Deutschböhmen versteht und mit ihnen fühlt, ist für diese von großem Wert, gerade wenn die tschechische Regierung einen praktisch gemäßigt deutschlandfeindlichen Kurs (ein deutschfreundlicher ist ausgeschlossen) einnimmt. Die Deutschböhmen, Nordmährer usw. waren lange Zeit ganz und sind heute noch durch Zensur und Gefahr geschäftlicher und anderweitiger Schädigung sehr stark gehindert, Deutschland von ihrer Lage in Kenntnis zu setzen. Was man in deutschen Zeitungen liest oder was durch Geschäftskreisen in Deutschland bekannt wird, ist meist der Standpunkt der Prager Deutschen, welche, gerade weil sie ihren Zusammenhang mit der deutschen Welt nicht verlieren wollen, gegen die Autonomie der Nationen und somit in dieser Frage Gegner aller anderen Sudetendeutschen sind. Hingegen ist das deutsche Publikum schon vor dem Kriege weit mehr als es dachte, von in Deutschland lebenden Tschechen, welche fast alle eifrig und mit Vorliebe unerkannt politisieren, in tschechischem Sinne von den böhmischen und mährischen Fragen unterrichtet worden. Ähnliches hatte ich Gelegenheit auch im Kriege und nach dem Kriege zu beobachten. Diese Tschechen identifizieren zum Beispiel geflissentlich die Begriffe „Tschechen" und „Böhmen", setzen daher sowie Menenius „Deutschböhmen" gleich „deutsche Bewohner der tschechischen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien" (obzwar dies letztere vorwiegend deutsch ist). Den Landesnamen „Deutsch-

böhmen" kennen sie nicht. Herr Menenius mag daher gestatten, daß ich demgegenüber die Gelegenheit benütze, unter voller Anerkennung seiner Bemühungen, die Zustände in der Tschecho-Slowakei wahrheitsgetreu zu zeichnen, seinen Erklärungen und Reflexionen die Auffassung meines Heimatlandes Deutschböhmen gegenüberstelle.

Ich bitte Sie, diese Zeilen aufzunehmen, im Interesse des weitaus größten deutschen Landesteils, dem sein Selbstbestimmungsrecht, noch viel einleuchtender und sicherer als den Gebieten von Bromberg, Memel oder Flensburg geraubt wurde, und im Interesse der allseitigen Information Ihres Publikums.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Dezember 1919 Peter Ritschel

Die Weltwerbearbeit Frankreichs

Von Käthe Miethe

Es gibt eine Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, die von so unbeirrter Sicherheit getragen wird, daß sie sich in ihrer Form genügt, und diese ist Frankreich zu eigen. Die französische Propaganda im Ausland wird mit einer Selbstverständlichkeit durchgeführt, die weitgehendste Anmaßung und Selbstüberschätzung möglich macht. Dem Ausland ist fast durchgehend das Organ für derartige Übergriffe verloren gegangen, einmal durch die Gewohnheit, ferner durch Eitelkeit, denn es gilt in vielen Ländern der Welt als eine Ehre, von Frankreich vor aller Augen mit Freundschaftlichkeit behandelt zu werden. Die Sicherheit des Menschen, der zu gefallen gewiß ist, prägt sich in jedem Wort französischer Werbearbeit aus. Nur ein Franzose kann, wie Professor Rocheblave in einem in Holland während der Kriegsjahre zu Propagandazwecken als Sonderabdruck viel verbreiteten Artikel aus der „Revue des deux mondes" vom 1. Oktober 1917, schreiben: Ainsi le désir de connaître mieux la France de ce temps, de se rapprocher d'elle, de lui temoigner admiration et reconnaissance tendres, est ce qui travaille en ce moment la Hollande, fidèle en ceci à toutes ses traditions d'indépendance, de haute culture et de sympathie pour la civilisation latine. Car, malgré le voisinage des populations et des langues, elle est beaucoup plus repoussée qu'attirée par le germanisme, et son tempérament est, en son fond dernier, irréductible au tempérament allemand. Elle nous aime pour des raisons uniquement morales, auxquelles les intérêts matériels ne font presque aucune contre-partie. Nous avons senti si profondément que l'amour de la France était vraiment une religion de l'umanité, et que, selon la parole fameuse: „tout homme a deux pays, le sien, et puis la France." [1]) — Nur ein Franzose kann so etwas schreiben. Und diese Empfänglichkeit

[1]) Der Wunsch, das heutige Frankreich besser kennen zu lernen, ihm nahe zu kommen, ihm Bewunderung und zarte Erkenntlichkeit zu zeigen, ist jetzt in Holland lebendig. Holland bleibt hierin seiner Tradition der Unabhängigkeit, hohen Kultur und Neigung zur lateinischen Bildung treu. Denn es fühlt sich trotz seiner Nachbarschaft und Sprachenverwandtschaft vom Deutschtum eher abgestoßen als angezogen, und seine Natur ist im Grunde der deutschen Natur fremd. Holland liebt uns ausschließlich aus ideellen Gründen, materielle Interessen sind kaum mit im Spiel. Wir haben tief innerlich gefühlt, daß die Liebe zu Frankreich wirklich einer Religion der Menschlichkeit gleicht und daß nach dem berühmten Wort „jeder Mensch zwei Heimatlande hat, sein Vaterland und Frankreich".

der Welt für die lächelnde Schmeichelei des französischen Mundes deckt die Anmaßung in der Weltwerbearbeit dieses Volkes zu. Die Gewißheit des Erfolges läßt die französische Propaganda auf geraden und direkten Wegen gehen.

Während England und Deutschland nach Möglichkeit bei ihrer Auslandwerbetätigkeit das Wort Propaganda vermeiden, segelt Frankreichs Werbearbeit offen unter der Flagge der Propaganda. Nicht etwa, um durch diese Offenheit für sich zu gewinnen, sondern in der Sicherheit des unbedingt guten Empfanges und des Erfolges. Vereinzelte Enttäuschungen vermögen diese Methode nicht zu erschüttern. Man gibt freundlich zu, zu weit gegangen zu sein und dringt auf einem anderen Wege unbeirrt vor.

Im Jahre 1915 sandte einmal das Comité catholique de propagande française à l'étranger ein Rundschreiben an neutrale Zeitungen katholischer Tendenz und forderte die Presse auf, Artikel und Drucksachen des Comités aufzunehmen. Zur Belohnung für den Abdruck des französischen Propagandamaterials wurde eine besondere Berücksichtigung aller willfährigen Zeitungen bei der Vergebung von Anzeigenaufträgen seitens eines Konzerns französischer Industrieller zugesagt. Diese grobe Form der Bestechung fand bei einigen neutralen Organen gebührende Ablehnung und wurde verschiedentlich mit Entrüstung veröffentlicht. Die Kreise, die ein solcher Mißgriff der französischen Propaganda im Auslande zieht, reichen aber nie allzu weit und sind bald wieder aus aller Gedächtnis verschwunden.

Wirksamer als alle Worte und Berichte vertrauenswürdiger Ausländer sind persönliche Eindrücke und Erlebnisse eigener Landsleute im fremden Land. Das hat sich stärker als je im Kriege erwiesen, wo die tägliche Überschüttung mit offiziellen, offiziösen und privaten Meldungen die noch zu keiner Partei verschworenen Neutralen in einen Zustand der Skepsis gebracht hatte, der schließlich zur Gleichgültigkeit und Negierung des Weltgeschehens wurde. Da konnte nur noch die eigene Anschauung oder zum mindesten die eines Volksgenossen lebendig und wirksam werden. Und darum veranstalteten die kriegführenden Parteien von Zeit zu Zeit Frontreisen neutraler Journalisten und Offiziere. England ließ in der Zeit des unbeschränkten Ubootkrieges Holländer und Skandinavier Rundreisen durch englische Hafenstädte machen, damit sie sich von dem Handelsschiffverkehr der Entente überzeugen sollten. Amerika lud neutrale Zeitungskorrespondenten zur Besichtigung seiner Truppen- und Munitionslager auf dem Kontinent ein, und zu den häufigsten Reisezielen für neutrale Berichterstatter dienten der französischen Propaganda die vom Kriege heimgesuchten zerstörten Strecken Nordfrankreichs, die noch heute für die französische Regierung sowohl als Werbemittel im Inland für ihre imperialistische Politik, wie auch für die Sympathien der neutralen Welt herhalten müssen. Deutschland führte neutrale Offiziere und Berichterstatter auf die Kriegsschauplätze im Osten, Westen und Süden. Und so versuchte jede Partei auf dem gleichen Wege dem unbeteiligten Ausland eine Vorstellung ihrer selbst zu geben, so wie sie sich am liebsten sah. Das blieb auf die Dauer der einzige Weg zu den neutralen Völkerschaften, den keine Gewohnheit und keine Verleumdung, den kein Mißtrauen und keine Böswilligkeit verschütten konnten.

Alle Neutralen, die eine Zeit ihres Lebens, sei es als Schüler, Studenten oder Berufsmenschen, in einem der am Kriege beteiligten Länder verbracht hatten, konnten im Kriege für den Standpunkt und das Vorgehen des betreffenden Volkes in weitem Grade Verständnis gewinnen. Sie zeigten sich Propagandaeinflüssen der anderen Partei weniger zugänglich. Aus ihren Kreisen sind die wärmsten Verteidiger für die verschiedenen kriegführenden Völker in den neutralen Staaten hervorgegangen.

Aus dieser Erkenntnis heraus, die nicht nur eine Frucht dieses Krieges, ist, leitet Frankreich seit vielen Jahren die kulturellen Beziehungen zu anderen

Völkern, die in Zeiten politischer und wirtschaftlicher Krisen zu seinen wertvollsten Hilfsmitteln zählen und sich in den Kriegsjahren bestens bewährten. Die französische Weltwerbearbeit ist ja wie ein großes Netz, an dem unzählige Menschen spinnen und immer neue Maschen anzufügen wissen. Es liegt eine Lebendigkeit und Betriebsamkeit in ihr, die Natur ist und nicht eines dauernden Anstoßes bedarf, um fortzubestehen. Sie wendet sich wohl einmal mit besonderem Nachdruck einem einzelnen Volke zu zur Durchführung politischer Pläne und vernachlässigt ein anderes Volk bis zur Auffälligkeit. Aber sie arbeitet unaufhaltsam im Interesse des Landes. Jetzt sollen schwedische Schulkinder nach Frankreich gezogen werden, und zwar nicht nur für einen vorübergehenden Besuch, sondern gleich für mehrere Jahre, um, wie die Stockholmer Zeitung Dagens Nyheter schrieb, außer dem Besuch französischer Schulen französische Sprache und Verhältnisse kennen zu lernen, damit sie später einmal ein Bindeglied zwischen den beiden Völkern werden könnten. Die französisch-schwedische Freundschaftsvereinigung hat für diesen Plan seit längerer Zeit in Schweden durch Verbreitung von Schriften Stimmung gemacht und gleichzeitig vorgeschlagen, französische Kinder in Schweden aufzunehmen.

Gleichen Geistes ist eine Gründung aus dem letzten Herbst in Paris, die „Liga des Amis du Quartier latin", die von französischen Studenten an der Sorbonne gestiftet worden ist, um ausländische Studenten von deutschen Universitäten fort und an französische Institute zu ziehen. Jede Werbearbeit um Sympathien wird ja angespornt durch den Gedanken an eine Rivalität, die nicht nur dieser Krieg bedingte. Auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Anerkennung und Achtung ist Deutschland Frankreich seit langem im Wege. Von der neuen französischen Liga wird dem dänischen Blatte Politiken berichtet, daß sie eine großzügige Agitation im Ausland vorbereitet. Das Sekretariat des Bundes soll ausländischen Studenten in jeder Beziehung behilflich sein und ihnen Eingang zu den intellektuellen Kreisen Frankreichs verschaffen.

Das bekannte Wort Voltaires „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux" steht wie ein Motto über der französischen Propagandatätigkeit. Der Franzose weiß zu plaudern und zu unterhalten um jeden Preis, vor allem in seinen Propagandareden. Wenn er während des Krieges im neutralen Ausland vom französischen Heere und seinen Leistungen sprach, dann ging er so bald wie möglich über das Sachliche hinaus zum Persönlichen. Er suchte die feinen Fäden menschlicher Beziehungen zu legen. — Auf tausend Wegen tritt die französische Propaganda in das Leben des Ausländers ein. Immer sucht sie zu fesseln, zu interessieren, anzusprechen. Und sie weiß sich so angenehm zu machen, daß sie fehlt und vermißt wird, zieht sie sich vorübergehend aus dem öffentlichen Leben einer Stadt, eines Landes zurück. Durch jahrzehntelange unermüdliche Arbeit sind weite Kreise des Auslandes an die lebendige Anregung, an die schmeichelnde Werbung gewöhnt. Sie ist ihnen angenehmes Bedürfnis geworden, das man nicht gerne vermissen will.

Während der letzten Jahre hatten sich vornehmlich England und Frankreich in die Propagandaarbeit für die Entente geteilt und zwar mit viel Geschick so, daß England die Bearbeitung der Massen durch mehr primitive, aber fortgesetzte eindringliche Beeinflussung des Volkes, Frankreich die viel mannigfaltiger geführte Werbearbeit in den gebildeten Kreisen des Auslandes übernommen hatte. Diese Einteilung ließ auf gute Kenntnis der eigenen Fähigkeiten und Grenzen schließen. Denn Frankreich ist für das gesamte Gebiet der sogenannten Kulturpropaganda hervorragend befähigt. Die Lebendigkeit und südliche Leichtigkeit des französischen Geistes, die Dehnbarkeit des französischen Wortes, die Freude am eigenen Wohlgefallen, die Beherrschung der Geste und der gefälligen Form, das alles sind Eigenschaften, auf denen sich leicht praktische und nützliche Dinge durch die ganze Welt tragen lassen, ohne daß sich ihnen ein Hindernis in den Weg stellt. Und die praktischen Dinge wird immer ein be-

strickender Glanz des Schönen und Luxuriösen umgeben, der angenehm und begehrenswert dünkt.

Den nachhaltigsten Eindruck von der französischen Auslandpropaganda habe ich in Holland im Winter 1917/1918 bei einem Vortrag eines französischen Wanderredners, des Pater Raymond, im Haag empfangen. Frankreich sandte in den letzten Jahren verschiedene Propagandaredner auf Rundreisen durch die neutralen Länder, so die Professoren Soulier und Rocheblave, und den Franziskanermönch Raymond. Während Soulier und Rocheblave über Themata aus der französischen Geistergeschichte, über Frankreich nach Michelet, über den französischen Realismus, über französische Dichtung, sprechen, wendet sich Raymond an die Gemütsseiten des Lebens. Er sprach über „L'âme de la France". Wie ein Stück mittelalterlicher Mystik mutete dieser Abend an. Der kleine dunkle Mönch stand in weißer Wollkutte, geschmückt mit dem Croix de guerre und der Ehrenlegion im matthellen Saal vor einem Publikum, das gebannt und wie hypnotisiert saß unter der eindringlichen Stimme und den sprechenden Händen, die sich aus den weiten, tief herabhängenden Armeln anklagend bald, bald beschwörend und mitreißend streckten, das zum Echo wurde für den Lobgesang auf die Seele des französischen Volkes, das zischte, wenn auf Deutschland die Rede kam und das sich in namenlosem Beifall am Schluß zu befreien suchte von der Macht dieses fremden seltsamen Menschen.

Aufmachung ist zwar nicht alles, aber sie bedeutet unter uns heutigen Menschen viel, die wir gewohnt sind, eine wertvolle Ware nur in guter, ansprechender Verpackung in Empfang zu nehmen. Diese französischen Vortragsabende im Ausland finden im Rahmen einer der vielen Gesellschaften statt, die Frankreich zur persönlichen Fühlungnahme und Beeinflussung namhafter Ausländer und zur Inszenierung der Propagandaarbeit in gesellschaftlicher Gestaltung seit vielen Jahren im Ausland unterhält. An erster Stelle steht die Alliance française, eine wohl über die ganze Welt verbreitete Vereinigung zur Sammlung aller französisch gesinnten Angehörigen fremder Staaten. Von der Alliance française gehen die meisten Vorträge, Musikabende und Kunstausstellungen aus, die alle der Verbreitung französischen Wesens im Ausland dienen. Die Alliance française nimmt sich der studierenden Jugend im Ausland an und vermittelt ihr Reisen nach Frankreich. Und alles geschieht in einem Maßstabe, wie wenn die beteiligten Ausländer den allerbesten Kreisen angehörten. Die ausländischen Missionen Frankreichs stehen mit der jeweiligen Abteilung der Alliance française in engster Beziehung. Sie wohnen den Propagandaunternehmen bei und ziehen die intellektuellen Kreise des Landes, bei dem sie akkreditiert sind, nach sich. Besondere Freundschaftsbünde, wie die Nederland-Frankrijk, die Schwestervereine wie die France-Hollande in Paris besitzen, knüpfen unermüdlich neue Fäden zwischen den gebildeten Ständen beider Länder an. Sie unterhalten in den größeren Städten im Auslande Zweigstellen und werben unermüdlich durch Verbreitung der Kenntnis von Frankreichs geistigem Besitz.

An bestimmte Kreise im Ausland wenden sich die französischen Propagandavereinigungen Comité catholique de propaganda française à l'étranger, Comité protestant und Comité israelite. Sie alle erhalten Unterstützung von dem Service de propaganda der Maison de la Presse in Paris.

Die Erfindungsgabe der französischen Propagandaleiter scheint unerschöpflich zu sein. Im Augenblick finden in Kopenhagen im Cercle français gesellige Abende statt, die der Übung der französischen Sprache für Dänen dienen. Einige französische Herren stellen sich den Gästen zur besonderen Verfügung. Es darf kein dänisches Wort im Cercle gesprochen werden, in dem zur Unterhaltung und Anregung kleine dramatische Szenen zur Aufführung gelangen.

Alle Wege des geistigen Verkehrs sind der französischen Propaganda im Ausland zu Diensten gemacht. Zeitungen und französische Zeitschriften in bester

künstlerischer Ausführung werden in ausländischen Hauptstädten herausgegeben. Lesesäle verbreiten die neueste französische Literatur. Die Ankunft jedes neuen großen französischen Films gestaltet sich zu einem Ereignis, von dem die ganze Stadt sprechen muß. Wagen mit Plakaten fahren durch alle Straßen, an allen Litfaßsäulen prangen riesenhafte Ankündigungen. Zu einer Vorbesichtigung im geschlossenen Kreise werden die Spitzen der Gesellschaft, Behörden und Presse des Landes eingeladen. Die erste öffentliche Vorführung am folgenden Tage zeigt den Zuschauern als Einleitung schon im Film die Ankunft der hohen Gäste vor dem Theater. Schauspielertruppen bereisen die Hauptstädte der Welt. Aber den Grundton der französischen Weltwerbearbeit geben doch die Vorträge an, bei denen sich Persönlichkeit und Sache in glücklichster Weise zu einem Gesamteindruck verbinden können, der nachhaltiger als jedes geschriebene Wort oder angeschaute Bild auf den Empfangenden wirkt.

Auch Frauen stehen vielfach im Dienst der französischen Rednerpropaganda. Im letzten Monat eröffnete in Kopenhagen unter dem Protektorat des französischen Gesandten eine Französin, Madame Delmas, eine Vortragsreihe mit Lichtbildern über den Wiederaufbau Frankreichs. In Stockholm sprach im November dieses Jahres die Kriegskorrespondentin Anna Levertin über Paris während des Weltkrieges. Nach ihrem Vortrag wurde ein Film vorgeführt, der Paris nach fünfjährigem Kriege zeigt.

Die französische Weltwerbearbeit trägt alles Französische, von den Bildern seiner Staatsmänner und Dichter bis zu den Moden und Spielzeugwaren aus Paris in die fremden Länder, sie läßt die Worte und Lieder, die Frankreichs Hauptstadt auf seinen Boulevards prägt und erfindet, auf der ganzen Erde populär werden, wie wenn es wirklich wäre, als ob „tout homme a deux pays, le sien, et puis la France". Auslandpropaganda ist in Frankreich eine öffentliche Angelegenheit. Vor einigen Wochen brachte der „Figaro" einen Leitartikel über „Propagande de Paix", der Vorschläge zu einer Neuorganisation des französischen Weltwerbewesens entwickelt, die in der Berufung besonderer Propagandaattachés an die auswärtigen Gesandtschaften, sogenannter attachés universitaires, gipfelten. Der Artikel schließt mit den Worten: „L'attaché universitaire c'est un agent de liaison intellectuelle. Demain l'Allemand reprendra son travail d'avant guerre, ne lui permettons pas de réimplanter sa kultur. Répandons, défendons contre toute atteinte l'esprit français."[2])

[2]) „Der Propagandaattaché ist der Vermittler zwischen den geistigen Beziehungen der Länder. Morgen wird der Deutsche seine Arbeit der Vorkriegszeit wieder aufnehmen. Wir aber dürfen nicht erlauben, daß seine Kultur wiederum Wurzeln faßt. Darum müssen wir den Geist Frankreichs gegen jeden Angriff verteidigen und überall verbreiten."

Wörter, die wir falsch gebrauchen

Von Dr. Karl Schneider

Unter den Mängeln und Gebrechen unserer heutigen deutschen Sprache, die daran Schuld haben, daß diese in so großem Umfang mit fremdwörtlichen Entlehnungen durchsetzt ist, steht in ihrer Wirkung nicht an letzter Stelle die Tatsache, daß wir eine große Anzahl deutscher Wörter in einem anderen als dem ihnen nach ihrer eigentlichen Bedeutung zukommenden Sinn gebrauchen; was natürlich die Folge hat, daß wir für den Sinn dieser Wörter nach einem anderen Ausdrucksmittel Umschau halten müssen, das sich uns dann, da wir ja als Deutsche von Jugend auf in fremden Sprachen gewöhnlich besser Bescheid wissen als in unserer eigenen, zumeist in einer fremdsprachigen Entlehnung darbietet. Ungenügende Besinnung auf die Bedeutung unserer eigenen Wörter und Ausdrucksmittel ist daher zweifellos eine der Hauptursachen zu dem in unserer heutigen deutschen Sprache so vielfach nicht scheinbar, sondern, so lange dieser Zustand nicht behoben und beseitigt ist, in Wahrheit vorhandenen Zwang zum Gebrauch von Fremdwörtern; während dieser alsbald verschwindet, wenn wir dem in unserer Sprache so gut wie in der fremden vorhandenen Worte an Stelle des Fremdworts den ihm zukommenden Sinn geben oder zurückgeben. Einige Beispiele mögen zeigen, wie häufig dieser Fall in unserm heutigen Deutsch vorkommt, und wie viel unsere heutige Sprache an reiner Deutschheit gewinnen würde, wenn eine solche Besinnung auf den Ausdruckswert unserer Wörter in größerem Maße eintreten und in sachgemäßer Weise für den allgemeinen Sprachgebrauch nutzbar gemacht werden könnte.

Ein Wort, das uns nur wegen seiner falschen Verwendung bisher fehlte, ist z. B. eine deutsche Entsprechung für „aktuell“ mit seinen Ableitungen. Man hat dafür bisher allerhand Neubildungen vorgeschlagen, die mehr oder minder glücklich den Begriff ausdrücken sollten — und hat dabei übersehen, daß wir für „aktuell“ längst ein genau deckendes Wort besitzen, das wir nur im richtigen Sinn in den allgemeinen Gebrauch einzuführen brauchen, um das Fremdwort ein für allemal entbehren zu können: nämlich das Wort „wirklich“. An der genauen Sinngleichheit kann gar kein Zweifel sein; das Stammwort „agere“ für „aktuell“ heißt auf deutsch „wirken“, der „Wirkliche Geheime Rat“ ist auf französisch ein „conseiller secret actuel“. Tatsächlich wird das Wort auch heute noch in süddeutschen Mundarten ganz im Sinne von „aktuell“ gebraucht, besonders im Bayerischen und Schwäbischen, wofür sich z. B. noch bei Schiller Belege finden. Wenn wir trotzdem heute das Wort „aktuell“ nicht glauben entbehren zu können, so liegt das daran, daß wir dem Wort „wirklich“ in unserer heutigen Schriftsprache einen völlig anderen Sinn beigelegt haben; nämlich den des Fremdwortes „real“, für dessen richtige deutsche Entsprechung das Wort „aktuell“ zumeist fälschlich gehalten wird. Tatsächlich entspricht aber dem Wort „real“ in der deutschen Sprache, die mit der heutigen Sprache der Deutschen nicht zu verwechseln ist, ein völlig anderes Wort, nämlich — dinglich. Lateinisch res, wovon „real“ stammt, bedeutet ja ein Ding, genau wie das davon, d. h. von seinem vierten Fall, abgeleitete französische „rien“, das erst in der Verbindung mit „ne“ die Bedeutung „nichts“ bekommt; und auch in unserer Rechtssprache ist bekanntlich ein „Realrecht“ das gleiche wie ein dingliches Recht. Beide Fremdwörter können also in ihrem ganzen Umfang und mit sämtlichen Ableitungen aus unserer üblichen Sprache ausgeschaltet werden, sobald wir uns entschließen, „real“, „Realität“ usw. durch „dinglich“, „Dinglichkeit“ usw., „aktuell“, „Aktualität“ usw. aber durch „wirklich“, „Wirklichkeit“ usw. zu ersetzen; Änderungen, die nicht im geringsten auf Willkür, sondern im Gegenteil auf bisher mangelnder richtiger Anwendung beider Wörter in unserer Verkehrssprache beruhen würden.

Ein ähnlicher Fall liegt vor beim Suchen nach der besten deutschen Entsprechung für das Wort „Agent“. Auch hier haben wir längst ein Wort, das — wenn

auch neben anderen für manche Nebenbedeutungen — dieses Wort in seiner allgemeinsten Anwendung zu ersetzen fähig ist: nämlich das Wort „Dienstbote". Freilich gebrauchen wir dieses Wort in einem anderen Sinne — nämlich zur Bezeichnung der Angestellten, deren Geschäft die niederen häuslichen oder landwirtschaftlichen Verrichtungen sind, also vor allem der „Knechte und Mägde". Indessen kann das Wort „Bote" sowohl für sich allein wie in Zusammensetzungen eine weit höhere Stufe des Angestelltentums bezeichnen, wofür z. B. das Wort „Waltbote" Zeuge ist; und der „Dienstbote" ist daher seiner eigentlichen Bedeutung nach das gegebene Wort nicht nur für jeden, der mit einem Dienst beauftragt ist, sondern besonders auch für den „Agenten", der etwa nach dem von uns übernommenen französischen Sprachgebrauch für bestimmte Zwecke in den Dienst einer Regierung, der Polizei usw. getreten ist. Auch hier wäre es vielleicht möglich, diesem Wort eine solche ihm gemäßere Verwendung wiederzugewinnen und daher das Wort „Agent" dadurch zu verdrängen, wenn wir uns entschließen könnten, die Knechte und Mägde wieder mit einem früher üblichen Wort zu bezeichnen, das gleichfalls in manchen Mundarten noch heute lebendig geblieben ist — nämlich mit dem Wort „Ehhalten". Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß das Wort „Dienstbote" jede heutige Anwendung des Wortes „Agent" zu ersetzen fähig wäre — daneben wird vielmehr der Vermittler, der Vertreter, der Mittelsmann, der Makler usw. gleichfalls sein Recht behaupten —, wohl aber, daß eben für jene Bedeutungen von „Agent", die durch diese Wörter nicht zum Ausdruck gebracht werden können, das Wort „Dienstbote" die gegebene und vollkommen deckende Bezeichnung ist, und daß wir nur darum scheinbar für diese Bedeutung von „Agent" auf das Fremdwort angewiesen sind, weil wir das Wort „Dienstbote" heute in falscher, jedenfalls unzweckmäßiger Anwendung gebrauchen.

Auch das gut deutsche Wort „Gemüt" gehört, bei Licht besehen, dieser Gruppe an. Wir bezeichnen damit heute bekanntlich ein besonders reiches, also für fremdes Freud und Leid empfängliches, oder weiches und empfindsames Gemüt; ähnlich wie wir mit „Temperament" nicht nur jede beliebige, sondern vor allem die besonders stürmische, heftige und leidenschaftliche Gemütsart bezeichnen. Wie aber das Wort „Temperament" an sich den weiteren Sinn der Gemütsart überhaupt hat, so ist auch „Gemüt" an sich mit einer umfassenderen Bedeutung ausgestattet — es bedeutet den seelisch-sittlichen Gefühlszustand überhaupt, der erst durch Zusätze wie „gutes", „böses", „hartes", „weiches" Gemüt usw. in seiner besonderen Bestimmtheit bezeichnet wird. Das Wort „Gemüt" in diesem Sinne benennt nun der Franzose gerne mit „le moral" — „das Moralische", und zwar von einem bestimmten Sinn dieses Wortes aus, in dem „moral" nicht eigentlich „sittlich", sondern mehr „seelisch" oder „geistig" bedeutet — wie denn auch unsere „Geisteswissenschaften" im Französischen als „sciences morales" auftreten, und andererseits das Wort „moraliste" für den Franzosen geradezu den Sinn von „Seelenkenner" oder zu deutsch „Psychologe" annehmen kann. Aber auch „Gemüt" bietet für diesen Sinn von „le moral" eine, und vielfach wohl die am besten deckende Entsprechung; nämlich jener Sinn von „Gemüt", der der Kantischen Schrift „Von der Macht des Gemüts . . . seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein" zugrunde liegt. Würde ein Franzose diesen Titel übersetzen: „De la force du moral, d'être . . . maître de ses sentiments pathologiques", so würde er den Sinn von „Gemüt" richtig wiedergegeben haben; falsch aber schreiben und schreiben jene Zeitungen, die immer von einer „guten" oder schlechten „Moral" von Truppen berichten, wenn in ihrer französischen Vorlage von „le moral des troupes" die Rede ist. Diese leider bei uns noch immer so häufig anzutreffende Übersetzung ist in Wahrheit unsinnig; wohl aber würde „Gemüt" — neben „Geist", „Stimmung", „Seelenzustand" usw. — diesen Sinn von „le moral" ebenso genau wiedergeben können wie es andererseits dem Geist der deutschen Sprache entsprechen würde, in diesem Sinn von der „gemütlichen" Beschaffenheit von Einzelpersonen, Truppen usw. zu sprechen. Auch hier fehlt es uns also an einem Wort für den Begriff, den der Franzose durch „moral" be-

zeichnet, keineswegs, wir haben sogar, wie so häufig, mehr Wörter dafür als dieser; aber wir glauben uns hier wie so oft zum Gebrauch des Fremdworts genötigt, weil wir uns nicht genügend über den Sinn unserer eigenen Wörter klar sind und uns daher in unserem Reichtum nicht auskennen.

Nicht anders ist es mit dem Wort „Schaffner" bestellt. Wir gebrauchen heute dies Wort bekanntlich fast ausschließlich im Sinne von „Kondukteur" — wiederum, weil wir die eigentliche Bedeutung dieses Wortes bisher nicht erkannt, jedenfalls nicht festgehalten haben. Diese ergibt sich aber zuverlässig einerseits aus dem Gebrauch des Wortes bei Luther, der es im Sinne von „Gutsverwalter" verwendet, andererseits aus der namentlich im Süddeutschen nicht seltenen Anwendung, die einen städtischen oder sonstigen „Bauschaffner" ungefähr gleicher Berufsstellung kennt wie in Norddeutschland einen „Stadtbaumeister" oder „Stadtbaurat." Die französische Bezeichnung für den Gutsverwalter ist nun aber ein auch den Deutschen nicht ungeläufiges Wort — nämlich „intendant"; und auch dem „Bauschaffner" entspricht merkwürdig genau ein „intendant des bâtiments". Danach kann über die eigentliche deutsche Entsprechung der scheinbar unentbehrlichen Entlehnung „Intendant" wohl kein Zweifel sein — sie heißt eben „Schaffner", und es ist nur unsere, nicht aber unserer Sprache Schuld, wenn wir dieses Wort bisher nicht in seinem wahren Sinne erkannt und in jeder Anwendung von „Intendant" gebraucht haben; selbstverständlich einschließlich der Theater- und Heeresintendanten und der „Intendantur", die eben danach rechtmäßigerweise den Namen „Schaffnerei" führen müßte. Um den „Kondukteur" brauchten wir darum noch gar nicht wegen eines Namens in Verlegenheit zu geraten, der Mann könnte vielmehr aus ganz der gleichen Auffassung seines Amtes, der er im Französischen seinen Namen verdankt, nämlich als der Mann, dessen Amt es ist, Eisenbahnzüge zu geleiten, die dem „Kondukteur" als Form genau entsprechender Bezeichnung „Geleiter" erhalten. Man vergleiche z. B. den deutschen Sprachgebrauch in der Wendung: „Gott ist dein Geleiter" mit dem französischen Ausdruck für den Seelsorger „conducteur d'âme" Seelengeleiter.

Es wäre nicht schwer, aus unserer heute üblichen Sprache noch weitere Beispiele ähnlicher Art anzuführen; es darf vielleicht noch an die Verwendung des Wortes „Griffel" im Sinne von Schreibstift, insbesondere Schieferstift erinnert werden, während es doch, als eine Ableitung zu greifen, in Wahrheit ein Greifwerkzeug bedeutet und somit die gegebene deutsche Entsprechung für „Tentakel", vielleicht auch für „Antennen" und sein ausschließlicher Gebrauch im heute üblichen Sinne jedenfalls unzweckmäßig ist; oder an den Gebrauch des Wortes „Kreisel" im Sinne des bekannten Kinderspielzeugs, während es doch eine Ableitung von „Kreis" ist — mit Geschlechtswechsel wie bei Ärmel oder Stengel — und also zweifellos das geeignetste Wort für den „Zirkel" abgeben würde, welches Wort ja gleichfalls zunächst den kleinen Kreis, durch Übertragung dann auch ein Gerät zum Beschreiben eines Kreises bedeutet. Indessen dürften auch die angeführten Beispiele genügen, um darzutun, daß „falscher" oder jedenfalls unzweckmäßiger Wortgebrauch in unserer Sprache nicht nur häufig vorkommt, sondern auch eine der nicht unerheblichsten Ursachen des scheinbar so häufig in unserer Sprache vorhandenen Zwanges zum Gebrauch von Fremdwörtern ist; während dieser Zwang in vielen Fällen sofort verschwinden würde, wenn wir uns im Sinne der hier gegebenen Beispiele auf den richtigen Gebrauch unserer Wörter besinnen und auf Grund so gewonnener Erkenntnis für künftigen besseren Wortgebrauch in unserer Sprache Sorge tragen wollten. Eine solche Besserung des Zustandes unserer Sprache vermag freilich ein einzelner nicht herbeizuführen; sie ist nur erreichbar, wenn Einsicht in die Wichtigkeit und Unerläßlichkeit planmäßiger Pflege der bisher so vernachlässigten deutschen Sprache uns endlich die wissenschaftliche deutsche Sprachpflege schafft, die allein alle Aufgaben dieser Art in Angriff nehmen und die gewonnenen Erkenntnisse für den allgemeinen deutschen Sprachgebrauch fruchtbar machen kann.

Frankreichs deutsche Politik

Leider läßt sich nicht über Deutschlands französische Politik schreiben. Es ist zwar möglich und wir wollen hoffen, daß die Regierung eine hat, aber erkennbar ist sie nicht. Mag sein, daß das Absicht ist, mag sein, daß es unvorteilhaft wäre, über die Ziele und Zwecke dieser Politik offen zu sprechen. Aber dann bleibt doch immer noch die Frage offen, ob gerade diese, von vornherein mit dem schwersten Mißtrauen in ihre Fähigkeiten belastete Regierung es wagen durfte, eine Politik einzuschlagen, über die sie nicht offen mit dem Volk sprechen kann, und ob sie sich damit nicht in die Gefahr begibt, daß Unwille oder Mißtrauen ihr eines Tages vorzeitig das Ruder aus der Hand schlagen, ob nicht der deutsche Michel, endlich aus seiner Michelei erwachend, Untersuchungs- und Kriegsentstehungsakten dahin wirft wohin sie gehören: in den Winkel akademischer Spielereien, und statt dessen Vorlage der Akten über die aktuelle Politik seit Waffenstillstand und Friedensschluß fordert, denen ein weit wesentlicheres Interesse zukommt. Kennt er doch nicht einmal den Text wichtiger deutscher Noten, zum Beispiel der vom 22. September über die Umtriebe in den Rheinlanden und es hat, allgemein gesprochen, wenig politisch bewegte Zeiten gegeben, in denen Volk und Parlament so unzulänglich auf dem Laufenden gehalten wurden. Schon rein technisch ist die Arbeit des Wolff-Bureaus eine Pfuscherei. Aber auch abgesehen von der Politik der Regierung, läßt sich kaum über deutsche Frankreich-Politik sprechen, da auch das deutsche Volk keine hat. Wenigstens ergeben sich aus dem Vergleich der Forderungen idealistischer Nationalisten, praktischer Kaufleute und pazifistischer Arbeiter (um nur ganz roh drei Richtungen zu umreißen) so starke und unter sich unvereinbare Verschiedenheiten, daß man auch vom Volk nicht behaupten kann, es habe eine französische Politik. Es ist aber klar, daß wir aus diesem Chaos einander widerstreitender Meinungen herauskommen müssen, denn jede Politik ist besser als gar keine oder eine in sich widerspruchsvolle. Ebenso klar aber ist, daß man sich für eine solche bestimmte Politik nicht auf gut Glück oder aus der Tiefe eines sei es nationalistisch, sei es pazifistisch erregten Gemüts heraus entscheiden darf, sondern nur nach genauer Überlegung dessen, was man will und dessen, was man kann. Dazu aber ist, da wir unstreitig in der politischen Defensive stehen, nötig, daß wir zunächst das Spiel des Gegners betrachten. Was will der Gegner, wie spielt er und welche Kraft steht hinter ihm?

Zunächst eine Vorfrage: gibt es überhaupt noch eine vollständige französische Politik? Kann Frankreich noch wie es will? Seine Finanzen sind mehr als erschöpft, ein großer Teil seines Gebietes verwüstet, seine Volkskraft ist geschwächt und zu einem neuen Kriege vorderhand nicht fähig, seine Flotte ist England gegenüber ohnmächtig. Aber das hindert nicht, daß es Deutschland gegenüber ein starker Gegner bleibt. Es kann keine gegen England direkt gerichtete Politik durchsetzen, im Orient wie in Ungarn ist es in die Defensive gedrängt, aber Deutschland gegenüber hat es noch immer freie Wahl. Es ist durchaus noch nicht gezwungen, für England gegen Deutschland Bütteldienste zu leisten; da England ihm seiner eigenen Schwierigkeiten wegen nicht helfen kann, ist es auch nicht abhängig von ihm, eine deutschfreundliche sowohl wie deutschfeindliche Politik liegen für es durchaus im Bereich der Möglichkeiten.

Bis jetzt ist diese Politik, offiziell wenigstens, deutschfeindlich gewesen. Es ist möglich, daß es in französischen Regierungskreisen Persönlichkeiten gibt, die für eine Verständigung mit Deutschland zu haben wären, möglich auch, daß Kaufleute drüben einzusehen beginnen, daß der Krieg einmal ein Ende haben muß, und daß man von einem bankerotten Schuldner dadurch keinen Gewinn zieht, daß man ihn auch noch totschlägt oder mindestens ins Gefängnis wirft, aber die offizielle Politik, und an diese allein dürfen wir uns halten, wollen wir

nicht ins Reich rosiger Phantasien entgleiten, ist ausgesprochen deutschfeindlich. Sie begnügt sich nicht damit gesiegt zu haben, sie setzt den Krieg fort. Oder will man die rheinischen Loslösungsbestrebungen anders nennen? Man nennt das in Frankreich zwar, den Sieg sichern. Aber ein Sieg, der fortwährend gesichert werden muß, ist kein Sieg. Den Sieg sichern, heißt hier eine gute Konjunktur weiter ausnutzen, und wo dies auf Kosten des Gegners geschieht, kommt das ganz ohne Frage eben auf Fortsetzung des Krieges und deutschfeindliche Politik hinaus.

Versuchen wir, um ganz klar zu sehen, eine Betrachtung der französischen Politik sine ira et studio. Welches waren die Kriegsziele Frankreichs? Die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen, die Rheingrenze und die dauernde Schwächung des Gegners. Diese Ziele stehen nicht gleichwertig nebeneinander. Die ersten beiden sind alte Ideale, der Geographie, dem inneren Charakter des französischen Staates natürlich. Es liegt im Wesen jedes aufstrebenden Staates, daß er seine Mitbewerber überflügeln und wenn nötig mattsetzen will, eine Wahrheit, die zwar die Pazifisten nicht anerkennen wollen, die aber in der Natur der Dinge liegt und sich so wenig aus der Welt schaffen läßt, wie die, daß der Tiger als fleischfressender Organismus andere Tiere töten, ja selbst das sanfte Lamm, wenn es sich erhalten will, andere Organismen zerstören muß. Eine Machtstellung Frankreichs ist nicht möglich ohne Elsaß-Lothringen, es ist aber schön, wenn auch noch die Rheingrenze dazu kommt. Die Elsaß-Lothringenfrage, die sich rein völkisch anscheinend nicht lösen läßt und die wenigstens für Frankreich alles andere ist als ein Irredentaproblem, ist demnach eine Frage der politischen Macht. Wer die Macht hat, wird Elsaß-Lothringen haben. 1871 wurde die Machtfrage gegen Frankreich entschieden und Deutschland nahm das Elsaß zurück. Es ist nun der geschichtliche und politische Fehler Frankreichs, diesen reinen Machtcharakter des Elsaßbesitzes verkannt zu haben und seinen Besitz zu erstreben, trotzdem die natürlichen Machtverhältnisse dagegen sprechen. Das Bündnis mit Rußland, von dem niemand vernünftigerweise behaupten kann, daß es für Frankreich ein Defensivbündnis war, das vielmehr unbestreitbar mit der Hoffnung auf Wiedergewinnung des Elsaß geschlossen wurde, bedeutete nichts weniger als das Eingeständnis, daß man allein zu schwach war, es zurückzugewinnen, daß man sich aber nicht dabei bescheiden wollte, sondern gesonnen war, gegen die Natur der Dinge anzugehen. Damit war aber zugleich die Tatsache gegeben, daß man im Falle eines Sieges von dem Bundesgenossen abhängig blieb. Es konnte gelingen, daß man mit Hilfe des Sieges die französisch-deutschen Machtverhältnisse umkehrte und sich des Elsaß glücklich bemächtigte, sowie aber der Bundesgenosse seine eigenen Wege ging und etwa nach dem Siege durch Einhaltung einer nur deutschfreundlichen oder auch nur neutralen Politik Deutschland entlastete, mußte der Kampf um die Macht aufs neue beginnen. Die Unumstößlichkeit dieser Grundtatsache zeigte sich bei Friedensschluß in voller Klarheit. Nicht aus eigener Kraft war Frankreich Sieger geworden, sondern nur mit Hilfe der Bundesgenossen. Sowie sich diese zurückzogen, mußte die perverse Unnatürlichkeit, daß Frankreich, das durch den Sieg obendrein bedrohlich entkräftete, und nicht Deutschland, daß zwar auch durch den Krieg gelitten, aber von Haus aus, und dadurch, daß es den Krieg vom eigenen Gebiet hatte fernhalten können, über ganz andere und raschere Gesundungsmöglichkeiten verfügte, der Besitzer des Elsaß war, augenfällig werden. Frankreich wußte und fühlte, daß dieser Besitz, daß der Sieg nur von Dauer sein konnte, wenn er militärisch gesichert war und auch dann nur, wenn der Gegner dauernd im Zustand der Schwäche blieb. Darum verlangte man die Rheingrenze, Entschädigung, die man höher bemaß, als der Gegner sie ohne Ruin leisten konnte und Entwaffnung des Gegners. Da man, gleichviel aus welchen Gründen, die Rheingrenze nicht bekam, suchte man wenigstens die Bundesgenossen auch weiterhin auf eine deutschfeindliche Politik festzulegen, und schloß, bis der Völkerbund zustandekäme, an den man, wie immer deutlicher wird, mit Recht nicht glauben wollte, das Bündnis mit England und Amerika, um wenigstens

auf diese Weise die den Besitz des Elsaß allein auf die Dauer verbürgende Macht zu behalten. Da es sich nun aber zeigt, daß dieses Bündnis auf höchst unsicheren Füßen steht, denn wenn Amerika sich zurückzieht, ist auch England berechtigt zurückzutreten, und ein Bündnis mit Italien, Spanien und Polen wegen Marokko, wegen der Sozialistenopposition gegen den Vertrag von Versailles und infolge Polens militärischer Ohnmacht wenig zu versprechen scheint, versucht man wenigstens, solange es noch Zeit ist, den Gegner zu schwächen, wo es irgend geht. Jetzt eben sucht man sich einen Vorwand zu verschaffen, bei der nächsten Gelegenheit, die bei der Unmöglichkeit, die Friedensbedingungen restlos zu erfüllen, nicht auf sich warten lassen wird, das Rheinland dauernd besetzt zu halten und sich, wenn möglich, das Ruhrgebiet zu sichern. Damit wäre wenigstens die Rheingrenze gewonnen, und für die weitere Grundbedingung des dauernden Elsaßbesitzes wird man dann schon zu sorgen wissen. Versagen die Bundesgenossen, muß man sich eben aus eigener Kraft schützen.

Bis dahin wäre die französische Politik Deutschland gegenüber durchaus klar und zielbewußt. Leider (von Frankreich aus gesprochen) entsprechen aber diese Ziele in keiner Weise den tatsächlichen Machtverhältnissen. Nicht als ob sie sich nicht, rein militärisch genommen, durchführen ließen, — es gibt heute Deutschland gegenüber kein Kriegsziel, das militärisch un- oder auch nur schwer durchführbar wäre, — die Vorgänge im Saargebiet und in Lothringen zeigen, daß man nicht gesonnen ist, sich selbst von Streiks imponieren zu lassen. Aber es kann doch nicht bestritten werden, daß sich Frankreich, selbst unter tatkräftigstem Beistand seiner Bundesgenossen, bei seinem Siege weit über seine Kräfte hinaus übernommen hat. Es ist durch den Krieg unfähig geworden, aus eigener Kraft wieder zu gesunden. Es braucht nicht nur die Kriegsentschädigungen, um dadurch den Gegner im Zustand der Schwäche zu erhalten, sie sind ihm sogar unentbehrlich, weil es sonst selbst an seinen Wunden zugrunde geht. Gern würde es sich dieser letzteren Tatsache verschließen, und bei den Bundesgenossen Hilfe suchen, aber die einen, England und Italien, haben selbst zu schwer gelitten, um helfen zu können, und der einzige, der es vermöchte, Amerika, will es nicht, weil er größere Pläne hat und seine finanziellen Kräfte nicht in dem kleinen Frankreich binden will. Die von Deutschland einzuziehenden Entschädigungen sind demnach nicht nur ein Kriegsziel, sondern eine unvermeidliche Lebensnotwendigkeit. Die Erlangung dieser Notwendigkeit aber hängt nicht von militärischen Machtmitteln ab, sondern von der Arbeitskraft und dem Arbeitswillen des deutschen Volkes selbst. Und damit ist Frankreich von dieser Arbeitskraft und diesem Arbeitswillen abhängig. Damit aber treten wir auch in ein höheres Gebiet ein, als das der militärischen Machtfragen, nämlich in das der wirtschaftlichen Notlage, die durch keinen militärischen Befehl aus der Welt geschafft werden kann. Frankreich kann ganz Deutschland militärisch besetzen, die Hungergeißel schwingen, streikende Arbeiter zu Tausenden erschießen, der wirtschaftlichen Notlage entrinnt es nicht. Es kann seinen Schuldner einsperren, foltern, totschlagen, seine Schuld bekommt es dadurch nicht herein. Daraus erhellt, daß der Weg mit Gewalt nicht der richtige sein kann. Ob man Franzose, Deutscher oder Hurone ist, diese Tatsache kann nicht so oder so aufgefaßt werden, sie steht unumstößlich fest.

Prüfen wir nun, wie weit die französische Politik dieser Tatsache Rechnung trägt. Verfuhr sie richtig, so tat sie alles, um den allbekannten Arbeitswillen und die Arbeitskraft des deutschen Volkes anzufeuern, wobei sie es sorglich so einzurichten suchte, sich die Ergebnisse dieser Arbeit in möglichst hohem Maße zu sichern. Tat sie das nicht, so verfuhr sie falsch, nicht aus irgendwelchen ethischen oder national bedingten Gründen, sondern weil sie gegen ihr eigenes Interesse handelte.

Zunächst beging sie, ob mit oder ohne Hilfe der Bundesgenossen ist sachlich ganz gleichgültig, den Fehler, uns den Friedensvertrag gegen unsere Überzeugung mit Gewalt aufzuzwingen. Gewiß, jeder Friedensvertrag ist für den Besiegten hart, noch nie hat ein Besiegter ihn gern unterschrieben. Aber es gibt doch immer

Augenblicke, in denen er sich darüber klar ist, daß jeder weitere Widerstand unnütz und unmöglich ist und daß er eben die Folgen seiner Niederlage auf sich zu nehmen hat. Daß wir Einbußen an Territorien erleiden würden, war nach allem, was vorhergegangen, nicht anders zu erwarten. Der Fehler war der, daß man sich nicht darauf beschränkte, die Konsequenzen der am Ende des Krieges bestehenden Machtverhältnisse zu ziehen, sondern daß man darauf ausging, die augenblickliche Machtlage ins Unabsehbare zu verewigen, wider alle Natur politischer Unmöglichkeiten. Man forderte nicht nur Anerkennung der gegenwärtigen Machtverhältnisse, sondern Anerkennung dauernder Versklavung. Man scherte sich den Teufel darum, ob Deutschland willig war, das Verlangte zu leisten, oder überzeugt war, es leisten zu können, man verlangte blinde Unterwerfung, man ließ es auf einen Regierungswechsel ankommen, nur um die Unterschrift zu erzwingen. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß die beiden deutschen Minister den Vertrag mit einer reservatio mentalis unterschrieben haben, aber die Vorgänge zeigen doch vor allem deutlich, daß man auf die innere Überzeugung Deutschlands bei der Unterschrift gar keinen Wert legte. Die beiden Minister mußten ihr Land ja auch nicht nur auf die Anerkennung unmöglicher wirtschaftlicher Forderungen festlegen, sondern auch auf das Eingeständnis, daß Deutschland allein Schuld am Kriege trage, ein Eingeständnis, das um so wertloser war, als die „alliierten und assoziierten Regierungen" von sich aus nicht das leiseste dazu getan hatten, durch Öffnung ihrer Archive zur einwandfreien Lösung dieser heiß umstrittenen Frage beizutragen.

Der zweite Fehler war der, daß man diese neugebildete deutsche Regierung, die sich aus Überzeugung zur Unterschrift herbeigelassen hatte, nicht möglichst stützte, sondern sofort durch Bestehen auf der Auslieferung im eigenen Lande diskreditierte. Die Auslieferung ist keine Frage der Ethik und der Weltgerechtigkeit. Ginge es der Entente darum, so müßte, auch über Taten ihrer eigenen Angehörigen, ein Gericht von Neutralen entscheiden. Aber so einseitig gestellt und nicht nur auf die paar wirklichen Diebe, Erpresser oder von Tropenkoller Besessenen beschränkt, sondern auf die unter dem Zwang der Kriegsnotwendigkeit arbeitenden Führer eines ganzen Volkes ausgedehnt, ist die Auslieferung ein politisches Attentat auf die elementarsten Ehrbegriffe eines Volkes, die nur völlige Lumpenhaftigkeit verkennen oder leicht nehmen darf. Es geht nicht darum, ob die Anwendung, sagen wir, von Giftgasen berechtigt war oder nicht, sondern ob ein Volk, was es vier Jahre lang verehrte, plötzlich auf fremden Befehl anspeien soll. Natürlich wird die Entente ja auch die Macht haben, einer Regierung in Deutschland zur Herrschaft zu verhelfen, die sich dazu herbeiläßt, — die Unabhängigen scheinen ja alle Lust dazu zu haben. Aber wie es um die Autorität einer solchen Regierung bestellt sein wird, mag sich die Entente selber sagen.

Der dritte Fehler — ich rede hier nicht vom deutschen, sondern nur von einem objektiven politischen Nützlichkeitsstandpunkt — ist der, daß die Entente Miene macht, der bestehenden Regierung jede Möglichkeit, die geforderten Entschädigungen aufzutreiben, zu nehmen. Keine etwa auf Grund des Notopfers gewonnene Abschlagzahlung wird hinreichen, die finanziellen Bedürfnisse Frankreichs auch nur für kurze Zeit zu befriedigen, eine wirkliche Entschädigung ist nur möglich, wenn Deutschland auf Jahrzehnte hinaus arbeiten kann. Dazu gehört Vertrauen in die Zukunft. Die Entente hat bis jetzt nicht das geringste dazu getan, ein solches Vertrauen aufkommen zu lassen, wohl aber alles, den noch bestehenden Rest zu erschüttern. Ihre Politik entbehrt hier jeder Großzügigkeit. Wer im Anstand auf Hochwild nach Fasanen schießt, wird keinen Hirsch heimbringen.

Der vierte Fehler ist der, daß Frankreich die Regierung ihrer letzten Machtmittel berauben will. Eine Regierung ohne Machtmittel bedeutet im demoralisierten Deutschland Unordnung, Umsturz, Raub, Plünderung, Mord, bestenfalls einen russischen Bolschewismus, nur keinen irgendwie verwertbaren Arbeitsertrag. Das kann nur ein Blinder verkennen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, zu untersuchen, inwieweit für die französische Regierung innerpolitische Gründe vorlagen, diese Fehler zu begehen. Fehler bleiben es auf jeden Fall. Allerdings ob innerpolitisch notwendig oder nicht, letzten Endes resultieren sie doch aus der — es gibt keinen andern Ausdruck: perversen Anfangseinstellung, das verewigen zu wollen, was ein Vorübergehendes, Augenblickliches ist, und keinen natürlichen Gegebenheiten entspricht. Sechzig Millionen gegen vierzig ist eine Tatsache, gegen die keine Politik ankann, sondern die sie nutzen muß, wenn sie erfolgreich sein will. Aber das Widerstreben der französischen Politik, diese Tatsache anzuerkennen und die nicht anders als hysterisch zu nennende Angst vor einer mit physikalischer Notwendigkeit wieder einsetzenden Umordnung der natürlichen Gewichtsverhältnisse veranlassen sie dazu, lieber das eigene Leben zu riskieren, als diese natürlichen Tatsachen anzuerkennen. Es ist nicht unsere Sache, die Franzosen zu belehren oder zu beraten. Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Wir haben keinen Anlaß, uns dessen zu freuen, der Krieg ist noch nicht zu Ende. Selbst Frankreichs Einsicht bedeutet für uns eine lange Zeit des Elends und der Unfreiheit, Frankreichs Wahnsinn aber zieht freilich den Tod des Gegners aber auch den unsern nach sich.

Menenius

Neue erzählende Literatur

Von Dr. R. Schacht

Ueber erzählende Literatur in Kürze zu berichten ist schwer und — undankbarer als gemeinhin angenommen wird. Nicht alles was dem Kritiker gefällt, liest der Leser mit Nutzen oder Freude, es kommt darauf an, ob das aufnehmende Organ in beiden Fällen gleichgeartet ist. Man kann Goethes „Natürliche Tochter" noch so hoch stellen und immer wieder preisen, sie wird nie populär werden. Andrerseits gibt es Bücher, die vor den Augen der Kritik wenig Gnade und doch im Publikum größte Verbreitung gefunden haben. Diese Unterschiede rühren viel weniger von dem vielberufenen „verschiedenen Geschmack" her, sondern sind in der verschiedenen Organisierung der Leser begründet. Der eine sucht nur Unterhaltung und kümmert sich wenig darum, ob die spannend und sinnreich durchgeführte Handlung möglich ist oder nicht, ja es erscheint ihm vielleicht gerade schön, daß er, dem Romanhaften zuliebe, der Wirklichkeit ein paar Stunden entrinnen kann. Ein anderer möchte gern gerührt und erschüttert werden, wieder ein anderer von Herzen lachen. Ein vierter möchte „Einblicke", der Bürger ins Volk, die Nähterin in die „Aristokratie" gewinnen, ein fünfter erstrebt Menschenkenntnis, ein sechster sucht Bilder fremder Kulturkreise, ein siebenter Weltanschauung und wieder ein anderer nichts als ästhetischen Genuß. Bei so verschieden gearteten Bedürfnissen ist wenig damit getan, ein Buch mit einem Schlecht! in die Ecke zu feuern oder mit einem Gut! dem Leser auf den Tisch zu legen; fruchtbarer scheint es zu sein, in Kürze anzudeuten, was dies oder jenes Buch, auch wenn es die Ansprüche des Kritikers etwa nicht voll befriedigt, dem oder jenem Leser zu bieten vermag.

Auch hier gibt es freilich Grenzen. Es ist zum Beispiel sicher, daß Josef Pontens Novellen beträchtliche Verbreitung finden, mithin manchem Genuß bereiten werden, aber man kann nicht behaupten, daß diese Wirkung erfreulich wäre. Ohne geradezu unsittlich zu sein, gehen sie von einer oberflächlich-kitschigen, saloppen und moralisch laxen Einstellung zum Leben aus, die vielleicht gar nicht

einmal die des Autors persönlich ist, sondern nur der Leichtflüssigkeit der Erzählung zuliebe angenommen wird, die aber nichtsdestoweniger peinlich berührt. Die „Insel" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin) zum Beispiel geht von der Voraussetzung aus, daß, wenn eine fremde Journalistin auf eine griechische Mönchsinsel kommt, sie selbstverständlich die Sinnlichkeit der Mönche erregt und besonders eines, der, als er sie umarmt, von den Brüdern überrascht wird und sich bei ihrer Abfahrt ins Meer stürzt. Es handelt sich hier keineswegs um einen Konflikt zwischen Weltlust und frommer Entsagung, vielmehr um ein rein novellistisches Geschehen. Aber dieses Geschehen geht nicht nur in gegenständlich völlig unmöglichen Formen vor sich — nur die Landschaftsschilderungen sind echt, alles übrige ist komischen oder sentimentalen Effekten zuliebe, entstellt, — es wird auch keineswegs naiv, rein dem novellistischen Geschehen zuliebe erzählt, sondern durchaus mit dem Bewußtsein, daß es sich um Gewagtes, Verbotenes und Sündiges handelt. Es wird ein bewußtes Aufsuchen der Schwüle, ein heimlich-lüsternes Spielen mit ernsten Dingen bemerkbar ohne daß dabei weder das Mönchtum in seiner Tiefe erfaßt wäre, noch die Leidenschaft sittlich geadelt oder auch nur gerechtfertigt würde. Auch die „Bockreiter" (gleicher Verlag) zeigen diese Spielerei mit ernsten Dingen, ein unsittliches Tändeln mit tiefernsten Problemen, ein unangenehmes Aufsuchen sinnlich erregender Szenen wie Nonnenverführung und Mädchenmarterung. Es sind flache Bücher ohne Ernst und Leidenschaft.

Von Zeit zu Zeit ist es gut, sich über den Geschmack des breiten Publikums der Leihbibliotheken klar zu werden. Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem ist in bürgerlichen Kreisen eine der beliebtesten Romanschriftstellerinnen, ihr neuester Roman „Phoebe, die Strahlende" (R. v. Deckers Verlag, Berlin) ist in allen möglichen Zeitschriften angezeigt und das Angebot des Verlages läßt darauf schließen, daß es Leute gibt, die für eine Luxusausgabe des Buches 80 (achtzig!) Mark ausgeben. Nun versteht die Verfasserin freilich, wenn auch ohne Tiefe oder hervorragende Beobachtungsgabe, doch mit einer gewissen Frische und Unbefangenheit Menschen darzustellen, aber ihre Handlung mit Findelkindern, Verkleidungen, geheimen Türen, Schloßgespenstern, Verbrechen, Belauschungen und absonderlichsten Zufällen ist nichts als Kolportage ältester Sorte und vor allen Dingen kann Frau Eufemia kein Deutsch. Sie schreibt nicht nur (S. 214) „seine geistigen Fakultäten" statt Fähigkeiten, nicht nur „wie spät wir heute sind", verwechselt nicht nur heraus mit hinaus, schreibt nicht nur allen Ernstes: Der Trost ... wollte so wenig ziehen wie seine Pfeife (S. 515), sie schreibt auch direkt falsches Deutsch: S. 126: „Es kleidet dir." S. 359: „Die Briefe wieder ... zusammengebunden, eilte sie". S. 393: „so blieb eins vom andern überzeugt, die so ungeniert miteinander redenden Nachbarn nicht gehört zu haben." (statt: daß es ... nicht gehört hatte.) Was soll man aber von einem Publikum denken, das sich solche Dinge bieten läßt?

Die Bücher Richard Knies', „Sonderlinge von der Gasse" (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Wien, München) und die „Herlishöfer und ihr Pfarrer" (Egon Fleischel, Berlin) kommen über einen gefälligen Journalismus nicht hinaus, charakteristischer und straffer geformt sind die plattdeutschen Schwänke und Schnurren Georg Ruselers „De bröge Jan" (Richard Hermes Verlag, Hamburg), die eine harmlose aber vortreffliche Volkslektüre bilden. Das gleiche gilt von den neuen „Pickbalge"-Geschichten Wilhelm Scharrelmanns „Rund um Sankt Annen" (Quelle u. Meyer, Leipzig), die sehr anmutig das Leben und Treiben kleiner Leute, Handwerker, Krämer, alter Weiberchen, schildern, und die Geschichte von dem Kanzleischreiber Olsen ist sogar ein kleines Kabinettstück. Bedeutend höher steht des gleichen Verfassers gesund und kräftig erzählte Entwicklungsgeschichte eines sich zum Maler durchringenden Schlosserlehrlings, „Täler der Jugend" (gleicher Verlag), die in keiner Volksbibliothek fehlen sollte. Tiefer noch geht der „Bauernpfarrer" von Erwin Gros (Oranien-Verlag, Herborn), die durch tiefes Liebesleid und mannigfache Erfahrungen gehende Entwicklung eines Stadtmenschen

zum überzeugten, sich selbst fruchtbar beschränkenden Dorfprediger. Das Buch hat freilich hier und da noch etwas von der idealistischen Bläße und faden Minnigkeit alter Familienromane (die „holde Maid", das „lockige Haupt") und seine Liebesleute reden ein entsetzliches Buchdeutsch, aber die seelische Entwicklung ist doch mit großer Sorgfalt gearbeitet, der Verfasser hat in Menschenschicksale nachdenkliche und herzlich bewegte Blicke getan, hat das besondere Wesen des Bauern sehr gut erfaßt und zeigt in den Schwänken des Kirchendieners eine Begabung für kurze volkstümliche Erzählung, die er unbedingt ausbauen sollte.

Für Gustav Kohnes „Ellernbrook" (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) und Hans Wilhelms „Freiheit" (Verlag der „Täglichen Rundschau", Berlin) gilt gemeinsam, daß sie dem mit ihrem Stoffgebiet Vertrauten zwar weder künstlerisch noch stofflich neues zu bieten vermögen, für den Fremden aber zur Einführung in diese Stoffgebiete, hier die sittlichen, materiellen und geistigen Nöte des Studenten, dort das niedersächsische Dorf, recht geeignet sind. Die reifere Jugend wird sowohl Georg Lehfels' sehr breit erzählenden Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte „der Platz an der Sonne", in dem aber nicht nur das konventionelle und abscheulich gespreizt daher redende Liebespaar sondern auch die vielen der historischen Färbung wegen verwendeten Fremdwörter stören, wie auch Paul Schreckenbachs mit sehr hübschen Zeichnungen geschmückten, gut komponierten Roman aus Hildesheims Reformationsgeschichte „Wildefüer" (Verlag L. Staackmann, Leipzig) gerne lesen, aber es entgeht ihr auch nichts, wenn sie es nicht tut.

Wer Lust verspürt, zum fünfzigstenmal von der Entwicklung eines künstlerisch veranlagten, durch enge Bürgerlichkeit bedrängten Menschen zu lesen, wird in Ludwig Beils Erstlingsroman „Martin" (S. Fischer Verlag, Berlin) manche hübsch beobachtete Einzelheit finden, ohne doch von der Notwendigkeit einer nochmaligen Behandlung dieses abgegriffenen, nur jungen Dichtern immer wieder wichtigen Stoffes überzeugt zu werden. Ein blasses, weder in der Konzeption noch in der Ausführung zur Tiefe gelangtes Literatenwerk ist Siegfried Trebitschs „Spätes Licht" (gleicher Verlag). Zeitgeschichtlich nicht unbedeutsam ist Werner Schendells Roman „Dienerin" (gleicher Verlag). Ein Naturbursch, der Großstädter geworden, an sich und den Problemen seines Lebens herumbastelt und durch den Krieg, der ihn zu verstören drohte, mit der hart zügelnden Energie des Künstlers schritt, dieses Zügeln als Energiebetätigung genoß, aber über der Bewußtheit dieses Genusses die große Einfachheit und Selbstverständlichkeit, die die Mutter aller großen Kunst und festen Lebensführung ist, verlor, bildet dieser Dichter einen traurigen Beleg dafür, wie der Zwang zum Expressionismus, der Wille, auch das Unbedeutende bildhaft herauszubringen („... beschloß Gerhard die Unterhaltung, die in die Endstation der Bahn hineintauchte") und unter allen Umständen seelische Ausbrüche lodern zu lassen, die jungen Leute verdirbt. Es sind viele gute Wahrnehmungen in dem Buch, manch schöne Formulierung, auch Erlebnis, aber alles seelische Geschehen ist derart zergrübelt, daß es schwülstig und aufgetrieben herauskommt und die Reden seiner Liebesleute sind nicht stilisiert, sondern einfach verstiegen, geschraubt, gespreizt, widerwärtig, unnatürlich. Das an sich neue und sehr bedeutende Grundmotiv der Auseinanderentwicklung der Liebenden infolge des Krieges hätte die kraftvoll gestaltende Hand eines groß und sicher arbeitenden Meisters erfordert, nicht eines aufgeregten Anfängers.

Bücher vom Kriege scheinen nicht mehr gern gelesen zu werden. Im allgemeinen ist man froh, wenn man nichts mehr vom Kriege hört. Robert Michels ansprechende Erzählungen von den österreichischen Fronten („Gott und der Infanterist", S. Fischer, Berlin) werden daher kaum mehr viele Freunde finden. Zu bedauern ist das namentlich von Franz Schauweckers das Kriegsleben des Infanteristen in zusammenfassenden Bildern ohne alle Sentimentalität, ohne alles falsche Pathos mit wohltuender Sachlichkeit schildernden Buche „Im Todesrachen" (Heinrich Diekmanns Verlagsbuchhandlung, Halle), dem ein dauernder dokumentarischer Wert zukommt. Solche Bücher hätten wir während des Krieges haben müssen.

Das Leben der niederen Wiener Großstadtbevölkerung schildert uns ehrlich Karl Adolphs „Haus Nummer 37" (Anzengruber Verlag, Berlin-Leipzig), das bei aller naturalistischen Breite einige Charakterbilder zeichnet, die das Buch trotzdem lesenswert machen. Ins Banat führt uns, ausgezeichnet durch die Charakteristik des charakterschwachen Helden — Lenaus Vater — und durch vortreffliche und sehr anschauliche Schilderung von Land und Leuten Adam Müller-Guttenbrunns Roman „Sein Vaterhaus" (L. Staackmann, Leipzig). Gleichfalls nach Ungarn (und Wien) führt uns M. E. delle Grazies „Eines Lebens Sterne" (Breitkopf und Härtel, Leipzig 1919), die sehr bemerkenswerte, stellenweise anscheinend selbstbiographische Entwicklung eines frühreifen, dichterisch begabten Mädchens. Wenn auch das Buch eine männlich straffe Führung der Handlung vermissen läßt, mehr Bildchen aneinanderreiht als großzügig komponiert, hier und da Klischees verwendet (was heißt z. B. „madonnenhafte" Fülle des Haares) und gelegentlich aufdringlich reflektiert, statt das Geschilderte bildhaft auswirken zu lassen, so bringt es doch so viele gute Einzelheiten, so viel anschauliche Schilderungen von Menschen und Begebenheiten (der beichtende Bauer ist von wilder Großartigkeit, die Ankunft in der Wohnung des Wiener Schwagers meisterhaft), daß das Buch warm empfohlen werden kann.

Zum Schluß ein paar Bücher, von denen dies ohne alle Einschränkung gilt. Paul Ernst zeigt im „Nobelpreis" (Georg Müller Verlag, München), daß er die Form der Novelle im alten Sinne vorzüglich beherrscht, sehr gut zu arbeiten, trefflich abzurunden und auch menschlich bedeutsames zu geben weiß. Skizzierter Fontane und echte Heimatkunst im allerbesten Sinne ist die Ehegeschichte E. von Keyserlings „Feiertagskinder" (S. Fischer, Berlin), die mit einer Fülle glänzend gesehener, scheinbar absichtslos hingesetzter Einzelheiten das Leben der baltischen Provinzen meisterhaft und einige typische Charaktere mit scharfen Umrissen klar und sehr lebendig wiedergibt. Arthur Schnitzler fängt in einem letzten (erfundenen) Abenteuer Casanovas („Casanovas Heimfahrt". S. Fischer, Berlin) wie in einem Brennspiegel noch einmal allen Glanz, aber auch alle Frivolität seines viel bewunderten und nun wie ein Feuerwerk verlöschenden Helden auf, mit so sicherer Meisterschaft arbeitend, daß man das Buch gerne neben seine menschlich bedeutenderen Werke stellen wird. Die größte Beachtung verdient ein erst während des Krieges hervorgetretener Autor Wilhelm Vershofen (sämtliche Werke erschienen bei Eugen Diederichs, Jena). Hier ist sowohl gegenständlich wie künstlerisch Neuland. Mutig, klar und fest geformt, von kühner Phantasie, größter Anschaulichkeit und äußerster Knappheit der Mittel. Der „Fenriswolf" schildert die finanzielle Eroberung norwegischer Wasserfälle und Kraftquellen durch einen deutschen Kapitalisten. Man hat sich gegen die Form — eine anscheinend trockene Aneinanderreihung von Telegrammen, Briefen, Sitzungs- und Versammlungsberichten und Zeitungsartikeln — gewandt. Mit Unrecht. Denn einmal würden diese Einwände gegen alle Romane in Tagebuch- und Briefform, die man doch längst anerkannt hat, zutreffen und zweitens hat man verkannt, daß hier durchaus nicht Phantasielosigkeit, sondern höchste künstlerische Ökonomie vorliegt. Es ist nicht nötig daß ich den Mann weitläufig schildere, ich erkenne ihn an seinen Taten, es ist nicht nötig daß ich langstielig berichte: der Kommerzienrat wandte sich nun an seinen Geschäftsträger und .... wenn ich kürzer durch Mitteilung des Dokuments selber ans Ziel gelange. Hier stehen wir endlich einmal in der Atmosphäre wirklich die Welt bewegender Tatsachen, hier steht endlich einmal kein Wort von der bis zum Überdruß geschilderten albernen Liebe, dafür tritt ein neuer Spieler auf den Plan: die öffentliche Meinung, die in ihrer Eigentümlichkeit klar und nicht ohne Ironie erfaßt ist. Überraschend ist das mitreißende Tempo, das Gehämmerte durchweg Gekonnte, die Objektivität, die Beschränkung auf Wesentliches. Ähnlich in der Formgebung, in der Konzeption noch großartiger ist „Das Weltreich und sein Kanzler". Ein amerikanischer Kapitalist macht hier während der ersten Jahre des Weltkrieges den Versuch, das gesamte europäische Wirtschaftskapital durch Verlängerung des Krieges nach Amerika überzuführen, um später

vermöge eines kapitalistischen Absolutismus den Weltfrieden wirklich und endgültig zu sichern. Weil er den Zweck will, will er auch die Mittel und geht, unbekümmert um Blut und Tränen, an denen die sentimentalen Naturen des Buches zerbrechen, seinen Weg, Menschen und Konjunkturen mit kaltem Verstande aber fanatischer Energie benutzend. Meisterhaft ist die Schilderung kapitalistischer Geschäftspraktiken und amerikanischer Versammlungen, unübertrefflich die Wiedergabe der Pressestimmen. Am bemerkenswertesten aber ist wohl die dritte der drei Skizzen des Bändchens „Amerika", die in kurzen, mit kühnster Ironie hingesetzten und ungemein lebendigen Strichen den Typus des amerikanischen Kapitalisten umreißt. Auch die beiden ersten Stücke sind für amerikanisches Denken und für amerikanische Zustände ungemein bezeichnend und sollten ebenso wie „das Weltreich und sein Kanzler" in Deutschland die weiteste Verbreitung finden.

Neue Buchausgaben

Der Verlag des Bibliographischen Instituts A. G. in Leipzig und Wien hat in dankenswerter Weise aufs neue dafür gesorgt, daß Werke der Meister unseres Schrifttums in zuverlässigen und gut ausgestatteten Ausgaben im deutschen Volk verbreitet werden können. Angesichts des nahenden Weihnachtsfestes sei nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die zweite kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe von **Schillers Werken** in 9 Bänden gebunden zum Preise von 63 Mark vorliegt. (Meyers Klassikerausgaben.) Die Ausgabe ist zum Teil noch vom bewährten, leider verstorbenen Herausgeber **Ludwig Bellermann** selbst besorgt, neben ihm haben **Robert Petsch**, **Albert Leitzmann** und **Wolfgang Stammler** gewirkt — anerkannte Forscher, die sich mit eindringendem Verständnis ihrer Aufgabe gewidmet haben.

Nicht minder erfreulich ist die vierbändige, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe des gleichen Verlages von **Scheffels Werken** (ebenfalls Meyers Klassikerausgaben), die in Halbleinen gebunden 28 Mark nebst Teuerungsaufschlag kosten soll. **Friedrich Panzer** hat seines Amts als Herausgeber mit größter Sorgfalt gewaltet. Scheffels erfreuliche Kunst in ansprechendem Gewande ist für unsere Jugend eine schöne Weihnachtsgabe!

Die vom Bibliographischen Institut in Angriff genommene, auf sechs Bände berechnete Ausgabe von **Storms Werken** (geb. 42 Mark) beginnt zu erscheinen. Bis jetzt liegen zwei Bände vor. Diese Neuausgabe wird von **Theodor Hertel** besorgt. Wenn wir von dem bisher Gebotenen auf das gesamte Unternehmen schließen dürfen, so ist Treffliches zu erwarten.

Als hübsche Gabe für den Weihnachtstisch ist das von **Walter Freye** herausgegebene, erläuterte und mit einer Einleitung versehene **Nibelungenlied** in der Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext zu bezeichnen. Das Deutsche Verlagshaus Bong u. Co. in Berlin hat dieser Ausgabe eine würdige Ausstattung gegeben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die deutsche Studentenschaft wendet sich dieser Tage mit einem Aufruf unter dem Titel „Die Auslieferung der deutschen Wissenschaft an das Ausland" an das deutsche Volk. In dem Bewußtsein seiner Verantwortung für das ganze Volk hat der deutsche Student sich dem Dienst an Vaterland und Volk nie entzogen: er hat auch der Republik mit der Waffe gedient und trägt mit Geduld die Last der Not. Aber Rücksicht und Nachsicht hört auf, wenn es dahin kommt, daß die Wissenschaft, sein Lebenselement, gegenüber anderen Arbeitsgebieten im Staate benachteiligt wird. Dieser Moment ist heute eingetreten, da ungeheure Mittel für die Besserung der Lage des werktätigen Volkes von Staats wegen zur Verfügung gestellt, aber den Hochschulen die nötigen Mittel für Unterricht und Forschung vorenthalten werden. Mit einem Fünftel des Friedensetats sollen unsere Institute existieren und ihre hochgesteckten Aufgaben erfüllen. Dies Ziel zu erreichen ist ein Unding: Die Forschungsanstalten werden notwendig zu Lehranstalten herabgedrückt. Forscher von Ruf (in Göttingen letzthin der Physiker P. Debye) werden gezwungen, Rufen ins Ausland zu folgen. Und das Kultusministerium erklärt sich außerstande, die Verhältnisse zu ändern! — Gegen diese Hochschulpolitik der Regierung wendet sich die deutsche Studentenschaft. Sie erblickt darin eine unverdiente Zurücksetzung der akademischen Jugend, der vielfach gemachte Versprechungen tatkräftiger Unterstützung nicht gehalten werden, und, was ganz und gar unerträglich ist, eine Nichtachtung des hohen Berufs der Hochschule, aus deren Forschungsinstituten durch die Ausschöpfung und Ausgestaltung neuer Lebenswerte schaffender Ideen Quellen des Fortschritts des Volkes und der Menschheit von unersetzlichem Werte fließen sollten! Der Staat beraubt sich selbst mit sehenden Augen, wenn er so fortfährt, wie er beginnt, der Stätten, von denen immer wieder aufs neue befruchtende Gedanken hinausgehen könnten in das Reich der Praxis. Reine Wissenschaft und voraussetzungslose Forschung sind die unversieglichen, aber auch die einzigen Quellen der Aufwärtsentwicklung praktischen Könnens des Volkes. So mahnt die deutsche Studentenschaft die Forschungsanstalten, die Hochschulen zu hüten und zu bewahren, in denen wir den Schlüssel in der Hand haben zur Rettung und zur Wiederaufrichtung des ganzen Volkes. Nicht Ausbesserungen an der Fassade des Volksgebäudes, sondern Befestigung des Grundsteins: das ist der Wunsch und die Forderung der deutschen Studentenschaft für die Hochschulpolitik der Regierung; angesichts dessen, was mit der Auslieferung der deutschen Wissenschaft ans Ausland für das gesamte deutsche Volk auf dem Spiele steht, erscheint die geplante Volksbildungserneuerung als ein Ausbesserungsunternehmen; Fundamentierungsarbeit aber ist die Sicherstellung des Lebens und der Fortentwicklung unserer Hochschulen und Forschungsstätten!

Sollte aber der feinhörige Belauscher des Zeitgeistes nicht meinen, wenn er solche betrüblichen Tatsachen vernimmt, daß es den verantwortlichen Stellen, von denen die Initiative zu politischem Handeln auszugehen hat, gegenüber dieser Grundfrage unseres Staatslebens von der Fähigkeit zur rechten Erfassung ihres Wertes abgeht? Scheint es nicht gerade hier wieder, daß es unserer Politik an der Abstufung der nötigen Wertungen von den politischen Ewigkeitswerten zu den Notwendigkeiten der Tagespolitik fehlt, unserer Politik, die für das, was sie Volksbildung nennt, ein offenes Herz und einen offenen Beutel bezeigt, aber die Hochschulen stiefmütterlich behandelt? Liegen die Dinge so, dann müssen wir den Aufruf der Studentenschaft als einen Weckruf beurteilen, der uns mahnt, über den Gedanken, welche die Bildungsideale der einzelnen politischen Kreise beherrschen, nicht die Frage außer acht lassen, die das ganze Volk angehen, die Kernfrage seiner Rettung durch die Fortbildung kulturschöpferischer Ideen in den dazu berufenen Forschungsinstituten unserer Hochschulen, durch die Wissenschaft.

Unsere Hochschulen sind nicht Bildungsanstalten für einen besonderen Stand, sondern die Stätten, an denen die Hochgedanken des

Lebens nachgedacht und emporgedacht werden zum Nutzen von Volk und Welt; sie sind die Zentren deutschen Geisteslebens, sie sind das Herz des Landes, von dem Lebenskraft ausströmt in alle Zweige des ganzen Volkslebens. In dieser Auffassung von dem Beruf unserer Hochschulen lebt unsere akademische Jugend. Ein Zeugnis dieses Geistes ist der Aufruf der deutschen Studentenschaft — und das ist, gegenüber seinem soeben bewußten Wert für den Tag, sein bleibender, geschichtlicher Wert —, das Zeugnis eines aus der Tiefe völkischen und verantwortlichen Fühlens quellendes Verlangen des Verstandes und des Herzens unserer akademischen Jugend nach einer wahrhaft politischen Kulturtat. Hans Hauske

---

Berichtigung. Der Verlag von Fritz Würtz in Berlin-Steglitz bittet uns mitzuteilen, daß die in unserem Artikel der Nr. 49 über „Die Brennschiefervorkommen Estlands als industrieller Heizstoff" von Dr. Ringleb erwähnte Festschrift „Zur Eröffnung der Baltischen Technischen Hochschule zu Riga am 14. Oktober 1918" nicht von Professor von Glasenapp, sondern von dem Redakteur der „Rigaer Akademischen Blätter" Ing. Arch. Edgar Friesendorff verfaßt ist. Professor von Glasenapp hat nur einen Aufsatz „Die Industriestoffe des Baltenlandes" beigesteuert.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers Amt Nichterfelde 458 des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag von K. F. Koehler in Leipzig.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium Waren

in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Nach zehn Jahren

Zwischen zwei ſtarken Polen, dem deutſchen und dem polniſchen, hat ſich mein ganzes Leben abgeſpielt; zwei ſtarke Einflüſſe haben mich während der letzten zehn Jahre beherrſcht, während deren es mir vergönnt war, der älteſten deutſchen Zeitſchrift, den Grenzboten, als deren Herausgeber und Verleger zu dienen. Die unvergeßlich ſchönen zehn Jahre einer ungebundenen Kindheit verbrachte ich auf dem väterlichen Gute in polniſcher und kleinruſſiſcher Umgebung am Bug im Bezirk Cholm. Die nächſten fünfzehn als Knabe und Jüngling in der ſtrengen Zucht preußiſcher Kadettenkorps und in der Kameradſchaft eines urpreußiſchen Offizierkorps. Von den folgenden zehn Jahren wurden ſieben durch Reiſen in Rußland und Aufenthalt in Petersburg ausgefüllt; in dieſe Jahre fiel als ſtärkſtes Erlebnis die ruſſiſche Revolution von 1905/7. Weder die preußiſche Erziehung noch die ruſſiſchen Erlebniſſe haben vermocht, die Eindrücke der Kindheit auszulöſchen, im Gegenteil, beide haben gedrängt, mich beſonders mit den Stätten meiner Kindheit zu beſchäftigen und ſo wurde die Erforſchung des polniſchen Problems der Mittelpunkt aller meiner wiſſenſchaftlichen und politiſchen Arbeiten. 1908 ſtand es bei mir feſt, daß die Geſchicke des deutſchen und polniſchen Volkes unlöslich miteinander verbunden waren, daß die deutſch-polniſche Feindſchaft für beide Völker den Ruin bedeutete, während die deutſch-ruſſiſchen Wirtſchaftsintereſſen auf den zweiten Plan gegenüber den deutſch-polniſchen völkiſchen Beziehungen rücken mußten, ſofern das Deutſchtum die ſich ſeit 1897 zuſammenziehende Weltkriſe überwinden ſollte. Die ſtaatsrechtliche Einordnung der Beziehungen in die deutſche Geſamtpolitik war und iſt und bleibt eine Machtfrage. Ein von der Schriftleitung der Grenzboten, deren Mitarbeiter ſeit 1904 ich war, abgelehnter Aufſatz gegen die Formulierung des preußiſchen Enteignungsgeſetzes für die Oſtmark ließ in mir den Wunſch entſtehen, nach Berlin überzuſiedeln und mir ein eigenes Organ zu ſchaffen, in dem ich ungehindert meine

Ideen über die Ostfragen verbreiten konnte. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Österreich mit Einschluß Galiziens bestärkte mich in dem Entschluß und als 1909, nach dem Tode von Johannes Grunow, die Grenzboten ihres langjährigen, unverdrossenen Führers beraubt waren, griff ich um so lieber zu, als sie mir die Gewähr dafür boten, durch sie zu den damals einflußreichsten Kreisen Deutschlands sprechen zu können.

Jetzt sind über zehn Jahre verflossen, seit ich die Grenzboten übernahm, und ich lege den Taktstock in andere Hände, damit sie das begonnene Werk mit frischen Kräften fortführen mögen, während ich selbst im engeren Kreise weniger als Publizist, um so intensiver als Tagespolitiker zu wirken gedenke.

Rückschauend auf die Ergebnisse der zehnjährigen Arbeit sind es zwei Gefühle, die mich bestürmen: Das erschütternde Bewußtwerden, wie wenig der einzelne gegenüber den mächtigen Zeitströmungen vermag, wie wenig ein einzelner — er sei denn ein unterhaltsamer Dichter — überhaupt imstande ist, durch noch so emsiges Bemühen mit der Feder der zeitgenössischen Allgemeinheit zu bieten, und daneben das beschämende Erkennen, wie ungeheuer viel mir selbst in den zehn Jahren von den Mitarbeitern und Freunden der Zeitschrift gegeben worden ist, wie viel Dankesschuld sich aufgetürmt hat, gegen alle die Männer und Frauen, die in den Grenzboten zum Heile der Allgemeinheit mitgearbeitet haben. Diesen Dank an alle Freunde der grünen Hefte mögen, wenn auch durchaus unvollkommen, diese Zeilen aussprechen.

Das verhängnisvollste Ereignis für meine Bestrebungen in den Grenzboten war der lange vorausgeahnte Ausbruch des Weltkrieges. Er hat uns im Jahre 1914 aus einer mühsam errungenen Stellung in der politischen Literatur herausgeworfen. Der Krieg war im Sommer 1914 zu vermeiden, wenn die deutschen Militärs und Diplomaten die außerordentliche Bereitschaft des russischen Heeres so hoch bewertet hätten, wie es, gestützt auf meine eigenen Beobachtungen, in den Grenzboten geschah. Herr von Jagow hätte andernfalls nicht gewagt, am 19. Juli 1914 an den Fürsten Lichnowski nach London zu schreiben: „... im Grunde ist Rußland jetzt nicht schlagfertig“ und sich vollständig in das Wiener Schlepptau nehmen zu lassen. Als aber die Kriegsfurie einmal losgelassen war, mußten alle Sonderbestrebungen innen- und außenpolitischer Natur vor der einen Parole „siegen!“ zurücktreten: ich selbst ging zur Armee.

Während der Kriegsjahre lag die ganze Last der Verantwortung und Arbeit für die Grenzboten auf den Schultern von Fräulein Dr. Mathilde Kelchner. Wenn die Grenzboten unter den schwierigen Verhältnissen der fünf Kriegsjahre durchhalten konnten, so war es ihr Verdienst, die mit ihrem weiblichen Instinkt, mit dem großen Scharfsinn eines tief gebildeten Menschen und unendlicher Geduld, Ausdauer und Güte Mitarbeiter gewann und fesselte und Woche für Woche die wohlgelungenen Hefte herausbrachte. Fräulein Kelchner hat sich im Interesse der Wahrung der Tradition entschlossen, der

neuen Schriftleitung für die Übergangszeit beratend zur Seite zu bleiben. Der Prokurist des Verlages, Herr Karl Schulze, leitete das Unternehmen geschäftlich mit geschickter und glücklicher Hand mit Hilfe eines Stammes langjähriger Angestellter.

Der Zusammenbruch Deutschlands, den wahnsinnige Meuterer in des deutschen Volkes schwersten Stunden herbeiführten, die leichtfertige Zerstörung der deutschen Armee nach so ungeheuer gewaltigen Leistungen, die Absprengung vieler deutscher Gebiete vom Reich, die Umwandlung von Restdeutschland als Republik in eine englisch-französische Kolonie machte auch für die Grenzboten eine völlige Umstellung ihres Programms notwendig, zwang mich entweder zur Preisgabe meiner deutsch-polnischen Bemühungen oder zum Rücktritt von der Leitung der Grenzboten. Niemand kann zween Herren dienen! Im Lande meiner Kindheit hoffe ich dem Deutschtum nun dienen zu können. Deutsche und Polen sind durch die Folgen des Weltkrieges nicht voneinander getrennt, wie es nach den äußeren Vorgängen scheinen möge, sondern sind als Genossen einer gewaltigen Not erst recht zu einander geführt. Es gilt nun die neue Form für die enger werdenden Beziehungen und die Beantwortung der Machtfragen zu finden.

Die künftige Leitung der Grenzboten übernehmen solche Persönlichkeiten, daß eine gute Gewähr für die Beibehaltung ihrer großen Tradition gegeben ist. Es bleibt die alte Bühne, auf der die Grenzboten seit 1841 gewirkt haben: Das deutsche Volkstum. Als verantwortlicher Redakteur wird Herr Dr. Max Hildebert Boehm, Berlin, zeichnen, der schon seit mehreren Jahren Mitarbeiter der Grenzboten ist. Der neue Verlag, der über die mächtigen technischen und finanziellen Hilfsmittel des bewährten Hauses K. F. Koehler in Leipzig verfügt, wird den Wirkungskreis der Grenzboten um so sorgsamer ausweiten, als in der Person des Herrn Dr. Kurt Koehler der Zeitschrift ein ebenso sachkundiger wie teilnehmender Mäcen erstanden ist. So darf ich von den Grenzboten scheiden in dem Bewußtsein, für ihre Zukunft das nach menschlichem Ermessen unter den einmal bestehenden Verhältnissen beste getan und sie nicht der Ungewißheit preisgegeben zu haben. Hoffentlich ist es mir wenigstens auf diesem Wege zu einem Teil möglich, meine tiefe Dankesschuld an meine Mitarbeiter abzutragen. Meine gute Gesinnung für die Grenzboten hoffe ich durch gelegentliche Mitarbeit aus meinem Sondergebiet heraus auch weiterhin betätigen zu können, und die herzlichsten Wünsche, mit denen ich die Grenzboten und ihren Kreis für den ferneren Abschnitt ihres Lebens begleite, sind kein Scheidegruß.

Berlin-Lichterfelde, den 20. Dezember 1919. Georg Cleinow

Zu den neuen Reichssteuern auf das Einkommen

Von Regierungsrat M. Conrad

III.

ei der Besprechung des Entwurfs der Kapitalertragssteuer wird sich ein Eingehen auf die Einzelheiten für unsere Zwecke erübrigen. Die grundsätzliche Stellung diesem Gesetzentwurf gegenüber kann von der hier vertretenen Auffassung aus nur auf eine unbedingte Ablehnung gehen. Diese Ablehnung ist vor allen Dingen deshalb geboten, weil die Kapitalertragssteuer, wenn sie auch als Realsteuer auftritt, doch nichts anderes ist, als eine gehäufte Besteuerung des Einkommens. Neben einer Einkommensteuer von solchen Dimensionen, wie sie der Einkommensteuerentwurf bringt, ist jede weitere Einkommenbesteuerung als unerträglich abzulehnen.

Die Begründung zu der Kapitalertragssteuer sucht diese Steuer zu rechtfertigen, indem sie sie in Parallele stellt zur Grundsteuer und zur Gewerbesteuer: Das sogenannte fundierte Einkommen, aus Grundbesitz, Betriebsvermögen und Kapitalvermögen, vertrage neben der allgemeinen Einkommensteuer, die das Arbeitseinkommen in gleicher Weise wie das fundierte Einkommen treffe, noch eine besondere Besteuerung. Das Einkommen aus dem Grundbesitz und dem gewerblichen Betriebsvermögen trügen bereits die Grundsteuer und die Gewerbesteuer. Für das bisher unbelastete Kapitaleinkommen sei daher eine gleichartige Belastung gerechte Forderung. Schon rein theoretisch ist dieser Gedankengang in doppelter Hinsicht falsch. Aus ihrer „Gleichartigkeit" mit der Grund- und Gewerbesteuer kann die Kapitalertragssteuer nicht begründet werden. Die beiden ersteren sind ihrem Wesen nach von der letzteren durchaus verschieden. Auch sind die Gründe der Besteuerung vollkommen andere. Bei der Grundsteuer wird nicht das Einkommen, sondern nur der Wert des Grund und Bodens besteuert, gleichgültig, ob aus ihm überhaupt ein Einkommen, ein Ertrag gezogen wird oder nicht. Auch bei der Gewerbesteuer ist das Ziel der Besteuerung nicht Einkommen aus dem Gewerbe, sondern den Wert des Gewerbes zur Abgabe heranzuziehen. Die Gewerbesteuer ist, selbst wenn sie — teilweise! — nach dem Ertrage des Gewerbes bemessen wird, dennoch keine Gewerbe-Einkommensteuer in dem Sinne, wie die Kapitalertragssteuer immer nur eine Besteuerung des Einkommens aus dem Kapitalvermögen bleibt. Die innerliche Verschiedenheit der Gewerbesteuer von der Kapitalertragssteuer wird ohne weiteres klar, wenn man beachtet, daß die Gewerbesteuer vielfach nicht den Ertrag des Gewerbes zugrunde legt, sondern ganz andere Maßstäbe: die Höhe des Anlage- und Betriebskapitals, die Zahl der beschäftigten Arbeiter und noch zahlreiche andere Gesichtspunkte. Die Gewerbesteuerordnungen der Gemeinden ergeben hier ein außerordentlich mannigfaches Bild. Es handelt sich bei den verschiedenartigen Steuermaßstäben immer nur um den einen Grundgedanken, den Wert des Gewerbes zu ermitteln und zu treffen. Bei der Grund- und Gewerbesteuer spielt außerdem die alte Steuertheorie der Abgeltung besonderer öffentlicher Leistungen eine ausschlaggebende Rolle: die besonderen Leistungen, die Staat und Gemeinde zur Nutzbarmachung, zur Sicherung und als Folge des Vorhandenseins von Grundbesitz und Gewerbebetrieb aufzuwenden haben, sollen durch eine besondere Abgabe abgegolten werden. Solche besonderen Leistungen sind zum Beispiel erhöhte Armen- und Schullasten infolge der Ansammlung größerer Arbeitermengen an dem Sitz des Gewerbebetriebes, Anlage und Unterhaltung von Straßen-, Eisenbahnen und Schiffahrtswegen ohne die eine Erschließung des Grundbesitzes und Blühen des Gewerbebetriebes nicht möglich ist, Anlage von Kanalisationsleitungen, Sicherung gegen Feuer- und Wasserschäden und manches andere mehr. Das Kapital als solches aber erfordert keine anderen Aufwendungen von Staat und Gemeinde als sie für die Sicherheit von Person und Eigentum im allgemeinen er-

forderlich sind. Es ist deshalb verfehlt, die Grund- und Gewerbesteuer mit der Kapitalertragssteuer in eine Linie zu setzen und die letztere aus einer inneren Gleichartigkeit mit der ersteren zu begründen. Eine Gleichartigkeit besteht nur insofern, als sie zwischen allen Steuerarten besteht. Alle, direkte wie indirekte, haben nämlich das Gleichartige, daß sie zuletzt irgendein Einkommen beschränken, also auf ihm ruhen. Und bei direkten Steuern bleibt allemal die Beziehung zu einem bestimmten Einkommen, das sie treffen, praktisch fühlbar. Das ist volkswirtschaftlich nicht ohne Bedeutung, — wir werden das weiter unten sehen, — aber es berechtigt nicht, darum von gleichartigen Steuern zu sprechen. Zunächst ist jedenfalls festzuhalten: Grundsteuer und Gewerbesteuer sind Wert- und Abgeltungssteuern. Die Kapitalertragssteuer kann niemals etwas anderes sein als Versteuerung des Zinsertrages, das heißt des Einkommens aus dem Kapital, also eine Einkommensteuer. Wenn man das Einkommen aus dem Kapital „Ertrag" nennen will, so ist das nichts weiter, als eine Wortänderung, die aber niemals ein Recht zu einer erneuten Besteuerung geben kann. Es bleibt also immer nur die Frage, warum soll das Einkommen aus Kapitalvermögen eine höhere Besteuerung unter dem doch auch von der Begründung anerkannten Erfordernis der steuerlichen Gerechtigkeit verlangen, als das Einkommen aus Arbeit. Der einzige Grund, der hier angeführt werden kann, ist die sozialdemokratische Doktrin von der Schädlichkeit oder Minderwertigkeit der Kapitalsrente gegenüber der Arbeitsrente. Diese Doktrin hat ihren Grund aber ausschließlich in Ansichten des Klassenkampfes: weil nämlich der Arbeiter glaubt, er werde durch das Kapital vergewaltigt. Und diese gefühlsmäßige Anschauung sucht er volkswirtschaftlich dahin zu begründen, die Arbeit leiste für die Produktion mehr wie das Kapital. Dieser Zusammenhang darf durch theoretische Erwägungen nicht verschleiert werden. Der Satz, daß die Arbeit mehr wert sei für die Produktion, als das Kapital, ist aber unrichtig und tritt auch in der neueren sozialdemokratischen Theorie wesentlich zurück. Für die Produktion sind Arbeit und Kapital gleich wichtig. Die eine vermag nichts ohne das andere, und umgekehrt; ohne das Kapital wird der Arbeiter brotlos, und ohne die Arbeit des Arbeiters wird das Kapital wertlos. Nur durch den Haß des Klassenkampfes ist dies Zusammengehörigkeitsverhältnis verschleiert, das der geschlechtlichen Gemeinschaft vergleichbar ist, ohne welche die Produktion einer Nachkommenschaft nicht möglich. Eine weitere gefühlsmäßige Stütze hat die sozialdemokratische Doktrin in der Geringschätzung der geistigen Arbeit gegenüber der körperlichen. Die sozialdemokratische Partei ist keine volkswirtschaftliche Partei im alten Sinne, wie etwa Freihändler und Schutzzöllner volkswirtschaftliche Parteien waren. Sie ist und bleibt eine Klassenpartei des Arbeiterstandes. Ihre volkswirtschaftlichen Ziele sind nur Mittel zum Zweck der Durchsetzung der Klasseninteressen. Der Arbeiter achtet nur seine, die Handarbeit als Arbeit im eigentlichen Sinne. Er verkennt, daß die geistige Arbeit im Wirtschaftsleben durchaus gleichwertig der Handarbeit zur Seite tritt. Die Verwaltung und Nutzbarmachung des Kapitals erfordert vorwiegend geistige Arbeit, und zwar oft eine eminent intensivere, als sie im Achtstundentag zu leisten ist. Darum wird das Kapitaleinkommen vom Arbeiter im grunde als Drohnenerwerb angesehen, und die Kapitalertragssteuer erscheint ihm gerecht unter dem Gesichtspunkt: wenn der Kapitalist nicht arbeitet, so soll er dafür zahlen. Es ist wiederum nur ein Klassengesichtspunkt, der tendenziös verzerrt ist und vom objektiv wertenden volkswirtschaftlichen Standpunkt aus unhaltbar. Es ist daher unbedingt festzuhalten: die Kapitalertragssteuer rechtfertigt sich nicht aus inneren Gründen, sondern nur aus der sozialdemokratischen Doktrin. Diese Doktrin aber ist, wie in ihren meisten Hauptpunkten, auch hier nicht objektive Wirtschaftswissenschaft, sondern ein einseitiges tendenziöses Kampfmittel im Dienste der Klasseninteressen, objektiv gesehen aber schief oder falsch.

Noch aus einem zweiten Gesichtspunkte ist eine besondere Belastung des Kapitaleinkommens theoretisch verwerflich. Die Begründung des Entwurfs stellt das Kapitaleinkommen in einer Reihe mit dem Grund- und dem Gewerbe-

einkommen dem Arbeitseinkommen gegenüber. Dabei bleibt die eigentliche Natur des Kapitals völlig unberücksichtigt. Das Kapital ist keine selbständige Größe neben Grundbesitz und Gewerbebetrieb. Es bleibt immer nur etwas vermittelndes. Es vermittelt auf der einen Seite das Arbeitseinkommen, auf der anderen Seite das Einkommen aus Grundbesitz und aus Gewerbebetrieb. Es gibt kein Kapital, das nicht entweder der Bezahlung des Arbeitslohnes dient oder aber investiert ist in Grundbesitz oder Gewerbebetrieb. Was die Investierung anbelangt, so sind ihre Formen verschieden. Entweder erfolgt sie durch Hingabe (Erlöschen) des Kapitals: jemand kauft sich ein Grundstück oder gründet mit seinem Geld ein Erwerbsgeschäft, dann tritt der sogenannte konsolidierte Besitz an die Stelle des Kapitals. Oder aber die Investierung erfolgt in der Form, daß dem Kapital formal noch weiterhin seine Existenz belassen wird: der Erwerb des Grundstücks erfolgt unter Eintragung von Hypotheken, die Schaffung des Gewerbebetriebes erfolgt (im Gesellschaftswege) durch Ausgabe von Geschäftsanteilen, Aktien usw. Der Übergang aus einer Form der Investierung in die andere ist im Erwerbsleben etwas alltägliches. Krupp verwandelt seine Einzelfirma in eine Aktiengesellschaft. Immer aber handelt es sich nur um dasselbe Kapital, kein Pfennig mehr oder weniger wird ausgegeben. Unter dem Gesichtspunkt der Anlage oder Wertbeschaffung sind beide Formen der Investierung völlig gleichwertig. Die Investierung unter Beibehaltung der Kapitalsform ist lediglich ein Weg der fortgeschrittenen Volkswirtschaft, um mit größerer Leichtigkeit die Mittel für ein Unternehmen heranzuziehen. Berücksichtigen wir nun mit der Begründung des Entwurfs, daß die Grundsteuer und Gewerbesteuer wirtschaftlich zuletzt auf dem Einkommen aus Grundbesitz und Gewerbebetrieb ruht, so ist es klar, daß eine weitere Besteuerung des Ertrages oder Einkommens aus dem in diesem Grundbesitz oder Gewerbebetrieb investierten Kapital nichts weiter bedeutet, als eine doppelte Besteuerung desselben Einkommens aus Grundbesitz oder Gewerbebetrieb. Denn zuletzt tragen auch die Grundsteuern und die Gewerbesteuern die mit ihrem Kapital im Grundbesitz oder Gewerbebetrieb engagierten Personen. Krupp zahlte vor der Umwandlung in eine Aktiengesellschaft lediglich Gewerbesteuern, nach der Umwandlung zahlt er außerdem noch Kapitalertragssteuer für seine Aktien. Daraus folgt unwiderleglich, daß die Begründung sich einer schiefen Darstellung schuldig macht, wenn sie behauptet, daß die Gerechtigkeit erfordere, daß neben dem Einkommen aus Grundbesitz und Gewerbebetrieb auch das Einkommen aus Kapitalvermögen zur Besteuerung herangezogen werden müsse. Es handelt sich nicht um ein Nebeneinander, sondern um eine Häufung. Da keine solche Maßnahme ohne wirtschaftliche Folgen bleibt, so muß auch hier die Folge untersucht werden: da die Investierung des Kapitals durch Hingabe, durch Besitzerwerb steuerlich billiger ist als die Investierung des Kapitals unter Beibehaltung der Kapitalsform (mit Wertpapierbildung), so wird die Entwicklung des Wirtschaftslebens notwendigerweise in eine rückläufige Bahn gedrängt. Bisher ging sie auf eine immer größere Erleichterung des Verkehrs mit Hypotheken und Wertpapieren und der Gesellschaftsbildung, jetzt wird man bestrebt sein, die Anlage des Kapitals in sogenannten konsolidierten Werten, Erwerb von Grundbesitz, Gründung von Einzelfirmen oder offenen Handelsgesellschaften vorzuziehen vor einer Gesellschaftsbeteiligung, auf die noch eine weitere Steuer gelegt wird. Dadurch wird das Kapital erheblich schwer-flüssiger, es kommt unabweislich ein stagnierendes Moment in die Volkswirtschaft. Damit werden die Lebensbedingungen unserer Volkswirtschaft denjenigen des Auslandes gegenüber noch weiterhin geschwächt, unsere Konkurrenzfähigkeit herabgemindert. Da das Kapital stets bestrebt ist, den üblen Chancen aus dem Wege zu gehen, wird hierdurch ein neuer Anreiz geschaffen für die Abwanderung des Kapitals ins Ausland, der erst recht fühlbar werden wird, wenn wir zu normalen Währungsverhältnissen zurückgekehrt sein werden.

Die Steuerhäufung wird aber noch offensichtlicher, wenn wir berücksichtigen, daß nicht nur eine Häufung zwischen der Kapitalertragsteuer und den Steuern

auf Grundbesitz und Gewerbebetrieb vorliegt, sondern daß außerdem noch die Einkommensteuer alles Einkommen, auch das aus Grundbesitz, Gewerbebetrieb und Kapital erneut zur Abgabe heranzieht. Wir haben es tatsächlich also mit einer dreifachen Einkommensteuer zu tun, gegenüber dem Arbeitseinkommen, das lediglich durch das Einkommensteuergesetz getroffen wird. Das Verhältnis wird noch ungünstiger, wenn man berücksichtigt, daß auch die Besitzsteuern, das Notopfer, die Kriegsabgabe usw. nur den Besitz, das Kapital, und zwar in seiner Substanz treffen. Es sei den heutigen Gesetzgebern empfohlen, sich auf die ältere Literatur über die direkten Steuern einmal zu besinnen, die in ihrer Theorie des Einkommensteuergedankens glänzend ist und die neueren Autoren vielfach hinter sich zurückläßt. Bereits im Jahre 1868 warnte Eisenhart in seinem Buche „Die Kunst der Besteuerung" im Namen des „besonnenen Liberalismus", vor der „Fratze", zu der der Einkommensteuergedanke in Verbindung mit der sozialistischen Doktrin werden könne. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die heutigen Manifestationen dieses Gedankens die Befürchtungen Eisenharts noch weit hinter sich lassen.

Dieser theoretisch falschen Auffassung entsprechen die praktischen Konsequenzen. Wir haben im allgemeinen auf diese bereits in dem Aufsatz in Nr. 49 hingewiesen. Gegenüber der damals angekündigten Gestalt der Ertragssteuer ist eine Änderung insofern eingetreten, als nunmehr nicht zwei Steuersätze von 10 und 20 Prozent gelten, sondern die Steuer durchweg nur 10 Prozent des Kapitalertrages beträgt. Die Belastung ist aber gleichwohl eine außerordentliche. Besonders nach zwei Richtungen soll hier noch auf ihre Unerträglichkeit hingewiesen werden. Der kleine Rentner wird nach der Steuer der verhältnismäßig schwerstbelastete Steuerzahler sein. Das Renteneinkommen von 6000 Mark trägt an Einkommensteuer und Kapitalertragssteuer 20 Prozent, also 1200 Mark. Wenn man berücksichtigt, daß außerdem Kriegsabgabe und Notopfer zu entrichten sind, so wird das Verhältnis noch wesentlich ungünstiger. Die Begründung zum Einkommensteuerentwurf gibt eine Tabelle des Ergebnisses aller vier Belastungen. Danach vermindert sich nach Abzug aller vier Steuern das Kapitaleinkommen von 5000 Mark auf 2673 Mark! Das gilt allerdings nur dann, wenn es sich um Vermögen handelt, das während des Krieges erworben ist. Handelt es sich um Vermögen, das nur zur Hälfte während des Krieges erworben ist, so vermindert sich das Einkommen von 5000 Mark nach Abzug der vier Steuern auf 3346 Mark. Handelt es sich um altes Vermögen, das während des Krieges keinen Zuwachs erhalten hat, so vermindert sich das Einkommen auf 3650 Mark, eine geradezu ungeheuerliche Belastung, wenn man bedenkt, daß heutzutage das Einkommen von 5000 Mark keinen größeren Wert hat, als vor dem Kriege ein Einkommen von 1000 bis 1250 Mark. Sogar bei einer Familie von fünf Köpfen sinkt das Einkommen von 5000 Mark — und zwar aus altem Vermögen — nach Abzug der Steuer auf 3896 Mark! Es bedarf keiner weiteren Erklärung, daß dies nicht nur die Vernichtung und Proletarisierung des Mittelstandes bedeutet, sondern eine Herabdrückung des Mittelstandes wesentlich unter das durchschnittliche Niveau des bisherigen Proletariats. Die ungeheuerliche Ungerechtigkeit, die in dieser Besteuerung liegt, wird erst recht klar, wenn man sich vergegenwärtigt, was eigentlich die kleine Rente volkswirtschaftlich bedeutet. Der Haß unterscheidet nicht, Kapitalrente ist ihm Kapitalrente. Gerade die kleine Rente aber ist in der Regel nichts weiter als aufgespeicherter Arbeitsverdienst. Der kleine Gewerbetreibende arbeitet ein Leben lang, um im Alter ein Vermögen von 100 000 Mark erworben zu haben und von dessen Zinsen seinen Lebensabend zu fristen. Die Rente ist für diesen nichts anderes als die Pension für den Beamten, die Invalidenrente für den Arbeiter. Nur ein Unterschied besteht: während der pensionierte Beamte und der Invalidenrentner in unproduktiver Weise öffentliche Mittel aufzehrt, läßt der kleine Kapitalrentner sein Kapital weiter in volkswirtschaftlich wertvoller Weise arbeiten, dient damit der Produktion und dem Broterwerb des Arbeiters. Als Lohn dafür wird ihm jetzt sein Lebenswerk zerstört. Und weiter: der Schieber, der im Umsehen mit einem Geschäft Hunderttausende verdient, sich aber hütet,

sein Geld in soliden Unternehmungen anzulegen, sondern damit weiterschiebt, spart in gesetzlich legaler Weise die zehn Prozent Kapitalertragssteuer, die den Rentner belasten. Wer ist volkswirtschaftlich mehr wert, der Schieber, der die Arbeiter durch Preissteigerungen ausbeutet und das Leben dauernd verteuert, oder der Rentner, der durch vernünftige Kapitalanlage dem Arbeiter Brot gibt?

Eine zweite Unerträglichkeit ergibt sich logisch aus der theoretisch falschen Konstruktion der besonderen Kapitaleinkommensteuer als Kapitalertragsteuer. Die Kapitalertragsteuer soll angeblich danach keine persönliche, sondern eine Objektsteuer sein. Also muß jeder Kapitalertrag als Objekt unter Steuer gestellt werden, gleichgültig, ob ihm durch das persönliche Band des Ertragsberechtigten gleichwertige Schulden gegenüberstehen, die den Ertrag für den Berechtigten volkswirtschaftlich auf null reduzieren. Es ist im Entwurf ausdrücklich untersagt, vom Kapitalertrag Schulden abzuziehen, die Hypothek, die in voller Höhe verpfändet ist, die Wertpapiere, die diskontiert sind, müssen in gleicher Höhe versteuert werden, wie die unverpfändeten Hypotheken und wie die nicht diskontierten Papiere. Der kleine Rentner, der sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur durch Aufnahme von Schulden auf sein Kapitalvermögen (die er später abzutragen hoffte) vorläufig halten konnte, wird allein durch die fortlaufend zu zahlenden Steuern in voller Höhe seines nominalen Kapitalsvermögens immer mehr in die Verschuldung hineingestoßen, bis sein Kapital aufgezehrt ist.

Und nun die praktische Folge der übermäßigen Besitzbelastung im allgemeinen. Sie ergibt sich schon aus meinen früher veröffentlichten Aufsätzen, insbesondere aus demjenigen in Nr. 41 „Solidarität von Besitz und Proletariat in Steuersachen". Wir haben oben, ausgehend von dem Gedankengang der Sozialdemokratie und unserer jetzigen Gesetzgeber bei der Darstellung der vielfachen Steuerhäufung auf Besitz und Kapital nicht die Abwälzung der Steuer in Rücksicht gezogen. Es soll aber hier noch einmal wiederholt werden, daß selbstverständlich kein Kraut dafür gewachsen ist, diese Abwälzung zu verhindern. Die Gewerbesteuer wird von vornherein in die Preise, die der Gewerbetreibende für seine Produkte nimmt, einkalkuliert, die Grundsteuer erhöht die Mieten und die Preise für die landwirtschaftlichen Produkte. Die Kapitalertragssteuer erhöht den Zinsfuß; war bisher der durchschnittliche Zinsfuß 5 Prozent, so wird er jetzt das Bestreben zeigen, auf $5^1/_2$ Prozent anzuwachsen. Die Produktion wird dadurch allgemein verteuert, die Preise für Lebensmittel und alle Produkte steigen entsprechend. Wir haben schon früher gezeigt, daß die Einkommensteuer, die nach alter, auch der sozialdemokratischen Auffassung, unabwälzbar sein sollte, beim Arbeitseinkommen die Wirkung haben wird, Löhne und Gehälter zu steigern, um das Verlorene einzuholen, beim Renten- und Besitzeinkommen die Wirkung, trotz der ungeheuren Abgabe nach wie vor das Einkommen auf solcher Höhe zu halten, daß eine Vernichtung der Produktion vermieden wird. Die Produktion braucht, um nur auf der gleichen Höhe zu bleiben, außerordentliche jährliche Zuschüsse, Neuinvestierungen von Kapital, denn Maschinen und alle Produktionsmittel nützen sich ab und müssen ergänzt werden. Sie sind bereits durch die Kriegs- und Revolutionswirtschaft auf einen derartigen Stand der Unterwertigkeit herabgesunken, daß ganz unverhältnismäßig hohe Kapitalszuschüsse erforderlich sind, um sie wieder auf den Vorfriedensstand zu bringen. Woher aber sollen diese Kapitalien anders genommen werden, als aus dem Einkommen, der einzigen Quelle zur Neubildung von Kapital, die es gibt. Die Gewinne, die der Produzent nehmen muß, um den Versuch zu machen, den Untergang seines Unternehmens aus Mangel an den notwendigen Kapitalzuschüssen aufzuhalten, wachsen ins Ungemessene und dementsprechend die Preise der Produkte, die Teuerung. Die allgemeine wirtschaftliche Moral wird dadurch untergraben, denn so schafft man den Nährboden, auf dem das Schiebertum blüht. Der Unternehmer hat aber nicht nur die Verluste durch Einkommensteuer wettzumachen, ihm wird sein notwendiges Kapital durch Kriegssteuer und Notopfer teilweise konfisziert. Auch das muß ausgeglichen werden, wenn er sich halten will. Die Preise aller Produkte wachsen weiter rapide, das

Leben wird weiter verteuert, der Wert des Geldes sinkt weiter. Und wieder wird auf Steigerung des Arbeitseinkommens gedrängt, um noch leben zu können. Jede wirtschaftliche Bewegung hat aber ihr Maß in sich selbst. Es gibt eine Grenze, über die hinaus die gegenseitige Abwälzung und Preissteigerung zur Katastrophe wird. Dann nützen dem Arbeiter keine Streiks zur Lohnsteigerung mehr, auf der anderen Seite steht dann das unerbittliche: Entweder Zusammenbruch des Unternehmens und Arbeitslosigkeit oder keine Lohnsteigerung, vielmehr Herabsetzung der Löhne; d. h. Verschlechterung der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen ist der Enderfolg dieser ungeheuerlichen Besitzbelastung. Da die sozialdemokratische Organisation unter den Wirkungen der Revolution und unter dem Halt, den sie an der Regierung vorläufig noch findet, sich gegenwärtig stärker zeigt, als die ihr gegenüberstehenden Organisationen, die ihr die Wage halten sollen, und da auf der sozialdemokratischen Seite nicht Wille zur wahren Erkenntnis und Aufklärung in diesem Sinne, sondern Klassenverhetzung, Phrase und Lüge die Kampfmittel sind, so ist die Gefahr riesengroß, daß das um seine bisherige Lebenshaltung kämpfende Proletariat nicht vor der unerbittlichen inneren Grenze Halt macht, sich nicht freiwillig mit einer Herabminderung seiner Lebenshaltung begibt. Dann ist der Zusammenbruch der Unternehmungen, Brotlosigkeit, Hunger, Krankheit, größtes Elend der Massen, politische Anarchie und Wertlosigkeit des Lebens die Folge. Dann wird der Arbeiter am eigenen Leibe die Unwahrheit der sozialdemokratischen Theorie exemplifiziert sehen, daß der Besitz die Steuern zu tragen habe. Die ganze Wucht überspannter Besitz- und Einkommensteuer vernichtet zuletzt den Arbeiter.

Es ist die große Frage dieser ganzen Steuerreform: bedeutet sie nicht eine verhängnisvolle Überdrehung der Steuerschraube? Ein klares Bild hierüber wird sich erst ergeben, wenn die Regierung die in diesen Aufsätzen wiederholt geforderte klare Bilanz unserer jetzigen Volkswirtschaft vorlegt. Soweit wir jetzt urteilen können, legt aber die Ausgestaltung der Steuern die schwerwiegend begründete Furcht nahe, daß sie uns in die große Katastrophe hineintreibt. Man sehe sich nur die von der Regierung dem Entwurf zum Einkommensteuergesetz beigefügte Belastungstabelle an. Die Belastung der großen Vermögen, auf denen doch vorwiegend die gesamte wirtschaftliche Produktion ruht, ist so ungeheuerlich, daß es kaum möglich erscheint, daß das Wirtschaftsleben an diesem Aderlaß nicht verbluten sollte. Der Kapitalist mit einem Vermögen von 5 Millionen und einem Einkommen von 250 000 Mark wird nach Zahlung der Kriegsabgabe und des Notopfers noch über ein Vermögen von 150 950 Mark und nach Zahlung der Einkommensteuer und des Kapitalertrages noch über ein jährliches Einkommen von 5963 Mark verfügen! Das ist der Kapitalist mit neuem Vermögen, während des Krieges erworben. Der Kapitalist mit gleichem Vermögen aus der Zeit vor dem Kriege wird an Stelle von 5 Millionen nach den Steuern noch über ein Vermögen von 2 268 250 Mark und an Stelle eines Einkommens von 250 000 Mark über ein solches von 71 835 Mark verfügen. Infolge der außerordentlichen Vermögensverschiebung, die durch die Wirtschaftsentwicklung während des Krieges und die Verschlechterung der Valuta eingetreten ist, ist die Zahl der Neureichen weit größer, als allgemein angenommen wird, aber auch das neue Kapital ist ebenso notwendig für die Produktionserhaltung, wie das alte. Fast das gesamte große Kapital besteht doch nicht in toten Ansammlungen von Papiergeld, sondern in Investierungen; wie soll ein Unternehmen, das bisher auf 5 Millionen gelaufen ist, plötzlich mit der Hälfte oder gar mit 150 000 Mark leben können? Wie soll der Verlust eingebracht werden, um das Unternehmen zu retten? — Welche Durchschnittsbelastung des gesamten arbeitenden Kapitals durch die vier erwähnten Steuern sich ergibt, läßt sich leider nach der Tabelle nicht beurteilen, dazu ist die Vorlage weiteren statistischen Materials der Regierung erforderlich. Sie muß dieses Material ja besitzen, denn sonst könnte der Reichsfinanzminister nicht zu positiven Zahlen über den Ertrag der verschiedenen Steuern kommen. Eine genaue Nachprüfung dieses Materials ist um so mehr unerläßlich, als die geplanten

Steuersätze nach oberflächlicher Erwägung, wie sie ohne dieses Material allein angestellt werden kann, einen bei weitem höheren Ertrag der Steuern wahrscheinlich erscheinen lassen, als ihn der Reichsfinanzminister einstellt. Das würde aber bedeuten, daß die Gefahr der wirtschaftlich unerträglichen Folgen in Wahrheit eine noch weit größere wäre, als es jetzt den Anschein hat! Oder stellt die Regierung von vornherein mit Rücksicht auf die erwartete außerordentliche Kapitalflucht — vielfach ist sie bereits vollzogen — und die außerordentlichen Steuerhinterziehungen von vornherein sehr hohe Abstriche ein? Gewiß, Not kennt kein Gebot, und wie die Zwangswirtschaft im ganzen Volke ohne Unterschied den Schleichhandel fair gemacht hat, da wir ohne ihn nicht leben können, und zwar in einem Umfange, daß der Staat machtlos gegen ihn ist und der Umgehung seiner Gebote mit offenen Augen zusehen muß, so ist auch zu erwarten, daß diese Steuergesetze den Steuerbetrug fair und allgemein machen werden bei gleicher Unfähigkeit des Staates, diesen zu hindern. Ich denke an den Ausspruch eines Frankfurter Kaufmanns, der vor einiger Zeit — natürlich im vertrauten Kreise — fiel: „Das müßte ein schlechter Kaufmann sein, der nicht sein Geld schon längst im Auslande hätte!" Ich denke ferner an einen Fall, der vor kurzem in rechtsstehenden Blättern veröffentlicht wurde: Ein Herr R. hat von der Reichsverwertungsstelle einen sehr großen Posten gebrauchter aber gut erhaltener Militärstiefel gekauft. Der Preis, natürlich sehr niedrig, wurde nicht veröffentlicht. Er verkaufte die Stiefel nach Dänemark zum Preise von 25 Mark für die Reitstiefel und 18 Mark für die anderen Stiefel, das heißt bei unseren Valutaverhältnissen zur Zeit des Verkaufes für 2,50 Mark beziehungsweise 1,80 Mark nach dänischer Währung. Dieser Wert kommt in dänischer Währung nach Deutschland zurück. Die Stiefel haben aber auch in Dänemark einen Wert von mindestens 25 Mark beziehungsweise 18 Mark dänischer Währung. Sollte das dem Kaufmann R. unbekannt gewesen sein? — Man sollte doch vermuten dürfen, daß er dem dänischen Abnehmer nicht einen Gewinn von 1000 Prozent gutwillig überlassen wird. Sollte er nicht mit dem Dänen verabredet haben, daß er mindestens zur Hälfte am Geschäft der Weiterveräußerung in Dänemark beteiligt ist? Damit würde er sich 500 Prozent des durch den Weiterverkauf in Dänemark erzielten Gewinnes in ausländischem Vermögen gesichert haben. Da aber die Stiefel auch in Deutschland einen wesentlich höheren Verkaufswert als 18 Mark beziehungsweise 25 Mark gehabt haben dürften, wahrscheinlich einen solchen, der der Höhe des Gewinnes entspricht, zu dem R. am dänischen Geschäft vermutlich beteiligt ist, also einen fünffach höheren, so ist also mit einem einzigen formal durchaus legalen Geschäfte ein deutscher Millionenwert ins Ausland abgeflossen. Und in welchem Umfange der „deutsche Ausverkauf" ins Ausland gegenwärtig stattfindet, ist ja allgemein bekannt. Natürlich profitiert hiervon nur das mobile Kapital. Das investierte aber hat die Steuer mit allem Drucke zu tragen.

Aber auch hier, könnte man einwenden, tut sich ein Hoffnungsstrahl auf, der die Vernichtung der Produktion hintenan halten wird: das ausländische Kapital wird für das konfiszierte inländische einspringen! Der Ausländer kauft ja schon heute dank dem Stande unserer Auslandsvaluta in Deutschland mit deutschem Gelde deutsche Werte und auch deutsche Unternehmungen zum zwölften Teil ihres deutschen Preises. Welch eine günstige Kaufgelegenheit! In welchen Massen wird das ausländische Kapital hereinströmen und sich diese günstige Gelegenheit zunutze machen! Dieses Bild aufrollen bedeutet eine neue vernichtende Kritik einer Steuerreform, die in solchen Maßnahmen der Enteignung deutschen Vermögens zum Vorteil des Auslandes noch eine Rettung sehen müßte!

Prüfen wir unter diesen Gesichtspunkten das Wort des Reichsfinanzministers: „Eine hohe Steuer ist die beste Sozialisierung." Daß es unrichtig ist, ist nach dem Vorausgesagten klar. Sozialisierung bedeutet: Überleitung des privaten Kapitals und zwar des investierten, der Unternehmungen in die Hand des Staates. Das kann mit einer Steuer nicht erreicht werden. Der Erfolg einer zu hohen Steuer ist entweder Vernichtung der Unternehmungen, der einheimischen Volks-

wirtschaft, also ein Ergebnis, das man nicht mit Steuersozialisierung, sondern nur mit Steuerbolschewismus bezeichnen könnte, oder aber Ausverkauf der deutschen Volkswirtschaft an das Ausland, das heißt die längst gefürchtete Lohnversklavung des deutschen Arbeiters an das ausländische Kapital.

Ob diese Folgen eintreten werden, vermögen wir solange mit Sicherheit nicht zu sagen, als die Regierung eine Bilanz des deutschen Volksvermögens und seiner steuerlichen Leistungsfähigkeit noch nicht gegeben hat. Sie ist mit aller Energie zu fordern und abzuwarten. Eher läßt sich ein endgültiges Urteil über die Gangbarkeit der vorgeschlagenen Steuerwege nicht fällen. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber leider dafür, daß die Steuerwege ungangbar sind. Diese Wahrscheinlichkeit folgt auch noch aus einer anderen Erwägung: wir haben in Nr. 49 dieser Zeitschrift gesehen, daß wir mit einer deutschen Gesamtschuldenlast von 600 bis 800 Milliarden Mark höchstwahrscheinlich zu rechnen haben. Die gesamten Steuern der Steuerreform sollen nach der Mitteilung des Reichsfinanzministers insgesamt nur 24 Milliarden bringen. Damit würden wir nicht einmal die Zinsen dieser Schulden, die 30 bis 40 Milliarden betragen, decken können! Wobei nicht berücksichtigt ist, daß doch die gesamten Verwaltungskosten für das Reich von dieser Summe von 24 Milliarden abzuziehen sind. Unsere Steuereinnahmen, die nur unter Opferung eines erheblichen Teiles unseres Nationalvermögens realisiert werden können, reichen also nicht einmal zur Zinsendeckung. Wie sollen sie uns dann je zur Sanierung führen?

Was aber bleibt übrig, wenn wirklich sich der Versuch der Steuersanierung als zwecklos und ungangbar erweist? Hier steht das gefürchtete Wort „Staatsbankerott". Wir denken nicht daran, uns, solange nicht die Lage geklärt ist, für den Staatsbankerott einzusetzen. Aber man wird doch schon heute nicht umhin können, dieser Möglichkeit ins Auge zu sehen und sich auf sie zu rüsten. Wir haben früher schon angedeutet, daß es sehr fraglich ist, ob wirklich der Staatsbankerott wirtschaftlich eine gefährlichere Operation ist, als die jetzt geplante Steuerreform. Es gibt Formen des Staatsbankerottes, die wirtschaftlich ertragen werden können. Auch Preußen erklärte nach dem Zusammenbruch von 1806 einen Staatsbankerott, der wirtschaftlich wenig Spuren hinterlassen hat. Natürlich kommt eine Nichtigerklärung aller Schulden nicht in Frage. Die eine Maßnahme, die in Frage kommt, und die Preußen seinerzeit ergriff, ist die Sperrung oder wesentliche Herabsetzung des Zinsendienstes für die öffentliche Schuld. Es muß sich uns doch schon jetzt nach den aus dem feindlichen Auslande zu uns herüber gedrungenen Stimmen die Befürchtung aufdrängen, daß nach der Ratifizierung des Friedensvertrages die Entente dank der ihr nach dem Friedensvertrage zustehenden Rechte unsern Haushaltsplan nach ihren Wünschen korrigiert. Sie wird zwar kein Interesse daran haben, die Steuern, die wir jetzt beschließen, zu beseitigen, wohl aber wird sie möglicherweise ihrerseits die Sperrung des Zinsendienstes für die öffentlichen Anleihen befehlen. Damit hätten wir den aufgezwungenen Staatsbankerott, sind aber unsere Steuern quitt und tragen all ihre schädlichen Folgen. Es mag zweckmäßig sein, diese Form des Staatsbankerottes der Initiative der Feinde zu überlassen, darüber soll hier nicht geurteilt werden. Aber einer Erwägung dürfen wir uns nicht verschließen: die jetzige Steuerreform würde, wenn sie Gesetz wird, das arbeitende Kapital überall an empfindlichster Stelle, nämlich in seiner Arbeit treffen. Das Wirtschaftsleben befürchtet schon längst einen Zusammenbruch der Kriegsanleihe, es hat sich in gewissem Maße schon heute darauf vorbereitet. Die Kriegsanleihen sind in großem Umfange schon längst an Stellen im Wirtschaftsorganismus verschoben, wo ihr Zusammenbruch verhältnismäßig ungefährlich wirken wird. Ein jeder kann in seinem Bekanntenkreise darüber Erfahrungen sammeln. Derjenige, der sein Geld für andere Zwecke nötig braucht, hat seine Kriegsanleihe veräußert. Nun gibt es allerdings eine große Gefahr: ein großer Teil der Kriegsanleihen — der Prozentsatz ist nicht bekannt — befindet sich im Besitz der kleinen Sparer oder von Landesversicherungsanstalten oder Sparkassen. Es wäre also die Möglichkeit, daß

diese zusammenbrechen könnten. Wie weit diese Möglichkeit vorhanden ist, kann ohne nähere Einsicht in die tatsächlichen Verhältnisse nicht beurteilt werden. Der kleine Sparer soll also, so wird von den Gegnern der Zinseninhibierung behauptet, besonders getroffen werden, ja Revolution und Aufruhr wird deswegen in Aussicht gestellt. Dem gegenüber ist zu erwägen, daß die Kriegsanleihe sich nur in geringem Maße in den Händen des Proletariats befindet. Wir haben aber absichtlich in den vorhergehenden Ausführungen immer wieder klargelegt, wie schwer der kleine Sparer und der gesamte Mittelstand durch die geplanten Steuern getroffen würde und wir müssen es danach zum mindesten als eine offene Frage hinstellen, ob wirklich die Zinsensperrung der Kriegsanleihe den kleinen Sparer stärker trifft, als die Steuern ihn treffen würden. Auch hier wird die Selbsthilfe im weiten Umfange schon Platz gegriffen haben. Soweit die Landesversicherungsanstalten und Sparkassen in Betracht kommen, haben wir jetzt noch freie Hand zu Hilfsaktionen zur Stütze der Sparkassen und Anstalten, um sie gegen Zusammenbruch zu schützen; zum Beispiel können ihnen noch eine Zeitlang höhere Zinsen gewährt werden. Ob wir, wenn die Feinde uns die Zinsensperrung vorschreiben, zu solchen Hilfsaktionen noch freie Hand haben werden? — Es hängt dann jedenfalls von deren rigorosem Ermessen ab.

Über die Zweckmäßigkeit einer anzustrebenden Zinsensperrung der Kriegsanleihe soll ein Urteil hier nicht abgegeben werden. Daneben steht ja auch noch der weitere Vorschlag einer Zwangsanleihe, der zur Genüge in der Öffentlichkeit erörtert ist und auf den deshalb hier nicht eingegangen wird, ohne daß wir darum ein Gegner dieses Gedankens wären. Seine Verwertbarkeit wird auch mehr von politischen Gesichtspunkten beeinflußt. Es handelt sich für uns hier nur darum, Erwägungen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

Es gibt aber auch noch eine weitere Möglichkeit, die sich durch unsere schlechte Valuta auftut. Diese schlechte Valuta ist im Grunde, wie wir früher gezeigt haben, schon nichts anderes, als ein verschleierter Staatsbankerott, nämlich die Konstatierung der Tatsache, daß unsere schwebende Schuld, denn sie verkörpert sich zum überwiegenden Teile in unserm Papiergelde, nur noch einen Bruchteil ihres eigenen Wertes gilt. Es handelt sich nun darum, diese Tatsache öffentlich durch Gesetz anzuerkennen, ein Weg, der uns gleichzeitig aus unseren Valutaschwierigkeiten herausführt: die Reichsbank wird tunlichst von den Staatsfinanzen losgelöst. Das gesamte vorhandene Papiergeld einschließlich der bisherigen Banknoten der Reichsbank wird von der Reichsbankdeckung losgelöst und gilt nunmehr nur noch als Staatsgeld. Das Verbot des Agiohandels mit Gold wird aufgehoben, die Reichsbank kehrt zur Drittelsdeckung zurück, die bei der Neuausgabe von ihren Banknoten streng gewahrt wird. Die neuen Banknoten dürfen nach zu erlassendem Gesetz nicht mehr gegen Reichswechsel, sondern nur gegen Warenwechsel ausgegeben werden, oder vielmehr der Kredit des Reiches bei der Reichsbank wird gesetzlich limitert. Der Staat erklärt, daß er künftig in Gold zahle oder in goldwertem Papiergeld. Für die neuen Banknoten der Reichsbank bildet sich mit Rücksicht auf die Drittelsdeckung und die Reorganisation der Reichsbank eine konstante Valuta, ähnlich der Friedensvaluta. Das bisherige Papiergeld, das nunmehrige Staatsgeld, behält die niedrige Auslandsvaluta. Durch die Freigabe des Agiohandels mit Gold kommt neues Gold ins Land, und es findet ein Ausgleich der jetzt bestehenden verheerenden Differenz zwischen Inlands- und Auslandsvaluta statt. Die inländische Valuta der Papiermark, die gegenwärtig wesentlich höher, aber infolge des Verbotes des Agiohandels mit Gold völlig verschleiert ist, sinkt, die Auslandsvaluta steigt etwas, so daß sie sich allmählich angleichen. Da die Papiermark im Inlande nunmehr mit Gold käuflich ist, erhält sie an der neu erstandenen inländischen Goldwährung einen klar bestimmten inländischen Kurs. Das Reich macht sich diesen Kurs zunutze, es löst Papiermark zum Goldkurse mit neuen Banknoten oder Gold ein. Es leistet seine Zahlungen mit neuen Banknoten oder Gold oder mit Papiermark zum Goldkurse, das heißt also, es hat das Recht, wenn der Kurs der Papiermark zur Goldmark eins zu zehn ist,

statt einer Goldmark zehn Papiermark zu zahlen. Das Verhältnis ändert sich mit dem wechselnden Kurse. Der Staat darf nach dem Sanierungsgesetz selbstverständlich neues Papiergeld nicht mehr ausgeben. Die Ausgaben müssen, selbst wenn sogenannte soziale Ausgaben in Frage kommen, unter allen Umständen diesem Erfordernis angepaßt werden. Der Staat hat dann entsprechend seiner jeweiligen Leistungsfähigkeit die Möglichkeit, sein altes Papiergeld aus dem Handel zu ziehen, eine langsame Entwicklung ist gewährleistet. Eine brauchbare Auslandsvaluta ist geschaffen, die schwebende Schuld materiell nach dem geltenden Kursstande, also zum Beispiel eins zu 10 herabgesetzt. Das bedeutet einen Akkord des Staates bezüglich der schwebenden Schuld ohne festangegebene Prozente, sondern nach Maßgabe des jeweils geltenden Kurses. Kursschwankungen hat der Staat nicht mehr zu fürchten, da er ja seiner Leistungsfähigkeit den Ankauf des Papiergeldes anpassen kann. Natürlich findet mit fortschreitendem Aufbau eine Versteifung des Papiermarkkurses statt, die dann einen jedermann sichtbaren Maßstab der Gesundung der Staatsfinanzen abgibt.[1])

Natürlich ist eine solche Maßnahme nur denkbar unter gleichzeitiger völliger Öffnung der Grenzen und dementsprechend völligem Abbau der Zwangswirtschaft, denn diese beiden Umstände sind die Ursache geworden für unsere schlechte Valuta und für die Verschiedenheit der inneren Valuta von der äußeren. Darum gehört die nähere Erörterung über dieses Problem in einen anderen Zusammenhang, und es kann hier nur in allgemeinen Umrissen angedeutet werden. Die Aufsatzfolge über unsere Steuerreform sollte aber nicht geschlossen werden, ohne darauf hinzuweisen, daß es auch noch andere Wege zur Gesundung und zum Wiederaufbau gibt als Steuerreformen.

Tschecho-Slowakei

Eine Erwiderung von Prof. Dr. Benno Imendörffer

Der Aufsatz von Menenius über die Tschecho-Slowakei hat in unserem Leserkreise mehrfach Widerspruch erregt. Wir haben in Nr. 51 einen Brief aus Böhmen veröffentlicht, der sich gegen Menenius wendet. Die folgenden Betrachtungen ergänzen die dort vorgebrachten Einwände und sollen deshalb unseren Lesern nicht vorenthalten werden. D. Schriftltg.

Die Grenzboten bringen in ihrer Nr. 46 d. J. einen mit Menenius gezeichneten Aufsatz über die Tschecho-Slowakei, der nicht unerwidert bleiben darf, da er geeignet ist, völlig falsche Vorstellungen über das Verhältnis der Deutschen zu dem neuen tschecho-slowakischen Staate zu erwecken. Ich weiß nicht, woher der Verfasser seine Nachrichten bezieht und worauf er seine Urteile stützt, sicher aber ist, daß diese nicht mit den Anschauungen des österreichischen Deutschtums übereinstimmen. Es sei daher gestattet, in folgendem die Auffassung der Nächstbeteiligten, also der Deutschen in Österreich und in den Sudetenländern selbst, zum Ausdrucke zu bringen.

Von Nebendingen absehend, will ich nur auf die wichtigsten Stellen des fraglichen Aufsatzes eingehen, die mir einer Berichtigung dringend bedürftig zu sein scheinen.

[1]) Ein teilweise ähnlicher Vorschlag findet sich auch in Nr. 614 der „Deutschen Tageszeitung“ vom 9. Dezember dieses Jahres.

Wenn behauptet wird, daß zwar die Klagen der Deutschen über tschechische Bedrückung objektiv berechtigt seien, dann aber gesagt wird: „Aber es liegt doch auch im Wesen gewaltsamer und plötzlicher Veränderungen innerhalb eines Staatswesens begründet, daß sie sich nicht in der Form anpassenden Wachstums, sondern als über das eigentliche Ziel hinausgehende Reaktionen vollziehen. Tatsache ist doch, daß sich die Tschechen, gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht, unterdrückt gefühlt haben; daß sie nun, da sie das Heft in der Hand haben, ihrerseits unterdrücken wollen, liegt in der menschlichen Natur", so fordert hier doch alles zum Widerspruche heraus. Ich möchte dagegen folgendes einwenden: Zunächst ist es ganz und gar nicht belanglos, ob die Tschechen sich im alten österreichischen Staate mit Recht oder Unrecht bedrückt fühlten. In Wirklichkeit fühlten sich vielmehr „die Tschechen", d. h. die Masse des tschechischen Volkes überhaupt nicht bedrückt, denn sie hatte dazu schon seit Jahrzehnten nicht den geringsten Grund. Die Sache liegt vielmehr tiefer und Menenius irrt, weil er die historischen Grundlagen nicht kennt oder nicht auf sie Bezug nimmt. Es ist eine uralte Lehre des tschechischen Nationalismus, die bis auf das fünfzehnte Jahrhundert zurückgeht und zum erstenmal rückhaltslos von Johann Hus, der weit mehr nationaler als religiöser Apostel gewesen ist, ausgesprochen wurde, daß die Deutschen in den Sudetenländern fremde Eindringlinge seien, die wieder vertrieben werden müßten. Diese aller geschichtlichen Berechtigung entbehrende Lehre wurde sodann von den Führern der tschechischen Bewegung im neunzehnten Jahrhundert aufgenommen und bildet die Hauptwaffe in der rücksichtslosen Bekämpfung des sudetenländischen Deutschtums. Die Masse des tschechischen Volkes hat sich indessen bis in die neueste Zeit keineswegs bedrückt gefühlt, es war vielmehr ausschließlich das Werk der Führer, die teils aus rein nationalen, bis zu einem gewissen Grade also idealistischen, teils aber aus Gründen des Brotneides, also aus nichts weniger als idealen Beweggründen, deutschfeindliche Gesinnung künstlich ins Volk trugen. Nun kann aber auch von einer Reaktion, wie sie Menenius annimmt, nicht wohl die Rede sein, denn die Bedrängung und Mißhandlung — im vollsten Sinne des Wortes — der Deutschen ist keine neue Erscheinung, sie bestand vielmehr bereits unter der österreichischen Herrschaft und erfreute sich der stillschweigenden und wohlwollenden Duldung der k. k. Regierung ganz ebenso, wie heute der tschechoslowakischen. Hier handelt es sich also nicht um ein Novum, sondern es läßt sich eine strenge Kontinuität feststellen, wenn auch die Formen der Deutschenverfolgung heute noch ungeniertere geworden sind. Was den Hinweis auf den letzten Kabinettswechsel in Prag und die scheinbar freundlichere Haltung Masaryks und des Ministers Benesch gegen die Deutschen betrifft, so gehört die ganze altgewohnte Naivität des Reichsdeutschen dazu, um zu glauben, daß die Erklärungen der genannten tschechischen Staatsmänner „auch im Grunde ehrlich gemeint sind". Wir Deutsch-Österreicher wissen durch jahrzehntelange schmerzliche Erfahrung, was wir von ihnen zu halten haben. Irrig ist denn auch die Auffassung, als handele es sich bei der Bedrückung der Deutschen um mehr oder weniger häufige Fälle, die aber doch nur vorübergehende Ausbrüche des augenblicklich überhitzten tschechischen Nationalgefühles seien und keineswegs den Absichten der Regierung entsprächen. In Wahrheit handelt es sich vielmehr um ein wohlüberlegtes System und die Regierung ist, wenn nicht unmittelbare Veranlasserin dieser Dinge, doch deren wohlwollende Zuschauerin. Was die Aufhebung deutscher Schulen betrifft, deren Berichtigung „von hier aus", soll wohl heißen von Berlin aus, nicht nachgeprüft werden kann, so vermögen wir hier in Wien diese Nachprüfung sehr wohl vorzunehmen und nehmen sie ständig vor. Die in der Hauptleitung des Deutschen Schulvereins, der Schreiber dieses selbst angehört, ständig einlaufenden Berichte lassen mit aller nur wünschenswerten Klarheit erkennen, daß in weitaus den meisten Fällen reine Gewaltakte ohne jede innere Berechtigung vorliegen. Wenn z. B. Schulen, die von mehr als achtzig deutschen Kindern besucht werden, obgleich die Zahl von vierzig gesetzlich als Verpflichtung zur Errichtung einer der Nationalität der Kinder entsprechenden Schule festgesetzt ist, gesperrt werden, so

sagt dies wohl genug. Andererseits werden deutsche Beamte unter der Androhung sofortiger Entlassung genötigt, ihre Kinder in die tschechische Schule zu senden, auch wenn die bestehende deutsche Schule vollständig lebensfähig, ja überfüllt ist. Auf diese Weise wird sie dann allerdings „überflüssig" gemacht. Daß derartige Maßregeln aber nicht ohne Kenntnis der Regierung durchgeführt werden können, wird wohl auch Menenius zugeben.

Was die vom Verfasser den Deutschböhmen — übrigens ein viel zu enger Begriff, es muß heißen den sudetenländischen Deutschen — empfohlene Haltung betrifft, so sind wir in Deutsch-Österreich auch hier keineswegs seiner Meinung. Daß der Anschluß an Deutsch-Österreich schwierig gewesen wäre, mag zugegeben werden, daß er unmöglich war, ist dagegen nicht richtig. Hätte man im entscheidenden Augenblicke, d. h. beim Zusammenbruche der österreichischen Kriegsfront, dafür Sorge getragen, wie es auf tschechischer Seite der Fall war, daß die deutschen Regimenter im Besitze ihrer Waffen und ihrer Führung geblieben wären, hätte nicht die kurzsichtige deutsch-österreichische Regierung sich selbst sofort aller Möglichkeit bewaffneten Widerstandes begeben, die Sache wäre völlig anders verlaufen. Politisch wie militärisch versagte der Apparat in kläglicher Weise. Nur dadurch war es den Tschechen möglich, ihr sogenanntes „Staatsrecht" aus seinem papiernen Dasein in die Wirklichkeit zu übersetzen. Die Existenzfähigkeit des tschechischen Staates kann aber doch unter keinen Umständen eine Sorge der Deutschen sein. Die deutsche Irredenta, ob sie sich als solche bekennt, ja selbst, ob sie heute schon im deutschen Bewußtsein zu voller Klarheit gelangt ist oder nicht, besteht im Keime unter allen Umständen und soll uns eine Zukunftshoffnung bleiben, die wir mit treuester Sorgfalt hüten und pflegen wollen. Was Menenius fordert, ist nicht mehr und nicht weniger als der Verzicht auf vier Millionen deutscher Stammesbrüder zugunsten der Lebensfähigkeit des tschechischen Staates. Die regionale Autonomie wird dabei, ganz im Gegensatze zu den Ansichten des Menenius, das nächste Ziel der deutschen Politik in Böhmen und Mähren sein müssen. Hier handelt es sich um Sein oder Nichtsein des Deutschtums, denn bei völliger Hingabe an den tschecho-slowakischen Staat ist angesichts der planmäßigen Durchsetzung des deutschen Sprachgebietes mit tschechischen Minderheiten an eine Rettung und Erhaltung der deutschen Siedlungsgebiete überhaupt nicht zu denken. Von einem vertrauensvollen Zusammenarbeiten mit den Tschechen kann man nur sprechen, wenn man die tschechischen Mentalität nicht kennt; ein derartiges Zusammenarbeiten bedeutete lediglich die Selbstaufgabe der Deutschen. Der Umstand, daß bei den letzten Gemeinderatswahlen in Prag auch zwei oder drei Vertreter der Deutschen gewählt wurden, besagt für die versöhnliche Haltung der Tschechen gar nichts; sie ist lediglich eine Folge des neuen Proporzionalwahlsystems, in dem die Deutschen entsprechend ihrer Zahl, rein mechanisch einige wenige Sitze erlangen mußten, während das frühere Bezirkswahlsystem ebenso natürlich es unmöglich machte, einen deutschen Vertreter durchzusetzen, da die Deutschen in keinem Bezirke der Stadt die Mehrheit besaßen. Der Proporz aber wurde selbstverständlich nicht den Deutschen zuliebe, sondern auf Verlangen der Sozialdemokraten tschechischer Nationalität eingeführt. Damit fällt auch dieses Beweismittel des Verfassers für die freundliche Stimmung der Tschechen in nichts zusammen. Übrigens hat ja auch die Behandlung der deutschen Gemeinderäte bei ihrem ersten Auftreten keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß man tschechischerseits von ihrem Dasein keineswegs erbaut ist.

Den letzten Teil seiner Ausführungen widmet Menenius der Darlegung der inneren Schwierigkeiten des tschecho-slowakischen Staates und hier können wir im ganzen mit Zustimmung folgen. Freilich scheint er mir die Tragweite der herrschenden Zustände zu unterschätzen. Der tschecho-slowakische Staat, wie er ist, bildet eine schlechte Nachbildung des zertrümmerten Habsburgerstaates, noch genauer eigentlich des Ungarns, wie es bis 1918 bestanden hat. Die Stellung der Tschechen zeigt ganz auffallende Ähnlichkeit mit der der Magyaren im alten Ungarn: ein herrschendes Staatsvolk neben mehreren fremdstämmigen Völkern.

Aber so wie die Magyaren niemals die Mehrheit in Ungarn gebildet haben, so stehen auch hier den sechseinhalb Millionen Tschechen rund sieben bis siebeneinhalb Millionen Slowaken, Deutsche, Polen, Ruthenen und Magyaren gegenüber. Diese Tatsache eröffnet sehr trübe Aussichten für die Zukunft des tschechischen Staates und gerade deshalb Hoffnungen für die sudetenländischen Deutschen. Aus diesem Grunde ist es völlig unbegreiflich, wie man ihnen den Rat erteilen kann, sich in ein Staatswesen, das ihnen seiner Natur nach niemals zum Vaterlande werden kann, dessen Konsolidierung andererseits menschlicher Voraussicht nach noch in weiter Ferne steht, ja überhaupt fragwürdig ist, mit vollem Bewußtsein als überzeugte Staatsbürger einzugliedern. Auf tschechischer Seite erwartet man es auch gar nicht.

Was endlich die Abstimmung im Teschener Gebiete betrifft, so ist diese Frage keineswegs so klar, wie sie Menenius erscheint. Die Deutschen haben gute Gründe anzunehmen, daß es für sie vorteilhafter wäre, unter polnische als unter tschechische Herrschaft zu kommen, da die wirtschaftlich geringere Tüchtigkeit der Polen, gerade nach dieser Hinsicht für die Deutschen günstigere Bedingungen bietet.

Die wirtschaftlichen Wettbewerber in Südrußland

Von Johann Günther, wissenschaftl. Hilfsarbeiter beim Zweckverband Ost

Europa arbeitet fieberhaft an dem Wiederaufbau seines Wirtschaftslebens. Angesichts der zahllosen Verbindungen und Durchdringungen der Wirtschaftsinteressen eines Staates mit denen des anderen kann von dem Aufbau eines geregelten Wirtschaftslebens in einem Lande solange nicht die Rede sein, als wirtschaftliche Struktur und Beschaffenheit der mit ihm in wechselseitiger Beziehung stehenden oder auf sie angewiesenen Länder außer Betracht gelassen werden.

Hierher gehört das große Wirtschaftsproblem der Gegenwart: Rußland. Der Wiederaufbau Rußlands und die Ausnützung seiner wirtschaftlichen Möglichkeiten bildet für alle europäischen Staaten, insbesondere aber für Deutschland, die wirtschaftliche Sorgen- und Hoffensfrage. Europa richtet heute seine Augen nach dem Osten. Es ist außerordentlich schwierig, bei einer Betrachtung über die wirtschaftliche Zukunft des nahen Ostens die politische Gestaltung der Dinge, wie sie heute liegen, als Berechnungsfaktor in Anschlag zu bringen. Allerdings läßt sich heute schon im Südosten Europas eine Art labiles Gleichgewicht, wenn auch noch lange keine endgültige Klärung und politische Regelung feststellen. Auch die Frage, ob Sowjetrußland sich den früheren Verhältnissen nähern und zum kapitalistischen System zurückkehren wird, dürfte trotz der bereits stark sich geltend machenden Anzeichen im bejahenden Sinne noch nicht beantwortet werden können. Eines steht jedoch fest, daß die kommunistischen Experimente der bolschewistischen Regierung zu einer völligen Desorganisation und Lähmung des Wirtschaftslebens geführt haben und daß eine Abkehr vom alten und eine Umkehr zu einem neuen System stattfinden muß.

Südrußland oder die Ukraine, die längere Zeit hindurch für die Weltwirtschaft so gut wie wertlos war, und dessen Bewohner seit mehreren Jahren den größten Mangel an notwendigen Gegenständen des häuslichen Bedarfs, sowie an Produktions- und Verkehrsmitteln leiden, erholt sich, seit es durch die Denikinsche freiwillige Armee von der Bolschewistenherrschaft befreit wurde, immer mehr, und die Lage dieses an Bodenschätzen, Rohstoffen und landwirtschaftlichen Pro-

dukten reichsten Teiles des früheren riesigen Zarenreiches, gestaltet sich zusehends günstiger. Die Bedürfnisse Südrußlands wachsen ins Riesenhafte. Fast alle Fertigfabrikate fehlen nahezu völlig. Vor allem sind landwirtschaftliche Maschinen, insbesondere Sä- und Dreschmaschinen, Pflüge und ähnliches, vom Marktbilde verschwunden; nach dem Bericht eines englischen Kaufmannes, dessen Ziffern zu gering angesetzt sein dürften, braucht Südrußland nicht weniger als 2000 Müllereimaschinen; ebenso fehlt es an Werkzeugen für alle Handwerkerzweige; chemische Produkte erreichen Preise, die sich dem bolschewistischen Wertungssystem nach Maß und Gewicht anreihen. Ersatz der verbrauchten Textilien schafft bittere Not.

Angesichts dieser Lage werden von der Denikinschen Regierung die erdenklichsten Anstrengungen gemacht, das wirtschaftliche Leben des Landes einigermaßen geregelten Verhältnissen zuzuführen, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Denikin hat einen Wirtschaftsrat ernannt, der alle Fragen des Außenhandels von Südrußland in sein Arbeitsgebiet aufgenommen hat. Dieser Wirtschaftsrat hat die Aufgabe, alle nach Südrußland eingeführten Artikel nach den Schwarzmeerhäfen zu lenken und nach Bedarf unter die Armee, die städtische und die Dorfbevölkerung zu verteilen. In Noworossijsk befindet sich eine Abteilung des südrussischen Handelsministeriums. Sie hat die Aufsicht über die Ausfuhr und die Erhebung der Zölle. Sie besorgt die Ausladung der ausländischen Dampfer. Über den bereits eingesetzten Warenverkehr nach Südrußland berichtete der „Prisyw" am 16. Dezember 1919, durch das Öffnen der Dardanellen habe sich eine derartige Überfüllung der südrussischen Zollstationen eingestellt, daß ein Stillstand des Verkehrs einzutreten drohte. Hierauf hat die südrussische Regierung die Waren des dringenden Bedarfs und die Produktionsgeräte für zollfrei erklärt. Von den übrigen Waren wird ein Zoll bis 10 Prozent ihres Wertes erhoben. In Noworossijsk betrugen die Zolleinnahmen für die letzten acht Monate etwa 15 Millionen Rubel. Unter den Zollämtern steht an erster Stelle Odessa. In den Hafenstädten wurden auf Anlaß der südrussischen Regierung neue Dampferlinien gegründet. Die bestehenden Reedereien nehmen ihre Tätigkeit wieder auf, knüpfen neue Handelsbeziehungen an oder versuchen alte Fäden aufzunehmen, die der Krieg und die Bolschewistendiktatur zerrissen und zerstört haben.

Die Ententestaaten, die die antibolschewistische Aktion Denikins mit Geld und Material unterstützt haben, laufen sich in der Belieferung Südrußlands mit den notwendigen Waren den Rang ab und es ist für die deutsche Außenpolitik bezeichnend, daß nach dieser Richtung hin von England erfolgreiche Anstrengungen gemacht werden konnten, ohne daß die auf alten und geschätzten Beziehungen ruhenden deutschen Interessen ausreichend hätten gesichert werden können. Englands Handelspolitik tritt hier klar zutage: sie will sich in Südrußland ebenso wie in den neugebildeten Randstaaten alte Märkte wiedererobern und, die politische und wirtschaftliche Konjunktur nützend, neue Märkte aufschließen.

Amerika beteiligt sich in erheblichem Maße an dem langsam aufrollenden wirtschaftlichen Wettkampf in Südrußland, ohne indessen den bei weitem größten Einfluß Englands im Süden Rußlands eindämmen zu können. Die englische Diplomatie hat dem General Denikin eine eigene Wirtschaftskommission zugeteilt und fordert englische Firmen auf, die sich um den russischen Markt zu bemühen beabsichtigen, ihre Offerten an die Wirtschaftskommission in Rostow am Don einzusenden. Verschiedene englische Handelssachverständige sind dort tätig, um zuverlässige Nachrichten für den englischen Handel zu liefern. In diesem Zusammenhange sei auf einzelne Stellen eines englischen Berichts aus Berdiansk aus dem „Board of Trade Journal" hingewiesen: „In Südrußland herrscht, wie in ganz Rußland, höchster Bedarf an allen Fertigwaren. Rußland hat zwar kein Kapital, dafür aber enorme natürliche Hilfsquellen: reiche Bodenschätze und eine entwicklungsfähige Landwirtschaft. Dringend gebraucht werden landwirtschaftliche Maschinen und zu ihrer Ausbesserung Textilwaren und Werkzeuge. Der südrussische Markt verspricht ein Markt geschäftlichen Wettbewerbes zwischen den Industrienationen zu werden, und wer als erster gut und billig liefert, wird dort die erste Rolle spielen."

Wie weit die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Südrußland und England gediehen sind, zeigt die Einrichtung einer Handelsagentur der südrussischen Regierung in London S. W. 7 Cornwall gardens 58. Die aus Südrußland nach England kommenden Waren werden unter der Kontrolle der Handelsagentur veräußert. Schon vor einigen Monaten ist in England der Dampfer „Edenhall" mit einer Ladung von Wolle, Borsten, Roßhaar usw. im Werte von 200 000 Pfund eingetroffen. Die Ausfuhr aus Südrußland ist zollfrei. Bei Einfuhr von Waren, deren Bewertung im Vergleich zu den gegenwärtigen Kosten niedrig erscheint, kann die südrussische Zollbehörde einen Aufschlag von 20 Prozent auf die Waren vornehmen. Diese Befugnis wird hinsichtlich der aus England eingeführten Waren nicht ausgeübt, wenn der Wareneigentümer sich seinen Frachtbrief durch den Londoner Agenten der russischen Handels- und Industrieabteilung oder durch amtliche Persönlichkeiten oder Behörden in England bescheinigen läßt. Die englische Einfuhr nach Rußland wird von Januar bis September auf über 10 Millionen Pfund bewertet. Nach der „Rußkaja Shisn" vom 1. November werden für die Einfuhr aus Amerika für dieselbe Zeitdauer 2 Millionen Pfund genannt und für die aus Frankreich 415 000 Pfund.

Frankreich, das große Kapitalien in Rußland und besonders in südrussischen Unternehmungen investiert hat, versucht ebenfalls den südrussischen Markt zu gewinnen. Vor einigen Monaten ist in Frankreich zur Förderung des Außenhandels eine neue Bank unter Beteiligung des Staates unter dem Namen „Banque Nationale du Commerce Extérieur" gegründet worden, die insbesondere den Handel nach Osteuropa unterstützen soll. Eine Unterorganisation dieser Bank ist das „Comité National d'Expansion Economique dans l'Europe Orientale", das aus Mitteln verschiedener anderer großer Bankinstitute gegründet worden ist und zum Ziele hat, die deutsche Exportindustrie auf den Märkten Osteuropas zu ersetzen. Vor einiger Zeit ist der französischen Regierung eine Denkschrift des russischen Ingenieurs Balachowski zugegangen, die interessante Aufschlüsse gibt über Mittel und Wege, die die ententefreundlichen russischen Kreise mit Aussicht auf Erfolg empfehlen zu können meinen. In der Denkschrift wird als einziges Mittel Rußland zu helfen, die Lieferung von Waren gegen langjährige Kredite vorgeschlagen, wobei die Kreditgewährung nicht der russischen Regierung, sondern dem vereinigten russischen Syndikat zuteil werden soll. An einer Stelle sagt die Denkschrift, daß, je eher die Unterstützungsaktion in Angriff genommen werde, desto mehr die Anwartschaft Deutschlands, Rußland in seiner Not zu Hilfe zu kommen, an Aussicht verliere!

In reger Weise betätigen sich auch die Amerikaner bei der Aufnahme der Wirtschaftsbestrebungen zu Südrußland. Eine Kommission aus Vertretern amerikanischer Handels- und Finanzkreise, an deren Spitze Rockefeller steht, ist nach Rostow am Don entsandt worden, um mit der südrussischen Regierung in Angelegenheit der Verleihung amerikanischer Kredite zu verhandeln. Diese Kredite sollen zu einem bedeutend niedrigeren Kurse als dem Börsenkurse der südrussischen Regierung zur Hebung des Rubelkurses überlassen werden. Nach amerikanischen Konsularberichten ist die Nachfrage nach Automobilen in Rußland außerordentlich gestiegen. Besonders werden die billigen und stabilen Wagen sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande dringend verlangt. Früher hat Rußland, da es selbst fast keine Automobile gebaut hatte, Automobilteile aus Deutschland bezogen und diese in Rußland zusammengestellt. Der „Russian Outlook" vom 27. September schreibt, daß bei dem Automobilmangel der Umstand eine große Rolle spielt, daß die Erweiterung des Eisenbahnnetzes während des Krieges fast keine Fortschritte gemacht hat, die Verkehrsverhältnisse auf den Bahnen infolge des Mangels an Verkehrsmitteln kläglich und die an und für sich schlechten Landstraßen noch weiter in Verfall geraten sind. Eine ganze Anzahl Waren sind bereits aus Südrußland nach Amerika abgegangen. In New York sind mit dem Dampfer „Wladimir" 3000 Tonnen Manganerz, Schafwolle, Pottasche, Tabak, rohe Lammfelle und Quecksilber eingetroffen.

Italien folgte dem Beispiel seiner Bundesgenossen und entsandte nach Übereinkunft mit Denikin zwei Kommissionen von Sachverständigen in das Donezbecken. Diese haben dort nach einiger Zeit noch vollständig unausgebaute Kohlengruben festgestellt, die auf etwa 50 Milliarden Tonnen geschätzt werden. Italien, das nicht nur auf der Suche nach dem für ihn so nötigen schwarzen Edelstein ist, sondern auch nach einer Bezugsquelle für landwirtschaftliche Erzeugnisse Ausschau hält und den Tiefstand des Rubels ausnützt, entsendet nach der Ukraine Handelssachverständige, um Verträge über Lieferung russischer Kohle und russischer Rohstoffe abzuschließen.

Auch die Schweiz, die vor dem Kriege ansehnliche Handelsbeziehungen zu Rußland hatte, nach dem sie für etwa 60 Millionen Francs Waren exportierte, bereitet sich, da der Bedarf nach Schweizer Waren um das fünf- bis sechsfache gestiegen ist, zur Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen vor. Die Gesellschaft für Warenaustausch in Bern hat die Organisation des Handels mit Südrußland begonnen, wie „Rußkoje Djelo" vom 22. November 1919 berichtet.

Der größte Teil der russisch-belgischen Gesellschaften, die insbesondere an der südrussischen Montanindustrie interessiert sind, beginnen mit den Vorarbeiten zur Wiederaufnahme der Tätigkeit in den Betrieben. Von hier aus erklärt sich die große Nachfrage nach Zarenrubeln in Brüssel, die dort höher bewertet werden, als in den übrigen Teilen Europas. Infolgedessen ist der Rubelkurs in Belgien gestiegen — ein Streiflicht auf die Tatsache, daß sich das organisierte Rubelschiebertum des Ostens auf Deutschland als den gegenwärtig lieferungsfähigsten Rubelmarkt gestürzt hat — und das Interesse für russische Effekten erwacht.

Außer den nordischen Staaten, die wegen ihrer Lage mehr für Handelsbeziehungen mit Nordrußland in Frage kommen, sind es die beiden russischen Nachbarn, die Tschecho-Slowakei und Polen, die an der russischen Wirtschaft unmittelbar am meisten interessiert sind. Für die Handelsbeziehungen der beiden letzten Staaten mit Südrußland spricht noch das günstigere Verhältnis der polnischen und tschechischen Valuta zum russischen Rubel, während der alte Zarenrubel und die englische Valuta in Südrußland im Oktober d. J. noch im Verhältnis von 1 : 40 standen.

Polen, das empfindlichen Rohstoffmangel sowie Mangel an bestimmten landwirtschaftlichen Produkten hat, versucht auf dem Wege des Austausches gegen Erzeugnisse der polnischen Industrie das Fehlende aus Rußland zu erhalten. Vor kurzem hat die Vereinigung der Lodzer Fabrikanten eine Kommission für den Handel mit dem Auslande gegründet. Diese hat aus ihrer Mitte eine Delegation gewählt, die sich mit Textilwaren im Werte von 20 Millionen Mark nach Rostow am Don begeben hat. In Warschau ist eine „polnische Ostgesellschaft" ins Leben gerufen worden, der Lednicki, der bekannte Verständigungspolitiker zwischen Rußland und Polen vorsitzt. Die polnische Ostgesellschaft beschloß nach Verhandlungen mit der russischen diplomatischen Mission in Warschau unter Zuziehung polnischer Handels- und Finanzkreise für den zukünftigen polnisch-russischen Handelsvertrag folgende Richtlinien aufzustellen:

1. Als Ort für den polnisch-russischen Warenaustausch wird der rumänische Hafen Galaz bestimmt.

2. Es ist eine Liste auszutauschender Waren zusammenzustellen; die auf der Liste stehenden Waren sollen zollfrei sein.

3. Die Lieferung erfolgt unter beiderseitiger Garantie.

4. Als Zahlungseinheit gilt der Schweizer Francs.

5. Es wird die Bildung eines Syndikats für Aus- und Einfuhr ins Auge gefaßt.

Nach neueren Meldungen ist zwischen Polen und Rußland ein Abkommen getroffen worden, wonach Polen nach Rußland Fabrikate gegen Rohstoffe und Lebensmittel liefert. Beim Zolltarif soll hierbei das Meistbegünstigungsrecht angewendet werden.

Die Tschecho-Slowakei, die für ihre hochentwickelte Industrie ebenfalls Absatzgebiete und Bezugsquellen für Rohstoffe sucht, hat in Erkenntnis ihrer wirtschaftlichen Struktur sich nicht umsonst für unmittelbare Grenzen mit Rußland ausgesprochen. Die Marktverhältnisse in Südrußland bieten für die tschechische Industrie größtes Interesse. Im tschechischen Staate herrscht allgemein die Überzeugung, daß seine Industrie die starke wirtschaftliche Konkurrenz der Engländer in Südrußland ferner die der Amerikaner, Franzosen und in letzter Zeit auch der Japaner, die alle den Ententeländern und Amerika entgangenen Märkte für sich zu gewinnen suchen, nicht zu fürchten habe, denn die Nachfrage sei in Südrußland sehr groß und die anderen Länder lieferten vorzugsweise Qualitätswaren und zu höheren Preisen. In tschechischen Textilindustriekreisen hofft man sehr stark, aus Südrußland auf dem Wege der Kompensation Wolle erhalten zu können. Schon im Oktober dieses Jahres hat das südrussische Handelsministerium den Vorsitzenden des Zentralverbandes der Kreditgenossenschaften Südrußlands Marakujeff nach Prag entsandt, um mit tschechischen Firmen Verträge abzuschließen.

Stellt man diese um zahlreiche Beispiele erweiterungsfähigen Tatsachen zu einem Gesamtbild zusammen, so zeigt sich dem Betrachter der deutschen Außenwirtschaft, daß die Frage der Handelsbeziehungen zu Südrußland aus dem Rahmen der theoretischen Erwägungen heraus zwingend ins Gebiet der praktischen Betätigung verweist. Welche Folgerungen für die deutsche Handels-, Industrie- und Finanzwelt zu ziehen sind, liegt klar auf der Hand. Im Westen durch den Friedensvertrag gebunden und gedrückt, hat Deutschland vor allem an die Wiederanknüpfung der Beziehungen zu den Ländern zu denken, in denen die Unterhaltung des Verkehrs mit Deutschland zu den Überlieferungen gehört. Dazu zählen zuvörderst die Gebiete des Ostens, voran die Ukraine, die der Weltwirtschaft wieder erschlossen wird. Dort liegt eine der Hauptaufgaben des deutschen Handels und der deutschen Wirtschaft.

Und hier sollte unsere im Entstehen begriffene Wirtschaftsdiplomatie für zukünftige Handelsbeziehungen mit Südrußland vorwiegend der Deutschen sich bedienen, die dort in zahlreichen Ansiedlungen in Podolien, Wolhynien, an der Küste des Schwarzen Meeres, besonders um Odessa, in Taurien und an der Wolga wohnen. Sie sind die besten Kenner russischer Verhältnisse und die geeignetesten Vermittler im Handel mit Rußland. Vertreter der Deutschen in Südrußland befinden sich seit geraumer Zeit in Berlin, um mit deutschen nach Rußland interessierten Handels-, Industrie- und Finanzkreisen Fühlung zu nehmen.

Will der deutsche Ausfuhrhandel die südrussischen Märkte gewinnen, so ist bei dem ansteigenden wirtschaftlichen Wettbewerb im Südosten Europas schnelles und zielklares Handeln geboten, wozu wir — fast in erster Linie — konsortiale Beschaffung russischer Valuta unter Ausnutzung des heutigen disagios rechnen müssen.

Der Untergang des Abendlandes

Von Dr. R. Schacht

Kaum immer von dem rasch und in weiten Kreisen berühmt gewordenen Buche Oswald Spenglers (Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1918) die Rede gewesen ist, habe ich an die alte Voltaireanekdote denken müssen, die man aus dem Ploetz kennt: eine Reihe gelehrter Zeitgenossen des großen Schriftstellers sitzen beisammen und sind sich völlig einig in der Anerkennung seiner Bedeutung, „nur", fügt ein jeder seinem Lobspruch hinzu, „hätte er nicht über mein Fach schreiben sollen, denn davon versteht er nun leider rein gar nichts. Aber sonst kann seine Bedeutsamkeit kaum bestritten werden." Ganz so sprechen die Fachleute von Spengler. Wen ich auch interpelliert habe, Mathematiker, Historiker, Kunsthistoriker, Literarhistoriker, Philosophen, Musiker, keiner war mit den Darlegungen Spenglers, soweit sie in sein eigenes Fach einschlugen, einverstanden, erklärte sie für einseitig, schief gesehen, tendenziös ausgesucht oder geradezu als falsch. Und doch hörte man immer wieder und fast allgemein, daß es ein überaus anregendes Buch sei. Letzteres mindestens muß stimmen, denn wenn der erste Band eines wissenschaftlichen, keineswegs immer ganz leicht zu lesenden Buches von über 600 Seiten Großoktav nach Jahresfrist bereits in dritter Auflage vorliegt, so muß es der Zeit irgendwie etwas bieten und verdient eine ausführliche Betrachtung auf alle Fälle. Und daß die Ansichten der Fachleute nicht immer maßgebend sein müssen, lehrt die Geschichte der Genies auf Schritt und Tritt.

Der große Erfolg des Buches ist wohl vornehmlich aus dem Umstand zu erklären, daß es eine Deutung der Zeit bringt. Angesichts des riesigen Chaos, in das die Welt während des Krieges und während der Erschütterung durch den Bolschewismus zu versinken drohte, angesichts der fast allgemeinen Ermüdung, Enttäuschung, der weitverbreiteten moralischen Fäulnis, des als peinlich empfundenen Epigonentums, mag sich mancher gefragt haben: wohin treiben wir? wo ist eine Rettung vor all dem? Was können wir tun, damit wir wieder selig werden? Und wenigstens auf die erste dieser Fragen gibt das Spenglersche Buch eine Antwort (oder scheint sie doch zu geben). Es lehrt die Erscheinungen der Zeit werten, den roten Faden in all den Wirrnissen zu erkennen, einen Wegweiser durch all die als quälend empfundene Wirrnis. Spengler behauptet: wir sitzen alle auf einem welkenden Ast, das Abendland ist im Untergang begriffen, eine Epoche der Geschichte geht zu Ende. Wir stehen mitten im Übergang von der Kultur zur Zivilisation. Wir gehen alle unvermeidlich und unabwendbar einem Ende entgegen.

Dies sieht nun auf den ersten Blick keineswegs begeisternd aus und man könnte die Frage aufwerfen, ob das Buch, das solcherart dem Leser für sich und seine Kinder das lähmende Bewußtsein einhämmert, zu spät auf die Welt gekommen zu sein, die Jugend, die Mannesgröße seiner Menschheitsepoche nicht mehr miterlebt zu haben und sich mit der kalten skeptischen Gebrechlichkeit des Alters zufrieden geben zu müssen, nicht vielleicht selbst nur eine Äußerung der Zeit ist, die an sich selbst verzweifelt, der die Zügel zur Bewältigung des Lebens aus den Händen gleiten. Spengler selbst bekennt sich zwar mit Energie zur Gegenwart. „Ich liebe die Tiefe und Feinheit mathematischer und physikalischer Theorien, denen gegenüber der Ästhetiker und Physiolog ein Stümper ist. Für die prachtvoll klaren, hochintellektuellen Formen eines Schnelldampfers, eines Stahlwerkes, einer Präzisionsmaschine, die Subtilität und Eleganz gewisser chemischer und optischer Verfahren gebe ich den ganzen Stilplunder des heutigen Kunstgewerbes samt Malerei und Architektur hin." Aber diese Bewunderung mutet bei jemandem, der für Dante und Wolfram von Eschenbach, für Leibniz und Rembrandt, für Mozart und Goethe soviel echte Begeisterung zeigt, ein wenig krampfig an, als ein Jasagen

um jeden Preis. Ist sie aber in beiden Fällen echt, so ist nicht einzusehen, warum es sich um einen „Niedergang" handeln soll und warum nicht einfach um eine Wandlung. „Nicht umsonst verachtete der echte Römer den Graeculus histrio, den ‚Künstler', den ‚Philosophen' auf dem Boden römischer Zivilisation. Künste und Philosophie gehörten nicht mehr in diese Zeit, sie waren erschöpft, verbraucht, überflüssig. Das sagte ihm sein Instinkt für die Realitäten des Lebens. Ein römisches Gesetz wog schwerer als alle damalige Lyrik und Metaphysik der Schulen. Und ich behaupte, daß heute ein besserer Philosoph in manchem Erfinder, Diplomaten und Finanzmann steckt als in allen denen, welche das platte Handwerk der experimentellen Psychologie treiben." Aber der Römer — Spengler selbst gibt es zu — war denn doch auch überzeugt, daß er, und nicht die großen griechischen Künstler auf dem Gipfel der Lebenswoge schwebte. Und wer will sagen, daß das ein „Niedergang" war? „Ein Jahrhundert rein extensiver Wirksamkeit unter Ausschluß hoher künstlerischer und metaphysischer Produktion, ein irreligiöses Zeitalter ist eine Zeit des Niederganges. Gewiß." Mich dünkt, das kommt doch eben ganz auf den Standpunkt an. Ein Cecil Rhodes hätte den Historiker, der behauptet hätte, er sei eine typische Erscheinung der niedergehenden Zeit, ausgelacht, ähnlich wie der alternde, Dämme und Kanäle für die Menschheit bauende Faust Goethes den Kopf geschüttelt haben würde über den Akademiker, der von ihm verlangt hätte, er sollte wieder in sein Studierzimmer zurück und Metaphysik treiben. Spengler aber betrachtet, im Bilde zu bleiben, mit verehrender Begeisterung das Studierzimmer und scheint dabei auszurufen: „Dies war die große, heroische Zeit, die Jugend und Reife. Die Zivilisation, Erfindungen, Kanäle, das bewundere ich, aber es ist ein Niedergang." Gewiß konnte es zur Zeit der großen Römer nur „Menschen dritten Ranges" reizen, statt ein Heer zu führen, eine Provinz zu organisieren, Städte und Straßen zu bauen oder in Rom der Erste zu sein, in Athen oder Rhodos irgendeine Nuance der nachplatonischen Katheder-philosophie auszuhecken. Aber ein Niedergang liegt noch höchstens für das Teilgebiet der Philosophie vor. Die Menschheit aber hat sich eben andern Dingen zugewandt. Die Anschauung vom Niedergang beruht auf einseitiger Wertung. Ich hörte einmal einen großen Künstler in einer Stunde der Niedergeschlagenheit äußern, daß er als Kind eigentlich am glücklichsten, am vollkommensten, am harmonischsten gewesen und seitdem, streng genommen, heruntergekommen sei und doch schien ihm jedes Werk, das er schuf, besser als das vorhergehende. So wenig man behaupten kann, daß ein im Leben stehender Mann gegen den phantasiebeschwingten, begeisterten Jüngling, der überschauende Greis einen Rückschritt gegen den Mann bedeutet, so wenig läßt sich gerechterweise behaupten, daß Cäsar unterhalb des Gipfels Plato stände. Gewiß ist Nietzsche geringeren Kalibers als Leibniz, aber ist nicht Zola bedeutender (nicht als Künstler, sondern als geistiger Wert genommen) als Caspar von Lohenstein, Clemenceau nicht heroischer als der große Condé? Vielleicht ist die These vom Niedergang nur ein Ergebnis der Unfähigkeit, sich richtig einzustellen, ein Rest historisch rückschauenden Akademikertums, das, den Blick an die Erscheinungen der Vergangenheit geheftet, um die verlorene Größe klagt, weil es sich in der Gegenwart nicht zurechtfinden kann.

Spengler beweist seine These durch Analogie und damit kommen wir zum methodischen Teil des Buches. Es ist nicht klar zu erkennen, welche Seite seines Problems dem Verfasser wichtiger gewesen ist, ob die der geschichtlichen Gegenwarterkenntnis oder der Methodologie. Spengler polemisiert gegen die Auffassung vom geradlinig fortlaufenden Gang der Weltgeschichte, gegen das „unglaubwürdig dürftige und sinnlose Schema: Altertum, Mittelalter und Neuzeit", gegen den „provinzialen" Standpunkt nur das Nächstliegende oder kausal eng und unmittelbar Verknüpfte wichtig zu nehmen und tritt für eine morphologische Geschichtsschreibung ein, für ein System, „in dem als wechselnde Erscheinungen und Ausdrücke des einen, in der Mitte ruhenden Lebens Antike und Abendland neben Indien, Babylon, China, Ägypten, dem Arabertum und der Mayakultur eine in keiner Weise bevorzugte Stellung einnehmen." Ein großer Teil des Buches ist der Auf-

gabe gewidmet, nachzuweisen, daß nicht willkürlich abgegrenzte Zeitepochen noch vereinzelte Regenten oder Völker die großen Einheiten der Geschichte bilden, sondern Kulturkreise, Organismen, die ihre Jugend, ihre Reife, ihr Alter haben und dann vergehen oder durch neue verdrängt werden, daß aber innerhalb dieser Kulturkreise in allen Äußerungen der Kultur (und Zivilisation) eine innere Formenverwandtschaft zu gewahren ist, während der dieser Verwandtschaft zugrunde liegende Schlüssel sich eben von denen anderer Kulturkreise völlig unterscheidet.

Nun muß ich persönlich gestehen, daß mir der Grundgedanke dieser These keineswegs überraschend gekommen ist. Daß uns mit Indien oder Ägypten nichts wahrhaft Lebendiges mehr verbindet, daß die Antike etwas vom Abendländischen dem Wesen nach Grundverschiedenes ist, hat mir von jeher als selbstverständlich gegolten. Für antike und abendländische Kunst ist es übrigens von Ludwig Curtius (im „Handbuch der Kunstwissenschaft") nachgewiesen worden, der allerdings die Grenze anders ansetzt. Das neue bei Spengler ist, daß er diese Verschiedenheit der durchgehenden Form nicht auf die schönen Künste beschränkt, sondern auf alle Gebiete menschlicher Betätigung ausdehnt. „Wer weiß es, daß zwischen der Differentialrechnung und dem dynastischen Staatsprinzip der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, zwischen der antiken Staatsform der Polis und der euklidischen Geometrie, zwischen der Raumperspektive der abendländischen Ölmalerei und der Überwindung des Raumes durch Bahnen, Fernsprecher und Fernwaffen, zwischen der kontrapunktischen Instrumentalmusik und dem wirtschaftlichen Kreditsystem ein tiefer Zusammenhang der Form besteht? Selbst die realsten Faktoren der Politik nehmen, aus dieser Perspektive betrachtet, einen höchst transzendenten Charakter an und es geschieht vielleicht zum ersten Male, daß Dinge, wie das ägyptische Verwaltungssystem, das antike Münzwesen, die analytische Geometrie, der Scheck, der Suezkanal, der chinesische Buchdruck, das preußische Heer und die römische Straßenbautechnik gleichmäßig als Symbol aufgefaßt und als solche gedeutet werden." Spengler tut dies mit anerkennenswerter Weite des Blickes und einer Geschicklichkeit, deren Virtuosität einen allerdings nicht ohne Besorgnis vor Überrumpelung läßt. In vielem hat er unstreitig recht und entschleiert verborgene Zusammenhänge, lehrt Phänomene richtiger und lebendiger sehen als es bisher geschehen ist, in manchem scheint er durch die Trunkenheit glücklich gefundener Analogien ins Spielerische oder Willkürliche mitgerissen. Auch hat es den Anschein, als ob seine Kenntnisse bei weitem nicht immer aus erster Hand kämen, was bei einem derartigen Buch freilich schwer möglich ist, aber doch dem Eindruck des Ganzen Abbruch tut, besonders da das Buch auch in der Form keineswegs gebändigt erscheint, Wiederholungen bringt, abschweift, weitschweifig wird, an anderen Stellen sich wieder mit journalistischen Formeln zufrieden gibt.

Der Haupteinwand aber, den man bei aller Anerkennung vieler glänzender und geistreicher Seiten gegen das Buch erheben kann, allerdings mit dem Vorbehalt, ihn nach dem Erscheinen des zweiten Bandes, der Grundformen der Geschichte, der Probleme der Zivilisation, Probleme der arabischen Kultur, Staat, Geld, Symbolik, der Maschine und das Russentum behandeln soll und daher in wichtigen Punkten Ergänzungen bringen wird, revidieren zu dürfen, ist der, daß es nur einen einzigen Kulturkreis, nur eine einzige historische μορφή, die ägyptische nämlich, als solche zu zeichnen versucht, aber auch hier in der Skizze stecken blieb (vielleicht weil unser Wissen mehr zu geben nicht gestattet, sonst aber beständig am Trapez der Analogien schaukelt, wodurch die einzelnen Bilder, im wesentlichen Antike und Abendland, zwar wechselseitig erhellt, aber einzeln nicht recht plastisch werden. Insbesondere die arabische oder wie er sie nennt, magische Geistesepoche, die er zwischen die antike und abendländische einschiebt und mit dem Jahre etwa vor Christi Geburt anheben läßt, hätte wohl schon im ersten Bande greifbarer herausgearbeitet werden müssen. Auch scheint es mir fraglich, ob der biologische Ablauf der einzelnen Lebensformen so unbedingt gleichmäßig gewesen sein muß, wie Spengler durch seine sehr anfechtbaren Tabellen andeutet. Schon unter den einzelnen Menschen scheint er verschieden. Es hätte zum mindesten die Frage aufgeworfen

werden müssen, ob es nicht Kindheiten sehr unterschiedlicher Länge, Altklugheiten, frühzeitig verknöchertes Alter, Kulturen, die vor der Ausreifung hinwelken und dergleichen gegeben hat. Auch erscheint verdächtig, daß eine so wichtige und deutlich sich heraushebende Erscheinung wie der chinesische oder vielleicht ostasiatische Kulturkreis so gut wie gar nicht herangezogen wird oder daß weltgeschichtliche Phänomene wie die Besiedlung Nordamerikas unberücksichtigt bleiben. Diese Lücken tragen nicht eben dazu bei, die Überzeugungskraft des Buches zu erhöhen. Und eben dieser Punkt führt uns wieder zur Skepsis gegen die anfänglich behandelte These vom „Untergang" des Abendlandes zurück. Spengler beweist diese These eigentlich nur mit einer einzigen Analogie: der Antike. Aber wer sagt ihm, daß sich Antike und Abendland biologisch gleichmäßig entwickeln? Ob nicht der sogenannte Untergang, wie das auch an einzelnen Menschen zu beobachten ist, ein Übergang ist? Gewiß ist der Umstand, daß ein wissenschaftliches Ergebnis lebensfeindlich ist, kein Einwand gegen die Wissenschaft, aber wir haben dann wenigstens das Recht, wissenschaftliche Unwidersprechlichkeit zu fordern. Die zu geben, ist dem Verfasser — immer mit dem Vorbehalt, daß der zweite Band noch wichtige Ergänzungen bringen kann — nicht gelungen. Gerade die Skepsis, die sich gegen die These vom Untergang erhebt, ist sicher ein biologisches Symptom dafür, daß es mit dem Abendland noch keineswegs zu Ende geht. Immerhin verdient aber ein so geistreiches, unsere Erkenntnis in vielem erhellendes und vielfältig anregendes Buch rege Beachtung auch über den Kreis der Fachleute hinaus.

Mexiko, Japan und die Vereinigten Staaten

Der republikanische „Sun" in New York schrieb in seinem Leitartikel vom 28. Oktober 1919 folgendes: „Wenn Carranza und Genossen auch nur ihren gewöhnlichen Menschenverstand beisammen haben, müssen sie wissen, daß die Vereinigten Staaten auf die Dauer die in Mexiko herrschende Anarchie nicht ertragen können. Man glaubt vielleicht, daß wir die Ordnung nicht aufrecht erhalten wollen oder dazu nicht imstande sind. Aber wenn auch vielleicht der mexikanische Bauer glauben mag, daß die Vereinigten Staaten der Aufgabe, ihre Bürger zu schützen, physisch nicht gewachsen sind, die mexikanische Regierung kann so etwas unmöglich glauben. Bisher haben die Vereinigten Staaten Mexiko mit seltener Nachsicht behandelt. Sechs Jahre und acht Monate ist die Gefährdung von Leben und Eigentum der Fremden in Mexiko, die in jedem anderen Lande schon die ernstesten Folgen nach sich gezogen hätte, von unserer Regierung geduldet worden. Aber auch die Geduld hat Grenzen, es kommt die Zeit, da die Schreie der in den Hinterhalt gelockten und ermordeten Amerikaner nach Bestrafung der Übeltäter nicht mehr überhört werden können. Dieser Zeitpunkt in unseren Beziehungen zu Mexiko wird kommen, vielleicht ist er schon eingetreten. Wenn die Stunde schlägt, wird sie das amerikanische Volk zur Unterstützung der Regierung bei jeder geeigneten Maßnahme bereit finden, die Mexiko für den zivilisierten Menschen bewohnbar macht." Einen Monat später hieß es an gleicher Stelle: „Falls die Vereinigten Staaten gezwungen sein sollten, zum Schutz von Leben und Eigentum von Amerikanern eine militärische Expedition nach Mexiko zu senden, so würde die Armee nicht einmal drei Luftkampfgeschwader aufzuweisen haben...

In anderthalb Jahren, von heute ab gerechnet, werden wir nicht einmal ein einziges Flugzeug geschaffen haben, falls nicht . . ."

Was bedeutet das? Nun, zunächst nichts weiter, als daß die amerikanische Presse wieder einmal einen scharfen Ton gegen Mexiko anschlägt. Und auch die jüngsten Nachrichten von Notenwechseln und Ultimatums bedeuten noch keineswegs, daß der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko bevorsteht. Wir haben so viele Notenwechsel und Ultimatums zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko erlebt, nach denen es immer beim alten blieb, warum sollte gerade diesmal der Krieg daraus folgen? Ein amerikanischer Konsularbeamter ist gefangen, zwei amerikanische Militärflieger, die zu einer Notlandung gezwungen waren, sind belästigt worden, das sind Alltäglichkeiten. Seit Präsident Diaz' Fall sind, wie im Juli vor dem Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten der amerikanische Gesandte in Mexiko, Mr. Fletcher, nachwies, nicht weniger als 217 Amerikaner durch Mexikaner ermordet worden. Das Bild ist stets das gleiche. Ein Amerikaner reitet durchs Land, aus eigenem Antrieb oder in geschäftlichem Auftrag. Banditen nehmen ihn gefangen und verlangen Lösegeld. Oder mexikanische Banditen kommen „versehentlich" beim Requirieren oder Waffenschmuggel über die Grenze und werden, falls sie nicht das nötige Entgegenkommen finden, nach Landessitte handgreiflich. Folge: Drohnoten von Washington, Strafexpeditionen der mexikanischen Regierung, falls gerade eine da ist, Entschuldigungen: es war nicht weiter böse gemeint und soll nicht wieder vorkommen, aber die bösen Banditen! Oder vereinzelte Amerikaner, die an einem Regierungswechsel zu verdienen meinen, schicken ein paar Agenten zum Aufwiegeln, die dann zwischen zwei Feuer geraten. Wer kann dafür? Dann geht alle paar Jahre mal, besonders wenn ein paar Rüstungsfabrikanten etwas verdienen wollen, ein Entrüstungssturm durch die amerikanische Presse: Jetzt endlich muß einmal in Mexiko Ruhe geschaffen werden. Ein paar Grenztruppen werden zusammengezogen: und alles bleibt wie zuvor.

Die wahren Gründe für einen Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko liegen tiefer. Die Staaten sind daran, langsam, aber sicher und zäh, die Monroedoktrin zu erfüllen, die jeder echte Nordamerikaner als das Lebensgesetz seines Landes betrachtet. Daher auch der Widerstand gegen den Völkerbund. Man will sich nicht auf der Welt verzetteln. Erst muß das eigene Haus gesichert und abgerundet dastehen. Diese Abrundung ist ganz systematisch fortgeschritten. 1803 Louisiana, 1819 Florida, 1836 Texas, 1846 Kalifornien. Dann mußten Nord- und Südstaaten zusammenwachsen. Dann Philippinen, Kuba und Samoa. Dann Panama. Der Weltkrieg hat Gelegenheit geboten, die europäische Konkurrenz in Südamerika zurückzudrängen, dem Seehandel neue, ungeheure Möglichkeiten eröffnet. Nun ist klar, daß Panama die Antillen folgen müssen. Dänemark hat die seinen bereits verkauft, mit Frankreich ist wegen Martinique und Guadeloupe verhandelt worden, den Verkauf der Bermudas-, Bahamas- und einiger anderer Inseln, vielleicht auch von Britisch Guiana und Britisch Honduras hat bereits Lord Rothermere als Gegenleistung für die Liquidation der britischen Finanzverpflichtungen gegenüber Amerika vorgeschlagen. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß auf diesem Wege auch Mexiko liegt.

Nicht nur die politische Entwicklung geht diesen Weg, auch die wirtschaftliche. Die reichen Bodenschätze Mexikos locken den Unternehmergeist der nördlichen Nachbarn mit magnetischer Kraft. Silber, Gold, Kupfer, Kohle, Quecksilber, Schwefel versprechen reiche Ausbeute. Für den Augenblick wichtiger noch ist Erdöl. Mexiko stand in den letzten Jahren unter den Petroleumlieferanten an zweiter Stelle. Allein die Lager von Tampico werden von Geologen als mächtiger eingeschätzt, denn die von Pennsylvanien und Oklahoma. Bei den zunehmenden Schwierigkeiten der Kohlengewinnung wird die Schiffahrt in steigendem Maße zur Ölbefeuerung gelangen. Bei der enormen Steigerung des amerikanischen Seehandelsverkehrs ist ein amerikanisches Erdölmonopol daher von allergrößter Wichtigkeit. Zwar waren schon 1912 in mexikanischen Ölwerken von 175 investierten Millionen Dollar

97½ amerikanisch, aber während des Krieges ist der mexikanische Kapitalanteil bedeutend gestiegen, viele Läger sind noch unerschlossen und jetzt hat die nationalistische Regierung gar ein Gesetz vorgelegt, das die Ausbeutung der natürlichen Bodenschätze dem eigenen Lande sichern will und die Ausbeutung durch Fremde verbietet. Folge: Carranza muß gestürzt werden. Angeblich ist er es schon. Aber wer schützt den Amerikaner vor der Wiederkehr ähnlicher Vorkommnisse? Eine nationalistische Strömung geht immer stärker durch das Land. Der südamerikanische Staatenbund beginnt, sich der Sache anzunehmen. Rasse, Bekenntnis und Sprache bilden starke Gegensätze. Einmal muß der Krieg doch kommen.

Die Stunde ist günstig. Amerika hat sich an den Gedanken, Krieg zu führen, gewöhnt. Es hat ein Heer. Eine Kriegsindustrie. Für alle Fälle hat Wilson England und Frankreich vor seiner Abreise das Versprechen gegeben (was der Monroedoktrin zuliebe sicher gern geschah), die fremden Interessen in Mexiko zu schützen. Es gab bei uns Politiker, die meinten, der Weltkrieg werde von Amerika hauptsächlich im Hinblick darauf geführt, endlich die Abrechnung mit Mexiko zu ermöglichen. Ganz ausgeschlossen ist das nicht. Es bedarf riesiger Mittel, um den südlichen Nachbarn niederzuzwingen. Es wäre eine heroische Aufgabe. Man hat in Amerika die Dauer des Krieges auf vier Jahre berechnet bei einer Sollstärke des Heeres auf 250 000 Mann. Man kann jetzt schon voraussehen, daß man, wenn nicht an Zeit, so doch an Mannschaft mehr braucht, wenn wirklich ganze Arbeit gemacht werden soll. Die technischen Schwierigkeiten sind ungeheuer. Ein Nachgeben, wenn es einmal zum Kriege gekommen ist, ein Zurück sind unmöglich. Schon der für Amerika verhältnismäßig kurze Weltkrieg zieht jetzt bedeutende innerpolitische Schwierigkeiten nach sich, welche Folgen würde ein neuer haben? Und soll man sich dadurch die einzige, so vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, die Suprematie der Finanzen, des Schiffsbaus, des Welthandels zu gewinnen, in Frage stellen lassen? Soll man nicht lieber noch warten? Vielleicht auch, daß sich alles durch einen Finanz- und Börsenkrieg erledigen läßt.

Aber die Stunde drängt. Denn der andere, gefährliche und gehaßte Gegner und Wettbewerber, Japan, späht nach Gelegenheit aus. Schon im Januar des Jahres hat der Senator Ashurst den Präsidenten aufgefordert, mit Mexiko in Verhandlungen wegen der Abtretung von Niederkalifornien und von rund 10 000 englischen Quadratmeilen des an den Arizona grenzenden Sonoragebiets zu treten. In Sonora liegen die wichtigsten Bergwerke Mexikos. Die Gewinnung von Niederkalifornien aber würde Japan den Erwerb der begehrten Magdalenabucht unmöglich machen. Jetzt hat Japan mit Mexiko ein Schiffahrtsabkommen getroffen, das Japan volles Einwanderungsrecht nach Mexiko gibt. Setzen die Japaner diese Politik fort, so kann ein hinausgeschobener Krieg mit Mexiko den Krieg mit Japan bedeuten. Die Stunde drängt.

Aber vielleicht bedeutet der Krieg mit Mexiko den Krieg mit Japan schon jetzt? Vielleicht werden die Japaner nicht wollen, daß ihnen die Siedlungsmöglichkeiten in Mexiko genommen werden, vielleicht werden sie nicht abwarten wollen, bis der Wettbewerber, der mit der Gewinnung der Philippinen, mit der Einmischung in China und Sibirien schmerzhaft in ihre Machtsphäre eingreift und Land auf Kamschatka pachtet, durch den Erwerb von Mexiko unüberwindlich und unangreifbar geworden ist. Die Expansionsrichtung Japans ist allerdings unklar, sie drängt nach allen Seiten zugleich: Korea, Mandschurei, Sibirien, China, Hinterindien, Niederländisch-Indien, die Inseln, Südamerika, Mexiko, eine Bewegung, deren Ursprünglichkeit durch die eine Tatsache gekennzeichnet wird, daß auf dem kleinen Raum des japanischen Reiches das Doppelte an Bevölkerung zusammengedrängt lebt, wie in Amerika westlich des Mississippi. Es läßt sich nicht feststellen, ob der Art wie diese Expansion, deren Dringlichkeit durch das mahnende Auftreten sozialer Fragen deutlich wird, vor sich geht, ein fester Plan zugrunde liegt, für den Uneingeweihten sieht es fast so aus, als ob Japan sich bei allen Zukunftsmöglichkeiten, die es haben mag, doch übernimmt und sich, ähnlich wie Deutschland, zu

viel natürliche Gegnerschaft erweckt. Schon beginnt England Japan gegenüber merklich kühler zu werden, der australische Premier Hughes ist nicht umsonst so lange auf der Friedenskonferenz gewesen, schon haben sich Großbritannien, Australien und Neuseeland über einen gemeinsamen Plan zur Verteidigung des Stillen Ozeans geeinigt. Schon haben die Vereinigten Staaten, nervös geworden durch häufige japanische Flottenbesuche in Nieder-Kalifornien, San Franzisko zum Standquartier einer bedeutenden (6 Dreadnoughts samt Zubehör, im ganzen 200 Schiffe) Pazific-Kriegsflotte gemacht, schon sieht das japanische Flottenbauprogramm nach „Tokyo Asahi" vom 28. Juni für 1923 die Vollendung von 3 Schlachtschiffen, 4 Panzerkreuzern, 12 Kreuzern, 54 Torpedobootszerstörern vor, schon schaffen die Pläne zur Finanzierung Chinas Grund zu ernsthaften Zerwürfnissen und die rechtlich unklar gebliebene Regelung der Räumung Schantungs kann jeden Augenblick Anlaß zum Ausbruch eines Konflikts geben. In diesem Falle würde Japan gegen die Angelsachsen allein stehen, denn Rußland kommt als Bundesgenosse vorläufig nicht in Betracht und auf China kann sich Japan noch lange nicht stützen. Es ist denkbar, daß Englands Kühle gegen Japan nur vorgetäuscht wird, um Amerika Mut zu machen und es durch Verwicklung in einen schweren Kampf mit Japan zu schwächen, sich selbst dadurch vor der drohenden Überflügelung durch den einstigen Bundesgenossen zu retten und so die während des Weltkrieges erlittenen schweren Verluste auszugleichen. In diesem Falle würde England nach bewährter Methode erst die beiden Gegner sich möglichst schwächen lassen, im Falle eines amerikanischen Übergewichts den Gelben unter der Hand Vorschub leisten, um ihre Interessen nach Norden und Osten abzulenken, um vor allem in China die verloren gegangenen oder ins Wanken geratenen Positionen zurückzugewinnen oder zu festigen, einen vollen Sieg der Japaner jedoch, mit Rücksicht auf das Drängen Australiens unter keinen Umständen zulassen. Ein Bündnis zwischen den Vereinigten Staaten und England ist dagegen unwahrscheinlich, die angeblich angestrebte „Welthegemonie der Angelsachsen" ist eine Phantasie, die mit den wirtschaftlichen Interessengegensätzen und zu dem ausgeprägten Staatsgefühl des Briten im Widerspruch steht. Daß Amerika, falls kein Krieg die Entwicklung hemmt, Großbritannien in wenigen Jahren die Führung im Welthandel, zum mindesten zahlenmäßig, wahrscheinlich auch finanziell, entrissen haben wird, kann ohne weiteres aus jeder Statistik berechnet, daß diese Tatsache über kurz oder lang den Zerfall des britischen Weltreiches bedeutet, braucht nicht des längeren auseinandergesetzt zu werden. Die Frage der Weltherrschaft kann für England nicht lauten England mit Amerika, sondern nur England oder Amerika. Ob nicht schließlich das Schwergewicht endgültig doch nach Amerika fallen wird, werden vielleicht schon die nächsten zehn Jahre erkennen lassen. Menenius

Drei neue Bücher persönlicher Erinnerungen

Julius Rodenberg. „Aus seinen Tagebüchern." Ausgewählt von Justine Rodenberg, eingeleitet von Ernst Heilborn. Berlin, Fleischel u. Co., 1919. XXIII und 191 S. 8°. M. 5,—.

Peter Altenberg. „Mein Lebensabend." Berlin, S. Fischer, 1919. 364 S. Mit einem Bildnis. 8°. Geh. M. 6,—, geb. M. 8,50.

Adolf Bartels. „Kinderland. Erinnerungen aus Hebbels Heimat." Frankfurt a. M., Diesterweg, 2. Auflage. IX und 473 S. Mit 2 Bildnissen. 8°. Geb. M. 5,—.

Verschiedeneres läßt sich kaum denken als die drei Namen, die da zusammenstehen: Rodenberg, der feinsinnige Vertreter einer glänzenden deutschen Literaturperiode, die nun schon so weit hinter uns zu liegen scheint; Altenberg, so sehr allem Rodenbergischen entgegengesetzt, übermodern mit seinem Telegrammstil der Seele und doch auch er nicht mehr unter den Lebenden; Bartels, die Verkörperung nationaldeutschen Sinnes in seiner Kunst und seiner Wissenschaft, wie es so nicht Rodenberg, nicht Altenberg sein konnten. Und dann die verschiedene Heimat ihres persönlichen und ihres geistigen Seins: der Hesse Levy alias Rodenberg wird ein Mittelpunkt Berlins; Altenberg ist nicht außerhalb Wiens zu denken; und Hebbels Landsmann, der Dithmarsche Bartels, führt uns zum dritten deutschen Kulturzentrum, nach Weimar. Mehr kann man von drei Namen wirklich nicht verlangen, und kräftiger können andere nicht auseinanderstreben.

Trotzdem stehen sie hier einträchtig beieinander, nicht ohne gewichtigen Grund: alle drei geben wahrheitsgetreue, wirklichkeitsechte Bekenntnisse. „Alles, was hier aufgeschrieben wird, muß erlebt, muß wahr sein", gelobt Rodenberg im November 1849 als Gymnasiast in Rinteln. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist inzwischen verrauscht, und mit ihm die zweite deutsche Revolution — aber die Wahrheit, zu der auch Altenberg und Bartels stehen, ist dieselbe geblieben. Beziehen wir die von Bartels mitgeteilten Hebbeliana ein, so spiegelt sich in diesen drei Büchern ein ganzes Jahrhundert deutschen Geisteslebens treulich wider, so wie es war, und nicht einen der Bände möchten wir missen.

Freilich gilt es sogleich den Abstand zu wahren. Für Altenberg und Bartels ist das Nebeneinander mit Rodenberg eigentlich schon Würdigung genug. Nicht als ob der letztere turmhoch über ihnen stände. Aber hier kommt es nicht so auf die persönliche Wertung wie auf das gegebene Kulturbild an. Altenberg gibt uns wieder einmal — es war leider das letzte Mal — sein Allerpersönlichstes; Bartels sucht „ein allseitiges Bild der deutschen Kleinstadt während der sechziger und beginnenden siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts" zu gestalten. Bei beiden handelt es sich um ein begrenztes Stück Leben. Rodenberg aber bietet uns auf viel weniger Seiten seine gesamte Entwicklung und obenein die der deutschen Literatur, zum Teil auch die der Politik. Ihm allein möchte ich daher hier folgen, soweit es der knappe Raum erlaubt. Wer Bartels und zumal Hebbel liest, der wird auch ohnedies nach dem vorliegenden, sinnig und innig gezeichneten Bilde ihrer Heimatstadt Wesselburen greifen. Dieses „Kinderland" ist ein Buch für die Reifen, die Fertigen, die Besinnlichen; die innerlich schon groß genug sind, um Freude am Kleinen zu haben; die nicht mehr bloß Faustisches verlangen, sondern in stiller Klause auch so etwas wie Stifters „Nachsommer" genießen. Immerhin schreiben Bartels sowohl wie Altenberg für ihre bestimmten Kreise, während Rodenbergs Tagebücher sich an alle wenden, Denkmäler der Geschichte sind, in ihrer Art „aere perennius".

Lassen wir jedoch zuvor dem sterbenden Altenberg das Wort. Da verbietet sich jedes Referat. Es könnte ihn auch nur entstellen.

„Ich soll", beginnt er, „für ein großes Blatt meine Memoiren schreiben. Ja, sind denn nicht alle diese tausend Impressionen in meinen neun Büchern bereits meine Memoiren?" Sicherlich, anderes als sich selbst, wie er es sieht, hat Altenberg nie geschrieben. Alsbald aber erinnert er sich doch an allerlei, was köstlich ist, von Seite 2 bis 357 — Seite 358 beginnt das Inhaltsverzeichnis.

Aus der Kindheit: „Ich vermißte die Arbeit gar nicht, mein Vater sagte, er wisse nicht, wohin ich steuere, aber es sei nicht seine Sache.“ Das Urteil seines Vaters, der für Viktor Hugo begeistert ist, über ihn, Peter Altenberg: ‚Les Misérables‘, welche Spannung und Aufregung, ‚1813‘, welche Historie, ‚Han l'Islande‘, welche Katastrophe! Aber du, kaum fängt es an, ist es bereits zu Ende! Und um was dreht es sich?! Kein Mensch weiß es. Es tut mir leid, in das werde ich mich nie hineinleben! Wieviel verdienst du wenigstens mit diesen Sachen?“ Und dann das traurige Ende. Am 13. Dezember 1918, fünf Uhr morgens, beginnt die vorletzte Eintragung: „Du stehst, Peter, also endlich nach langen irrsinnigen Kämpfen mit dir selbst und mit dem ganzen Leben überhaupt, soweit es sich auf deine armselige und dennoch ach so komplizierte Persönlichkeit bezieht, vor deinen eigenen unüberbrückbaren Abgründen. . . . . In einer solchen Krise meines unglückseligen Daseins schreibe ich noch rasch diese Zeilen nieder, für die anderen, für die anderen, die ähnlich empfinden und rettungsbedürftig sind gleich mir ohne es leider aussprechen zu können gleich mir! Ich kann es wenigstens noch aussprechen vorderhand, wer weiß, wie lange noch?!?“

Nicht lange mehr war es, Peter Altenberg, du Dichterdilettant, aber dein Werk hast du doch in schöner „Ganzheit“ — so sagt man heute — getan.

Und nun zu Rodenberg! Das Notwendige, äußerlich Erklärende, innerlich Deutende sagt einleitend Heilborn — der übrigens als Poet manches Gemeinsame mit Rodenberg hat und als Herausgeber des „Literarischen Echos“ gewiß auch die Freuden und Leiden des früheren Herausgebers der „Deutschen Rundschau“ zu würdigen weiß.

Wird man mir bei diesem persönlichen Erinnerungsbuch eine persönliche Erinnerung zugute halten? Ich war Student im zweiten Semester in Berlin, Winter 1900. Grauenhaft weit liegt dieses Jahr zurück, nicht wahr. Da brachte ich meine erste Novelle — das ist einem zweiten Semester erlaubt, einem dritten nicht mehr ganz — persönlich zu Rodenberg; ich war „verbiestert“, durfte sie eigentlich zuerst nur Dr. Paetow zeigen; aber ich vergesse — abgesehen von seiner späteren schriftlichen Kritik — die feine Liebenswürdigkeit nicht, mit der der damals schon greise Rodenberg seinen begonnenen Brief liegen ließ und sich mit dem unbekannten Studenten, der eiligst wieder die Tür zu gewinnen strebte, über dieses und jenes unterhielt, vor allem über die Vorlesung Erich Schmidts in jenem Semester. Diese Art, Menschen zu behandeln, will erlebt sein, wenn man sie ganz verstehen soll, ihr verdanken wir in erster Linie die „Deutsche Rundschau“. Dann begreift man freilich auch diese Tagebücher besser.

Man weiß ja nun nicht, was Frau Justine zurückgehalten hat. Aber soviel ist doch deutlich, daß der Dichter Rodenberg, dessen stimmungsreiche Romane und Skizzen zu Unrecht halb vergessen sind, hier weniger das Wort ergreift als der Mensch, dessen Augen trinken, „was die Wimper hält von dem goldenen Überfluß der Welt“. Fünf Seiten umfaßt das „Personenverzeichnis“. Von Namen, die man nicht ohne weiteres erwarten würde, finde ich da S. 177 den „Professor der Nationalökonomie Dr. Helfferich, eine sympathische, feine Erscheinung“, — alle übrigen darf man erwarten; ja, wen man nur erwarten kann, den findet man hier auch.

Spärlich sind die Notizen aus der Schüler- und Studentenzeit in Göttingen und besonders in Marburg. Erst Berlin gibt den großen Klang. Roquette, Paul Heyse, Varnhagen von Ense, die Brüder Grimm treten in Rodenbergs Leben ein, in England, wie jeder weiß, auch Kinkel und Freiligrath. Und nun versagt die Feder: diese Gespräche mit Gottfried Keller, C. F. Meyer, Storm, Geibel, Spielhagen, Dingelstedt, Ibsen, Turgenjeff, Wildenbruch und so vielen andern wollen im Original studiert, nicht im Referat angedeutet sein. Rodenbergs Tagebücher sind mit einem Wort ein Quellenwerk ersten Ranges, dessen Nichtbenutzung für jedes hierher gehörende Buch verhängnisvoll werden müßte.

Gegen Schluß der Aufzeichnungen treten die politischen Verhältnisse in den Vordergrund — Frau Justine hat da offenbar einige Zugeständnisse gemacht,

namentlich auch hinsichtlich Wilhelms II. Hierauf aber möchte ich nicht näher eingehen.

„Wirklich wurden die Menschen unter seinem guten Blicke besser", sagt Heilborn von Rodenberg. Es ist mindestens etwas Wahres daran. Warum aber nicht auch unter seinen Dichtungen? Sie verdienen wahrlich neben denen anderer Stimmungspoeten und Lebensrealisten wie Storm, Seidel, Fontane weiter zu blühen.

Und auch unter diesem Gesichtspunkt dürfen wir ebenfalls auf Bartels und Altenberg, auf jeden in seiner Weise, zurückschauen: alle drei Erinnerungsbücher können den Leser nicht schlechter machen, als er ist, wohl aber besser. In einer Zeit niedergehender Charakterentwicklung will das viel sagen.

Waldemar Oehlke

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ententediplomatie und Bundesstaaten. Unser Münchener Mitarbeiter berichtet unter dem 23. Dezember 1919: Die Entente beabsichtigt, in Ausübung der betreffenden Bestimmungen der Einleitungsnote zum Friedensvertrag in München, Stuttgart und Dresden, diplomatische Vertretungen zu beglaubigen. Vorerst interessiert sich hierfür am ausgesprochensten Frankreich, das für München Herrn Clinchant in Aussicht zu nehmen scheint. Clinchant ist in den Kreisen der früheren bayrischen Hofgesellschaft aus der Zeit seiner Dienstleistung als Sekretär der französischen Gesandtschaft in München bekannt. Er trug schon damals eine besondere Sympathie für alles Bayrische zur Schau, und wird nicht ermangeln, an die von ihm früher gesponnenen Fäden anzuknüpfen. Während des Krieges wurde Clinchant als Botschaftsrat bei der französischen Botschaft in Bern zur Leitung der französischen Gegenspionage verwendet.

Die Lage der in Frage kommenden deutschen Länder wird keine einfache sein, besonders da die Reichsverfassung ihnen jedwede diplomatische Beziehung mit dem Ausland untersagt. Wie wir hören, schweben zurzeit Verhandlungen mit Berlin, welche die Haltung der Länder gegenüber etwaigen Ententediplomaten klären sollen. Hoffentlich geschieht dies im Sinne absoluter Reichstreue, wenn man sich auch nicht der Befürchtung verschließen kann, daß die Abfallbestrebungen in Süddeutschland Rückhalt finden sollen an einer französischen Diplomatie, welche auf die Methoden Richelieus und Napoleons zurückgreift. Wie in Österreich-Ungarn, ist auch hier das reaktionäre Bestreben der Entente bemerkbar, aus Verlegenheit an schöpferischen Zielen auf veraltete politische Formen Europas zurückzugreifen, die Frankreich im Sinne der Mainlinie und des Rastatter Kongresses Sicherheit vor eingebildeten Gefahren gewähren sollen.

Der Weg aufwärts! Ähren wogende Felder, kraftstrotzende Viehherden, üppig sprießende Wiesen und Weiden, von dampfenden Pferden gezogene, schwer beladene Lastwagen, unaufhörlich rollende, hastende Eisenbahnzüge, rauchende Fabrikschlote, reich beladene Kähne, stolz dahinfahrende Frachtdampfer, emsige Bautätigkeit, Treiben auf allen Straßen — kurz, schaffendes Leben überall! — Wem schwebt dieses Traumgebilde des einstmals so herrlichen und starken Deutschen Reiches nicht vor Augen? Alles vorbei? Bangen Herzens sagt man sich, so wird es niemals wieder werden.

Und doch wäre es möglich!

Ein Weg — ein einziger Weg freilich — führt dahin, der, wenn er beschritten wird, wohl den größten Teil all dessen wiederbringen würde, was heute als kaum ausdenkbar angesehen wird. War der Masse unseres Volkes aber der Weg des Leidens während der $4^1/_2$ Kriegsjahre schon zu weit, zu beschwerlich und scheinbar nicht zum Ziele führend, so ist es allerdings fraglich, ob der nun um ein mehrfaches längere, schwerere

und ermüdendere Weg als der richtige von ihr je erkannt und auch beschritten werden wird. Gehen wir auf dem jetzigen Wege des Sozialismus und Kommunismus, des Spartakismus und Bolschewismus und des Internationalismus weiter, dann werden wir unrettbar auf diesem Wege ins Verderben geraten. Weit zu Tal sind wir bereits gefahren, fast bis zum Berganfatz. Es wird daher Zeit zur Umkehr, wollen wir nicht im Abgrund — in dem Tale des Verderbens — umkommen.

Der Weg zurück — bergauf — ist gewunden, steinig und hart. Er ist einsam, unendlich schwer und unendlich weit. Er führt nur durch Entsagung und Entbehrung, durch spartanische Einfachheit und Ehrlichkeit, durch jahrzehntelange Unfreiheit zur Höhe. Arbeit, — immer wieder Arbeit, — nie ruhende Arbeit, das ist die einzige Losung.

Schon längst ist das erkannt, gewiß! Aber warum wird es nicht ausgeführt? Auf was und auf wen warten wir noch? Etwa auf den Führer? Jeder kann und soll führen. Wenn jeder als richtig erkannt und anerkannt hat, daß Arbeit zum Ziele führt, nun dann vorwärts, fangt an zu arbeiten! Oder ist noch einer, der es nicht glaubt, der sich noch innerlich scheut es zuzugeben? Dann lest nach, was ihr in eurer Kindheit gelernt habt, als es hieß: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Glaubt heute noch einer, daß der liebe Herrgott uns ernähren wird wie die Spatzen auf dem Dache?

Wie soll denn der Weg der Arbeit zum Ziele führen?

Alles Werden und Gedeihen ist bei uns von der Landwirtschaft abhängig. Während des Krieges und bis zum heutigen Tage hat sie in rastloser Arbeit fast Übernatürliches geleistet. Heute und besonders für die Zukunft sind ihr aber die Hände gebunden, weil Regierung und Stadtvolk in völliger Verkennung der Dinge Unmögliches von ihr verlangen. Im Gegensatz zu der Bevölkerung der Großstädte und der Industriegegenden ist der Arbeitswille bei ihr nach wie vor vorhanden, um ihrer vaterländischen Ernährungspflicht nachzukommen und um sich selbst zu erhalten, wo alles um sie herum der Vernichtung preisgegeben scheint. Aber sie ist am Ende ihrer Kraft! Soll sie wieder aufblühen und kräftig werden, dann müssen ihr Nahrungsmittel, also Düngemittel, Stickstoff, Kalk, Kali und Phosphor zugeführt werden. Bis auf geringe Teile von Phosphor haben wir alles im eigenen Lande. Wir können es aber nicht gewinnen, weil wir keine Kohlen fördern, daher ist die Schaffung von Kohlen Grundbedingung. Zehnmal soviel Kohlen als heute — keine Steine —, müssen gefördert werden, um uns wieder aufwärts zu helfen, rückwärts auf unserem jetzigen falschen Weg. Haben wir Kohlen, können wir künstliche Düngemittel gewinnen, dadurch unsere Landwirtschaft neu erstehen lassen und unsere Volksernährung im eigenen Lande sichern. Aber nicht nur das allein, wir kommen hierdurch auch in die Lage, unsere Industrie ausgiebig zu beschäftigen. Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Motorpflüge und Lastkraftwagen, Güterwagen und Lokomotiven und wer weiß was, müssen erneuert und ergänzt werden. Haben wir Kohlen, können wir Ziegel brennen und Zement herstellen. Haben wir Ziegel und Zement, können wir der Wohnungsnot steuern, können dann auch siedeln und alle Wünsche und Hoffnungen unserer Krieger und Siedelungsbedürftigen befriedigen. Siedeln wir, so beschäftigen wir Maurer, Tischler, Klempner, Schlosser, Töpfer und alles, was mit dem Bauhandwerk zu tun hat. Durch die Siedlung wieder sind wir gezwungen, neue Transportwege zu schaffen, Eisenbahnen, Kanäle, Tunnels, Überführungen usw. zu bauen. Haben wir also Bergbau und Landwirtschaft, dadurch Industrie, Bautätigkeit und Transportwesen, so wird alles, was damit organisch zusammenhängt, zu neuem Leben erwachen. Handel und Wandel werden blühen. Selbst die Schiffahrt wird wieder aufleben. Wir werden unseren Verpflichtungen gegen die Feinde nachkommen können, wir werden uns von ihnen unabhängig machen und wir werden sogar ausführen können, was entbehrlich ist. Wir werden wieder freier werden. Wir werden unser Joch abwälzen und uns schließlich dem Bilde nähern, das eingangs geschildert ist.

Dahin wird der Weg der Arbeit führen. Er allein, er ist der einzige Weg, der uns retten und uns die völlig verlorengegangene Achtung des Auslandes wieder einbringen kann. Dann werden wir wieder ein wahrhaft deutsches Volk werden und in Friede und Freiheit unser Brot essen können. Beschreiten wir diesen Weg also lieber heute als morgen, damit es nicht zu spät werde!

Wacht endlich auf, ihr ahnungslosen Leute in der Regierung, ihr Städter, vor allem ihr großstädtischen und ihr Industriearbeiter und bedenkt, daß ohne Erzeugung alles — auch ihr selbst — verloren ist. Vor der rauhen Wirklichkeit des Lebens wird euch keine Wahnidee schützen. Darum hinaus mit allen Arbeitslosen in die Bergwerke zur Kohlenförderung, zur Instandsetzung unserer Eisenbahnwagen, zur Förderung der Landwirtschaft. Fort mit aller falschen Zaghaftigkeit der Regierung gegenüber nichtstuenden Schmarotzern und Aussaugern unserer Volkskraft. Nur wer arbeitet, wird nicht hungern! Der Weg ist gewiesen, zeigt den Willen, ihn zu beschreiten. Jeder Deutsche, vor allem die Männer der jetzigen Regierung, mögen daran denken, daß sie dermaleinst über ihr Tun und Lassen vor der Geschichte Rechenschaft abzulegen haben; möge jeder dafür sorgen, daß ihn späterhin der Fluch des für ewig daniederliegenden deutschen Volkes nicht treffe!

Paul v. Woedtke

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: Dr. Mathilde Kelchner in Berlin-Halensee. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag von K. F. Koehler in Leipzig und Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Mitteilungen
der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens

Nr. 28	Verantwortlich: **Carl Georg Bruns** Schriftleitung: **Bromberg, Welhienplatz 1 III** Fernruf Nr. 321	1. Okt. 1919

Inhalt: Materialien zur ostdeutschen Frage: Zur Lehrerfrage — Aus den Deutschen Volksräten — Pressestimmen: Polnische Presse — Kleine Mitteilungen.

Materialien zur ostdeutschen Frage

Zur Lehrerfrage

Ein Landesschulausschuß für das abgetretene Gebiet

Aus dem besetzten Posener Gebiet kommen bittere Klagen über die Flucht der evangelischen Lehrer, die, ohne von den polnischen Behörden gezwungen zu werden, ihre Stellen verlassen, um nach Deutschland zurückzugehen.

In Nr. 449 des „Reichsboten" (Berlin) heißt es u. a. in einer Zuschrift aus dem Osten: „Unsere Lehrer werden in Deutschland vielfach bemitleidet und unterstützt. Dazu liegt aber kein Grund vor. Früher behauptete jeder Lehrer hier, er sei eine Stütze des Deutschtums, jetzt verduften sie hier vielfach schneller als die Automobile. Es trifft zu, daß man den deutschen Lehrern zum 1. Mai gekündigt hatte. Für die evangelischen Lehrer ist diese Kündigung zurückgenommen. Trotzdem verschwinden die Lehrer ganz rapide. Die evangelischen Kinder müssen in katholisch-polnische Schulen gehen. Wir spüren hier nichts vom Idealismus des deutschen Lehrers. Er denkt nur an sich und sein Wohl. In den Herzen derer, die zurückbleiben, herrscht eine ungeheure Erbitterung über diese Flucht der Lehrer."

Die Lehrerfrage ist zum Brennpunkt der Erhaltung des deutschen Schulwesens im Abtretungsgebiet überhaupt geworden.

Auch aus den noch nicht besetzten Teilen Posens und Westpreußens streben die Lehrer danach, im preußischen Schuldienst weiter zu verbleiben und baldigst die Versetzung zu erhalten. Es hat sich in Westpreußen vor Wochen sogar ein Bund abwandernder Lehrer gegründet, dem sofort 700 Lehrer beigetreten sind.

Wir haben ohne Frage hier mit einer schweren Gefährdung des deutschen Schulwesens durch die deutsche Lehrerschaft selbst zu rechnen und müssen noch in letzter Stunde versuchen, diese Gefahr in ihren schlimmsten Auswirkungen abzuwenden. Das können wir aber nicht mit Vorwürfen gegen die Lehrerschaft erreichen, wie sie der „Reichsbote" der Öffentlichkeit übermittelt. Die innere Schuld an dem Loslösungsbestreben der Lehrer haben in überwiegendem Maße die preußische Unterrichtsverwaltung und deren Organe in den Abtretungsgebieten.

Nachdem der Friede unterzeichnet worden war, kam die allgemeine Unruhe in die gesamte deutsche Beamtenschaft. Die ungleichmäßige und unklare Behandlung der Fülle von Beamtenfragen durch das preußische Ministerium steigerte diese Unruhe. Die besondere Behandlung der oberen Beamtenschaft verbitterte. Die Beamten sahen einer sehr unsicheren Zukunft in einem Fremdstaate entgegen, der

sie nach ihrer Annahme nur für eine Übergangszeit als Lehrmeister gebrauchen wollte. Eine entsprechende Rückversicherung durch den preußischen Staat wurde ihnen nur in unzureichendem Maße gewährt. Die oberen Beamten wurden Hals über Kopf versetzt oder bekamen ihre Versetzungsurkunden. So auch die Schulaufsichtsbeamten. Wie in den anderen Beamtengruppen, so wirkte das schlechte Beispiel auch in der Lehrerschaft verheerend. Als der letzte Fragebogen des Ministers den Satz aufwies: „ich bleibe unter keinen Umständen" und jeder Lehrer sich ohne weiteres auf diesen Standpunkt stellen konnte, da war es menschlich begreiflich, daß die meisten diesen Strohhalm ergriffen, um sich etwas Beruhigung zu verschaffen. Von der weiteren Verwendung im polnischen Dienste, sowie der beruflichen und wirtschaftlichen Stellung dort, hatten die meisten ganz unklare Vorstellungen. Sie glaubten zudem, den preußischen Staatsdienst ein für allemal aufzugeben, wenn sie sich jetzt nicht für ihn entschieden.

Die Lehrerschaft war nur nach der negativen Seite aufgeklärt, und die Regierung hat alles versäumt, ihr rechtzeitig eine Vorstellung von der Möglichkeit weiterer Verwendung an deutschen Schulen auch im polnischen Staate zu machen.

Der Regierung mußte das polnische Schulgesetz, das bereits im Mai dieses Jahres gesetzliche Kraft für Kongreßpolen erhalten hatte, bekannt sein. In diesem Gesetz sind den Deutschen in Kongreßpolen bereits eigene Schulen mit deutscher Unterrichtssprache fest verbürgt. Der Minderheitsschutzvertrag ist auch seit geraumer Zeit veröffentlicht. Die Schulverwaltungsorgane haben nichts getan, um mit Hilfe dieser Urkunden die Lehrerschaft darüber aufzuklären, daß deutsche Schulen weiter bestehen werden und daß für sie deutsche Lehrkräfte benötigt werden.

Nach der Abtretung des Gebietes war die allgemeine Losung: „Abbauen und räumen, was später kommt, ist uns völlig einerlei." So dachten auch die Schulaufsichtsbehörden, es hieß eben: „Rette sich, wer kann!" Einer machte den andern verrückt.

In dieser allgemeinen Verwirrung fanden die Lehrer positive Aufklärung und Ermunterung nur von seiten der Deutschen Volksräte. In wohl über 40 Versammlungen hat der Verfasser dieser Zeilen selbst den Lehrern immer und immer wieder zugerufen: „Bleibt im Lande!" Eine Erdrosselung des deutschen Schulwesens ist von den polnischen Behörden nicht geplant. Die deutschen Schulgemeinden haben die Lehrer dringend nötig und werden in Zukunft ihnen einen festen Halt bieten. Überdies gibt es preußische Ministerialerlasse, die die Wieder-in-Dienststellung der deutschen Lehrer regeln, die aus dem Auslande in die Heimat zurückkehren.

So gelang es, manchen Lehrer anderen Sinnes zu machen. Ein besonderes Verdienst, für die Bodenständigkeit der deutschen Lehrerschaft gewirkt zu haben, gebührt dem neuen Deutschen Lehrerverbande in Westpreußen, dem in jüngster Zeit ein gleicher Verband für Posen bzw. der Netzedistrikt zur Seite getreten ist.

Durch diese Verbände ist der Lehrerschaft erst wieder ein fester Halt gegeben worden. In ihren Richtlinien stellen sie sich eine Fülle von Aufgaben gerade für den bevorstehenden Neuaufbau des deutschen Schulwesens. Der deutsche Schulselbstverwaltungskörper, den die Lehrerverbände als Bürgschaft für die Selbständigkeit des deutschen Schulwesens fordern, ohne dadurch ihren Charakter als Staatsbeamte aufzugeben, bedingt die Mitarbeit der Lehrerschaft. Hier hat sie Gelegenheit, an dem Schicksal der deutschen Schulen und damit an ihrem eigenen aufbauend mittätig zu sein.

Der Anfang zu dieser aufbauenden Arbeit ist bereits gemacht.

Auf Veranlassung der „Vereinigung des deutschen Volkstums in Polen" waren am Sonnabend, den 13. September, in Bromberg Vertreter der Lehrerverbände, der Philologenvereine, der einzelnen Schulgattungen, der Geistlichkeit und der deutschen Bevölkerung aus Posen und Westpreußen zusammengekommen und haben nach einem Vortrage, in dem Verfasser die Notwendigkeit der sofortigen Aufnahme der Arbeit an dem Neuaufbau des deutschen Schulwesens ausführlich begründete, die Bildung eines Landesschulausschusses beschlossen. Dieser Schul-

ausschuß wird demnächst mit einem deutschen Schulprogramm heraustreten, das der deutschen Öffentlichkeit ebenso wie vor allem der gesamten Lehrerschaft eine feste Richtung in allen uns bewegenden Schulfragen geben wird. In Stadt und Land werden sich örtliche deutsche Schulausschüsse zu gründen haben, die die örtlichen Schulfragen in den großen Rahmen dieses Schulprogramms einstellen. Die statistischen Erhebungen über Schulen, Lehrer und Schulkinder müssen von unserer Seite in der nächsten Zeit mit aller Sorgfalt betrieben werden, damit eine feste Grundlage für die Neugestaltung des Schulwesens auch von deutscher Seite geschaffen ist. Für den Aufbau polnischer Schulen sind von den polnischen Kreisvolksräten diese notwendigen Vorarbeiten schon abgeschlossen worden. Wir müssen feststellen, wo deutsche Schulen gesetzliche Daseinsberechtigung haben und wo nicht. Dann wird sich bald zeigen, in welcher Zahl deutsche Lehrer Verwendung finden können.

Der Landesschulausschuß erblickt seine vornehmste Aufgabe darin, den Versprechungen des gegenwärtigen preußischen Kultusministers durch die preußische Landesversammlung gesetzliche Kraft verleihen zu lassen. Es muß gesetzlich festgelegt werden, daß die Lehrer, auch wenn sie nach Jahren zurückkehren, mit den gleichen Rechten hinsichtlich der Besoldung, des Ruhegehalts und der Hinterbliebenenfürsorge in preußischen Dienst aufgenommen werden, wie wenn sie den preußischen Staatsdienst nicht unterbrochen hätten.

Daher sollen die deutschen Lehrer von heute ab mit allen Kräften innerhalb ihres Wirkungskreises an der Erhaltung des deutschen Schulwesens mitarbeiten. Je weiter sie in dieser Arbeit vordringen, desto mehr werden Angst und Sorge um die Zukunft schwinden. Die gesamte deutsche Bevölkerung ist heute schon Träger der deutschen Schulsorgen. Alle wollen wir einmütig ans Werk gehen. Das Urteil der Geschichte soll in diesem besonderen Kapitel des Deutschtums einmal nicht ungünstig ausfallen. Besonders die Lehrerschaft steht heute unter diesem Urteil. Sie hat aber zum großen Teil für die „Vereinigung des deutschen Volkstums in Polen" wertvolle Arbeit zur Sammlung und Stärkung des Deutschtums geleistet, wofür ihr der höchste Dank gebührt. Ihr eigenes Haus wird sie noch freudiger und fleißiger mitbauen wollen. Wenn in ihm auch dies und das moderne Möbelstück fehlen wird, auf Verzierungen dürfen wir heute nicht sehen. Einzelwünsche müssen zum Besten des Ganzen auch von den Lehrern aufgegeben werden. An kleinlichen Bedenken der Lehrerschaft wird das große Werk nicht scheitern. Und wo unsere Lehrer jetzt festeren Boden unter den Füßen spüren, da werden sie auch nicht weiter mit den Möbeln rücken. Ausharren und arbeiten! Das ist heute die Losung. Einer für alle und alle für einen, dies Wort hat heute für uns Deutsche erst hier seine wahre Bedeutung.

Aus den Deutschen Volksräten

Die Einigung des Deutschtums.

Bromberg, 23. September. Nach mehrwöchigen Verhandlungen ist heute in Bromberg die Einigung des Deutschtums in den dem Friedensvertrag zufolge an Polen fallenden Gebieten abschließend vollzogen worden. An der Sitzung nahmen teil die Vertreter der politischen Parteien sowie die Mitglieder der zu drei Vierteilen bereits vorhanden gewesenen Deutschen Provinzialarbeitsgemeinschaft Westpreußen. Zunächst wurde die Arbeitsgemeinschaft Westpreußen durch Abordnung von drei Vertretern der Deutschen Partei auf die vorgesehene Zahl zwölf gebracht und damit vervollständigt. Die drei Delegierten der Deutschen Partei für die Westpreußische Provinzialarbeitsgemeinschaft sind Landrat von Conrad-Lalkau, Schwintzer-Graudenz, Justizrat Menzel-Dirschau. Danach wurde die Provinzialarbeitsgemeinschaft Posen aus je zwei Vertretern der Parteien gebildet. Es gehören ihr an von der Deutschen Partei: Dr. Jahn, Major Graebe; Stellvertreter Krause, Dr. Pfeiler (sämtlich

Bromberg), vom Zentrum: Tiedtke und Podzwardowski, Vertreter Raepke, Seelke (sämtlich Bromberg), von der Deutschen demokratischen Partei: Friedland, Pietzker, Vertreter: Krumme und Sawatzki (sämtlich Bromberg), von der Sozialdemokratischen Partei: Hannemann, Holtzendorff, Vertreter: Siegel und Stößel (sämtlich Bromberg).

Aus den beiden Provinzialarbeitsgemeinschaften Westpreußen und Posen ist zum Schluß als die höchste Spitze des Deutschtums im Abtretungsgebiet die Deutsche Zentralarbeitsgemeinschaft mit dem Sitz in Dirschau und dem deutschdemokratischen Abgeordneten Bürgermeister Winkler-Graudenz als Vorsitzenden gebildet worden. Zur Zentralarbeitsgemeinschaft stellt jede Partei aus ihren Delegierten in den beiden Provinzialarbeitsgemeinschaften je einen Vertreter. Sie setzt sich danach zusammen aus den Angehörigen der Deutschen Partei: Dr. Jahn, Stellvertreter: Graebe für Posen, Landrat von Conrad, Stellvertreter: Justizrat Menzel für Westpreußen, aus den Mitgliedern des Zentrums: Tiedtke, Stellvertreter: Podzwardowski für Posen, Professor Dr. Klebba, Stellvertreter: Niewolinski für Westpreußen, aus den Mitgliedern der Deutschdemokratischen Partei: Pietzker und Sawatzki für Posen, Winkler und Klewening für Westpreußen und aus den Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei: Hannemann und Stößel für Posen und Hagk — Stellvertreter wird noch namhaft gemacht — für Westpreußen.

„Ostdeutsche Rundschau" Nr. 224 vom 25. September 1919.

Pressestimmen

Polnische Presse

„Dziennik Berlinski" (Berlin) Nr. 208 vom 12. September 1919.

Unsere Angelegenheiten in Polen. Es ist Zeit umzukehren!

In der „Gazetta Ostrowska" lesen wir folgendes:

Über hundert Jahre lang lebten wir geteilt in drei Teile, unter den drei uns feindlich gesinnten Regierungen, getrennt durch Grenzkordons, Zölle und schlechten Verkehr.

Wir lebten auf diese Weise jedes Teilgebiet für sich selbst.

Im Laufe der Zeit verloren wir die Fühlung und wurden gegenseitig immer fremder. Es zeigte sich dies während des Krieges, wo sich jedes Teilgebiet seine eigene Orientierung ausgearbeitet hatte und bis zum letzten kämpfte im Namen dieser Orientierung, ohne sich darum zu kümmern, was die übrigen sagen. Die Wahrheit bahnte sich langsam ihren Weg, die Deutschen öffneten den Angeführten die Augen und mit der Zeit, als auch Rußland niedergerungen worden war, neigte sich die Gewichtsschale auf die Seite derer, die von Anfang an sich für die Entente erklärt hatten. Und es schien, daß mit diesem Augenblicke irgendeine herzliche Annäherung aller Teilgebiete stattfinden werde, doch es geschah anders.

Anstatt uns zu freuen, daß wir uns endlich alle in einem Polen vereinigen, begannen wir uns gegenseitig einer vor dem andern zu fürchten, begannen Fehler und Mängel herauszufinden und eine chinesische Mauer aufzubauen, damit nur ja nicht das eine Teilgebiete sich dem anderen nähert. Besonders aber verhöhnen unsere Zeitungen Kongreßpolen maßlos, denn in Warschau herrscht Bestechungswesen, ist die Regierung unfähig usw., und sie weisen mit Stolz auf die großpolnische Ordnung hin, auf die mustergültige Ordnungsliebe usw., und die flache und sorglose Allgemeinheit glaubte daran wie gewöhnlich. Es schien, daß das posensche Gebiet als Muster und zum Ruhm Polens dienen soll, und daß der Rest Kehricht ist. Auch heute noch werden überall, sei es auf der Bahn, sei es auf der Straße oder in Gesellschaft Stimmen laut, welche die Kongreßpolen abfällig beurteilen und laut von Bestechungen usw. sprechen, ohne darauf

zu achten, daß sie geradezu einen Haß gegen die Kongreßpolen und Galizier hervorrufen, der nur auf den Augenblick wartet, wo er das posensche Paradies wird überfluten und sich die Taschen füllen können.

In den Zeitungen lesen wir immerwährend Schimpfereien über die Zustände in Kongreßpolen und Galizien, gleichsam, als ob man dort gar nichts täte, als ob es dort keinen Fortschritt und Besserung gäbe, sondern alles nach dem Abgrund strebte. Indessen ist es ganz anders.

Auch bei uns ist dieselbe Korruption vorhanden, wie in den anderen polnischen Gebieten, das Bestechungswesen blüht prachtvoll an sämtlichen Grenzen, das Wuchertum ist in unerhörter Weise gewachsen, die Aufgeblasenheit und Einbildung hat sämtliche Lumpen in ihr Garn verstrickt, sie machen sich heute in den Bureaus breit, rauchen Zigaretten und behandeln die Interessenten nichtachtend, die aus der Provinz eintreffen und es eilig haben, ihre Angelegenheiten zu erledigen, um bald wieder nach Hause zurückzukommen. Man hat den Eindruck, daß die Aufgeblasenheit des preußischen Beamten nicht nur wieder auferstanden ist, sondern sich noch vergrößert hat, wobei sie sich aber auf die polnischen Kassen stützt.

Über die Unbestechlichkeit in den Ämtern gibt auch viel zu denken die Verfügung der Sektion für Handel und Industrie, welche jegliche Ausfuhrgenehmigungen zurückzieht, die vor dem 1. August 1919 erteilt worden waren. Leider hat man diese Verfügung erst gegen den 18. August herausgegeben — etwas reichlich spät für eine derartige Erlaubnis mit Stempel und Unterschrift — unbekannt, ob geschickt nachgemacht oder schwer bezahlt.

Die Juden haben angeblich nach Litauen allerwahrscheinlichst aber für den „Grenzschutz" gegen 160 Stück Vieh aus Ostrowo herausgefahren. Die Sektion für Handel und Industrie hatte nun vergessen, daß es Telephon und Telegraphen gibt, mit deren Hilfe man die einzelnen Behörden benachrichtigt — die meinte, es sei genug, wenn sie diese Verfügung in den Tageszeitungen öffentlich bekannt gibt.

Es ist sehr zu loben, daß man die Presse so hoch geschätzt, aber in derartigen Fällen zeugt das von einer Unfähigkeit der zuständigen Behörden. Aber Bestechungswesen, Unfähigkeit gibt es bei uns nicht, bei uns geht alles wie nach der Uhr. Zwar geht das Korn aus Großpolen am hellen lichten Tage genau wie nach der Uhr nach Kalisch, wo man damit ganz öffentlich tagtäglich auf der Kalischer Börse handelt, ungeachtet des wachsamen Auges der Kriminalpolizei. — —

Nach dem Königreich hat man eiligst Gewehre, Decken und Uniformen geschickt; wo sind aber jene Vorräte, die aus Ostrowo und Krotoschin nach der Okkupierung ausgeführt wurden — wo ist das Klavier aus dem Offizierskasino, wo ist das Billard aus dem Unteroffizierskasino geblieben? Wo befinden sich die zahlreichen Waren, welche auf der Grenze beschlagnahmt wurden, das Tuch, die Wäsche, wo sind die Schuß- und blanken Waffen, welche die Besitzer umsonst zurückfordern?

Man könnte derartiger Angelegenheiten tausende aufzählen — Spiritus, Zigaretten, welche es in der Fabrik nicht gibt, die aber der Direktor zu Wucherpreisen verkauft, dem das Gericht dafür 1000 Mark Strafe auferlegt usw. usw. und das Gold — und die deutschen Banknoten —, wer hat damit nicht gehandelt, von der polnischen Staatskasse an beginnend? Aber genug davon. Wir bringen das Material nicht, um den Leuten die Lust zu nehmen und zu ärgern, sondern nur darum, um den Tümpel einzudämmen, der bei uns über das Königreich verbreitet wird, als ob es nur dort so schlecht ginge.

Der Krieg hat sämtliche Gebiete demoralisiert. Im Königreich und in Galizien arbeitete man schon in Friedenszeit nur mit Bestechung. Die jetzige Demoralisation ist also dort jetzt verständlich, „bei uns" aber, wo alle vor lauter Moral in der Sonne glänzten, wo man sich schämte, mit der Hand etwas von hinten entgegenzunehmen und erst — die Hand geradeaus vor sich auszustrecken, ist diese Demoralisation bedeutend schlimmer und gründlicher. Mögen also alle diejenigen, die den Splitter im Auge des „Kongreßpolen"

sehen, sich mal erst selbst besser im Spiegel besehen, und sie werden zweifellos in ihrem Auge den „Balken" sehen — sofern dieser „Balken" ihnen die Aussicht nicht schon ganz genommen hat.

Unterzeichnet: Jan Repinski.

„Gazeta Torunska" (Thorn) Nr. 206
vom 12. September 1919.

In Sachen der polnischen Volksräte

bringt das Blatt folgenden Artikel: Der „Dziennik Berlinski" wiederholt unseren Artikel, den wir in Sachen des Ausbaus der polnischen Volksräte veröffentlicht haben und macht folgende Bemerkung dazu:

Merkwürdig ist es über das Projekt eines Ausbaus zu lesen, ungeachtet dessen, daß der polnische Landtag dem O. P. V. in Posen bereits den Trauermarsch gespielt hat, und daß sich derselbe infolgedessen in Auflösung befindet, welche zwar infolge der Kontrollierung der Ausgaben eine längere Zeit dauern wird. Regieren kann aber der O. P. V. nicht mehr. Es kann lediglich die Rede sein von einer Hilfstätigkeit der polnischen Volksräte auf den von der Abstimmung zu umfassenden Gebieten, wo es nach unserer Meinung besser wäre, Volksabstimmungskomitees zu bilden.

Die polnischen Volksräte braucht man auf den Polen zuerkannten Gebieten nicht auszubauen. Es sind das politische Übergangsschöpfungen, die während des Revolutionsumsturzes in Deutschland entstanden sind, in denen der Gedanke einer polnischen Volksherrschaft sich nicht entwickelt hat, die im Gegenteil eine Sprosse auf der Leiter zum Aufstieg zu Starostenämtern gewesen sind. Oft herrschten in diesen Volksräten ein oder zwei Autokraten und der Rest der Mitglieder war Dekoration ohne größeren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Die Volksräte in den Polen speziell zuerkannten Gebieten, die nicht von der Abstimmung eingeschlossen sind, müssen eher die Liquidierung vorbereiten. Sie sollten beizeiten ihr Rechenwesen in Ordnung bringen und ihre Ausgaben mit Hilfe gewählter Kassenrevisoren feststellen, um mit dem Augenblick der Übernahme der Macht seitens der polnischen Regierung in politische Parteien überzugehen, welche dann größere Existenzberechtigung haben werden.

„Gazeta Gdanska" (Danzig) Nr. 197
vom 9. September 1919.

Ein Kommuniqué des Unterkommissariats.

Die polnischen und deutschen Zeitungen haben aus Warschau die Nachricht gebracht, daß die polnische Regierung bereits einige polnische Beamte für das frühere preußische Teilgebiet ernannt habe. Diese Nachricht, sofern sie das polnischerseits noch nicht besetzte Gebiet betrifft, hat Verwicklungen im Verhältnis zur preußischen Regierung hervorgerufen.

Um nun Mißverständnisse zu vermeiden, teilen wir mit, daß die polnische Regierung nicht daran denkt, die Ämter zu besetzen, solange die Bestätigung des Friedensvertrages nicht rechtskräftig wird, daß somit die von den Zeitungen gebrachte Nachricht ungenau oder vorzeitig war.

. . . . . .

„Dziennik Bydgoski" (Bromberg) Nr. 211
vom 12. September 1919.

Die Deutschen organisieren sich.

In Danzig hat am 9. d. Mts. eine Zusammenkunft von Abgeordneten aller deutschen Parteien stattgefunden, welche ein gemeinsames Ausführungskomitee bilden. Auch Sozialisten vereinigen sich in diesem Verband, welcher Westpreußen und den ganzen Netzedistrikt einschließt.

Der Zweck der Organisation ist die Verteidigung des Deutschtums in Polen. Die Deutschen treten zu diesem Zwecke sehr konsequent auf und bilden eine feste Front, in der jede Partei ihre eigenen Interessen dem ganzen unterordnet. —

Bei uns müßte es ähnlich vor sich gehen.

„Radwislanin" (Culm) Nr. 70
vom 19. September 1919.

Sei nüchtern und wache!

Unter diesem Titel schreibt das Blatt unter anderem:

Und jetzt eine Frage an unsere Regierung in Warschau und Posen: Sind die Deutschen, sind die deutschen Beamten in unserem bedrohten Gebiete unbedingt notwendig, daß sie

unter uns bleiben, daß man vor ihnen die Mützen bis zur Erde abziehen muß? — Nur einzig und allein der Bequemlichkeit wegen, Ihr Herren, damit Euch die Amtierung auf Euren Posten bequem und leicht wird, indem Ihr ein Aufgebot niederer deutscher Beamten habt, wird das polnische Volk eine derartige Gefahr nicht leiden, wird nicht erlauben, mit dem Feuer zu spielen.

Arbeitet Euch doch selbst durch mühevolle Arbeit in Eure Ämter ein und bewacht von ihnen aus die niederen Ämter. — In unseren Ausnahmeverhältnissen kann unser Beamter auch weniger für den einzelnen Posten passen, wenn er nur arbeitsfreudig und aufrichtig ist, und wenn er ein Herz für die Sache zeigt — wenn er Pole ist. Aus einer derartigen Mauer unserer Landsleute soll unser Beamtenstand rekrutiert werden — und Polen wird keinen Schaden erleiden. — Jeden deutschen Beamten wollen wir uns am hellen lichten Tage gut ansehen. Du Volk „Sei nüchtern und wache!"

„Dziennik Bydgoski" (Bromberg) Nr. 208 vom 9. September 1919.

Um die polnische Valuta.

Die Frage der Änderung der polnischen Valuta war Gegenstand einer Beratung von Abgeordneten polnischer Gesellschaften und Vereine auf einer Konferenz, welche vor einigen Tagen in Posen stattgefunden hat, und an der mehrere hundert Vertreter von Gesellschaften und Unternehmungen teilnahmen. Geistlicher Adamski sprach in einem sachlichen Vortrage über die Wichtigkeit der Valutareform, wobei es sich um drei Fragen handelt: Um die Einführung einer einheitlichen polnischen Münze, um die Verringerung der Gattungsarten des sich im Umlauf befindlichen Geldes, und um die Normierung des polnischen Geldes im Verhältnis zum Geldwerte. Es wurde folgende Resolution angenommen: Die in Posen versammelten Vertreter Großpolnischer Gesellschaften erklären sich gegen die Durchführung der polnischen Valutareform auf der Basis der Vereinheitlichung, denn die sogenannte Vereinheitlichung der Geldzahlmittel würde den Staat vor zukünftigen wirtschaftlichen Erschütterungen nicht schützen. Dagegen fordern sie die Durchführung einer Reform in dem Sinne, daß

1) der Ausgangspunkt die Annahme des Münzrechtes auf Grund des Franken sein wird,

2) verschiedene Umlaufkurse des Bargeldes den Verpflichtungen angepaßt werden,

3) man die Verpflichtungen nach der Goldvaluta umrechnen wird entsprechend der Goldparität, und daß der Umtausch des Bargeldes in Gold nach demjenigen Kurse stattfindet, welcher den großen Erschütterungen im wirtschaftlichen Leben vorbeugt, gleichzeitig aber den Staatsschatz nicht zu sehr beschwert. Die versammelten Vertreter der Großpolnischen Gesellschaften drücken auch den Wunsch aus, daß man mit der Valutareform auch nicht einen Tag länger zögere, da der jetzige chaotische Übergangszustand die Unternehmungslust dämmt und das Land unberechenbaren Verlusten aussetzt.

Kleine Mitteilungen

Eine rechtsungültige polnische Bekanntmachung.

Das amtliche polnische Wochenblatt hat nach dem „Dziennik Bydgoski" folgende Bekanntmachung des Hauptliquidationsamtes in Posen verbreitet:

„Jegliche Rechtshandlungen, welche die Krone, die deutsche Republik, ihre Regierungen oder andere im Artikel 256 Absatz 2 des Friedensvertrages genannte Persönlichkeiten, ferner Privatpersonen, Behörden und Anstalten seit dem 4. Oktober 1918 vorgenommen haben oder vornehmen sollten, sind dem polnischen Staate gegenüber ungültig, sofern sie die Unmöglichmachung oder Erschwerung seiner Ansprüche auf alle diejenigen Objekte bezwecken, welche dem Sinne des Friedens-

vertrages gemäß auf ihn übergehen oder von ihm liquidiert werden können."

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Verfügung keinerlei Rechtsgrundlage besitzt. Der Artikel 256 Absatz 2 des Friedensvertrages lautet: „Im Sinne dieses Artikels gilt das gesamte Eigentum der Krone, des Deutschen Reiches und der deutschen Staaten sowie das Privateigentum des vormaligen Deutschen Kaisers und der anderen königlichen Personen als zum Gut und Eigentum des Deutschen Reichs und der deutschen Staaten gehörig." Im Artikel 440, der von der Rechtsgültigkeit des Friedensvertrages handelt, heißt es aber: „Ein erstes Protokoll über die Niederlegung der Ratifikationsurkunden wird errichtet, sobald der Vertrag von Deutschland einerseits und von drei alliierten und assoziierten Hauptmächten andererseits ratifiziert ist. Mit der Errichtung dieses ersten Protokolls tritt der Vertrag zwischen den Hohen vertragschließenden Teilen, die ihn auf diese Weise ratifiziert haben werden, in Kraft. Dieser Zeitpunkt gilt zugleich als Zeitpunkt des Inkrafttretens bei Berechnung aller in dem gegenwärtigen Vertrage vorgesehenen Fristen."

Daraus geht deutlich hervor, daß Rechtsgeschäfte der oben erwähnten Art erst vom Augenblick des Inkrafttretens des Friedensvertrages ungültig sein könnten. Eine andere Auslegung würde eine flagrante Rechtsverletzung bedeuten.

„Ostdeutsche Rundsch." Nr. 223 vom 24. September 1919.

Eine polnische gesetzgebende Kommission.

Durch Landtagsbeschluß vom 3. Juni d. J. ist eine gesetzgebende Kommission gebildet worden, welche die Aufgabe hat, eine einheitliche Zivilgesetzgebung zu schaffen und zwar eine Handels- und Strafgesetzgebung usw.

Die Kommission zählt 48 Mitglieder, die von dem Staatsoberhaupt ernannt worden sind, darunter als Präsidenten den Professor der Krakauer Universität Dr. Franz Fierich, drei Vizepräsidenten, je einen aus jedem Teilgebiet; aus unserem Gebiete ist dazu der Rat Ludwig Cichowicz, Advokat und Notar in Posen ausersehen worden, außerdem verschiedene Mitglieder aus dem früheren preußischen Teilgebiet, (weiter führt die Zeitung die einzelnen Mitglieder auf).

„Gazeta Gdańska" (Danzig) Nr. 200 vom 12. September 1919.

Das neue polnische Geld.

Die polnische Regierung hat beschlossen, neues Geld herauszugeben und zwar auf der Basis der neuen Münzeinheit, welche der Gulden darstellt, der einer deutschen Mark gleich ist.

Aus einem Kilogramm Gold von $^{900}/_{1000}$ Inhalt werden 3100 Stück polnische Gulden gemünzt werden, natürlich mit einer gewissen Zugabe von Kupfer als Zwanzig- und Zehnguldenstücke.

Die Silbermünze, deren Inhalt $^{900}/_{1000}$ Silber ist, wird in Fünf- und Zweiguldenstücken gemünzt.

Weiter Zwanziggroschenstücke aus Nickel, Zehn-, Zwei- und Eingroschenstücke aus Eisen.

Der polnische Gulden wird hundert Groschen enthalten. Papiergeld wird in der neuen Valuta auch herausgegeben werden und zwar zu allererst in Tausendguldenscheinen.

Die neuen Tausendguldenscheine werden datiert sein vom 17. Mai 1919 und die Unterschriften des jetzigen Reichsbankdirektoriums d. h.: der Herren

Ernest, Adam und Joseph Sapczinski und des Hauptkassierers Marian Karpus tragen.

Die Numerierung soll mit Nummer 1 beginnen. Auf der linken Vorderseite wird das Porträt Kosciuszko's, auf der rechten Seite der neue polnische Adler, auf dem Unterdrucke von denselben Adlern in acht Ecken auf Medaillons enthalten sein.

„Wiarus Polski" (Bochum) Nr. 210 vom 12. September 1919.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Kempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote", Berlin SW 11.

Mitteilungen
der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens

Nr. 29	Verantwortlich: **Carl Georg Bruns** Schriftleitung: **Bromberg, Wilhelmplatz 1 III** Fernruf Nr. 321	8. Okt. 1919

Inhalt: Materialien zur ostdeutschen Frage: Ein einig Volk von Brüdern. Polnische Bekenntnisse — Aus den Deutschen Volksräten — Pressestimmen: Polnische Presse — Kleine Mitteilungen.

Materialien zur ostdeutschen Frage

Ein einig Volk von Brüdern!

Der Weg zur Einigung der Deutschen

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Wie oft haben wir uns diese Worte aus Schillers „Wilhelm Tell" zugerufen! Wie oft uns gemahnt mit den Worten des sterbenden Freiherrn von Attinghausen:

Seid einig — einig — einig!

Die Einigung aller Deutschen im Abtretungsgebiet ist so nötig wie das liebe Brot.

Aber die schönen Reden, begeisterten Versammlungen und todesmutigen Schwüre bringen diese Einigung nicht. Dazu haben die Deutschen zu viele Köpfe. Und es ist eine Selbsttäuschung, wenn man meint, nur durch Versammlungen und packende Reden diese Einigung herbeizuführen. Solche deutschen Volksversammlungen, das betone ich ausdrücklich, sind nötig, und man muß sie immer wieder von Zeit zu Zeit halten. Aber man lasse sich durch ihren gelungenen Verlauf und den Beifall der Teilnehmer nicht täuschen. Sie sind schließlich nur eine Stärkung und Festigung derer, die dem Gedanken der Einigung schon nahe stehen. Die andern lassen sich durch Worte nicht so leicht umstimmen. Und wenn sie auch wirklich in einer solchen Versammlung warm geworden sind, dann kommt am andern Tage eine merkliche Abkühlung durch einen Parteibonzen oder irgendeinen „Bedenklichen".

Ebensowenig führt das politische Mittel der Einigung zum Ziel. Das Nächstliegende und Gegebene wäre ein Aufhören aller bisherigen Parteien und das Zusammenkommen zu einer einzigen deutschen Partei. Aber da kennst du die Deutschen schlecht. Jeder muß sein besonderes Parteisüppchen kochen und essen. Darum wollen Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie von der „Deutschen Partei" nichts wissen. Sie kommen mit dem Schlagwort „Arbeitsgemeinschaft". Aber wir kennen solche Arbeitsgemeinschaft. Da werden große Reden geschwungen, und vor lauter Reden kommt man zu keiner Arbeit. Abgesehen davon, daß in dieser Arbeitsgemeinschaft die schwarz-rot-goldene Reichs-

mehrheit auch im polnischen Staate die Herrschaft über die Deutschen in die Hand nehmen will und dadurch von vornherein die unerquicklichen Zustände im Reiche in das gefährdete Deutschtum in Polen tragen würde, wird auch diese Arbeitsgemeinschaft keine Einigung herbeiführen; denn da wird sich bald dieses oder jenes Grüppchen von der Arbeitsgemeinschaft absondern oder ihr gar nicht beitreten, und dann kommt es wieder zu neuen Auseinandersetzungen und „Einigungen". Es ist ein ganz aussichtsloses Beginnen, in solcher Arbeitsgemeinschaft eine Einigung zustande zu bringen. Wohl ist es wünschenswert, daß die „Deutsche Partei" in der obersten Spitze, d. h. in der Landesvereinigung, sich an der Arbeitsgemeinschaft beteiligt, um nach außen hin eine einige Front des Deutschtums zu bilden. Aber in den einzelnen Kreisen und Orten solche Arbeitsgemeinschaft bilden, hieße den Bock zum Gärtner machen. Vor lauter Reden und Streiten würde man zu keiner Arbeit kommen. Also noch einmal, man sehe in den politischen Einigungsverhandlungen kein Allheilmittel der Einigung und vergeude nicht darin seine besten Kräfte.

Wie kann man dann aber den Weg zur deutschen Einigung finden? Wir wollen uns die deutschen Einheitsbestrebungen im vorigen Jahrhundert ins Gedächtnis zurückrufen. Es hat eine lange Zeit gedauert von 1806, der Auflösung des tausendjährigen Deutschen Reiches, bis 1871, zur Wiedererrichtung des deutschen Kaisertums. Da ist viel geredet worden, auf den Volksversammlungen und in den Parlamenten, besonders in den schwarz-rot-goldenen von 1848 an, aber eine Einigung haben diese politischen Versammlungen und Reden nicht gebracht. Vor lauter Reden wußte man niemals recht, was man eigentlich wollte, ob großdeutsch mit Einschluß Österreichs oder kleindeutsch unter Preußens Führung u. a. m. Die wirkliche Einigung ist einen andern Weg gegangen, einen Weg, der schmal und verborgen angefangen hat, aber zielstrebig weiter ging und sich immer mehr verbreiterte. 1819 erfolgte die Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, man versenkte sich in die große Vergangenheit. 1817 erschienen Görres' „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder", 1819 Grimms „Deutsche Grammatik". Die alten Märchen und Sagen wurden im Volke wieder lebendig gemacht. 1852 wurde das deutsche Nationalmuseum in Nürnberg eröffnet. Mit einem Worte, man pflegte deutsche Geschichte und Kultur. Daneben fanden sich die einzelnen Berufsgruppen zusammen. Die Landwirte, Gelehrten, Volkswirte, Kaufleute, Innungen usw. traten zu gemeinsamen deutschen Tagungen zusammen, es entstanden deutsche Interessengemeinschaften. Ferner schlossen sich die Schützen, Turner, Sänger zu eindrucksvollen gesamtdeutschen Schützen-, Turner- und Sängerfesten zusammen. Am wichtigsten war aber der wirtschaftliche Kitt im deutschen Zollverein. Auf diesem Wege wurde praktische Einigungsarbeit getan. Bis dann der Mann kam, der die deutsche Einheit zusammenschweißte— denn von selber ging das auch trotz aller vorhin besprochenen Vorarbeiten nicht — Bismarck, der Schmied des Deutschen Reichs.

So muß auch bei uns die Einigung durch praktische Arbeit versucht werden: Pflege der deutschen Geschichte und Kultur, Zusammenschluß der einzelnen Berufsgruppen, z. B. deutsche Vereinigungen der Landwirte, Kaufleute, Lehrer, Handwerker usw. Schaffung eines wirtschaftlichen Ringes. Alles das getränkt von dem einen Gedanken: Deutsch. Die politische Einigung kommt dann schließlich von selber, wenn das Deutschtum in die Schmiede kommt. Erst wenn die Not kommt und den verschiedenen auseinanderstrebenden eigenwilligen deutschen Köpfen gehörig „eins auf den Kopf gibt", daß sie zusammengestoßen werden, wird eine Einigung möglich sein und werden die Deutschen unter einen Hut gebracht werden können.

Aber, wird vielleicht jemand sagen, das Beispiel der deutschen Einheitsbestrebungen paßt auf uns nicht. Wir werden im polnischen Staate unter ganz anderen Bedingungen leben. Nun, der Deutsche ist sich gleich in seinen Vorzügen und Fehlern, wo er auch wohnen mag. Darum kann jene deutsche Geschichte für uns lehrreich sein. Aber wir wollen auch die polnischen Verhältnisse be-

trachten. Dazu wollen wir uns die Bestrebungen der Polen im preußischen Staat zum Vergleich heranziehen. Die waren ja in ähnlicher Lage wie wir es künftig sein werden. Die Polen haben den Gedanken der Wiederaufrichtung des polnischen Staates nie aufgegeben. Sie haben es zuerst mit begeisterten Versammlungen, Treuschwüren, Aufständen, politischen Verschwörungen und geheimen und öffentlichen Diplomatengeschichten versucht. Aber ohne Erfolg Da haben sie in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen andern Weg beschritten, den der praktischen, aufbauenden Arbeit. Das Genossenschaftswesen blühte auf: Kreditgenossenschaften, Ein- und Verkaufsgenossenschaften (Rolniks), Parzellierungsbanken, Befestigung des Großgrundbesitzes, Volksbank (Bank ludowy). Daneben Bauernvereine, Zentralverein der Großgrundbesitzer, Verband polnischer Arbeiter. Weiter Turnvereine (Sokol = Falke) und Straz- (= Wacht-) Vereine. Dazu kommt der Marcinkowski-Verein zur Unterstützung der lernenden Jugend und Museen und Bildungsvereinigungen zur Pflege polnischer Kultur. Diese zähe, zielbewußte polnische Kleinarbeit hat einen polnischen Mittelstand geschaffen, der vorher in Posen fehlte und den es in Kongreßpolen auch jetzt noch nicht gibt, hat die Polen wirtschaftlich gekräftigt, zum Wettbewerb mit den Deutschen geschult und zur bewußten Hochhaltung polnischer Kultur gegenüber allen Germanisierungsbestrebungen gestählt. Damit kam die polnische Einigung von selber zustande und hatte auch Erfolg.

Also auch die Heranziehung der polnischen Einheitsbestrebungen führt uns auf denselben Weg. Politische Bestrebungen sind nötig und dürfen niemals unterlassen werden. Aber man darf von ihnen nicht zu viel erwarten. Auf sie darf die beste Kraft zuerst nicht angewandt werden. Praktische, aufbauende Arbeit muß in aller Stille, mit aller Zähigkeit und Zielbewußtheit getan werden, Pflege der deutschen Kultur und Zusammenfassung der einzelnen Berufs- und Interessengruppen, und nicht zu vergessen Zusammenziehung des deutschen Wirtschaftslebens. Also deutscher Schulverein, Verein für Volksbildung; deutsche Berufsvereine der Landwirte, Kaufleute, Arbeiter, Lehrer, Geistlichen, Privatbeamten, Handwerker, Frauen usw. Deutsche Jugend-, Turn-, Gesangvereine usw. Endlich Vereinigung aller deutschen Genossenschaften, Reiffeisenvereine, landwirtschaftlicher Genossenschaften, Volksbanken. Besonders auf den wirtschaftlichen Zusammenschluß ist großes Gewicht zu legen. Das ist das Gerüst der deutschen Einigung. Man sage nicht, dadurch werde der Weg des deutschen Idealismus, des reinen Geistesschwunges, verlassen, daß man mehr von Geld und Wirtschaft rede, als von den deutschen Gedanken. Der Mensch besteht nicht bloß aus Geist, sondern aus Geist und Leib, und wenn der Leib nicht richtig ernährt ist, wird der Geist nicht lange seinen hehren Flug tun können. Und andererseits gehört zur Durchführung der wirtschaftlichen Einigung ein hohes Maß von Idealismus, nämlich der Idealismus der Tat.

Den äußeren Rahmen haben wir, die „Vereinigung des deutschen Volkstums in Polen". Davon wollen wir nicht mehr abgehen. Einige wenige wollen wir reden und streiten lassen über die Formen der Einigung mit den anderen Deutschen, die nicht der „Deutschen Partei" beitreten wollen. Wir aber wollen unsere Orts- und Kreisvereinigungen stärken und festigen und praktische, aufbauende Arbeit in der Pflege der Schul- und Volksbildung, der wirtschaftlichen und berufsständischen Kräftigung leisten. Und in alles den deutschen Gedanken hineinbringen. Dann müssen, wenn wir diesen deutschen Aufbau fertig haben, die anderen ganz von selber kommen, wenn sie sich nicht außerhalb des deutschen Volkstums stellen wollen.

Aber wir wollen uns nicht verhehlen, daß diese Einigung nicht so schnell und in geradem Aufstiege gelingen wird. Wir dürfen nicht müde werden und uns erbittern und verbittern lassen. Es gehört auch ein hohes Maß von Glauben und Hoffnung dazu. Die Königin Luise hat im Jahre 1807 sich und die ihrigen mit dem Spruche getröstet: „Meine Hoffnung ruht auf der Verbindung alles dessen, was den deutschen Namen trägt."

Polnische Bekenntnisse.

Dr. Marjan Seyda, der als Mitglied des polnischen Nationalausschusses in Paris während des Krieges die Interessen Polens vor den Verbandsstaaten verfocht, berichtete in Posen in einer Versammlung über seine Tätigkeit. Wir geben die bedeutsamsten Stellen seines Berichtes nach den Darstellungen der polnischen Presse wieder. Seyda sagt u. a.:

Der erste Abschnitt meiner Tätigkeit war gewissermaßen eine Untersuchung des Terrains, eine Art Probezeit. Ich bemühte mich, im Geheimen, hinter den Kulissen zu wirken, veröffentlichte Aufsätze in der französischen Presse. Aber das waren Kleinigkeiten dem gegenüber, was zu tun notwendig war. Man mußte sich unter die Menschen begeben, sich in den Strudel der Welt werfen. Ich begab mich an den Genfer See, um mich mit anderen zwecks Werbearbeit zu vereinigen. Im September 1915 begründeten wir die polnische Zentralagentur in Lausanne, die nach außen hin den Charakter eines Pressebureaus trug, ihr wahrer, eigentlicher Zweck war die politische Tätigkeit. Wir gaben unserer Arbeit nach außen hin neutralen Charakter — aber nur zum Schein. Die ganze Tätigkeit war dahin gerichtet, den Krieg zu Ende zu führen und die Deutschen zu besiegen, denn nur auf diese Weise konnte Polen zur Freiheit gelangen. Inzwischen trugen die Deutschen einen Sieg nach dem anderen davon. Als die Deutschen Warschau eroberten und das Königreich Polen ausriefen, das nur ihre Dienerin sein sollte — als einige Polen verkündeten, daß ganz Polen auf seiten der Zentralmächte stände, sagten wir uns, daß es so nicht weitergehen könnte, daß man klar und deutlich demgegenüber auftreten müßte, denn die polnische Sache schien begraben zu sein. Auf die Schweiz waren die Augen der Völker gerichtet. Dort bemühten sich die Deutschen, ihren Einfluß hervorzuheben, aber noch größeren Einfluß hatten die Verbandsmächte, die das Vorgehen der Polen geprüft hatten. Als ich in der Schweiz eintraf, neigten die dortigen Polen alle zu Österreich, scheuten sich aber, zugunsten der Deutschen, der großen Schädiger der Polen, zu sprechen. Die Lage war durchaus verworren, die Interessen der Zentralmächte schienen die Oberhand zu gewinnen. Es mußte also für die Solidarität mit den Verbandsmächten gewirkt werden. Wir verkündeten in der Presse, daß die Polen nur zum Schein sich auf die Seite der Zentralmächte stellten. Durch die Botschaft in der Hauptstadt der Schweiz wirkten wir unmittelbar für die Verbandsmächte. Ich habe keinen Ausdruck, um meinen Dank denen zu zeigen, die uns geholfen haben, unser Ansehen herzustellen. Alle paar Wochen trafen Herren und Damen aus Posen ein, die durch vorgeschützte Krankheit Pässe von den Deutschen verlangt hatten. Sie berichteten sehr gründlich über die Lage in Deutschland und trugen den Verbandsmächten sehr wichtige Nachrichten zu, die diesen durch die Botschaft übermittelt wurden. Durch die an die Verbandsmächte gerichteten Meldungen zog sich wie ein roter Faden der Gedanke, daß die Polen nur zum Schein den Zentralmächten anhingen. Es handelte sich ferner um die Beeinflussung der Meinung des Landes. Denen, die zu uns kamen, gewährten wir Schutz. War es doch in militärischer Hinsicht so schlimm, daß man an unserer Sache hätte verzweifeln können. Wir begaben uns auch zu den Polen nach Amerika, die späterhin eine Zentralagentur und darauf einen Nationalausschuß gründeten. Die Anführer der dortigen Polen stammen hauptsächlich aus unseren Gebietsteilen. Während wir in der Schweiz arbeiteten, weilte Roman Dmowski in London und trieb dort polnische Werbearbeit. Die Engländer hatten vor dem Kriege keine Ahnung von Polen. Dmowski bearbeitete die Grundlage, auf der später die politische Arbeit beginnen sollte.

Wir sahen jedoch, daß die bisherigen Handlungen nicht genügten. Die Deutschen zogen immer mehr Polen in ihre Netze. Wir riefen daher im August 1917 den polnischen Nationalausschuß mit Roman Dmowski an der Spitze ins Leben, zu dessen Sitz wir Paris wählten. Es handelte sich darum, Polen zu vertreten, und die Delegierten aus Posen versicherten uns, daß die hiesigen Polen mit einer solchen Vertretung einverstanden seien. Wir waren im Besitze eines formellen Mandats von den Polen in Ame-

rika und denen aus Petersburg. Auch die Polen in Galizien und die Vertrauensparteikreise im Königreich Polen erklärten ihr Einverständnis. Wir hatten also zum mindesten drei Viertel der gesamten Polen auf unserer Seite. Die französische, englische, italienische Regierung, und später auch die der Vereinigten Staaten erkannten den Nationalausschuß als Vertretung Polens an. Unser Programm war politische Tätigkeit, Schutz der Zivilrechte der Polen, die in den Verbandsländern wohnten, und Organisation polnischer Truppen in Frankreich. Bei der Verteidigung der Zivilrechte Polens handelte es sich um Anerkennung Polens als berechtigt zu selbständigem Dasein, also darum, daß die polnische Vertretung die Interessen der Polen ohne Hilfe der Konsulate anderer Länder verteidigen könne.

Charakteristisch ist es, daß, als ich mich auf die Reise begeben wollte, die französische Regierung mir einen Paß ausstellen wollte, in dem bemerkt war, daß ich Pole preußischer Staatsangehörigkeit sei. Ich habe diesen Paß nicht angenommen und sagte, daß dies für mich eine Beleidigung sei. Nach Verlauf eines Tages erhielt ich einen anderen Paß, der aussagte, daß ich polnischer Nationalität sei. Nationalität bedeutet dasselbe wie Staatlichkeit. Dadurch ist also Polen als Staat schon anerkannt worden. Was die Organisation polnischer Truppen betrifft, fragten uns einige Polen, ob das angesichts der Siege der Deutschen nicht ein Wahnsinn sei. Wir entschieden uns zur Bildung polnischer Truppen unter den schwierigsten Bedingungen. Es ist das größte Verdienst des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Paderewski, daß er die Polen in Amerika veranlaßte, sich in die Freiwilligenreihen zu stellen. Er begann mit der freiwilligen Werbearbeit. Es handelte sich darum, aus diesen Truppen eine selbständige nationale Armee zu bilden. Solange ihnen dieser Charakter nicht zugestanden wurde, gingen wir nicht auf die Organisation der Truppen ein. Der Nationalausschuß bildete die politische Behörde dieser Armee. Der Bildung polnischer Truppen auf seiten der Verbandsmächte verdanken wir, daß Polen in dem Friedenskongreß vertreten ist.

In politischen Angelegenheiten hat der Präsident Roman Dmowski die großen Verdienste. Er hatte schon vor dem Kriege Beziehungen in London und Paris. In unermüdlicher Tätigkeit ging er während des Krieges von einem Diplomaten zum andern und überzeugte sie. Er stellte die Angelegenheit mit so überzeugender Kraft dar, daß sie keine Beweisgründe dagegen hatten. Wir arbeiteten ein Gebietsprogram aus, nach dem zu Polen das ganze preußische Teilgebiet, Oberschlesien, Westpreußen, das Teschener Schlesien, Wolhynien, die Pinsker Sümpfe, Grodno, Wilna, Pinsk und die weiteren Gebiete bis hinter die Beresina gehören sollten. Das Kownoer Gebiet, Teile des Wilnaer Gebiets, ohne Wilna, und andere Gebiete des ethnographischen Litauens sollten ein selbständiges Land im Bündnis mit Polen bilden. Wir wirkten nicht nur in diplomatischen Kreisen, sondern auch in der Presse. Die Presseabteilung, an deren Spitze ich stand, war die Schmiede alles dessen, was erkämpft werden sollte. Es war mir anempfohlen worden, darüber zu wachen und das Material vorzubereiten. Es wurde ein umfassendes Buch geschrieben und ungezählte Denkschriften wurden den Verbandsregierungen überreicht.

In den Verbandsländern bestand die Gefahr, daß der Krieg nicht zu Ende geführt werden würde. Es wurde von einem Bündnis Frankreichs mit Österreichs gesprochen. Das war eine Gefahr, denn dann wäre Deutschland nicht entwaffnet worden. Wir nahmen den Standpunkt ein: Österreich muß geschlagen werden, die ihm angehörigen Völker müssen befreit werden. Wir nahmen teil an der Werbearbeit gegen Österreich.

Wir hoben grundsätzlich hervor, daß die polnische Frage eine große internationale Frage sei, eine Frage anderer Art, als die Frage der kleineren Nationen Österreichs.

Auf dem Friedenskongreß errangen wir große Erfolge, abgesehen von unseren Ansprüchen auf Westpreußen. Es wurde beschlossen, die Abtretung Danzigs und Oberschlesiens in die Friedensbedingungen aufzunehmen. Später verschlimmerte sich die Lage. Unsere Arbeit war nervenschwächend.

Täglich trafen Nachrichten über gegen uns gerichtete Beweisführungen, besonders von englischer Seite ein. Vieles verschlimmerte sich, aber wir müssen zugeben, daß wir auch viel gewonnen haben.

In Teschen-Schlesien soll die Volksabstimmung stattfinden, und wir sind überzeugt, daß sie zu unseren Gunsten ausfällt.

In Ost-Galizien sind wir an Zahl in der Minderheit, obwohl alle kulturellen und wirtschaftlichen Werte zu unseren Gunsten sprechen. In den letzten Tagen fiel die Entscheidung, daß dieses Land unter polnischen Einfluß kommen soll. Nach dem Wunsch der Engländer sollte hier eine besondere von Polen verwaltete Provinz entstehen. Das Wilnaer und Grodnoer Gebiet strebte stets zu Polen hin. Wir sind überzeugt, daß die Bevölkerung sich für Polen aussprechen wird. In den östlichen Gebieten werden die polnischen Truppen als diejenigen begrüßt, die Ruhe und Ordnung bringen. Einstweilen ist dort eine vorläufige Grenze festgelegt.

Unsere größten Feinde sind die Deutschen. Mit Rußland sind wir bereit, in Freundschaft zu leben. Die Rumänen erachten wir als unsere natürlichen Verbündeten. Die Tschechen sind schlau in der deutschen Schule ausgebildet, ihre Gier macht sie skrupellos in der Wahl der Mittel. Sollte jedoch Teschen unser werden, was wir erwarten, so können wir auch ein Bündnis mit den Tschechen erstreben. Mit den Verbandsmächten müssen wir durch ein ständiges Bündnis vereinigt sein. Der polnische Staat zwischen Deutschland und Rußland müßte so stark wie möglich sein. Die Bevölkerung unserer Gebiete hat die große Aufgabe des am weitesten nach Westen vorgeschobenen Wachtpostens. Ich habe die Hoffnung, daß unsere Angelegenheiten, die noch nicht gelöst sind, zu unseren Gunsten erledigt werden.

„Tag" Nr. 466 vom 1. Oktober 1919.

Aus den Deutschen Volksräten

Der Neuaufbau des deutschen Schulwesens in Posen

Der Allgemeine Deutsche Schulausschuß in Polen, Sitz Bromberg, veröffentlicht das von ihm aufgestellte Programm für den Neuaufbau des deutschen Schul- und Bildungswesens in Polen.

Bei der Neugestaltung des deutschen Schulwesens beanspruchen die Deutschen des Abtretungsgebietes das kulturelle Selbstbestimmungsrecht für alle Zweige des Unterrichts- und Erziehungswesens.

Der Neuaufbau des deutschen Schulwesens verlangt die Mitarbeit der Berufsverbände der gesamten Lehrerschaft und der übrigen deutschen Bevölkerung.

Die deutsche Lehrerschaft und die deutsche Bevölkerung beanspruchen die Selbstverwaltung des gesamten deutschen Schulwesens für einen neuzubildenden deutschen Schulselbstverwaltungskörper, der der staatlichen Schulverwaltung organisch angegliedert ist.

In jeder Form der Selbstverwaltung soll das deutsche Schulwesen einen Teil des staatlichen Gesamtschulwesens bilden und ihm deutsche Unterrichtssprache, selbständige deutsche Verwaltung und deutsche Schulaufsicht gewährleistet werden.

Der Aufbau des Selbstverwaltungskörpers vollzieht sich von unten. Innerhalb jeder Gemeinde oder mehrerer Gemeinden zusammen bildet sich zur Pflege der notwendigen deutschen Schulen eine deutsche Schulgemeinde, an deren Spitze ein gewählter Schulausschuß oder Schulvorstand tritt.

Zur oberen Verwaltung werden Kreis- und Provinzialschulverwaltungskörper eingerichtet, die einer deutschen Landesschulbehörde unterstellt sind. Die Gesamtzahl der deutschen Schulgemeinden bildet den Deutschen Landesschulverband. Die Verwaltung des Landesschulverbandes liegt in den Händen einer deutschen Landesschulbehörde, deren Vorsitzender dem Herrn Minister für Volksaufklärung bzw. dem Minister der ehemals preußischen Landesteile verantwortlich ist.

Die Selbstverwaltungskörper richten für die Pflege der einzelnen Zweige des Unterrichtswesens Sonderabteilungen ein. Die Mitglieder der deutschen Schulselbstverwaltungskörper werden auf eine Reihe von Jahren gewählt. Der Lehrerschaft ist eine mitbestimmende Teilnahme an allen Stellen der gesamten Schulverwaltung einzuräumen.

Der Landesschulverband verwaltet unter staatlicher Oberaufsicht die deutschen Schulen selbständig. Es werden von ihm zu diesem Zwecke pädagogische, technische und administrative Beamte berufen und angestellt, die durch die staatliche Bestätigung den Charakter von Staatsbeamten erhalten.

Die Anstellung der Lehrkräfte, ihre Versetzung, Entlassung und ihr Übertritt in den Ruhestand erfolgt durch die deutsche Landesschulbehörde. Dem Staate bleibt ein Bestätigungsrecht vorbehalten.

Die bereits im Amte befindlichen Lehrkräfte bedürfen keiner weiteren Bestätigung. Neu anzustellenden Lehrkräften kann die Bestätigung nur versagt werden, wenn sie keine entsprechende Vorbildung besitzen oder in sittlicher Hinsicht nicht den Anforderungen des Lehrberufes genügen oder nachgewiesenermaßen wegen Hochverrats bestraft sind.

Für alle von dem deutschen Schulselbstverwaltungskörper angestellten Beamten und Lehrkräfte gilt in bezug auf lebenslängliche Anstellung, Besoldung, Ruhegehalt, Hinterbliebenenfürsorge und andere Privilegien die gleiche gesetzliche Regelung wie für die polnischen Lehrkräfte und Angestellten des polnischen Teiles des Gesamtschulwesens.

Die Schulaufsicht wird durch die Organe des Landesschulverbandes im Rahmen der allgemeinen staatlichen Bestimmungen ausgeübt. Die deutsche Landesschulbehörde beruft die Schulaufsichtsbeamten. Nur fachlich vorgebildete, in dem betreffenden Schuldienste bewährte Lehrkräfte dürfen Schulaufsicht hauptamtlich ausüben.

Die deutsche Volksbildung bildet als Grundlage der allgemeinen Erziehung der deutschen Jugend die Grundlage für alle weiterführenden deutschen Lehranstalten.

In allen deutschen Schulen und Erziehungsanstalten ist die polnische Sprache pflichtmäßiges Unterrichtsfach. Ebenso wird in allen Schulen und Erziehungsanstalten Religion als ordentliches Lehrfach gepflegt. Der Kirche steht hier das Aufsichtsrecht zu, das sie innerhalb eines Kreises durch einen Geistlichen ausüben läßt.

Die Vorbildung des für die deutschen Schulen und Lehranstalten notwendigen Lehrernachwuchses wird auf höheren Lehranstalten erworben. Die erziehungswissenschaftliche Fachbildung erfolgt auf einer pädagogischen Akademie. Akademisch gebildeten Lehrkräften ist der bisherige Bildungsgang vorgeschrieben. Es ist daher eine deutsche Landesuniversität einzurichten, die von dem deutschen Schulselbstverwaltungskörper verwaltet wird.

Die nach den allgemeinen staatlichen Bestimmungen festgesetzten und von der deutschen Bevölkerung zu tragenden Schulsteuern werden innerhalb der deutschen Schulgemeinden von den staatlichen Organen eingezogen. Sie werden in ihrem vollen Umfange an die deutsche Landesschulkasse abgeführt, die sowohl die persönlichen Lasten als auch die sachlichen Bau- und Unterhaltungskosten voll trägt. Macht der Staat Aufwendungen für die Unterhaltung von Schulen aus seinen allgemeinen Mitteln in Form von Staatszuschüssen, so ist der auf die Kopfzahl der deutschen Bevölkerung entfallende Hundertsatz an oben genannte Kasse zu überweisen.

Der Grundsatz des paritätischen Genusses an Geldern für Schulzwecke erstreckt sich auf die besonderen Aufwendungen, die Bezirke, Kreise, Gemeinden und Städte für das Schulwesen machen.

Die durch die Opferwilligkeit der deutschen Bevölkerung aufgebrachten Sondermittel für das deutsche Schulwesen stehen der deutschen Landesschulverwaltung zur freien Verfügung. Der Staat hat diese Mittel in seinen Etatsberechnungen unbeachtet zu lassen.

Zur Vorbereitung einer erleichterten Umstellung des deutschen Schulwesens in den dem staatlichen Gesamtschulwesen eingeordneten deutschen Schulselbstverwaltungskörper werden in allen Gemeinden und Städten deutsche Ortsschulausschüsse gebildet, die den Aufbau des Schulselbstverwaltungskörpers von unten betreiben.

Die örtlichen Schulausschüsse erhalten zu diesem Zweck von dem vorläufigen Landesschulausschuß in Bromberg Richtlinien und Weisungen.

Einen Mahnruf an Pflicht und Gewissen veröffentlicht der Deutsche Volksrat Posen. Er weist auf die außerordentliche Gefahr der Abwanderung hin und sagt:

„Es ist an der Zeit, laut und vernehmlich die Stimme zu erheben, um die Gefahr aufzuzeigen, die durch ein blindes Hinausdrängen für das deutsche Geistes- und Kulturgut überhaupt erwächst. Man sage nicht, die Gefahr sei noch weit im Felde und könnte eventuell später ausgeglichen werden: sie ist schon da, steht bereits mitten unter uns und ist verhängnisvoller, als wir es ahnen. Durch zwei Tore konnte dieses Gespenst der geistigen und kulturellen Not, die immer schwerer zu ertragen ist, wie die der leiblichen und wirtschaftlichen, Eintritt finden und Boden gewinnen: das eine führt durch das verwaiste Pfarrhaus, das andere durch die verlassene Schulstelle.

Kirche und Schule! Wer vermöchte die völkischen, ethischen und kulturellen Momente zu übersehen, die in diesen beiden staatlichen Institutionen eingeschlossen liegen. Immer, wo es sich darum handelt, eine Sammlung geistiger Interessen anzustreben, bilden sie die Kristallisationskerne. Und was für ein Bild bietet sich uns heute hier dar? Zahlen sollen reden. Von etwa 920 deutschen Schulstellen, die heute noch, im Zeichen der Umwandlung aller Schulen in solche mit nationalem Charakter, innerhalb der Demarkationslinie vorhanden sind, sind zurzeit schon 100 infolge Wegzugs der Lehrkräfte verwaist. Etwa 50 sind unbesetzt, da den auswärtsweilenden Lehrern die Einreisegenehmigung versagt wird. So konnte es geschehen, daß annähernd an 150 Stellen deutsche Kinder unterrichtlich nicht mehr versorgt werden können. Auf der andern Seite haben wir die Tatsache, daß gegen 850 Lehrpersonen das Gehalt aus der staatlichen Fürsorgekasse gezahlt bekommen, es aber ablehnen, eine Landstelle von neuem anzutreten.

Auf dem Gebiet der höheren Schule liegen die Verhältnisse ebenso trostlos. Auch hier dasselbe Bild: Die deutschen Oberlehrer werden zur Disposition der preußischen Regierung gestellt und teilweise bereits durch Berufsgenossen polnischer Zunge ersetzt. In einer Anzahl von Provinzstädten mit höheren Lehranstalten ist die Beschulung deutscher Kinder überhaupt nicht mehr möglich, da Sonderklassen mit deutschen Schülern infolge geringer Unterrichtsbeteiligung nicht eingerichtet werden. Auch eine Aufnahme in solchen Orten, die eine deutsche Anstalt besitzen, ist häufig wegen Überfüllung nicht angängig.

Niemand wird behaupten können, daß dies erfreuliche Zustände sind. Ja, sie bilden in der Mehrzahl aller Fälle den einzigen Grund einer übereilten Abkehr. Gibt es deshalb im völkischen Sinne überhaupt eine Pflicht für das hiesige Deutschtum, dann muß sie zum größten Teile auf diesem Gebiet liegen. Eine Änderung und Besserung wird hier einsetzen, weil sie einfach Gebot der Notwendigkeit ist. Gelingt es uns nicht, diese Quelle aller Mißverhältnisse zu beseitigen, dann können wir auch nicht den Abwanderungsstrom abstauen, der heute zum Schaden der deutschen Sache mit jeder Welle zerstört, was einstens arbeitsreiche Vergangenheit gebaut hat.

Nun leben wir in einer Übergangszeit, und zwar erst in den Anfängen. Vieles wird sich späterhin wieder festigen, was heute kopflos und sinnlos durcheinanderwirbelt. Haben wir nur den Mut, festen Fußes das Wellental einer trüben Gegenwart zu durchschreiten, dann können wir aus eigener Kraft uns hier die Zukunft erträglich gestalten. Es gilt, keine Zeit zu verlieren. Erste Pflicht ist heute handeln und positive Arbeit leisten. Beides hat der Deutsche Volksrat in sein Programm aufgenommen. Auf dem Schulgebiet sind bereits in dieser Richtung die ersten Schritte getan. Wir dürfen das Vertrauen

haben, daß er sowohl hier wie auf den anderen Betätigungsgebieten das Wohl der deutschen Bevölkerung wahrnehmen wird. Diese selbst darf niemals die Aufgaben aus dem Auge verlieren, die das Deutschtum auch in der Zukunft hier noch haben wird. Geben wir sie heute preis, leichten Herzens und unbekümmerten Sinnes, dann ist das Verrat an unserem Volkstum. Das soll einmal ganz offen ausgesprochen werden. Darum steht ein Ausharren auf dem vorgeschobenen Posten unseres Volkstums seinem inneren Werte nach höher, als ein Jagen nach vorteilhaften Stellen, die drüben locken. Das Preußische Ministerium hat sich ausdrücklich auf diesen Standpunkt gestellt und seinen Beamten das Ausharren in ihrem Amte zur Pflicht gemacht. Hieran sollten sich auch Gewerbe, Landbesitz, Handwerk erinnern. Je stärker und geschlossener das deutsche Element hierzulande bleibt, desto nachdrücklicher und aussichtsreicher wird es seine Forderungen anmelden können, die ihm aus Recht und Gerechtigkeit zugestanden werden müssen.

Der Schiedsspruch der Geschichte ist gegen uns ausgefallen. Dieser herben und ernsten Notwendigkeit haben wir uns zu beugen. Auf Gedeih und Verderb hat sie uns alle zusammengeschlossen. Nun tritt wieder mehr gemeinsame Arbeit mit großen objektiven Zielen auf den Plan und bringt wieder Schwung und Zug in unser aller Leben. Sammlung aller Kräfte muß nun Programm werden. Nur auf diesem Wege gestalten wir uns fruchtbare und erträgliche Daseinsbedingungen."

Pressestimmen

Polnische Presse

„Dziennik Bydgoski" (Bromberg) Nr. 208 vom 9. September 1919.

Die Lage in Oberschlesien. General Dupont fordert das Einschreiten der Entente.

Die polnische Telegraphenagentur berichtet: Am Donnerstag traf um 9 Uhr vormittags in Sosnowice die Ententemission ein, zu welcher General Dupont, Malcolne, Bensimenga und Oberst Goodear gehören. Die Mission hat eine längere Konferenz mit dem Unterkommissariat Oberschlesiens, und in der Hauptsache mit dem Rechtsanwalt Wolny, dem Abgeordneten Pospiech und dem Abgeordneten Sosinski Beratungen gehabt. Als Vertreter des Oberkommandos der polnischen Truppen war der Oberst des Generalstabes Herr Zymierski anwesend und außerdem wohnte auch General Modelons, der Befehlshaber der dritten Division der Hallerschen Armee, sowie Graf Bninski, als Vertreter des Roten Kreuzes der Sitzung bei. Die Konferenz dauerte bis 2 Uhr nachmittags. Nach der Konferenz, welche die Lage Oberschlesiens zum Gegenstand hatte, begab sich die Mission nach dem Lager, um persönlich die Wünsche der Flüchtlinge zu hören und deren Klagen zu vernehmen. Es sprachen einige Arbeiter, wonach General Dupont befahl, den versammelten Aufständischen zu erklären, daß er noch heute Telegramme in Sachen schleunigster Besetzung Oberschlesiens durch die verbündeten Truppen absende, daß dies aber mit Rücksicht auf technische Schwierigkeiten vor Verlauf einiger Wochen nicht eintreten kann. Dupont riet den Aufständischen, vorläufig Ruhe und Geduld zu bewahren. Am Abend desselben Tages reiste die Mission nach Kattowitz.

„Dziennik Gdanski" (Danzig) Nr. 36 vom 25. September 1919.

Die Hoffnung der Deutschen.

Unter diesem Titel bringt das Blatt einen entsprechenden Artikel des „Vorwärts" über die bevorstehenden Umsturzabsichten in Polen und sagt dazu:

Wir wissen nicht erst seit heute, daß Subjekte schlimmster Gattung, besonders aber Juden angestrengt arbeiten, um das Wiederauferstehen der Polen zu schwächen. Wir wissen jedoch zugleich, daß wir diese Agitation nicht nur dem bolschewistischen Rußland, aber in der Hauptsache auch den

sozialistisch-imperialistischen deutschen Agenten verdanken, welche schon in ihrer herzlichen Freude und in der Hoffnung zittern, daß ihre Arbeit ergiebige Früchte bringen wird, indem es das so sehr von ihnen gehaßte Polen vernichtet. Wir raten jedoch den Deutschen, sorgsamer ihre eigenen Spartakisten zu bewachen, die ihnen fast tagtäglich blutige Zeichen ihrer Anwesenheit geben und nicht so genau berechnen, wann die deutsch-russischen Agenten wahrscheinlich ihre „fromme" Tat in Polen verrichtet haben werden. Wenn die Hoffnungen und Prophezeiungen der Deutschen jedesmal in Erfüllung gehen sollten, würde die Welt schon zehnmal vergessen haben, daß wieder einmal eine wiederauferstandene polnische Republik existiert hat. Wir hegen die sichere Hoffnung, daß, sei es im November oder sonst irgend wann später, in der polnischen Armee noch immer so viel gesunder Geist trotz der deutsch-russischen Agitation übrig bleiben wird, daß es reichen wird, um nicht nur den uns auf den Hals geschickten Agenten, sondern auch dem von ihnen verführten Mob und den frechen Deutschen selbst das Leder durchzugerben.

„Gornoslazak" (Kattowitz) Nr. 218 vom 25. September 1919.

Ein Vizeminister für Groß-Polen.

Zum Vizeminister für die Angelegenheiten des früheren preußischen Teilgebiets ist Herr Poszwinski, gewesenes Mitglied des Posenschen Unterkommissariats, ernannt worden.

„Gazeta Torunska" (Thorn) Nr. 218 vom 25. September 1919.

Cui bono?

Mit wirklicher Freude las ich seinerzeit in den Zeitungen, daß die Berliner Verhandlungen abgebrochen worden sind, daß zuerst dieser und jener Berlin verlassen hat, und daß schließlich die oberschlesischen Vorkommnisse die weiteren Beratungen unmöglich gemacht haben. Als ich heute im „Kurjer Poznanski" vom 20. September las, daß eine englische Mission nach Thorn gekommen sei, um „den Verlauf der Beratungen, die zwischen Polen und Deutschen in Sachen der Abtretung der Gebiete Westpreußens an Polen beginnen sollen, zu bewachen", verwunderte ich mich und beunruhigte mich sehr.

Was bedeutet denn die Frage der Abtretung der Gebiete Westpreußens an Polen? Hat man uns denn diese Gebiete nicht zuerkannt, hat man in Paris unsere Pflichten sowie die Rechte und Privilegien, welche wir den Deutschen geben sollen, nicht klar genug beschrieben? Handelt es sich in diesen Beratungen darum, daß von unserer oder deutscher Seite irgend etwas mehr abgehandelt werden soll, als im Friedensvertrage vorgeschrieben war?

Man muß die Deutschen kennen und wissen, daß sie von ihren Privilegien nichts abgeben werden. Wozu sind also die unsrigen nach Berlin gereist, wozu sollen sie jetzt in Thorn die Beratungen weiter führen?

Zu solchen Beratungen darf niemand von den Polen hinreisen, wenn aber jemand von den Deutschen irgend etwas für sich erhandeln will, was tatsächlich ihr einziges Ziel ist, so mögen sie doch nach Posen oder Warschau kommen, denn sie haben ein Interesse an den Verhandlungen, nicht aber wir.

Weiter, die Deutschen stellen Forderungen, die allerseits bearbeitet und bedacht worden sind, die durch verschiedene Sophismen gestützt werden, woran ganze Reihen Spezialisten gearbeitet haben. Sie trafen die unsrigen in Berlin vollständig unvorbereitet gegenüber verschiedenen Angriffen und Behauptungen, hörten als Antwort nur leere Phrasen — siehe die Berliner Berichte —, dies regt sie nur zu neuen Beratungen und leichten Erfolgen an. Deshalb nimmt es auch nicht Wunder, daß unsere nüchtern auf die Sache sehenden Abgeordneten schon nach den ersten Sitzungen vorgezogen haben, nach Hause zurückzukehren, als mit ungleichen Kräften den glatten Weg der Zugeständnisse zu betreten.

Wird es jetzt in Thorn anders sein? Ich erdreiste mich zu behaupten, daß man alle Verhandlungen aus dem Spiel lassen muß, die die Okkupierung Preußens treffen, wenn man nichts wichtigeres erreichen kann. Wenn aber die Deutschen noch irgendwelche Wünsche haben, so müssen sie dieselben formulieren und ihre Postulate nach Warschau

oder Posen schicken, wo man in Ruhe und Frieden entsprechende Beschlüsse wird fassen können.

(In Thorn ist von der Ankunft irgend einer englischen Kommission zu dem vorbemerkten Zwecke nichts bekannt. D. Redakt.)

„Dziennik Bydgoski" (Bromberg) Nr. 220, vom 23. September 1919.

Unter Posens Adresse.

In der Donnerstagnummer des „Kurjer Poranny" befindet sich ein bemerkenswerter Artikel, dessen Quintessenz darauf hinausläuft, daß ein flammender Protest gegen die angeblich beabsichtigte Schaffung eines höheren landwirtschaftlichen Institutes in Bromberg eingelegt wird. Nach dem Autor müßte eine agronomische Akademie nicht in dem verdeutschten Bromberg, sondern in dem polnischen Posen eröffnet werden, denn für Posen spricht alles, für Bromberg gar nichts. Abgesehen davon, daß Posen, gleich jenem Märchendrachen, alles und alle verschlucken möchte, ohne Rücksicht auf die Magenbeschwerden, die er dadurch bekommen kann, ist und kann nur Posen für ewige Zeiten der Mittelpunkt der Kultur bleiben, wo der junge Pole entsprechende Bedingungen für seine weitere wissenschaftliche Ausbildung findet. Dort in Posen gehen auf den Straßensteigen lauter Titanen, die gestern vom hohen Olymp heruntergekommen sind und einen Olymp in den Posener Kaffeehäusern veranstalten.

Schwarzer Kaffee. Absinth. Kognak. Egoismus. Stimmung. Die entblößte Seele. Gott. Przybyszewski.

In Bromberg kommen nur lauter Pygmäen auf die Welt. Die Posener Megalomanie hat schon erschreckend umfangreiche Kreise gezogen, daß ihr der Besitz einer Universität, eines geistlichen Seminars, mittlerer Knaben- und Mädchenschulen aller Art, Schulen für Kunstgewerbe und aller Zentralen, Militär-, Zivil- und geistlicher Behörden, sowie verschiedener Museen und Bibliotheken, nicht mehr genügt. Polen ist immer hungrig und immer gefräßig und möchte auch noch die letzten Krumen des großen Mahles vom Tische Polens aufschlucken. Mit der Geste eines großen Herrn hat die großmütige „Posener Zentrale" beschlossen, Bromberg zu einem Aschenbrödel zu machen. So war es gestern während des „Ancien regime" der Bülows und anderer preußischen Größen, so soll es auch morgen unter der polnischen Regierung bleiben. Indessen liegen die Sachen ganz anders. Für Posen sprechen nur die lokalpatriotischen Sympathien des Autors, für Bromberg sehr wichtige politische Rücksichten auf die Polonisierung. Daß Posen polnisch geblieben ist, das ist nicht ausschließlich sein eigenes Verdienst, sondern die Folge der Bedingungen, denn das preußische Germanisationssystem hat so planmäßig Entnationalisierungsmittel angewendet.

Es ist nicht ausschließlich sein Verdienst, daß in seinen Mauern eine größere Anzahl Intelligenz Brot und Unterhalt finden könnte, derjenigen Intelligenz, welche endgültig den Nationalitätencharakter einzelnen Ortschaften aufdrückt.

In dem verlassenen Bromberg, in welches der preußische Mauerbrecher seit 100 Jahren am stärksten schlug, wurde die nationale Standarte von dem Arbeiterstand in harter Hand festgehalten, und das Verdienst dieses Standes ist es lediglich, daß der bisherige Prozentsatz von Polen in unserer Stadt aufrecht erhalten wurde. Das Häuflein Berufsintelligenz, welches schwer für den Unterhalt seiner Familien arbeitet, kam und kommt angesichts der starken Übermacht des deutschen Elements nicht in Betracht. Deshalb ist und muß es die Pflicht der polnischen Regierung sein, diese Intelligenz zu importieren, eine Intelligenz auf festen, bezahlbaren Regierungsposten, welche imstande wäre und es wollte, außer der Berufsarbeit auch noch unsere nationalen Ideale weiter zu pflegen und in kürzester Zeit aus Bromberg einen Herd polnischer Kultur zu machen, der bis zu den weitesten Grenzmarken ausstrahlt. Noch einmal: Nur ein höheres polnisches Lehrinstitut mit einem zahlreichen Professorenzirkel und mit hunderten von Teilnehmern der akademischen Jugend kann der Stadt den Stempel des Polentums aufdrücken. Meine Bemerkungen empfehle ich dem Gedächtnis der Herren, welche die polnischen Angelegenheiten in

Bromberg leiten, nämlich, dem geehrten Unterkommissariat, als den Vertreter der Behörden, damit man fest und hart im Schutze der polnischen Interessen angesichts der Habgier Posens auftritt.

Unterzeichnet: Buzek

Vorstehende Bemerkungen, obgleich sie in einer sehr peinlichen Form ausgedrückt sind, bringen wir hiermit, damit die maßgebenden Faktoren erkennen, welche Erbitterung bei uns infolge des Umstandes herrscht, daß Polen alles für sich einheimsen möchte, was der polnische Staat schaffen will.

Die Redaktion (des „Dziennik Bydgoski").

„Nadwiślanin" (Culm) Nr. 75 vom 25. September 1919.

Abrechnung.

Unter diesem Titel bringt das Blatt einen längeren Leitartikel, in welchem es darauf hinweist, daß der Culmer polnische Volksrat bereits eine Kriegsliquidationskommission gegründet habe zur Liquidierung der Schäden und Verluste, die der Bevölkerung oder dem polnischen Staate und zwar nicht nur der polnischen, sondern auch der deutschen Bevölkerung, sofern die letztere die polnische Staatsangehörigkeit erlangt, zugefügt wurden durch unrechtmäßige Requisitionen, durch Ausschreitungen des Grenzschutzes, durch Verhaftungen infolge politischer Übertretungen usw. usw. Dazu sagt das Blatt weiter wörtlich:

Das sind die Hauptgrundsätze für die Liquidation mit der preußisch-deutschen Regierung, die geradezu aus dem Friedensvertrage folgen, dessen Rechtsgültigkeit bald eintritt.

Mögen also alle Geschädigten auf die vorher mitgeteilte Weise ihre berechtigten Forderungen bei den erstehenden Kriegsliquidationskommissionen melden, um die ihnen rechtmäßig zukommenden Entschädigungen zu erhalten.

So weit die Frage der finanziellen Abrechnung.

Wir haben aber noch andere Abrechnungen.

Der Friedensvertrag hat vorgesehen, daß sämtliche Personen, die für das unmenschliche Auftreten des Militärs mit der Landesbevölkerung verantwortlich sind, bis zu einer gewissen Zeit genannt werden sollen, um vor das Kriegsgericht desjenigen Landes gestellt zu werden, dessen Bevölkerung sie mißhandelt haben oder dessen Mißhandlung sie zugelassen haben, ohne dieselbe zu verhindern. Die polnischen Kreisvolksräte werden für diese Liste auch diejenigen Militärs aus dem „Grenzschutz" aufgeben, welche der polnischen Regierung zur Bestrafung ausgeliefert werden sollen. Das Beweismaterial ist umfangreich und die polnischen Kreisvolksräte werden dasselbe den zuständigen Instanzen übergeben.

Was den „Grenzschutz" anbetrifft, so, haben nicht nur Culm aber auch andere Städte und Dörfer mit ihm Abrechnungen dieser Art. Vor allen Dingen haben solche Abrechnungen Culmsee, Strasburg, Schwetz Tuchel, Czersk und andere Ortschaften. Wir zweifeln nicht, daß alle polnischen Kreisvolksräte in dieser Hinsicht ihre Pflicht tun werden, indem sie das nötige Material sammeln und die Bestrafung der Schuldigen veranlassen.

„Dziennik Gdański" (Danzig) Nr. 21 vom 7. September 1919.

Ein Semester polnischer Landtag.

Danzig, den 6. September 1919:

In breiten Kreisen wurden die Wahlen zum Landtage befürchtet. Auf Grund der allgemeinen Wahlen mit proportioneller Abstimmung in einem Lande wie Galizien, welches vom Kriege vernichtet und durch das österreichische System nach Möglichkeit rechtlos gemacht worden ist, im Königreich, welches von den gehirnlosen Bestrebungen des Aktivismus unterwühlt, von der barbarischen deutschen Okkupation ausgemergelt, durch jüdische Einflüsse und deutsche Agitationen bolschewisiert wurde, mit einer sozialistischen Regierung, mit einem riesenhaften Prozentsatz von Juden, fürchtete man, daß die Wahlen nicht etwa eine sozialistische Thuguttische Mehrheit ergeben.

Indes war diese Befürchtung unnötig. Der Landtag ist in seiner Mehrheit von Bauern besetzt, der Sozialismus dagegen hat eine entschiedene Niederlage erlitten. Die Nationaldemokratie verstand es, im

nationalen Volksverbande eine starke Rechte (die sogenannte Enludecja oder Luendecja) zu bilden. Die Hauptgruppe jedoch, welche obgleich nicht zahlenmäßig stark, doch durch ihre Stellung und, wie es sich zeigte, voraussehende Politik stark wurde, waren die Piastenanhänger. Die Thugutileute haben sich zwar in größerer Zahl eingefunden, gingen aber den Sozialisten absolut nicht zur Hand, im Gegenteil, sie näherten sich eher den Piastenanhängern.

Dieses Antlitz des Landtages wurde durch die Ankunft der Posener Abgeordneten nicht geändert. Die letzteren gingen zur Rechten, konnten aber die Gewichtsschale zu ihren Gunsten nicht herüberziehen. Infolge dieser ihrer Stellungnahme, sowie infolge ihrer großpolnischen Kenntnis der Verhältnisse des Königreiches und Galiziens, schließlich infolge einer zu hohen Meinung betr. der Posener Ausgezeichnetheit verstanden sie es, nicht einmal im kleinen Maßstabe das wirkliche Leiden des Landtages zu beheben, d. h. den kleinen Prozentsatz der Intelligenz unter den Abgeordneten.

Hier bietet sich für die pommerschen Abgeordneten eine dankbare Aufgabe. Zahlenmäßig wird die pommersche Woiwodschaft nicht viel Abgeordnete (23) liefern, von welchen man noch einige deutsche abzählen muß. Aber wenn bei den Wahlen häusliche Streitigkeiten, persönliche Ambition und Parteiinteressen auf den zweiten Plan zurücktreten, wenn Pommern sich nicht entschließen wird eine Reihe von Leuten erstklassiger Intelligenz nach Warschau zu schicken, an denen es ja doch Gott sei Dank nicht fehlt, wenn diese Vertretung mit den Volksgruppen mitwirken wird, dann werden die pommerschen Abgeordneten dem Landtage und dem Vaterlande erstklassige Dienste leisten können.

Gegen die halbjährige Tätigkeit des Landtages wurden zahlreiche und absprechende Kritiken laut. Es wird ihm vorgeworfen, daß er keine regierende Mehrheit geschaffen hat, daß er die Agrarreform beschlossen hat. Diese Kritiken kommen hauptsächlich aus Kreisen der Rechten, und ihr tatsächliches Mark besteht bei dem einen in der Agrarfrage und bei den andern in der Nichthinzulassung zur Regierung der sogenannten Enludecja (bedeutet nationale Volksdemokratische Partei — Anm. d. Übers.).

Wir beabsichtigen nicht in der Rolle von blinden Anpreisern des Landtages aufzutreten, diese Kritiken scheinen uns aber doch nicht ganz motiviert zu sein. Die Verfassung ist zweifelsohne eine der wichtigsten Aufgaben des sich bildenden Polens. Jedoch muß man dabei sein Augenmerk auch darauf richten, daß die Konstitution das Moment einer gewissen Festigkeit bedeutet. Jedenfalls kann sie nicht unveränderlich sein; aber eine Reihe von Jahren dürfte ausreichen. Und wenn dem so ist, dann muß die Konstitution einem gewissen Moment von Festigkeit und Gleichgewicht im öffentlichen Leben entsprechen. Einen solchen Augenblick gibt es in Polen jedoch noch nicht. Es ist alles flüssig, sogar die Grenzen sind noch nicht festgelegt, und aus den Gebieten, welche Polen zuerkannt sind, ist noch keine volle Vertretung vorhanden (außer Pommern).

Überdies muß die Konstitution noch eine gewisse Kristallisierung des Staatslebens ausdrücken. Polen besitzt ein Staatsleben kaum seit einigen Monaten. Die Formen desselben hatten noch keine Zeit sich festzulegen. Angesichts dessen konnte die Konstitution ein rein theoretisches Gebilde sein, d. h. es liegt in ihr die Gefahr, daß sie das öffentliche Leben erschwert und sich ihm in den Weg stellen könnte, anstatt dasselbe auszudrücken. Es könnte leicht dazu kommen, was während der französischen Revolution geschah, daß man Verfügungen schaffte, daß der Staat aber nicht nach denselben existieren konnte, da sie theoretische Schöpfungen waren und die Staatsform in vollem Fluge aufgreifen wollten. Anders stellt sich die Fassung einer kompakten Mehrheit dar, welche es erlauben würde, eine parlamentarische Regierung zu bilden. Dieser Wunsch sieht uns aus wie ein Requisitium aus der kaiserlich-königlich-österreichischen Staatsweisheit. Wenn die parlamentarische Regierung in der Monarchie notwendig ist, so bringt sie einer Republik zweifelhaften Nutzen, indem sie auf geradem Wege zur Omnipotenz des Parlamentarismus und zur Absolvierung der Ausführungsgewalt durch denselben führt. Weder die Vereinigten Staaten noch die Schweiz

werden parlamentaristisch regiert. Es ist jedoch schwer zu behaupten, daß sie sich womöglich schlechter befinden als das parlamentaristische Frankreich.

Schließlich kommt die Frage der Agrarreform. Diese Reform umfaßt zwei Punkte: Die zwangsweise Enteignung größeren Landbesitzes, sowie das Maximum von Landbesitz (400 Hektar). Den ersten Punkt hat der Landtag einstimmig, oder fast einstimmig angenommen, den zweiten mit dem Ausschluß von einer Stimme. Wir verstehen, daß das eine wie das andere, besonders aber das andere einer großen Opposition der Rechten, und zwar einer auch durch sachliche Ursachen begründeten Opposition begegnet ist, da bei dem heutigen Zustande der Agrarwirtschaft in Polen auch größeres Besitztum nötig ist, um große Kornmengen zu produzieren. Jedoch ist auch hier zu beachten, daß dieser Beschluß nur eine allgemeine Feststellung bedeutet, daß er erst ein Grundprinzip ausdrückt.

Die tatsächliche Durchführung der vorgesehenen Parzellierung wird im Laufe von Jahrhunderten nicht durchgeführt. Weiter hat sich der große Landbesitz infolge seiner Kriegspolitik so oft den nationalen Ideen in den Weg gestellt, daß der Anschlag auf dieselben von der Allgemeinheit nicht als ein Verlust in der nationalen Wirtschaft angesehen wird. Wenn man diese Fragen vom nationalen Standpunkte betrachtet, kann die Annahme der Agrarreform uns große Volksmassen, sogar deutsche Volksmassen auf den Volksabstimmungsgebieten zuführen und die Macht der deutschen Latifundien in Pommern und Großpolen brechen. Schließlich darf man auch nicht vergessen, daß die Agrarreform nicht ausschließlich eine polnische Angelegenheit ist, sondern einen Teil der Umwälzung der ganzen nationalen Wirtschaft in Europa darstellt, und daß man z. B. im Tschechenlande noch früher ein analogisches Gesetz beschlossen hat.

Wir glauben deshalb auch ohne Vorurteil sagen zu können, daß die Kritiken, welche gegen den Landtag geltend gemacht werden, mindestens übertrieben sind. Man darf auch nicht seine unstreitig positive Arbeit vergessen.

Hierher gehört die einmütige Bestätigung Pilsudskis auf dem Posten des Staatsoberhauptes. Es handelt sich hier gar nicht um die Person Pilsudskis, obgleich auch hier nicht zu vergessen ist, daß wenn auch seine legionistische Kriegspolitik die schärfste Verdammung verdient, seine Magdeburger Gefangenschaft ihn in Warschau mit Ruhm umgab. Und wenn auch die Einberufung des Moraczewski-Kabinetts unglückselig war, so hat doch das Staatsoberhaupt diesen Irrtum verbessert, indem er die Regierung Paderewski übergab. Seine gegenannexionistische Politik im Osten verdient Einverständnis und stellt heute unter unserer Allgemeinheit vielleicht die größte Zentrumskraft dar. Ich wiederhole aber, daß es sich hier gar nicht um die Person Pilsudskis, sondern um die Tatsache selbst handelt, daß der Landtag eines sich kaum bildenden Landes zu einem derartigen Akt politischer Weisheit, wie die einmütige Wahl eines Staatsoberhauptes aufgerafft hat.

Und weiter: Der Landtag hat die Aushebung des Militärs beschlossen, wodurch er die Basis für eine feste Armee geschaffen hat, eine Sache, die Polen heute und noch jahrelang angesichts der deutschen Gefahr am nötigsten ist, hat eine Anleihe beschlossen, sowie einen Bund mit der Entente und schließlich den Friedensvertrag ratifiziert.

Es ist jedenfalls leicht zu sagen, daß dies von den Bauern gemacht wurde, weil es sie nichts gekostet habe. Daß der Landtag aber bäurisch ist, woran liegt es, wenn nicht daran, daß die „Herren" nicht imstande gewesen sind, sich das Vertrauen der breiten Allgemeinheit zu erobern? Und dann zeigt es sich, daß diese Bauern dennoch imstande waren, ein Verständnis den Staatsnotwendigkeiten entgegenzubringen. Wenn man also alles zusammenfaßt, so glaube ich, wird ein nicht durch eine Parteibrille mit Vorurteil beladener Mensch, oder ein solcher, der durch die Einschränkung des Großgrundbesitzes nicht gereizt wurde, zugeben müssen, daß der Landtag bereits viel nutzbringende Arbeit geleistet hat.

Gewiß wünscht jeder Pole, daß möglichst viel solche Arbeit geleistet wird und daß sie

den größten Nutzen bringt. Dadurch erklärt sich auch hier und da die Unzufriedenheit, welche man ausdrücken kann in dem Satze: Darauf mußt du dich stützen. Es genügt festzustellen, daß der Landtag nicht wenig gemacht hat und die Hoffnung auszudrücken, daß die Herbstsitzung nicht ohne reiche Ernte bleibe.

Kleine Mitteilungen

Die deutsch-polnischen Verhandlungen

Als erstes Ergebnis der deutsch-polnischen Verhandlungen ist der nachstehende Staatsvertrag abgeschlossen, der zur Zeit der Nationalversammlung zur Ratifikation vorliegt.

Artikel I.

Die vertragschließenden Teile werden alle von ihnen noch nicht auf freien Fuß gesetzte Personen, die aus Anlaß der polnischen Bewegung mit der Waffe in der Hand gefangen oder interniert oder als Geiseln oder Schutzhäftlinge festgenommen worden sind, unverzüglich nach ihrem Heimatort oder dem von ihnen gewählten Aufenthaltsort entlassen. Ausgenommen bleiben Personen, die sich in Untersuchungshaft oder Strafgefangenschaft befinden und nicht unter die Bestimmungen der Art. VI—IX über die Gewährung von Straffreiheit fallen.

In gleicher Weise wird Polen diejenigen Deutschen entlassen, die von ihm etwa noch als deutsche Heeresangehörige oder ehemalige deutsche Heeresangehörige festgehalten werden.

Artikel II.

Die Vollstreckung disziplinarisch verhängter Strafen gegen die nach Artikel I zu entlassenden Personen ist bei Inkrafttretung dieses Vertrages sofort auszusetzen.

Artikel III.

Allen zu entlassenden Personen ist die Mitnahme der in ihrem Besitz befindlichen sowie der ihnen abgenommenen Gegenstände zu gestatten, soweit nicht begründeter Verdacht eines unrechtmäßigen Erwerbs besteht. Ausgenommen hiervon bleiben militärische Schußwaffen und Munition.

Artikel IV.

Die Regelung des Abtransportes und der Verpflegung der Personen, die gemäß Artikel I in das Gebiet jenseits der Demarkationslinie zu entlassen sind, ist bis zur Übergabe an die zuständigen Heimatbehörden Angelegenheit des entlassenden Staates. Dieser hat auch für die Heimschaffung der in seinem eigenen Gebiete verbleibenden Personen Sorge zu tragen.

Artikel V.

Jedem der vertragschließenden Teile steht es frei, die Ausführung der Bestimmungen der Artikel I—IV durch eigene Vertreter oder durch die in Artikel XI vorgesehene gemischte Kommission an Ort und Stelle prüfen zu lassen.

Artikel VI.

Jeder vertragschließende Teil gewährt volle Straffreiheit für alle vor dem Inkrafttreten dieses Vertrages, namentlich auch während der polnischen Bewegung in den Abtretungs- und Abstimmungsgebieten begangenen gerichtlich oder disziplinarisch strafbaren Handlungen, die auf eine militärische, politische oder nationale Betätigung zugunsten des anderen Teiles zurückzuführen sind. Hierunter fallen insbesondere Handlungen, die sich als Hoch- oder Landesverrat darstellen, insbesondere auch Ausübung einer amtlichen Tätigkeit, die Teilnahme an der Volksratsbewegung, sowie die Beteiligung an Orts- und Bürgerwehren.

Ferner gewährt jeder vertragschließende Teil volle Straffreiheit für die mit der polnischen Bewegung in Zusammenhang stehenden vor dem Inkrafttreten dieses Vertrages begangenen Zuwiderhandlungen gegen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung erlassene Anordnungen der beiderseitigen Militärbefehlshaber oder gegen Verbote des Waffenbesitzes oder des Waffenhandels oder gegen gesetzliche Vorschriften, durch die eine Verpflichtung zum Dienst im Heere begründet wird.

Artikel VII.

Soweit Straffreiheit gewährt wird, werden die verhängten Strafen erlassen, die anhängigen Verfahren eingestellt und neue Verfahren nicht eingeleitet.

Artikel VIII.

Den Personen, die auf Grund des Artikels VII auf freien Fuß gesetzt werden, wird gestattet, sich an ihren bisherigen Wohnsitz zurückzubegeben. Sie sind da keiner anderen Beschränkung unterworfen als die übrige Bevölkerung. Dem Wunsche, in das Gebiet des anderen Teils auszureisen, wird von dem Aufenthaltsstaat kein Hindernis bereitet werden.

Artikel IX.

Soweit Straffreiheit gewährt ist, werden Gegenstände, die in einem noch nicht rechtskräftig erledigten Verfahren beschlagnahmt worden sind, zurückgegeben. Desgleichen werden Kautionen oder ähnliche Leistungen zurückerstattet, die zwecks Abwendung einer Internierung, Verhaftung oder Verschleppung geleistet worden sind und zwar auch dann, wenn sie als verfallen zu gelten hätten, weil der die Sicherheit Leistende den ihm auferlegten Verpflichtungen nicht nachgekommen ist.

Artikel X.

Keine der vertragschließenden Teile wird in Zukunft eine Person wegen einer vor Inkrafttreten dieses Vertrages erfolgten politischen oder nationalen Betätigung einer Ausnahmebehandlung unterwerfen.

Artikel XI.

Um eine den Bestimmungen I—V dieses Vertrages entsprechende gleichmäßige Entlassung der nicht auf freien Fuß gesetzten Personen zu gewährleisten und um Zweifel über die rechtliche Auslegung des Vertrages zu beheben, werden nach Bedarf gemischte Kommissionen gebildet, die sich aus je einem Angehörigen der vertragschließenden Teile zusammensetzen. Die Kommissionen haben insbesondere das Recht, zu diesem Zwecke auf beiden Seiten der Demarkationslinie alle Gefängnisse und Gefangenenlager zu besuchen und Einsicht in alle für die Entlassung erheblichen Akten und Urkunden zu verlangen.

Einigen sich die beiden Mitglieder einer Kommission nicht, so entscheidet ein neutraler Schiedsrichter, um dessen Ernennung der schweizerische Bundespräsident gebeten werden soll.

Die Entscheidungen der Kommissionen und des Schiedsrichters sind für die beiderseitigen Behörden bindend.

Artikel XII.

Dieser Vertrag soll ratifiziert, und die Ratifikationsurkunden sollen sobald als möglich in Berlin ausgetauscht werden.

Der Vertrag tritt am Tage des Austausches der Ratifikationsurkunden in Kraft.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote", Berlin SW 11.

Mitteilungen
der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens

Nr. 30	Verantwortlich: **Carl Georg Bruns** Schriftleitung: **Bromberg, Wilhelmplatz 1 III** Fernruf Nr. 321	15. Okt. 1919

Inhalt: Pressestimmen: 1. Deutsche Presse. 2. Polnische Presse — Kleine Mitteilungen.

Pressestimmen

1. Deutsche Presse

„Kreuzzeitung" Nr. 482 vom 7. Okt. 1919.
Die Polonisierung der deutschen Beamtenschaft.

Das Kommissariat des dem Oberosten polnischen Volksrat unterstehenden Gebietes arbeitet mit Hochdruck an der Polonisierung der Beamtenschaft. Nach einem vorliegenden Erlaß für die polnischen Behörden werden Anordnungen getroffen, die jeder Anteilnahme der deutschen Beamtenschaft an der Staatsverwaltung einen Riegel vorschieben. Aber nicht nur ist die Anstellung von Beamten, sondern auch von Arbeitern nichtpolnischer Nationalität in den Bureaus der Behörden sowie in allen staatlichen und fiskalischen Unternehmungen verboten.

Um sich einen zuverlässigen Beamtenstand zu schaffen, werden Vorbereitungskurse eingerichtet, zu denen nur Personen polnischer Nationalität zugelassen werden sollen. Auch werden Stipendien nur solchen bewilligt. Damit aber noch nicht genug, werden bei allen Behörden, bei dem Oberpräsidenten, der Posener Regierung, der Eisenbahndirektion, der Oberpostdirektion usw. besondere Kommissionen eingerichtet deren Aufgabe es ist, die Ämter zu polonisieren. Ihnen ist eine Zuständigkeit eingeräumt worden, die sich auf die Erforschung und die Einsichtnahme aller in Frage kommenden Personalakten der Beamten erstreckt. Es soll von dieser Stelle aus eine Aufforderung an polnische Beamte aus Kongreßpolen, Galizien und dem Auslande ergehen, sich zur Feststellung ihrer beruflichen Eignung für entsprechende Stellungen zu melden. Ähnliche Kommissionen sollen in allen Städten gegründet werden, und über das „Bedürfnis" ihrer Bildung die Stadtverordneten entscheiden.

Diese Maßnahmen von polnischer Seite zeigen, was das Deutschtum und besonders die deutschen Beamten in den abzutretenden Gebieten zu erwarten haben. Dabei fehlt es dem künftigen Polen völlig an einem geschulten Beamtenstand. Die höheren Beamtenstellen zwar werden zur Not noch besetzt werden können mit polnischen Rechtsanwälten usw., für die mittleren und niederen Beamtenstellen jedoch sind überhaupt keine Kräfte vorhanden wie auch keine Neigung besteht, sich um diese Posten zu bewerben.

Einen lehrreichen Beitrag zu der polnischen Beamtennot bilden Ausführungen des „Kurjer Warszawski" vom 18. September, in denen es u. a. heißt: „Unlängst teilte ein Vizeminister der Presse mit, daß er wie Diogenes mit der Laterne Leute sucht, aber keine finden kann. Den einfachsten Brief oder Bericht muß er von Grund auf ändern. Alles ist unfähig und untauglich. Die Damen, die eine Beamtenstelle bekleiden, tragen oft ein Aussehen zur Schau, als wenn in ihnen der Geist der Marquise de Pompadour oder Baronin Liven wohnte. Das sind nicht mehr Beamtinnen, das sind „politische Damen" .... Es dominieren

Figuren, deren einzige Qualifikation höchstens eine politische Livree, eine geschickte Verbeugung oder eine einflußreiche Tante ist. In manchen Bureaus herrschen solche Zustände, daß man direkt Angst vor dem „Begabten" hat. Dumme Kollegen hassen ihn, die dummen Vorgesetzten fürchten ihn. Und eine Schikane folgt der anderen. Es wurde mir der Rapport eines der besten Beamten gezeigt, der sehr logisch, kulturell und europäisch gehalten war, und darunter die Bemerkung des sehr beschränkten „Chefs": Umarbeiten! Das ist kein Kanzleistil! Mit seinen Kenntnissen nicht prahlen! Und dieser Chef spricht schlecht und schreibt noch schlechter polnisch. Es könnte jemand sagen, daß das in jeder Bureaukratie vorkommt. Ich leugne es nicht. Aber nirgends hat es so schlimme Folgen wie bei uns, wo es an Leuten fehlt, wo jede vergeudete Kraft für drei zählt".

Deutsche Justizbeamte in Polen.

Von einem deutschen Richter wird im „Posener Tageblatt" (Nr. 424 vom 1. Oktober) die Frage zu beantworten versucht, ob und unter welchen Bedingungen die deutschen Justizbeamten auf Zeit oder auf die Dauer in den polnischen Staatsdienst übertreten können. Angesichts der Bedeutung, die diese Ausführungen für das ganze Abtretungsgebiet haben, bringen wir sie hier im Wortlaut:

Die Posener Besprechungen der Kommissare des preußischen Justizministeriums mit den Vertretern des polnischen Justizamtes sind vorläufig zu Ende geführt, und zwar, wie wir zu wissen glauben, mit außerordentlichen, beiderseits wohl nicht erwarteten Zugeständnissen an die Polen. Die endgültige und weitere Regelung, insbesondere für die Zeit nach der Übernahme der Justiz durch die Polen — in Posen war nur die Zeit vor dieser Übernahme der Gegenstand der Besprechungen — wird in den Berliner Verhandlungen, anscheinend im Rahmen der allgemeinen deutsch-polnischen Verhandlungen, herbeigeführt werden. Hier soll zu dieser Frage, die also die Zeit nach Übernahme der Justiz durch die Polen betrifft, ein Schlaglicht geworfen werden, das bei den offiziellen Verhandlungen offenbar von beiden Seiten bisher nicht genügend beachtet, jedenfalls nicht genügend bewertet worden ist: die Freiwilligkeit des Übertritts in den polnischen Staatsdienst. Mit großer Diplomatie, Überzeugungstreue und Hartnäckigkeit wird jede Seite der anderen darlegen, daß diese den größeren Vorteil vom Verbleiben der Beamten an Ort und Stelle habe. Und doch hängt letzten Endes alles von der Entscheidung des einzelnen Beamten selbst oder besser der gesamten, in dem Provinzialarbeitsausschuß fest organisierten Justizbeamten ab, nachdem dem einzelnen Beamten jener Grundsatz der Freiwilligkeit unbedingt und unwiderruflich verbürgt worden ist. Macht man sich das völlig klar, so ergibt sich die weitere logische Folgerung, daß die polnische Regierung den berechtigten Forderungen der deutschen Beamten Rechnung tragen oder vielmehr, daß sie ihnen die unparteiische, gewissenhafte Führung ihres schweren Amtes ermöglichen, sie gegen Eingriffe nicht nur wirtschaftlicher, sondern vor allem ideeller, insbesondere nationaler Art mit dem starken Arm des Staates schützen, ihnen, mit einem Wort gesagt, die Möglichkeit zu leben und zu atmen geben muß. Mit erschütternder Deutlichkeit und Wahrheit ist von der Beamtenschaft den Berliner Kommissaren ein Abriß alles dessen gegeben worden, worunter die deutsche Bevölkerung, vor allem die deutsche Beamtenschaft, die unter den denkbar schwersten Verhältnissen zum Vorteil des polnischen Staates ihren Dienst versieht, seit Januar 1919 zu leiden hat. Es wurde auch aufs bitterste darüber Klage geführt, daß die maßgebenden polnischen Faktoren, die amtlichen Stellen und die Geistlichkeit es unterlassen, auf die Presse, Versammlungen und Bevölkerung in beruhigendem Sinne einzuwirken, obwohl diese Beruhigung durch jene Faktoren mit Leichtigkeit zu erreichen wäre.

Wir Justizbeamten spüren täglich bei unparteiischer, gewissenhafter Ausübung unseres Amtes den unheilvollen Einfluß nationaler Verhetzung. Möchte doch endlich hier in letzter Stunde zum Besten beider Bevölkerungsteile, zum Besten vor allem

auch des polnischen Staates selbst, eine Änderung, eine vollständige Wendung eintreten. Daß auf unserer Seite der gute Wille nicht fehlt und daß ein sehr starker Prozentsatz der deutschen Justizbeamten zum Verbleiben im Posener Land geneigt war, ergibt die seinerzeitige Beantwortung der polnischen Fragebogen. Daß diese Neigung heute, dank der Behandlung der deutschen Bevölkerung im allgemeinen wie der Beamtenschaft insbesondere, vollständig geschwunden ist, wurde den Berliner Kommissaren von allen Vertretern der Justizbeamten aus Stadt und Provinz Posen übereinstimmend vor Augen geführt. Sie läßt sich auch nicht wieder schaffen durch den Hinweis auf die Schwierigkeit der Wohnungsbeschaffung in Deutschland, durch eine Vermögensbeschlagnahme, wie sie z. B. in dem polnischen Memorandum für die nach 1908 Zugezogenen angedeutet ist (die Verbandsmächte haben längst erklärt, von solchen Maßregeln keinen Gebrauch machen zu wollen), endlich auch nicht durch noch so große Gehaltsangebote, ganz abgesehen davon, wie diese angesichts der Valutadifferenz zu bewerten sind.

Die einzige Möglichkeit, die Beamten vielleicht noch zum Verbleiben zu bestimmen, liegt in einer willigen Umkehr des Gesamtbildes, in einer Änderung der Atmosphäre, die dem Beamten die unbehinderte, nur nach gesetzlichen Gesichtspunkten orientierte Ausübung seines Amtes ohne Beeinflussung und Einengung durch Volksstimmungen und Volksleidenschaften ermöglicht. Was im einzelnen an Sicherungen in dieser Beziehung erforderlich ist, soll hier zunächst nicht erörtert werden. Nur darauf sei zum Schluß hingewiesen, daß die Stärkung der Staatsautorität im ganzen die Stärkung des Einzelamtes voraussetzt und daß die Schwächung der Autorität des Einzelamtes, gleichgültig, ob es mit einem Deutschen oder einem Polen besetzt ist, letzten Endes auch den Staat als ganzen schwächt. Es ist irrig zu glauben, daß die Beseitigung des deutschen Beamten oder auch nur die Beeinträchtigung seiner amtlichen Stellung und Befugnisse für den polnischen Staat im Sinne der Polonisierung vorteilhaft wäre. Der Bolschewismus steht, wie Paderewski in seiner jüngsten Rede andeutet, vor der Tür. Wir, Deutsche und Polen, haben das Interesse, gegen ihn eine gemeinsame Front aufzurichten. Der deutsche Beamte ist dazu bereit und imstande. Er ist, wenn ihm eine starke, gesicherte Stellung gegeben wird, bereit, zum Wohle des polnischen Staates zu arbeiten nach dem Worte des Propheten: „Suchet der Stadt Bestes, darinnen Ihr wohnet, denn so es ihr wohl geht, wird es Euch auch wohlergehen."

2. Polnische Presse

Die Übergabe der abzutretenden Gebiete im Lichte der Polenpresse.

Die Polenpresse beschäftigt sich in der letzten Zeit besonders mit der nach ihrer Meinung kurz bevorstehenden Übergabe der abzutretenden Gebiete. Aus allen Leitartikeln, Aufsätzen usw. geht deutlich hervor, daß die Polen den Zeitpunkt der Übergabe sehr herbeisehnen, wobei der deutschen Verwaltung dauernd der Vorwurf gemacht wird, daß sie auf die kurz bevorstehende Übergabe gar nicht vorbereitet sei, sich hierzu auch keine Mühe gebe. In Wirklichkeit sind aber sämtliche deutschen Verwaltungen auf die Übergabe bis ins Kleinste vorbereitet, wie es sich die Polen wohl kaum vorstellen können. Jede Behörde hat umfangreiche Inventarverzeichnisse über alle vorhandenen Möbel, Bureaugegenstände, Utensilien, ja sogar über Formularbestände aufgestellt. Dazu kommen die außerordentlich zahlreichen Versetzungen von Beamten, die nunmehr bis auf wenige endgültig erfolgt sind. Die Culmer polnische Zeitung „Nadwislanin" schreibt zu der bevorstehenden Übergabe:

Wenn nicht unvorhergesehene Vorfälle eintreten, dann wird nach zwei, spätestens drei Wochen der Friedensvertrag ratifiziert werden, und selbst die Protokolle der Ratifikation können bis zu der Zeit in Paris gesammelt werden. Die Deutschen müssen dann sofort mit der Herausgabe derjenigen Länder an die polnische Regierung beginnen, die ohne Abstimmung Polen abgegeben werden sollen. Zu diesen Gebieten gehört vor allem Westpreußen in seinem weitaus größten Teil. Den größten Teil des Groß-

herzogtums Posen brauchen sie nicht mehr herauszugeben; denn dieses Land haben sich die Polen im vorigen Winter selbst genommen, als dort die preußische Herrschaft unmöglich geworden war. Aus den Gebieten, in denen Abstimmung stattfinden soll, soll die Herausziehung der Truppen und preußischen Behörden vierzehn Tage nach der Ratifizierung stattfinden. Da in dem Friedensvertrage über die Länder, die Polen ohne Abstimmung zufallen, nichts gesagt ist, wann und auf welche Weise ihre Abgabe an die polnische Regierung vor sich gehen soll, muß diese sofort erfolgen, und zwar auf die Art, auf welche gewöhnlich Länder herausgegeben werden, d. h., daß die Truppen und alle politischen Behörden sogleich das Land verlassen. Wir haben gesehen, in welcher Eile dieses erfolgte, als die Franzosen im Elsaß und in Lothringen einmarschierten. Das dauerte nicht einmal eine Woche, da war kein einziger deutscher Soldat, kein höherer Beamter mehr dort. Sogar zwei deutsche Bischöfe, Benzler und Fritzen, wurden in einigen Tagen beseitigt und durch geborene Franzosen ersetzt. Soweit bekannt, besteht schon zwischen den polnischen und deutschen Behörden bis zu einem gewissen Grade eine Verständigung, wann und wie die Herausziehung der preußischen Truppen und der Vormarsch der polnischen Truppen stattfinden soll. Die Zurückziehung bzw. die Besetzung soll vom Süden unserer Provinz Westpreußen so erfolgen, daß mehr oder minder in einer Woche unsere ganze Provinz durch unsere Truppen besetzt sein müßte. In dieser Zeit machen auch alle preußischen politischen Behörden den polnischen Behörden Platz. Wir sind überzeugt, daß die Polen weder den preußischen Truppen noch den Behörden bei dem Verlassen unserer Provinz zu helfen brauchen. Es wird bei uns nicht Hals über Kopf zugehen, aber trotzdem schnell und entschieden. Wir Polen sind auf diesen Moment vorbereitet, soweit es unter den gegebenen Bedingungen möglich ist, denn wir erwarten diese Stunden nicht erst seit Wochen, sondern schon seit Monaten. Sind die Deutschen auf diesen Moment vorbereitet? Wir wagen sehr daran zu zweifeln. Die Beibehaltung des Belagerungszustandes und aller seiner Folgen bis zum heutigen Tage ist keine sehr glückliche Vorbereitung auf eine solche Stunde. Es scheint tatsächtlich, daß in den ersten Oktobertagen der große geschichtliche Umzug vor sich gehen wird.

„Ostdeutsche Rundschau" Nr. 225 vom 26. September 1919.

„Wiarus Polski" (Bochum) Nr. 215 vom 17. September 1919.

Schlesien und Polen.

(Artikel des „Dziennik Poznanski.)

Unter diesem Titel bringt das Blatt einen längeren Artikel, in welchem die Entstehung der Aufstandsbewegung in Posen besprochen wird. Es wird darin gesagt, daß weder der Posensche Oberste Volksrat noch das Kommissariat den Aufstand in Szene gesetzt habe, sondern daß vielmehr eine Gruppe junger Offiziere dieses unternommen hat. Die Namen der Offiziere waren: Marynski, Zborowski, Budzynski u. a.

Der Artikel bemerkt ferner u. a., daß die damals an der Spitze der polnischen Allgemeinheit stehenden Personen keinen Aufstand machen wollten aus Furcht vor den Folgen oder vielmehr aus Ungewißheit, wie dieser Aufstand ausfallen werde. Es war nämlich anzunehmen, daß er Erfolg haben würde, wie auch daß er erfolglos bleiben könnte, insbesondere aber, da man nicht sicher war, ob die Polen die mittels eines Aufstandes in Besitz genommenen Gebiete auch werden halten können.

Nachdem durch den Aufstand ein Teil des Posenschen besetzt wurde, sah sich das Kommissariat vor die Fragen gestellt: Soll man nun weiter gehen und Schlesien und Westpreußen angreifen, oder soll man nur das verteidigen, was man bis dahin erorbert hatte. Bekannterweise entschloß man sich für das andere. Dabei waren wieder dieselben Gründe im Spiel, die auch bereits anfangs das Kommissariat veranlaßt hatten, sich einer bewaffneten Bewegung gegenüber zu stellen. Außerdem glaubte man auch stark an die Entente und deshalb besetzte das Kommissariat seinerzeit, als es im Januar dieses Jahres die Macht stark in seine Hände bekam, weder Schneidemühl, noch Bromberg oder Thorn und erlaubte

auch nicht der kampfbereiten Bevölkerung Pommerns und Schlesiens zu den Waffen zu greifen.

Auf diese Weise haben wir den Versailler Friedensvertrag, sowie die Entreißung Danzigs, die Volksabstimmung in Schlesien, Ermland und preußisch Masovien erlebt. Und was noch schlimmer ist, das ist der Umstand, daß der Grenzschutz auch heute noch sich an der polnischen Bevölkerung weiden kann, sowie, daß die Deutschen straflos Pommern und Schlesien ausrauben können und den Schlesischen Aufstand provoziert haben.

Die Deutschen faulenzten nämlich nicht. Im Januar waren sie den Polen gegenüber fast wehrlos. Der Grenzschutz war kaum in seinem Anfangsstadium begriffen. Die Reichswehr existierte noch gar nicht. In Berlin gährte der Aufstand der Spartakisten. Damals erklärte Minister Hirsch, daß die Regierung nicht imstande sei, auch eine einzige Division gegen die Polen aufzustellen. Wer zur damaligen Zeit in Westpreußen war, der weiß, mit welcher Angst die Deutschen den Einmarsch der Polen erwarteten. In Bromberg beschloß der Arbeiterrat Cleinow zu verhaften, um die Polen zu besänftigen. Thorn war voll polnischer Soldaten, die nur auf die Parole warteten, um den demoralisierten kleinen Haufen deutsche Garnison zu entwaffnen und die Festung zu besetzen. Die Posener Offensive gegen Schlesien und Preußen hätte den Polen die oberschlesischen Bergwerke, riesengroße Munitionsvorräte und Fabriken in den Weichselfestungen ausgeliefert, hätte die polnischen Wehrkräfte verdreifacht und in Sachen Danzigs, Schlesiens und wahrscheinlich auch Masoviens zu unsern Gunsten entschieden. Schwierigkeiten stellte die Verteidigung einer dreimal so langen Front dar und zwar in Preußen auch vom Osten aus, von der vorgehenden deutschen Armee aus der Ukraine und dem sich organisierenden Grenzschutz. Es ist jedoch möglich, daß damals die Verteidigung in solchem Falle größere Aussichten gehabt hätte, als die Verteidigung des Posenschen Gebietes allein, angesichts dessen, daß die ganze oberschlesische Kohle den Polen zur Verfügung gestanden hätte.

In diesem Sinne geht der Artikel weiter, indem darin Bedauern ausgedrückt wird, daß die Polen damals die Gelegenheit verschlafen hätten, einen guten Fang zu machen und endet mit folgendem Schlußpassus:

Der Schlesische Aufstand, sagen wir Provozierung des Aufstandes von deutscher Seite, ist nichts anderes, als die Folge und ein systematischer Punkt der deutschen Aktion gegen die Polen. Der endgültige Zweck beruht in einem Krieg gegen die Polen — und dieser Krieg kommt, wenn nicht heute, dann nach einem Jahre, nach 10 oder 50 Jahren.

Im Januar hatten wir nicht genug politische Übersicht, um die polnischen Waffen nach dem Norden und Süden, nach Schlesien und Pommern zu tragen. Heute müssen wir unter bedeutend schwereren Bedingungen in Schlesien kämpfen. Die polnische Regierung hat nicht genug Mut, um die Oberschlesier mit aller Macht zu unterstützen; vielleicht deshalb, weil sie einen Krieg mit Deutschland für hoffnungslos ansieht? Aber wenn dem so ist, so ist es wert festzustellen, ob Polen eher imstande sein wird den Krieg zu führen, wenn die Deutschen den Krieg bereits unwiderruflich provoziert haben werden.

Wenn die Politik eine Sache der Voraussehung ist, so haben wir diese Kunst im Januar nicht verstanden — werden wir sie jetzt verstehen?

Das schreibt der ernste „Dziennik Poznanski".

„Nadwiślanin" (Culm) Nr. 82
vom 3. Oktober 1919.

Zeichen und Aussichten.

Die allgemeine Aufmerksamkeit der ganzen Welt hat die letzte Rede des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau wachgerufen, in der er sagte, daß er bestimmt darauf rechnet, daß der Friedensvertrag von Amerika unterzeichnet werde.

Nachdem der Artikel weiter bemerkt, daß auch die Polen in Posen wie in Warschau mit einer Ratifizierung in der zweiten Hälfte des laufenden Monats rechnen, sagt er:

Verschiedene Anzeichen sprechen dafür auch deutscherseits. Diejenigen, die unsere Gegenden verlassen wollen oder müssen, haben schon allen Ernstes begonnen ihre Siebensachen zu packen. Die preußisch-

deutsche Regierung versetzt noch in aller Eile den Rest der Beamten auf offiziellem Papier nach deutschen Gegenden, damit sie im Augenblicke der Ratifizierung ihre Stellungen sofort verlassen und auf diese Weise dokumentieren, daß sie auch weiterhin preußisch-deutsche, nicht aber polnische Beamte bleiben sollen. In der letzten Nummer der deutschen Culmer Zeitung lesen wir, daß man fast alle notwendigen Beamten des Culmer Postamtes versetzt hat. Wir brauchen nicht zu befürchten, daß uns dieser Umstand im Augenblicke der Übernahme der Macht irgendwelche Schwierigkeiten im Postwesen bereiten wird. Man hat an den maßgebenden Stellen schon daran gedacht.

Das polnische Militär, welches hier hereinkommt, wird in seinen Stäben Tausende von Post- und Eisenbahnbeamten haben, welche die leergewordenen Posten nach den deutschen Beamten sofort besetzen werden. Es gibt viel solcher geschulten Beamten besonders im Königreich, die nur auf diesen Augenblick warten. Zwar kennen die Beamten aus dem Königreich überwiegend die deutsche Sprache nicht, das ist aber nicht die Schuld der polnischen Regierung, daß alle deutschen Beamten an einem Tage herausgezogen werden sollen. Auch ist dabei für uns nützlich und viel wert, sehr viel wert, daß an diesem einen einzigen Tage das ganze Postwesen, die ganze Eisenbahn polonisiert werden wird, mit einem Male wird in sämtlichen Ämtern die polnische Sprache herrschen, ohne daß man die deutschen Beamten herausgeworfen hat. Diejenigen deutschen Beamten aber, welche zurückbleiben, werden gleichfalls nützlich sein, denn sie werden ihren polnischen Kollegen helfen und in der deutschen Sprache vermitteln zwischen der hiesigen deutschen Bevölkerung und den neuen polnischen Beamten.

Noch ein Nutzen ist für uns Polen dadurch geschaffen, nämlich, daß durch eine derartige Massenentfernung der preußisch-deutschen Beamten zusammen mit ihren Familien nach Deutschland die Anzahl der polnischen Untertanen deutscher Nationalität sehr verringert wird — was seine Folgen bei den Wahlen zeigen wird. Denn derjenige Beamte, der auch weiterhin preußisch-deutscher Beamter bleibt, kann nie Bürger des polnischen Reiches sein, es müßte denn sein, daß Polen sich speziell damit einverstanden erklärt. Natürlich kann auch keine Rede davon sein, daß die Familie eines derartigen deutschen Beamten, welcher seine Versetzung nach Deutschland angenommen hat, lange in unserem Gebiete bleiben könnte.

In dieser Hinsicht werden wir uns ebenso stellen, wie es mit uns die preußische Regierung gemacht hat, unbequeme fremde Untertanen „hat man einfach gebeten" ins Ausland zu fahren — wir werden sie ebenso herausbitten. Denn in Polen ist vor allen Dingen Platz für polnische Bürger, während unsicherer Zeit aber, Zeiten neuer Regierung, des Belagerungszustandes, der hier bei uns wahrscheinlich eine gewisse Zeit lang anhalten wird, wird für Bürger eines fremden uns feindlich gesinnten Volkes kein Platz sein, besonders, wenn die Familienhäupter durch die Annahme ihrer Versetzung nach Deutschland beweisen, daß sie nicht Bürger des polnischen Reiches sein wollen.

Diese Angelegenheit ist für uns also ganz klar und einfach, und das Wichtigste dabei ist, daß sie unserseits schon gelöst ist. Nicht umsonst haben die Kreisvolksräte mit dem Unterkommissariat in Danzig an der Spitze in letzter Zeit nach dieser Richtung hin gearbeitet.

Die Aussichten sind für uns also in dieser Hinsicht nicht schlecht. Aber andere Aussichten stellen sich anders, obgleich bis jetzt noch nicht klar dar.

Die Entente hat sich endlich energisch daran gemacht, den Grenzschutz aus Kurland herauszuwerfen. . .

Der Artikel sagt weiter, daß der Grenzschutz nun nach Westpreußen kommen werde, und da Ostpreußen allerwahrscheinlichst für den Grenzschutz nicht ausreichen werde, so würde er auch den übrigen Teil Westpreußens besetzen. Wenn dies eintreten sollte, meint der Artikel weiter und der Grenzschutz sich wieder so benehmen würde, wie er sich im Mai und Juni der polnischen Bevölkerung gegenüber benommen hat, dann würde jeder, der nur einigermaßen polnisch fühlt, wenn er auch noch so versöhnlich den

Deutschen gegenüber gestimmt ist, sagen müssen: eine Verständigung ist unmöglich, unmöglich ist eine Einigung — ihr deutschen Bürger, ihr verlangt keine menschliche sondern Engelsgeduld und Nachsicht, und diese können wir nach unseren Erfahrungen nicht haben.

In diesem Sinne geht der Artikel weiter, er sagt zum Schlusse:

Wir Polen hoffen, daß die Vernunft auf deutscher Seite diesmal oberhand behalten wird über allen andern Rücksichten und daß die hiesigen maßgebenden deutschen Kreise darum bemüht sein werden, daß „der Grenzschutz" aus Kurland nach Möglichkeit mit Schnellzügen direkt nach Deutschland in den Schoß seines Vaters des Herrn Noske reisen wird.

Kleine Mitteilungen

Die Lahmlegung der deutschen Versicherungen.

Das Kommissariat des Obersten Volksrats hat unterm 25. August d. J. folgende Verordnung erlassen, die die Bedingungen enthält, nach denen bis zur endgültigen Festsetzung ausländischen Versicherungsunternehmungen die Erlaubnis zum Geschäftsbetriebe erteilt wird.

Art. 1. Verträge betr. Lebensversicherung, Versicherung gegen Feuersgefahr, Einbruchsdiebstahl, Unfall, Haftpflicht, Wasserleitungsschäden dürfen mit Versicherungsgesellschaften, die ihren Sitz außerhalb der durch den Friedensvertrag festgesetzten Grenzen Polens haben, in Zukunft nicht geschlossen werden Verträge, die entgegen dieser Bestimmung geschlossen werden, sind nichtig.

Art. 2. Sämtliche Versicherungsverträge der in Art. 1 bezeichneten Art, die mit den darin genannten Gesellschaften auf längere Dauer geschlossen sind, verlieren, wenn die Jahresprämie später als drei Monate nach dem Inkrafttreten des mit dem Deutschen Reiche geschlossenen Friedensvertrages vom 28. Juni 1919 fällig wird, mit dem Fälligkeitstage ihre Gültigkeit. Eine Verlängerung des Versicherungsvertrages über diesen Termin hinaus ist ungültig. Sind Beiträge für die ganze Versicherungsdauer im voraus entrichtet worden, so bleibt der Versicherungsvertrag bis zum Ablauf des Zeitraumes, für den die Beiträge gezahlt sind, in Kraft. Auf Lebensversicherungsverträge findet Absatz 1 dieses Artikels keine Anwendung.

Art. 3. Versicherungsverträge, die nicht unter Art. 1 und 2 dieser Verordnung fallen, bleiben in Kraft.

Art. 4. Hypothekengläubiger sind nicht berechtigt, ein Darlehen zu kündigen, wenn auf Grund dieser Verordnung die Versicherung von Immobilien bei einer anderen als in dem Darlehnsvertrage bestimmten Gesellschaft genommen wird.

Art. 5. Den Vertretern der im Art. 1 bezeichneten Gesellschaften ist untersagt, Versicherungsbeiträge außerhalb der Grenzen Polens zu schaffen, bis die Sicherheiten und Rücklagen, deren Höhe in einer später zu erlassenden Verordnung bestimmt wird, hinterlegt sind. Wer dieser Bestimmung zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr und Geldstrafe bis zu 100 000 (hunderttausend) Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Art. 6. Versicherungsgesellschaften, die ihren Sitz außerhalb der durch den Friedensvertrag festgesetzten Grenzen Polens haben, haben dem Kommissariat der Naczelna Rada Ludowa bis zur Ernennung eines für das ganze polnische Staatsgebiet bestellten Bevollmächtigten als Vertreter für das ehemals preußische Gebiet einen polnischen Staatsangehörigen zu bezeichnen, der in diesem Gebiete seinen Wohnsitz hat.

Unberechtigter Abzug.

Einem Deutschen, der auf der Kreissparkasse in Hohensalza eine größere Spareinlage hat und die polnische Verwaltung um Überweisung seiner Einlagen ersuchte, wurde geantwortet, „eine Überweisung könne nur unter Abzug von 20 Prozent des Guthabens erfolgen, wie dies der Bewertung unseres Geldes im Auslande heute entspricht". Be-

kanntlich werden für 100 Mark deutsches Geld in Posen 130 Mark bezahlt. Die Hohensalzaer Kreissparkasse hat sich also um 50 Prozent geirrt.

Die Verwaltung Polens.

Über die künftige Verwaltungsorganisation Polens veröffentlicht Professor Kumaniecki im Krakauer „Glos Narodu" folgende Richtlinien: Wirtschaftliche Verwaltungseinheit ist die Gemeinde mit einem Ortsvorsteher, Bürgermeister oder Stadtpräsidenten an der Spitze, die von anderen, häufig ihre Kräfte übersteigenden Verpflichtungen befreit ist. Dagegen müßten in Sachen der Ortspolizei und der Mitwirkung bei der Ausführung der staatlichen Verwaltungsaufgaben aus mehreren Land- oder auch kleineren Stadtgemeinden Amtsgemeindebezirke mit einem Bezirkschef an der Spitze gebildet werden. Größere Städte bilden für die erwähnten Angelegenheiten besondere Stadtbezirke. Die Kreise haben Kreistage, die aus 24 Mitgliedern sowie 12 Vertretern bestehen, die von den Gemeinderäten und von Stadtverordnetenversammlungen gewählt werden. Der Kreistag wählt den aus 6 Mitgliedern und 3 Vertretern bestehenden Kreisausschuß, der unter Leitung des Kreischefs (Starost, Kreiskommissar) die eigentliche Kreisgewalt darstellt. Die Landesverwaltung wird in ähnlicher Weise organisiert. Die Kreistage wählen den aus 30 Mitgliedern und 16 Stellvertretern bestehenden Provinzial-Landtag und dieser wiederum den aus 9 Mitgliedern bestehenden Provinzialrat, der unter Leitung eines Präsidenten die eigentliche Provinziallandesversammlung bildet. Eine ähnliche Organisation, meint Professor Kumaniecki, bestehe in Deutschland, das den Mittelweg zwischen dem französischen Zentralisations- und dem englischen Dezentralisationssystem gewählt habe, der auch den Bedürfnissen Polens am besten entsprechen würde. Allerdings müßte diese Verwaltungsform vom Geiste der Freiheit und der sozialen Verantwortung erfüllt sein sowie den Grundsatz der Autonomie mit dem Grundsatz der Staatsautorität vereinen.

Der „Dziennik Pozn.", der den Kumanieckischen Richtlinien grundsätzlich zuzustimmen scheint, wendet sich nur gegen die Schaffung der Amtsgemeindebezirke als Bindeglied zwischen Kreis sowie Gemeinde und empfiehlt dafür die Einführung des Systems der Distriktskommissare, das die Provinz Posen mit großem Nutzen für die Leistungsfähigkeit der Verwaltung beibehalten hätte. Obgleich eine speziell antipolnische Einrichtung, sei sie gegenwärtig ein fast unentbehrliches Verwaltungsbindeglied zwischen Starost und Gemeinde. Es dürfte sich wohl kaum ein Starost finden, der auf die außerordentlich wertvollen Gehilfen, die er in den Distriktskommissaren besitze, werde verzichten wollen und auch die Bevölkerung, namentlich aber die Gemeindevorsteher, würden bei einer Kassierung dieser Stellen sehr schlecht wegkommen. Die Aufhebung der Regierungsbezirke, wie sie der Entwurf der Verwaltungsorganisation für das ehemals preußische Gebiet vorsieht, die, streng genommen, keine kommunalen Selbstverwaltungszentralen seien, hält der „Dziennik" für eine ganz natürliche Folgeerscheinung, da die Einteilung des Staates in Provinzen oder Wojewodschaften, Kreise und Gemeinden die Ausführung sämtlicher staatlicher und Selbstverwaltungsaufgaben ausreichend sichere.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote", Berlin SW 11.

Mitteilungen
der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens

Nr. 31	Verantwortlich: **Carl Georg Bruns** Schriftleitung: **Bromberg, Weltzienplatz 1** III Fernruf Nr. 321	22. Okt. 1919

Inhalt: Materialien zur ostdeutschen Frage: Die ernste Lage Polens — Aus den deutschen Volksräten — Pressestimmen: Polnische Presse — Kleine Mitteilungen.

Materialien zur ostdeutschen Frage

Die ernste Lage Polens

I.

Die Nachrichten, die in den letzten Tagen aus dem polnischen Reiche kommen, lauten ernst, sehr ernst. Noch ist in Polen nichts vorhanden, was den Staat erst zum Staat macht, noch ist kein fester Unterbau gebildet, auf dem die ganze Staatsmaschinerie errichtet werden könnte, und schon wankt und schwankt das Gebilde, das man heute polnisches Reich nennt. Die polnische Presse der letzten Tage läßt, obgleich sie sich bei der von ihr früher nicht gewohnten freimütigen Beurteilung der Vorgänge und Verhältnisse in Kongreßpolen sicherlich noch Zurückhaltung auferlegt, doch klar erkennen, daß sich das junge polnische Staatswesen in schwerster Gefahr befindet, daß es vor dem Chaos steht. Mit den Nachrichten und Andeutungen der polnischen Presse über die verworrenen Zustände in Kongreßpolen stimmen auch die Meldungen und Schilderungen überein, die wir selbst auf dem Umwege über neutrale Länder erhalten haben. Danach führt die Entwicklung der Dinge in Polen nicht zur Konsolidierung, sondern scharf abwärts, zum Niedergang. Von einsichtsvollen Polen hört man sehr pessimistische Urteile, jeder berichtet über Mißstände, Unehrlichkeit in der Verwaltung, Verschwendung, Unfähigkeit, Postenjägerei und Korruption in allen Spielarten. Daß in diesen Meldungen nichts übertrieben ist, beweist auch in unserem Gebiet die polnische Presse selbst, der man nachrühmen kann, daß sie mit ihrer Kritik über die skandalösen Zustände nicht hinter den Berg hält.

Die Lebensmittelnot, hervorgerufen durch schlechte Verteilung, verfehlte Maßnahmen und vor allem durch Korruption und Schleichhandel, ist in einzelnen Teilen Kongreßpolens ins Unerträgliche, ja bis zu Hungersnot gestiegen. Die Arbeitslosigkeit wird immer größer; bis zum 1. September hat das Arbeitsministerium 126 Millionen Mark Arbeitslosenunterstützung bezahlt. Die Kohlennot übertrifft die deutsche um ein Vielfaches. Die Finanzverhältnisse sind zerrüttet, die polnische Valuta steht tief unter der deutschen. Die Bildung einer arbeitsfähigen Regierung kann nicht zustande kommen, jeder Tag bringt neue Namen, das Kabinett ist in fortwährender Um- und Neubildung begriffen. Dieser Tage wurde sogar Paderewskis Rücktritt angekündigt, kurz darauf aber von Paris aus wieder dementiert.

Dazu Krieg an allen Grenzen! „800 000 Mann stehen", so erklärte eben Paderewski in Paris, „unter Waffen, es können noch 400 000 einberufen werden. Aber diese Truppen sind schlecht bewaffnet, schlecht ausgerüstet; sie gehen ohne Uniformen barfuß in den Kampf. Wenn man uns helfen würde, wäre die Karte Europas bald verändert."

Seit Mitte September ist das Land vom Bolschewismus erfaßt. Die polnische sozialistische Partei (P. P. S.) hat sich gespalten. Der ausgetretene Teil, der sich „die Opposition der P. P. S." nennt, richtet an die Landarbeiter einen Aufruf, den Streik zu beginnen, den Behörden bewaffneten Widerstand zu leisten und mit den Kommunisten zusammenzugehen. Der Aufruf führt nach der „Gazeta Poranna" aus, Hauptziel sei die Vergesellschaftung des Bodens. Das ganze Land müsse den Grundbesitzern ohne Entschädigung weggenommen werden. Im Verein mit dem städtischen Proletariat, das zur sozialen Revolution rüste, werde es gelingen, den jetzigen Machthabern die Macht zu entreißen und die Diktatur des Proletariats aufzurichten. Alle Güter, so heißt es weiter, müßten beschlagnahmt werden. Besitzer und Verwalter müßten entfernt, an ihre Stelle müßte ein Gutskomitee eingesetzt werden, das von sämtlichen Gutsarbeitern und kleinen Bauern gewählt wird. Arbeiterräte müßten über die Führung der Wirtschaft wachen. Ferner heißt es: „Die entscheidende Aktion muß sofort einsetzen denn aus Furcht vor der Revolution parzellieren jetzt die Herren mit Gewalt das Land und verkaufen es an reiche Bauern, von denen es schwer zu bekommen sein wird. Ihr müßt daher einerseits von der Regierung fordern, daß sie sofort ein Verbot des Handels mit Land erläßt, sowie sämtliche in der letzten Zeit abgeschlossenen Verkäufe rückgängig macht und andererseits mit eurer organisierten Kraft die Parzellierung nicht zulassen. Will jemand sein Gut parzellieren, so beschlagnahmt es und setzt ein Gutskomitee ein. Der Aufruf schließt mit den üblichen kommunistischen Phrasen: „Hinweg mit der Parzellierung!", „Es lebe die Vergesellschaftlichung!", „Hinweg mit den Herren der Bourgeoisie und ihrer blutigen Regierung!", Es lebe die Diktatur des Proletariats in Stadt und Land die soziale Revolution, die polnische sozialistische Republik!" Das genannte polnische Blatt meint, die hundert Millionen Rubel, die Lenin und Trotzki für die bolschewistische Agitation in Polen hergegeben, haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

Das Ziel der Bewegung scheint der Sturz der polnischen Regierung zu sein. Mit dem Aufruf an die Landarbeiter richtete die „Opposition" einen Appell an das polnische Proletariat, die unverzügliche Beendigung des Krieges im Osten zu erzwingen.

Wie weit die bolschewistischen Bestrebungen gediehen sind, das läßt sich aus einem Alarmartikel in Nr. 226 des „Kurjer Poznanski" (Posen) erkennen, in dem es heißt:

„Noch ist das Gebäude des polnischen Staates auf keiner festen Basis begründet, noch befinden sich kostbare Landesstriche, uralte Ansiedelungen des polnischen Volkes in den Händen des Feindes, die im Osten lauernde, aber noch nicht niedergedrückte Macht des bolschewistischen Rußlands, die im Osten vorläufig noch zurückgeworfen ist, ist jeden Augenblick sprungbereit — und schon zittern und wanken die Gerüste unseres staatlich-sozialen Gebäudes, schon beginnen wir in den sumpfigen Pfuhl der Antagonismen und inneren Kämpfe zu sinken. Die Nachrichten aus dem Königreich berichten über die Erscheinungen einer Krise, die man nicht leicht nehmen darf. Der soziale Radikalismus, dem man schmeichelte, den man durch Kompromisse bemüht war zu mildern, ist eine brennende Frage geworden und erschüttert den sozialen Organismus gleich einem schweren Fieber. Als der Landtag unter Triumphbezeigungen der Linken die radikalste Agrarreform beschloß, welche die Gegenwart kennt, schien es, daß die innere Ordnung und Ruhe in der Republik auf Kosten dieses großen Opfers der besitzenden Klassen gesichert bleiben wird. Die Führer der Bauernpartei erklärten die Notwendigkeit der Reform eben durch dieses Argument, wobei sie an die patriotischen Gefühle des Landtages appellierten. Heute sehen wir schon, daß die Folgen der nichtdurchdachten Reform, die in den von der Bauerndemagogie erregten Debatten mit Gewalt durchgeführt wurde, ganz andere sind, als man voraussehen konnte. Die nunmehr geweckte Habgier auf fremdes Eigentum ist nicht an den Grenzen des Zwangsauskaufes, wie ihn das Agrargesetz bei der Durchführung der Parzellierung von größeren Gütern vorsieht, stehen geblieben. Auf diesem Wege

können nur diejenigen Besitzer, welche schon irgendeinen, wenn auch unbedeutenden Landbesitz haben, ihre Besitztümer vergrößern. Aber auch das besitzlose Volk, die Landarbeiter und die Vorwerksdienerschaft, würden bei dieser Methode der Bodenverteilung auf dem grauen Ende bleiben. Wozu also die Parzellierung, wozu die schwierige Prozedur der Enteignung und Entschädigung der Besitzer. Die einfache Parole: „Nimm, was da ist!" ist eher nach dem Geschmack der durch die Agitation verführten Gemüter. Die sofortige Bodenverteilung ohne Entschädigung — das ist das neueste Programm „der Agrarreform", welches von den dunklen Aposteln des Umsturzes unter der Bevölkerung im Königreich verbreitet wird. Die Vorwerksdienerschaft sieht sich sogar schon als Mitbesitzer des Vermögens an, sie erlaubt schon nicht mehr, Parzellen oder Inventar zu verkaufen, ja, sie erlaubt nicht mal, neue Leute zur Arbeit anzunehmen, da sie dieselben als unerwünschte „Konkurrenten" bei der Bodenverteilung ansieht.

Die Agitation der Kommunisten hat die sich bietende Gelegenheit im Fluge aufgegriffen und nährt die Gärung ganz und gar nach den bolschewistischen Methoden. Hunderte von umstürzlerischen Agitatoren durcheilen das Land und säen Haß zum Staate, zur Armee, zu den besitzenden Klassen und verkünden die Parole eines Landwirtschaftsstreiks gerade jetzt zurzeit des Kartoffelnbuddelns. Es unterliegt keinem Zweifel — es geht ein großer Angriff des internationalen Kommunismus, der von Moskau und Berlin unterstützt wird, gegen Polen los. Die Siege der polnischen Armee über die Horden der Bolschewisten sind in den Augen der roten Internationale eine Todsünde Polens. Als Wiedervergeltung dafür soll das „reaktionäre Polen" anarchisiert und von innen heraus zum Umsturz gebracht werden. Das traurigste dabei ist aber, daß die polnische sozialistische Partei, die es liebt, sich Feiertags mit Nationalfarben zu schmücken, mit offenem Zynismus den umstürzlerischen Elementen in die Hände arbeitet. Die Beschlüsse der letzten Zusammenkunft des Hauptrates der P. P. S., welche das Volk zum Widerstande gegen einen weiteren Krieg im Osten und zum Sturz der „Bourgeoisie-Regierung" auffordern, sowie die Resolution, welche die Streikagitation des Fachverbandes der Landarbeiter unterstützt, sind Dammöffnungen für die bolschewistische Flut.

Aber dieser deutliche nationale Verrat seitens der Sozialisten entfernt nun auch jegliche Unklarheiten. Das polnische Volk hat in den Abgrund gesehen, welcher von ihm geöffnet ist und — ist aus seiner Erstarrung erwacht, unter den Piasten —, und sogar unter den Thuguttanhängern, die bisher Hand in Hand mit den Sozialisten gingen, ist eine Ernüchterung eingetreten. Das Gefühl der nationalen Gefahr muß sämtliche Elemente zusammenziehen, die unter der Standarte der Verteidigung gemeinsamer größter Interessen polnisch fühlen. Trotz seines Leichtsinns, seiner Sorglosigkeit und Ungereimtheit der Begriffe besitzt das polnische Volk jedoch einen mächtigen Lebensbedürfnisinstinkt, welcher in gefährlichen Momenten seine Energie und seinen Kräftevorrat verdoppelt. Wir glauben daran, daß auch diesmal eine derartige instinktive Bewegung eintreten wird. Polen wird seinen Feinden nicht erlauben, zu frohlocken."

II.

Diese schweren Gefahren für den polnischen Staat hier besprechen, heißt nicht Freude oder Genugtuung über ihr Kommen zeigen. Wir müssen die Dinge hier schildern, wie sie liegen, nicht aus Freude darüber, daß das Gebäude des Nachbarn brennt, sondern in der Erkenntnis, daß das Haus dieses Nachbarn jetzt auch unser Haus ist, in dem zu wohnen wir nun einmal gezwungen sind. Die Flammen, die das noch keimende polnische Staatswesen zu vernichten drohen, sind eine gleich große Gefahr für uns, für die an Polen fallenden deutschen Gebiete, die Leben und Hab und Gut von zwei Millionen Deutschen bergen. Und darum erwächst uns die Pflicht, unsere deutschen Volksgenossen auf die Größe und den Ernst dieser Gefahren hinzuweisen. Wir Deutschen hier sind auf uns selbst gestellt und müssen uns selbst helfen. Das Chaos, den Zusammenbruch

jeder staatlichen Ordnung in Polen können wir nicht wünschen, weil deren Zusammenbruch nicht — wie naive Seelen meinen oder hoffen — uns die Rückkehr zum Vaterlande bringen würde. Wir Deutschen hier würden lediglich in den tosenden Strudel mit hineingezogen. An dem gemeinsamen Untergang mit dem polnischen Staat können wir hier wirklich kein Interesse haben. Wir wollen leben, schaffen, arbeiten in einem Staat, der Arbeit, Ordnung und Leben zu schützen vermag, auch wenn wir diesem Staat nur gezwungen angehören.

Der ungeheure Fehler der Politik der polnischen Staatslenker, sich nur vom rein nationalegoistischen Drang leiten zu lassen, rächt sich heute schon, er wird sich in der Zukunft noch mehr als die Kraft erweisen, die den polnischen Staat zu keiner inneren Konsolidierung kommen läßt. Ein junges zartes Staatsgebilde wie Polen, zerrissen von Parteien, zerrüttet in seinen Finanzen, ohne sicher funktionierenden Beamtenapparat, bar aller Einrichtungen eines modernen Staates, bedroht von tausend Gefahren im Innern und von Außen, müßte als Hauptziel seiner Politik betrachten: den Aufbau, die Konsolidierung, die Zusammenfassung aller vorhandenen Kräfte im Innern zu staatsfördernder Arbeit. Ein wesentlicher Faktor bei dieser Arbeit wäre das deutsche Element, das jetzt von Polen in Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse zurückgestoßen wird. Die Welt hat heute ein anderes Gesicht wie vor 1914, aber auch einen anderen Geist. Das verkennen die Polen ganz und gar. Kein Ententegeld und kein Ententeheer kann dem polnischen Staate das geben, was ihm seine ihm zugehörenden Deutschen bei der Errichtung des polnischen Staatswesens bieten können. Die lebenden Glieder eines Staates leisten, wenn sie an diesem Staat ein Interesse haben, weit mehr als fremde Völker, da diese bei aller Freundschaft doch mehr selbstsüchtige Zwecke verfolgen. — Was dem polnischen Staat jetzt nottut, das ist eine wahre Verständigung mit seinen Deutschen, eine Verständigung, die die Deutschen hier zu Förderern des polnischen Staates gewinnt. Durch eine solche Verständigung wäre das polnische Staatswesen schon zur Hälfte konsolidiert. Dem nationalen Überschwang der Polen alle Anerkennung, aber damit allein baut man kein Reich. Was hat es denn für einen Zweck, wenn in polnischen Blättern bei Besprechung der bolschewistischen Welle, die Polen ergriffen hat, immer wieder die Phrase erscheint, das sei „die schuftige Arbeit der Bolschewisten und preußischen Verräter" oder wenn der „Dziennik Gdanski" schreibt, „die polnische Armee habe noch soviel gesunden Geist trotz der deutsch-russischen Agitation, daß es reicht, um nicht nur den den Polen auf den Hals geschickten Agenten, sondern auch den frechen Deutschen selbst das Leder durchzugerben". Das mag für das Ohr eines Teiles des polnischen Volkes schön klingen, ist aber in Wirklichkeit und angesichts der tatsächlichen Verhältnisse eine politische Kinderei, mit der die Blätter eines Vierzigmillionenstaates sich nicht nur lächerlich machen, sondern mit der sie, und das ist weit schlimmer, eine ernste, auf das Wohl des polnischen Staates gerichtete Politik durch Verhetzung unmöglich machen.

In Berlin werden zurzeit Verhandlungen geführt, der erste deutsch-polnische Staatsvertrag ist bereits abgeschlossen. Das ist schön und gut so. Wir meinen aber, die Verständigung zwischen Polen und den Deutschen hier muß viel weiter gehen als durch einen Staatsvertrag. Polen muß, um zur Festigung seines Staatsbaues zu gelangen und um sich Mitarbeiter in den staatsfördernden Deutschen hier zu gewinnen, das Vertrauen dieser Deutschen erobern durch eine restlose Verständigung, durch einen Ausgleich, der den Deutschen hier die volle kulturelle Autonomie gibt und damit den Polen eine nicht zu unterschätzende Mithilfe am Aufbau des polnischen Staatswesens. Der erste politische Richtpunkt, den die „Vereinigung des deutschen Volkstums in Polen" in seinen Richtlinien vor vielen Wochen schon aufgestellt hat, beweist ihren Sinn für praktische, nüchterne, vorausschauende Politik. Die Polen kennen diesen Richtpunkt der deutschen Organisation, wir wünschen nur, daß sie angesichts der jetzigen Verhältnisse sich zu einer gleichen Politik der Tatsachen bekennen und alle Schlußfolgerungen daraus ziehen.

Aus den Deutschen Volksräten

Die Rechte der Ansiedler.

Der Deutsche Volksrat Posen wendet sich mit folgender Veröffentlichung an die Ansiedler:

In Ansiedlerkreisen herrscht eine gewisse Beunruhigung darüber, daß die örtlichen Verwaltungsbehörden Feststellungen über den Wert des auf den Ansiedlerstellen befindlichen Inventars vornehmen. Die Beunruhigung ist dadurch vergrößert worden, daß von dem oder jenem das Gerücht ausgesprengt wurde, die Ansiedler würden zwangsweise von ihren Stellen verwiesen. Wer sich durch solche Alarmnachrichten ins Bockshorn jagen läßt, dem ist natürlich nicht zu helfen. Nur wer freudig und entschlossen für seine Rechte eintritt, kann erwarten, daß sie geachtet werden.

Das Schreckgespenst, das anscheinend so vielen unruhige Nächte bereitet, ist die Möglichkeit einer Vermögensliquidation. Was hat es mit dieser Liquidation für eine Bewandtnis und wer kann von ihr betroffen werden?

Keinesfalls unterliegen der Liquidation die Vermögenswerte aller der Ansiedler, die schon vor dem 1. Januar 1908 in den von Deutschland an Polen fallenden Gebieten ihren Wohnsitz hatten. Denn sie werden mit dem Inkrafttreten des Friedensvertrages ohne weiteren Rechtsakt polnische Staatsangehörige unter Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit. Die Liquidation aber richtet sich nur gegen feindliches, fremdes Eigentum, nicht gegen das Eigentum der eigenen Staatsangehörigen, die vor dem Gesetz alle gleich sind, und die die gleichen bürgerlichen und politischen Rechte genießen ohne Unterschied von Rasse, Sprache und Religion.

Ebensowenig aber dürften von der Liquidation alle die Ansiedler betroffen werden, die zwar erst nach dem 1. Januar 1908 ihren Wohnsitz im abgetretenen Gebiet begründet haben, die aber im Abtretungsgebiet geboren sind und deren Eltern damals hier ihren Wohnsitz hatten. Denn nach Artikel 4 des zwischen den Verbandsmächten und Polen geschlossenen Vertrages, der sich inhaltlich als eine Ergänzung des Friedensvertrages darstellt, werden auch sie von Rechts wegen und ohne weitere Förmlichkeit polnische Staatsangehörige, gegen die sich nach dem oben Gesagten eine Liquidation überhaupt nicht richten kann.

Aber auch über all den Ansiedlern, die weder hier von eingesessenen Eltern geboren, noch vor dem 1. Januar 1908 zugezogen sind, schwebt unserer Auffassung nach nicht das Damoklesschwert der Liquidationsmöglichkeit. Wir kommen zu dieser notwendigen Schlußfolgerung durch die vernunftgemäße Auslegung des Absatzes 2 im Artikel 91 des Versailler Friedensvertrages. Dieser Absatz besagt in enger Anlehnung an den Absatz 1, daß auch die nach dem 1. Januar 1908 hier zugewanderten Deutschen die polnische Staatsangehörigkeit erwerben können. Was folgt daraus? Zweifellos das, daß diesen Deutschen, ehe man sie hinausweist, die Gelegenheit gegeben wird, sich darüber zu erklären, ob sie von dem Recht, die polnische Staatsangehörigkeit zu erwerben, Gebrauch machen wollen. Denn es würde allen internationalen Rechtsgrundsätzen von Treu und Glauben widersprechen, wenn jenen später zugezogenen Deutschen zugestanden wird: „Ihr könnt polnische Staatsangehörige werden", wenn aber gleichzeitig dieses feierlich verbriefte Recht dadurch zur Farce gemacht würde, daß die mit der Rechtsanwartschaft Belehnten vorher als feindliche Ausländer um Haus und Hof gebracht werden! Eine solche Entrechtung wäre ein so unerhörtes Beginnen, daß sich weitere Erörterungen darüber erübrigen. Wir hören dennoch ein „ja, aber". Gewiß, es ist ein „aber" dabei.

Der polnische Staat nämlich hat die Bedingungen festzusetzen, unter denen er die mehr erwähnte Gruppe zugewanderter Deutscher einbürgern will. Das geht aber nicht etwa durch einen bloßen Verwaltungsakt, sondern dazu gehört ein Gesetz. Da nun müssen wir einsetzen und durch unsere Vorstellungen bei den Regierungsgewalten und durch unsere Abgeordneten, die wir nach

Warschau entsenden werden, dafür wirken, daß dieses Gesetz in dem von uns gewünschten Sinn ausfällt.

Zum Liquidieren gehört Geld, viel Geld. Das junge polnische Staatswesen bedarf aber zu seinem Ausbau so gewaltiger Summen, daß es nicht ein erhebliches Kapital in ein Unternehmen stecken darf, das ihm finanziell abträglich ist. Ein solches im höchsten Maß unlukratives Geschäft wäre es aber, wenn Hunderte von arbeitsamen Deutschen ausgekauft würden, und wenn sich der polnische Staat dadurch um Millionen werbenden Privatkapitals brächte, das hier für ihn arbeitet und Steuern einbringt. Und darin allein würde sich nicht einmal das Ruinöse des Geschäftes erschöpfen.

Nehmen wir ein praktisches Beispiel: Ein Ansiedler hat seine Stelle vor zehn Jahren für 50000 M. erworben. In den Jahren seiner Besitzzeit, die ja für die Landwirtschaft besonders günstig waren, hat sich der Wert der Wirtschaft verdoppelt, bei gleichzeitiger Erhöhung seiner Steuerkraft. Nun soll ein Pole unter Vermittlung des Staates die Wirtschaft übernehmen. Über das volle Kapital, das zum Erwerb erforderlich ist, wird der Ersteher nur in den seltensten Fällen verfügen. Der Staat muß ihm also Kredit geben, und die Steuerleistung dessen, der die Wirtschaft für 100000 Mark erwirbt, muß natürlich viel geringer sein, als die Steuerkraft des ausgekauften Vorbesitzers, der seinerzeit für 50000 Mark gekauft hatte. Der Säckelmeister im polnischen Regierungskollegium wird es sich also zweimal und dreimal überlegen, ehe er seine Zustimmung zu einer Finanzoperation gibt, die viele Millionen aus den ihm zur Verfügung stehenden Geldern festlegt, und bei der die steuerlichen Einnahmen unweigerlich geschmälert werden.

Nun zum Schluß die Erwiderung auf ein letztes „wenn", das wir aus dem Leserkreise zu hören glauben: „Wenn ich nur im Liquidationsverfahren, falls es dennoch kommen sollte, die 100000 Mark bekäme, die meine Wirtschaft jetzt wert ist." Viel, viel sicherer wird er sie bekommen, als bei vorzeitigem freihändigen Verkauf! Wenn jetzt ein Ansiedler seine Stelle freihändig verkauft, wird man nicht allzu viel dagegen erinnern dürfen, daß die Ansiedlungsbehörde kraft des ihr zustehenden Rechtes der Verkaufsgenehmigung den Verkäufern Bedingungen auferlegt, die sich letzten Endes als eine drückende Veräußerungsabgabe darstellen. Ganz anders im Liquidationsverfahren, das den Ansiedler gegen seinen Willen zur Aufgabe des Besitztums veranlaßt. Da kann von irgendwelchen Abzügen und belastenden Auflagen keine Rede sein. Da ist er nicht schutzlos dem Dekret der Ansiedlungsbehörde preisgegeben, da hat er ein Rechtsmittel gegen jede Beeinflussung des Preises durch die Liquidationsbehörden. Er darf insbesondere geltend machen, daß die Verkaufsbedingungen oder die von der polnischen Regierung außerhalb ihrer allgemeinen Gesetzgebung ergriffenen Maßnahmen den Preis unbillig beeinflußt haben! Zuständig für diese Klagen ist ein gemischtes Schiedsgericht, das binnen drei Monaten nach Inkrafttreten des Friedensvertrages gebildet werden muß. Es besteht aus je einem von der polnischen und der deutschen Regierung ernannten Mitglied und einem Vorsitzenden, über den sich Polen und Deutschland zu verständigen haben. Wenn das Schiedsgericht die Unbilligkeit der Preisbeeinflussung annimmt, wird dem Liquidierten eine angemessene Entschädigung zugesprochen, die die polnische Regierung zu zahlen hat. Darüber hinaus gibt der Artikel 305 den Liqudierten einen weiteren internationalen Rechtsanspruch. Das gemischte Schiedsgericht ist nur zuständig wegen unbilliger Beeinflussung des Kaufpreises. Alle anderen Rechtsfragen, die sich während des Liqudationsverfahrens ergeben, gehören zunächst vor die ordentlichen Gerichte. Wenn nun ein Gericht ein solches Urteil fällt, das mit den Vorschriften des Friedensvertrages nicht im Einklang steht, so hat die geschädigte Partei das Recht, gegen diese Entscheidung vor dem gemischten Schiedsgericht Wiedergutmachung zu verlangen. Dieser internationale Rechtsschutz umfaßt alle Rechtsfragen, die sich im Laufe des Liquidationsprozesses ergeben, also insbesondere auch die Fragen, welche Personen der Liquidation unterliegen, demnach vor allem die grundlegende Frage über

Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit, über die der Liquidation unterworfenen Güter, Rechte und Interessen und ihren im Zeitpunkt des Inkrafttretens des Friedensvertrages bestehenden Umfang. Auch gegen die Minderwertigkeit des Zahlungsmittels kann der Liquidierte Einspruch erheben. Wer hier zwangsweise hinausgestoßen wird, muß die Möglichkeit erhalten, sich an einem selbstgewählten anderen Erdenfleck eine neue Existenz zu begründen. Dazu genügt nicht ein beliebiges Stück Geldzeichen, das draußen in der Welt einen geminderten Zahlungswert besitzt, sondern es muß vollwertige Münze, oder aber ein entsprechender Preisaufschlag gefordert werden. Der Zwangskurs gilt nur innerhalb der Grenzen des eigenen Staates.

Es sind also dem Liquidierten wirksame Schutzmittel gegeben, die geeignet erscheinen, ihn von jeder Vermögenseinbuße zu bewahren. Wenn wir uns das vor Augen halten, kann die Parole nur lauten: Kein übereilter Verkauf, sondern ruhig abwarten, und im gegebenen Augenblick geschlossen eintreten für die Wahrung, den Ausbau und die Vertiefung der uns im Friedensvertrag zuerkannten Rechte.

Pressestimmen

Polnische Presse

„Dziennik Bydgoski" (Bromberg) Nr. 229 vom 3. Oktober 1919.

Der erste Staatsvertrag zwischen Polen und Deutschland.

Unter diesem Titel bringt das Blatt an erster Stelle die Nachricht über den Vertrag in Sachen der Amnestie und Freilassung der Kriegsgefangenen und sagt dazu:

Der erste Schritt zur gegenseitigen Verständigung ist also zwischen beiden bisher auf Kriegsfuß befindlichen Mächten getan worden. Wir glauben, daß dies beiden Nationen nur zum Guten dienen wird. Alle haben schon genug am Kriege und Blutvergießen und wünschen Frieden, sowie die Rückkehr geregelter Zustände. Nur friedliches Zusammenleben der Nationen und eine Entwicklung auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete kann der durch den Krieg gequälten Menschheit Wohlstand und Glück bringen.

„Kurjer Poznanski" (Posen) Nr. 230 vom 5. Oktober 1919.

Ein dringender Antrag in Sachen der polnischen Westgrenzen.

Unter diesem Titel bringt das Blatt die Mitteilung, daß der polnische Abgeordnete Brownsford im polnischen Landtag am 4. d. Mts. einen dringenden Antrag in Sachen der polnischen Bevölkerung der westlichen Grenzen des Polen zufallenden Gebietes in Deutschland eingebracht habe. Der Antrag fordert, daß die Regierung bei der Grenzkommission entsprechende Schritte vornehmen solle, daß sie erstens die Forderungen der polnischen Bevölkerung dieser Grenzortschaften, wie Flatow, Fraustadt usw., welche die Angliederung an Polen verlangen, berücksichtigen sollen und ferner, daß die Grenzkommission sämtliche polnische Dörfer an Polen angliedert. Der Antrag soll angeblich von 31 Abgeordneten unterschrieben worden sein.

Der Landtagsmarschall hat den Antrag der Kommission für auswärtige Angelegenheiten zur Prüfung übergeben.

„Dziennik Gdanski" (Danzig) Nr. 45 vom 5. Oktober 1919.

Aus dem polnischen Landtag.

Der Landtag hat seine Arbeit begonnen. Die Aprovisationskommission hat eine Sitzung abgehalten, in welcher das Material besprochen wurde, welches morgen dem Plenum der Kammer vorgelegt werden soll.

Was die nächsten politischen Konjunkturen betrifft, so herrscht unter den Abgeordneten eine im allgemeinen pessimistische Stimmung. Alle stellen einmütig fest, daß im Lande eine große Unzufriedenheit herrscht infolge des sich in die Länge ziehenden Zustandes des Mangels einer starken Regierung, welche au die kompakte Landtagsmehrheit gestützt wäre.

Die Situation wird noch verwickelter infolge des Umstandes, daß die Aussichten darauf, daß die jetzige Session irgend eine Änderung in dieser Richtung zum Besseren bringen könnte, minimal sind. Die Gegensätze unter den Fraktionen haben sich verschärft und heute kann — wie uns ein Vertreter der „Piastgruppe", der Abgeordnete Hoczur, sagte — keine Rede sein von einem Kompromiß zwischen dem Bauernzentrum und den links- oder rechtsstehenden Kammerfraktionen. Die allgemeine Aufmerksamkeit erregte gestern die Tatsache, daß die sozialistischen Abgeordneten durch ihre Abwesenheit ebenso während der Früh-, wie auch während der Nachmittagssitzung der Aprovisationskommission glänzten. In den Wandelgängen wurde in Verbindung damit das Gerücht verbreitet, daß die Sozialisten beabsichtigen, während der morgigen Vollsitzung des Plenums mit dem Antrag einer Auflösung des Landtags und Anordnung neuer Wahlen vorzutreten. Wie viel daran wahr ist, wird sich wahrscheinlich während der heutigen Beratungen des Seniorenkonvents zeigen, die für 7 Uhr abends bestimmt worden sind.

„Kurjer Poznanski" (Posen) Nr. 230 vom 5. Oktober 1919.

Warschau.

Die Zeitung bringt hier eine Notiz über die Devisenkurse vom 4. Oktober und zwar ist aus derselben zu ersehen, daß die deutsche Mark in Warschau mit 140 bezahlt wird (kleine Banknoten bis 10 Mark einschließlich mit 100), die französischen Franks mit 4,10, Pfund Sterling mit 147, die belgischen Franks mit 4,10, die österreichischen Kronen mit 52,50.

Kleine Mitteilungen

Polen vor dem Chaos.

London, 7. Oktober. Die „Times" erfahren aus Warschau, daß die politische und wirtschaftliche Lage in Polen in den letzten Wochen schlechter geworden ist. Kommunistische Agitatoren arbeiteten für die Revolution, und tatsächlich haben viele Anhänger der großen sozialdemokratischen Partei sich den Kommunisten angeschlossen. Die Arbeitslosigkeit in der Industrie, der Mangel an Steinkohlen und die Teuerung haben eine Unzufriedenheit hervorgerufen, die es den kommunistischen Agitatoren leicht machte, ihre Einflüsse geltend zu machen. Die Nahrungsmittel sind nur mit großer Mühe zu bekommen, denn die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten hat seit Juli aufgehört, und die Bauern ziehen es vor, das Getreide an Schieber zu verkaufen. Dadurch ist die Verteilung von Brot und Mehl ziemlich unmöglich geworden und man kann auf Brotmarken nichts mehr erhalten. Im Zusammenhang mit diesen Zuständen haben die Minister für Ackerbau und Lebensmittelversorgung ihren Abschied eingereicht.

„Dtsche Tgsztg." Nr. 499 vom 8. Oktbr. 1919.

Unterstellung des Posenschen Armeekorps unter kongreß-polnischen Oberbefehl.

Der monatelange Kampf des Polnischen Volksrates in Posen gegen die Unterstellung seiner Truppen unter kongreß-polnischen Oberbefehl ist nunmehr zu seinen Ungunsten entschieden. Seit etwa acht Tagen ist das starke Posensche Korps, das in vier Divisionen gegliedert war, und über 60 000 Mann zählte, dem Warschauer Oberbefehl unterstellt worden. Während bisher nur eine Anzahl kongreßpolnischer Offiziere in den Reihen des Posener Korps stand, sind jetzt auch starke russisch-polnische Mannschaftstransporte in Posen eingetroffen, um in das Posener Korps eingereiht zu werden. Umgekehrt sind starke Teile des Posener Korps in die Truppenkörper Kongreßpolens übergeführt worden, wo sie mit ihrer vorzüglichen deutschen Ausbildung sicherlich hochwillkommen sein werden.

„Ostdeutsche Rundschau" Nr. 235 vom 8. Oktober 1919.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote", Berlin SW 11.

Mitteilungen
der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens

Nr. 32	Verantwortlich: Carl Georg Bruns Schriftleitung: Bromberg, Wilhelmplatz 1 III Fernruf Nr. 321	29. Okt. 1919

Inhalt: Materialien zur ostdeutschen Frage: Die Abwanderung aus dem Osten — Pressestimmen: Polnische Presse — Kleine Mitteilungen.

Materialien zur ostdeutschen Frage

Die Abwanderung aus dem Osten

Bald nachdem mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages das Schicksal der Ostmark entschieden war, setzte eine Abwanderung der Deutschen aus dem Osten ins deutsche Reich ein. Die Bewegung verlief in Wellenbewegungen. Auf Zeiten besonders starker Abwanderungen trat die Wanderungsbewegung verschiedentlich wieder zurück, alles in allem hat sie aber einen erschreckenden Umfang angenommen und bereits jetzt zu einer erheblichen zahlenmäßigen Schwächung des Deutschtums geführt. Die Gründe, von denen die Abwandernden sich leiten lassen, sind verschieden. Zunächst kommt die Gruppe derer, die aus zwingenden Gründen gehen. Aber bei näherer Untersuchung der einzelnen Fälle wird man feststellen, daß für viele, die glauben, fortgehen zu müssen, ein Zwang nicht vorliegt. Immerhin, es gibt Deutsche, bei denen man ohne weiteres zugeben muß, daß ihr Verbleiben nicht angängig ist. Diese erste Gruppe macht aber nur den kleinsten Teil der Abwanderer aus. Von den anderen, die bleiben könnten, aber es doch vorziehen, ihren Wohnsitz zu verlassen, lassen sich die einen von nationalen, die anderen von rein persönlichen Gründen leiten. Oft sind natürlich beide Gründe auch vermischt vorhanden. Gerade gut deutsch gesinnte Deutsche glauben — und sie werden hierin aus reichsdeutschen Kreisen vielfach unterstützt —, daß sie ein Gebot nationaler Pflicht erfüllten, wenn sie ein Land verlassen, in dem sie unter polnischer Herrschaft leben müssen. Sie vergessen, daß es eine Pflicht zum Volkstum gibt, die über die Pflicht zum Staat geht. Das Deutschtum in der Ostmark verkörpert ein Stück deutschen Wesens in ganz besonderer nicht wiederkehrender Eigenart. Mit seinem Untergang würde ein völkischer Wert vernichtet werden, der niemals wieder eingebracht werden könnte. Jeder Abwandernde schwächt aber dieses deutsche Volkstum. Die zahlenmäßige Schwächung wäre nicht das schlimmste, aber Volkstum ist ein organisches Ganzes, und reißt man aus ihm durch gewaltsamen Eingriff einzelne Teile in großer Zahl heraus, dann stört man die inneren organischen Zusammenhänge und vermindert deshalb die Lebensfähigkeit des Ganzen.

Dem, der aus persönlichen Gründen die Heimat verläßt, soll man immer wieder klar machen, daß er damit eine Pflicht gegen sein Volkstum verletzt, und daß er sich nicht hinter nationale Scheingründe verstecken kann. Aber abgesehen davon, ist die Rechnung, die er macht, wenn er ins deutsche Reich geht, denn richtig? Das einzig Sichere, dem er entgegengeht, ist, daß er unter deutsche Herrschaft kommt. Aber im übrigen sind nun doch einmal die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse im deutschen Reich so trostlos, daß eine weitere Sicherheit, wie sein Schicksal sich dort gestalten wird, für ihn nicht besteht. Will

er all diese Unsicherheit doch auf sich nehmen, um nur in Deutschland zu sein, handelt er also aus nationalen Beweggründen, dann muß man ihm klar machen, daß seine Erwägungen falsch sind, und daß er mit dem Verbleiben in seiner Heimat eine höhere Pflicht erfüllt. Wer in Furcht vor polnischer Bedrückung aus Bequemlichkeitsgründen das Land verläßt, der möge sich klar machen, daß er in ein übervölkertes, verarmtes und einem völlig ungewissen Schicksal entgegengehendes deutsches Reich kommt. Wer aber die Bedrückung nicht aus Bequemlichkeitsgründen fliehen, sondern nationaler Schmach entgehen will, der nehme auch diese Last auf sich in der Überzeugung, daß er damit einem höheren Gebot Folge leistet.

Leider hat die fehlerhafte Politik der deutschen und preußischen Regierung stark dazu beigetragen, Unsicherheit in die Kreise der Deutschen zu tragen und dadurch der Auswanderungsbewegung Vorschub zu leisten. Es mag an guten Absichten nicht gefehlt haben, aber die Unfähigkeit, zu einheitlichem und klarem Handeln zu kommen, hat doch zu einer Vielfältigkeit sich kreuzender Maßnahmen geführt, die nur von den verderblichsten Folgen sein konnte. Noch in diesen Tagen ist es vorgekommen, daß in der Beamtenfrage von einer unteren Verwaltungsstelle eine Verfügung erlassen worden ist, die mit den Richtlinien, zu denen sich die Berliner Regierung endlich durchgerungen hatte, im schroffsten Widerspruch stand.

Es bleibt deshalb auch auf diesem Gebiet bestehen, was an dieser Stelle in anderen Fragen schon oft zum Ausdruck gebracht worden ist: Das Deutschtum bleibt auf sich selbst gestellt. Verloren ist nur, wer sich selber preisgibt. Wir geben aber uns und unser Deutschtum im Osten auf, wenn wir in überhasteter Flucht unsere Heimat verlassen. Über alle Darlegungen hinaus, daß schon aus wirtschaftlichen Gründen für die große Mehrzahl der Deutschen das Verbleiben im Lande das richtige ist, muß deshalb immer wieder der Gedanke tief in alle Volkskreise hineingebracht werden: Wer in der Stunde der Not seine Heimat verläßt, der verrät sein Volkstum und arbeitet mit daran, deutsches Wesen im Osten zum Untergang zu verurteilen.

Pressestimmen

Polnische Presse

„Dziennik Poznanski" (Posen) Nr. 233 vom 8. Oktober.

Das deutsche Schulwesen in Polen.

In diesen Tagen hat der „Allgemeine deutsche Schulausschuß in Polen" ein Programm für das deutsche Schulwesen in Polen aufgestellt.

(Weiter bringt das Blatt dieses Programm in einem gekürzten Auszug und sagt dann folgendes:)

Der „Allgemeine Deutsche Schulausschuß in Polen" ist eine Abteilung der „Deutschen Vereinigung" in Bromberg. Diese Vereinigung, von dem berüchtigten Cleinow ins Leben gerufen, wird schon dadurch allein zur Genüge charakterisiert; sie ist nichts anderes als die „Deutschen Volksräte", deren Aufgabe es war, die Deutschen gegen die Polen aufzuhetzen. Weder die „Volksräte" noch die Vereinigung sind eine Vertretung der Allgemeinheit der Deutschen. Die Sozialisten protestieren dagegen schon längst. Jetzt, wo die Deutschen ihre „Arbeitsgemeinschaft" organisiert haben, sind von ihnen den Deutschen Volksräten zusammen mit den Konservativen und Liberalen drei Stimmen zuerkannt worden, d. h. soviel, wie jeder der Parteien, die zum Konzern gehören. Die Deutschen geben also den „Deutschen Volksräten" und der „Vereinigung" kaum ein Zwölftel ihrer Bedeutung

Mit welchem Recht aber der Bromberger Schulausschuß sich eine Vertretung der Deutschen in ganz Polen zuschreibt, ist schon sein Geheimnis, welches sich wohl durch die übliche Megalomanie erklären läßt, welche

sich im reaktionären Deutschland besonders deutlich zeigt. Die Anmaßung dieser selbstherrlichen Vertretung der Deutschen in Polen durch ein reaktionäres Grüppchen müßte bei den Deutschen selbst eine richtige Abfuhr erhalten.

Sobald es sich um eine meritorische Betrachtung des deutschen Schulwesens in Polen handelt, ist diese Angelegenheit jetzt ausgezeichnet erleichtert worden und zwar durch den Versailler Zusatzvertrag, welcher den Schutz der deutschen Minderheit in Polen bezweckt. Ohne denselben hätte man in Sachen des Schulwesens zwei Rücksichten ins Auge zu fassen gehabt: nämlich die der Gerechtigkeit sowie die der Rechte der polnischen Minderheiten in Deutschland, die immerhin ziemlich bedeutend sind, wenn wir auch das Plebiszitgebiet an der Westgrenze des Fürstentums und Westpreußens außer acht lassen, das Deutschland zufällt, ferner in Berlin und Westfalen, wo die Polen jedenfalls nicht minder zahlreich sind als die Deutschen in Polen. Praktische Folgerungen aus den vorstehenden Daten könnten verschiedenen Auslegungen begegnen. Jetzt umschreiben jedoch die einzelnen Postulate des Friedensvertrages die Umrisse des deutschen Schulwesens genügend deutlich. Angesichts dessen kann Polen nichts weiter tun, als die Vorschriften dieses Vertrages anzuwenden. Höchstens könnten dieselben erweitert werden und zwar nur in dem Falle, wenn die Deutschen ihr Schulwesen gegenüber den polnischen Minderheiten erweitern würden.

Mit dem Schulwesen der deutschen Minderheiten beschäftigen sich Art. 7, 8 u. 9 des ersten Teiles des Zusatzvertrages.

Art. 7 garantiert den Deutschen den freien Gebrauch ihrer eigenen Sprache in Privat-, kommerziellen, religiösen und Presseangelegenheiten, in Veröffentlichungen und öffentlichen Versammlungen, sowie Erleichterungen in Gerichten und Beibehaltung der polnischen Amtssprache.

Art. 8 sichert den Deutschen dieselben Rechte, welche Polen bei der Gründung von Wohltätigkeits-, religiösen und sozialen Einrichtungen haben, ebenso bei Gründung von Schulen und Erziehungsanstalten auf eigene Kosten mit freier Benutzung ihrer eigenen Sprache und Religion.

Art. 9 betrifft nur diejenigen Gebiete, welche Deutschland an Polen abgetreten hat.

Von diesen Gebieten, in den Städten und Kreisen, wo eine große Anzahl Deutscher wohnt, haben diese das Recht, Anfangsschulen in deutscher Sprache zu gründen, sowie den ihnen zugehörigen Anteil der für Erziehungs- und Religionszwecke ausgegebenen Beträge zu erhalten.

Der erste der genannten Artikel bespricht die Rechte der Deutschen bezüglich ihrer Sprache, die anderen zwei beschäftigen sich besonders mit dem Schulwesen.

Das Schulwesen wird nach denselben eingeteilt in drei Kategorien, oder besser, die Deutschen in Polen werden bezüglich des deutschen Schulwesens in folgende drei Klassen eingeteilt:

1. Die Deutschen außerhalb des früheren preußischen Teilgebiets haben nur das Recht zu Privatschulen, sowie zum Religionsunterricht in ihrer eigenen Sprache in den staatlichen Schulen.

2. Die Deutschen im Umfang des früheren preußischen Teilgebietes haben dieselben Rechte in denjenigen Gegenden, wo sie in der Minderzahl sind.

3. Lediglich in den Ortschaften und Kreisen, wo eine bedeutende Überzahl Deutscher vorhanden ist — und zwar bezieht sich das auf das frühere preußische Teilgebiet —, haben die Deutschen das Recht, Anfangsschulen zu gründen.

Wie sehen nun im Lichte dieser Bestimmungen die Forderungen des Bromberger Schulausschusses aus? Es sind dies arrogante Anmaßungen, die von einer Universität träumen, wo die deutschen Rechte gerade nur zu einem Anfangsschulwesen reichen, die von einer Schulautonomie träumen, wovon im Vertrage gar keine Rede ist.

Die Deutschen, die jetzt über eine Verfolgung von polnischer Seite klagen, haben mehr als ihnen der Friedensvertrag zuerkennt. In Posen z. B. existiert ein humanistisches und Realgymnasium mit deutscher Vortragssprache. Es existiert auch die Absicht, deutsche Vorträge in einigen

Gymnasien des von den Deutschen noch besetzten Gebietes einzurichten. Da dies den Rahmen des Friedensvertrages überschreitet, erwarten wir, daß unsere Behörden sich an die Vorschriften dieses Vertrages halten werden.

Es ist zu unterstreichen, daß die Polen in Deutschland nicht das hatten, was den Deutschen in Polen von dem Friedensvertrag zuerkannt wird, ferner, daß sie das auch jetzt noch nicht haben, trotz der republikanischen deutschen Regierung, und daß sie dafür blutig verfolgt wurden.

In keiner Anfangsschule in ganz Deutschland war die polnische Sprache Vortragssprache, sogar die polnische Religionslehre wurde soweit möglich eingeschränkt. Das polnische Privatschulwesen war streng verboten. Die polnische Bevölkerung mußte unvergleichlich höhere Steuern als die deutsche zahlen, und zwar für deutsche Schulen, die die polnische Bevölkerung dumm machten. Während des Krieges versprach die deutsche Regierung, als ihr größtes Entgegenkommen im Fürstentum Posen polnische Religionslehre auf der niedrigsten Stufe einzurichten.

Es existiert ein Mittel, um den Umfang des deutschen Schulwesens in Polen zu vergrößern. Dieses Mittel ist abhängig von den Deutschen und beruht auf Gegenseitigkeit. Wenn die Deutschen in Polen Gymnasien und sogar eine Universität und Schulautonomie haben wollen, so sollen sie dasselbe bei sich für die Polen einführen. Dieselbe Anzahl und dieselbe Stufe von Schulen, welche sie unsern Landsleuten in Deutschland eventuell geben würden, können sie auch selbst bekommen. Sodann müßten die Deutschen „Schulausschüsse", vor allem eine Agitation bei ihren Freunden in Berlin beginnen.

Polen dagegen hat wiederum die Pflicht, sich um seine Bevölkerung in Deutschland zu bekümmern und zu bemühen. Deshalb darf es eben unter keiner Bedingung den Deutschen freiwillig entgegenkommen in Sachen des Schulwesens, wenn dies Entgegenkommen nicht auf der Grundlage der Gegenseitigkeit stattfinden kann.

(Der Aufsatz ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Er zeigt einmal die Gesinnung, mit der wir bei einem großen Teil der Polen rechnen müssen. Dann aber bestätigt er in nicht mißzuverstehender Weise, wie berechtigt seinerzeit die Bedenken der Vereinigung des Deutschtums in Polen gegen den Anschluß an die Arbeitsgemeinschaft waren. Es sei deshalb auch an dieser Stelle ausdrücklich hervorgehoben, daß die Arbeitsgemeinschaft lediglich als Verständigungsbüro gedacht ist, in dem jede Gruppe ohne jede Rücksicht auf ihre zahlenmäßige Stärke gleichmäßig vertreten ist.)

„Pielgrzym" (Pelplin) Nr. 125 vom 11. Oktober 1919.

Das Ministerium unseres Bezirks.

Wir erfahren, daß Minister Seyda in Übereinstimmung mit dem Minister in Warschau ein Ministerium für unseren Bezirk zusammengestellt hat.

Außer dem Minister Seyda enthält noch fünf Staatsunterfekretäre; von diesen werden zwei den Titel eines Vizeministers haben. Ein Vizeminister wird seinen Sitz in Warschau, der andere als Chef der Kanzlei in Posen haben. Die anderen Unterfekretäre werden Chefs der Departements sein und zwar: des Rechts, der Aufklärung, der Kultur, der schönen Künste, der Aprovisation, der Arbeiterangelegenheiten, der Landwirtschaft, der Verwaltung und des Schatzes. Zwei Unterfekretäre, das sind die der Aprovisation und Arbeiterangelegenheiten, der Landwirtschaft und Verwaltung sind aus Pommern gewählt. Es berührt, daß keiner der Vizeminister aus Pommern stammt.

Kleine Mitteilungen

Die Verhandlungen mit Polen.

Die Verhandlungen der deutschen Regierung mit den Vertretern Polens, die seit einiger Zeit in Berlin geführt werden, nehmen ihren Fortgang. Sie erstrecken sich auf eine große Zahl der ver-

schiedenen Fragen und haben zahlreiche Einzelheiten zum Gegenstand. Der ganze Komplex der vielfach nicht leicht zu lösenden Fragen muß zu einem einheitlichen Vertrag zusammengefaßt werden, und es ist daher nicht möglich, über Einzelheiten zu berichten, aber so viel kann schon jetzt gesagt werden, daß die Verhandlungen von allen Beteiligten mit dem guten Willen gegenseitiger Verständigung geführt werden.

Die Verhandlungen zwischen Deutschland und Polen, die bekanntlich unterbrochen waren, aber wieder aufgenommen worden sind, betreffen u. a. die Lage der Bevölkerung in den abzutretenden Gebieten. Wie wir von zuständiger Stelle hören, nehmen sie einen im ganzen befriedigenden Verlauf. Die Polen werden, wie es scheint, die Bestimmungen des Friedensvertrages über die Liquidierung des mobilen und immobilen Vermögens nicht vexatorisch auslegen. Wenn es zu einer Liquidierung überhaupt kommt, so wird sie nicht sofort eintreten, sondern es wird eine bestimmte Frist gelassen werden. Die Bemühungen der Reichsregierung gehen darauf hin, daß Polen überhaupt auf die Liquidierungsparagraphen verzichtet. Inwieweit Polen diesen Wünschen entsprechen wird, läßt sich zurzeit noch nicht sagen.

Jedenfalls liegt nicht der geringste Grund für ein fluchtartiges Verlassen der abzutretenden Gebiete vor, und besonders die Lehrer und Beamten haben die Pflicht, mit gutem Beispiel voranzugehen. Wie schädlich das wirken würde, dafür nur ein Beispiel: Nach den Abmachungen soll für je 40 deutsche Kinder eines bestimmten Bezirkes eine deutsche Schule errichtet werden. Wenn die Familien das Land verließen, würde diese Zahl nicht mehr erreicht, und die deutschen Kinder kämen auf polnische Schulen. Wie wir weiter erfahren, sind besondere Vergünstigungen für diejenigen vorgesehen, die zu einer amtlichen Betätigung in die abzutretenden Gebiete berufen sind.

Reichsminister Hermann Müller hat am Mittwoch in der Nationalversammlung über den Inhalt des nunmehr angenommenen Gesetzes über den deutsch-polnischen Vertrag ausführlich berichtet. Uns liegt jetzt der Wortlaut des Gesetzes vor, aus dem uns die Hervorhebung der Artikel 10 und 11 wesentlich erscheint. Die Artikel lauten:

(Der ganze Vertrag ist in Nr. 29 der Mitteilungen auf Seite 391 abgedruckt.)

Der amtlichen Kreisen nahestehende „Kurjer Pozn." veröffentlicht folgende Mitteilungen:

In der Wirtschaftskommission ist ein Übereinkommen dahin erzielt worden, daß von Montag ab bis zum 1. April täglich 250 Waggons oberschlesische Kohle an den Teil der Provinz Posen abgegeben werden, der gegenwärtig von den Polen besetzt ist und bei der Übergabe der abzutretenden Gebiete entsprechend erweitert werden soll. Außerdem sollen bis zum 1. Januar 50 000 Tonnen Kohlen geliefert werden, die hauptsächlich für Galizien bestimmt sind. Im Austausch hierfür liefert Polen Kartoffeln und Petroleum.

In der Kommission für Verwaltungs- und Beamtenangelegenheiten kam eine Einigung über die allgemeinen Grundsätze des Provisoriums zustande, das bis zum 31. Dezember gelten soll. Die deutsche Regierung hat sich verpflichtet, alle Maßnahmen zu treffen, daß die deutschen Beamten in den abgetretenen Gebieten unter Anpassung an das polnische Staatswesen weiterhin ihren Dienst tun. Ausgeschlossen hiervon sind die Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landräte und besondere Beamtenkategorien, die von der polnischen Regierung bezeichnet werden. Diese Einigung hat sich noch nicht zu einem Vertrage verdichtet, doch der Verlauf der Verhandlungen berechtigt zu der Hoffnung, daß der Abschluß des Vertrages in den nächsten Tagen erfolgt. Wie der „Kurjer" hervorhebt, handelt es sich hierbei hauptsächlich um die Gebiete, die noch

nicht von den Polen besetzt sind, wo also eine polnische Verwaltung nicht hat durchgeführt werden können.

Außerdem schweben Verhandlungen über die Übernahme eines unbedeutenden Teiles deutscher Beamten in solchen Stellungen, für die polnische Kräfte nicht verfügbar sind und in allernächster Zeit nicht verfügbar sein werden.

„Ostdeutsche Rundschau" Nr. 246 vom 21. Oktober 1919.

Die **„Deutsche Allg. Ztg."** Nr. 515 vom 21. Oktober 1919 schreibt zum Stand der deutsch-polnischen Verhandlungen:

Ein Berliner Abendblatt bringt über die deutsch-polnischen Verhandlungen Mitteilungen, die geeignet sind, eine viel zu optimistische Auffassung zu erwecken.

Das Blatt spricht von der Sicherstellung des deutschen Minoritätenschutzes auf kulturellem Gebiete und von einer Annäherung der gegensätzlichen Anschauungen, die eine baldige Einigung wahrscheinlich machten. Es handelt sich hier in erster Linie um die Schulpolitik und um die geforderten polnischen Garantien dafür, daß die Stammeseigentümlichkeit der unter polnische Herrschaft gelangenden deutschen Minderheiten erhalten bleibt. Entgegen den Ausführungen des Berliner Abendblattes erfahren wir von zuständiger Stelle, daß die von den Polen angebotenen Garantien nach dem Urteil sachverständiger Schulmänner in keiner Weise ausreichen. Es ist bisher von polnischer Seite herzlich wenig geschehen, um den von dem Verbande auferlegten Schutz der Minderheiten in einer Weise sicherzustellen, die der Wahrnehmung der berechtigten Interessen auch nur annähernd entspricht.

Daß ein gewisser Teil der deutschen Beamten verbleibt, war schon bei den früheren Berliner Verhandlungen eine der Hauptforderungen der Polen. Diese wären tatsächlich außerstande, selbst wenn die Beamten aus den neuerworbenen galizischen Landesteilen in die abzutretenden deutsch-polnischen Gebiete übergeführt würden, einen Beamtenapparat zu schaffen, wie er zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung erforderlich ist.

Eine der größten Härten des Friedensvertrages bilden die Bestimmungen über die Liquidierung des Vermögens der nichtpolnischen Bevölkerung bei der Abtretung. Wir haben bereits neulich berichtet, daß die Reichsregierung bei den Verhandlungen versucht, von polnischer Seite einen möglich vollkommenen Verzicht auf die Liquidierungsparagraphen zu erlangen. Bei der Behandlung der Beamtenfrage ergab sich daher für die Reichsregierung selbstverständlich die Forderung, daß nicht nur für diejenigen Beamten, die in dem Gebiete verbleiben, von einer Vermögensliquidierung Abstand genommen wird, sondern daß diese Erleichterungen auch den anderen Beamten und der übrigen Bevölkerung zuteil werden müßten. Bisher sind, wie wir erfahren, die Polen bedauerlicherweise auf die billigen deutschen Vorschläge nicht eingegangen; aber es liegt noch kein Grund vor, die Hoffnung endgültig aufzugeben.

Einen weiteren Verhandlungspunkt bilden die kirchlichen Fragen. Die Polen stehen einer Zugehörigkeit der evangelischen Kirche in Polen zur preußischen Landeskirche mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Sie sind geneigt, hierin einen Eingriff in ihre Hoheitsrechte zu sehen. Es ist jedoch anzunehmen, daß sich diese Bedenken mit der vollkommenen Trennung von Staat und Kirche, wie sie in Preußen beabsichtigt ist, zerstreuen werden.

Pilsudski über Polen und Deutschland.

Äußerungen, die Pilsudski gegenüber dem Vertreter der Agence Havas in Warschau über die Beziehungen von Polen zu Deutschland getan hat, lauten nach der P. T. S. wörtlich folgendermaßen:

„Die Deutschen haben ebenso wie wir die außerordentlich große Aufgabe des Wiederaufbaues zu bewältigen und ich sehe nicht ein, weshalb wir, sofern die Deutschen die Bedingungen des Friedensvertrages loyal erfüllen, nicht mit ihnen im Einvernehmen leben sollen. Die deutsche Regierung wird wohl nicht imstande sein zu verhindern, daß uns die Militärparteien viele Schwierigkeiten in den Weg legen. In Bälde dürfte die russisch-littauische Grenze der Schauplatz

für Attentate der preußischen Militaristen gegen uns werden."

Ferner bringt der „Dziennik Bydgoski" eine Warschauer Meldung, wonach Pilsudski bei derselben Gelegenheit erklärte, daß Polen die Bolschewiki nicht zu fürchten brauche. „Obwohl diese das Übergewicht haben, so werden sie doch immer von den polnischen Truppen geschlagen. Die Führer der Bolschewisten sind sehr minderwertig. Die Beziehungen zu den Deutschen können gut sein, aber die deutsche Militärpartei wird uns immer Schwierigkeiten machen. Diese wird besonders an der litauisch-russischen Grenze hervortreten. Polen rechnet in seiner großen Not auf die Hilfe Frankreichs."

Über die wirtschaftliche Lage äußerte sich Pilsudski dahin, daß Polen vor allen Dingen Transportmittel brauche, deren Mangel eine militärische und ökonomische Entwicklung unmöglich mache. Schließlich gab der Staatschef der Hoffnung Ausdruck, welche er mit dem ganzen Volke teilt, daß Frankreich als seit langem mit Polen verbundenes Land Polen seine Hilfe werde angedeihen lassen.

„Ostdeutsche Rundschau" Nr. 235 vom 8. Oktober 1919.

Die Bezüge der Beamten in der Provinz Posen.

Ein Erlaß des obersten polnischen Volksrats hat die Bezüge der polnischen Beamten in der Provinz Posen geregelt. Nach einer Erklärung des Ministers Seyda soll der Erlaß auch auf die Beamten und Beamtinnen Anwendung finden, die der polnischen Sprache nicht mächtig sind. Beamte, die schon Staats- oder Gemeindebeamte waren, bevor sie in polnischen Staatsdienst oder in Kommunaldienste in Polen treten, werden die früheren Dienstjahre für die Höhe ihrer Bezüge angerechnet. Frauen erhalten dieselben Bezüge wie die Männer, und sind Ehefrau und Ehemann Beamte, so erhält jeder von ihnen das volle Gehalt, wie es nach der betreffenden Klasse vorgesehen ist. Verheirateten- und Kinderzulage, Wohnungsgeld erhält die Ehefrau jedoch nicht. Die Beamten im Staat sind in 15 Klassen eingeteilt.

Der 4. Klasse gehören an die Wojewoden, Direktoren der Hochschulen, die Präsidenten der höheren Landgerichte, die Zoll- und Eisenbahnpräsidenten sowie die Beamten in derselben Stellung wie bei den anderen Verwaltungen. Beamte der 5. Klasse sind Stellvertretende Präsidenten, Professoren der Hochschulen, Oberstaatsanwälte usw. In die 6. Klasse fallen mit 10 000 Mark Gehalt die Leiter der höheren Schulen, die Ersten Staatsanwälte, die Oberregierungsräte, die Bürgermeister in den Städten von 50- bis 100 000 Einwohnern usw. Zur 7. Klasse gehören mit 9000 M. Gehalt die Regierungsräte, Richter, Postdirektoren, Bürgermeister in Städten von 25- bis 50 000 Einwohnern. Alle die bisher genannten Beamten erhalten zugleich 15 v. H. Teuerungszulage.

Die weiteren Klassen sind: 8. Klasse: 8000 M. Gehalt, (20 v. H. Teuerungszulage) die Assessoren, Hilfsrichter, Kreisschulinspektoren, Kreistierärzte, Seminarlehrer, Rektoren von Bürgerschulen, Oberförster, die zweiten Bürgermeister in Städten von 20 000 bis 50 000 Einwohnern u. a.: 9. Klasse: 7000 M. Gehalt, (20 v. H. Teuerungszulage) die Landmesser, Taubstummenlehrer, Kassenrendanten, Bürgermeister in Städten von 10 000 bis 20 000 Einwohnern u. a.; 10. Klasse 6000 M. Gehalt, (20 v. H. Teuerungszulage) die Lehrer, Verwaltungssekretäre, Zollkontrollöre, Postmeister u. a.; 11. Klasse 5000 M. Gehalt, (30 v. H. Teuerungszulage) die Gefängnisinspektoren, Obersteuereinnehmer, Förster u. a.; 12. Klasse 4000 M. Gehalt, (30 v. H. Teuerungszulage) die Gerichtsvollzieher, Streckenaufseher und Oberwachtmeister, Assistenten in den Verwaltungen u. a.; 13. Klasse 3000 M. Gehalt, (30 v. H. Teuerungszulage) die geprüften Unterbeamten, Lokomotivführer, Zollaufseher u. a.; 14. Klasse 2700 M. Gehalt, (30 v. H. Teuerungszulage) die

Heizer, Briefträger, Boten, Gefängnisaufseher u. a.; 15. Klasse 2400 M. Gehalt, (30 v. H. Teuerungszulage) die Amtsdiener, Pförtner, Wächter u. a.

Die Alterszulage beträgt für jedes Dienstjahr ein Fünfzigstel des Grundgehalts der Klasse, in die der Beamte gehört. Sie steigt bis zu drei Viertel des Grundgehalts. Die Verheiratetenzulage beträgt ein Sechstel des Grundgehalts, dazu ein Sechstel der jeweiligen Alterszulage. Beamte, deren Ehefrauen ebenfalls Beamte sind, erhalten diese Zulage nicht. Die Kinderzulagen betragen für Beamte in den Klassen 1 bis 7 ein Dreißigstel des Grundgehalts und ein Dreißigstel der Alterszulage. Für Beamte in den Klassen 8 bis 12 ein Fünfundzwanzigstel und für die übrigen Beamten ein Zwanzigstel.

Das Wohnungsgeld beträgt in Orten bis zu 10 000 Einwohnern je nach der Klasse 600 bis 1200 M., in Orten bis zu 50 000 Einwohnern 700 bis 1500 M., in Orten bis zu 100 000 Einwohnern 800 bis zu 2000 M.; in Orten über 100 000 Einwohnern 900 bis 2500 M.

„Kreuz-Zeitung" Nr. 506 vom 20. Oktober 1919.

Gegen die Abwanderung aus Posen.

Der demokratische Abg. Prof. Dr. Hermann-Posen hat in der Nationalversammlung folgende kleine Anfrage gestellt: Die Abwanderung der Deutschen aus den besetzten Teilen der Provinz Posen wird bereits auf 100 000 bis 120 000 Köpfe geschätzt, und sobald die Demarkationslinie fällt, wird sich diese Zahl leicht verdoppeln. Es sind nicht nur meist Beamte und Lehrer, sondern in wachsender Zahl auch Gewerbetreibende und Kaufleute, Landwirte und Arbeiter. Die Folgen dieser Entwicklung sind sowohl für die Zukunft des Deutschtums in Polen wie auch angesichts des gegenwärtigen geringen Nahrungsspielraums im Reiche gleich verhängnisvoll. Es ist zweifellos, daß der Hauptgrund für diese Massenabwanderung der von den Polen geübte Terror ist. Aber auch das geringe Vertrauen auf einen künftigen tatkräftigen Schutz der Auslandsdeutschen in Polen spielt dabei eine Rolle. So könnte es unter anderem ein Mittel gegen weitere Abwanderungen werden, wenn die Reichsregierung erneut und in der verbindlichsten Form die Zusicherung geben würde, daß den über die Optionsfrist hinaus in Polen ausharrenden Deutschen ohne Unterschied des Standes und des Bekenntnisses zu keinem Zeitpunkt irgendwelche Schwierigkeiten bei ihrer Naturalisation gemacht werden. Den Beamten, namentlich den Lehrern und Justizbeamten, deren Verbleiben für die Erhaltung des Deutschtums von besonderer Bedeutung ist, müßte ferner die Übernahme nach Deutschland auch nach Ablauf der Optionsfrist unter denselben Bedingungen zugesichert werden, wie den jetzt Abwandernden. Ist die Reichsregierung bereit, diesen Anregungen Folge zu geben, beziehungsweise, soweit sie nicht selbst zuständig ist, auf entsprechende Maßnahmen bei den preußischen Behörden hinzuwirken?

„Vossische Zeitung" Nr. 534 vom 20. Oktober 1919.

Die Grenzen Polens.

Wien, 20. Oktober. Aus Warschau wird berichtet, daß nach Pariser Meldungen der Fünferrat die Ostgrenze Polens festgesetzt habe. Polen erhalte den ganzen Bezirk Suwalki, den Bezirk Augustowo mit Ausnahme einer kleinen nordwestlichen Ecke, einen größeren Teil des Bezirks Seiny, ferner vom Gouvernement Grodno die Bezirke Sokul, Bialostok und Bielsk. Die Grenze verlaufe sodann längs des Bugflusses bis zur alten österreichisch-russischen Grenze und längs dieser Grenze bis zum Dnjstr. Bei Brest-Litowsk bauche sich diese Grenze zugunsten Polens aus. Das Schicksal von Wilna, Grodno und Minsk sei noch nicht entschieden.

„Deutsche Allg. Ztg.", Nr. 515 vom 21. Oktober 1919.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote", Berlin SW 11.

Mitteilungen
der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens

Nr. 33	Verantwortlich: **Carl Georg Bruns** Schriftleitung: **Bromberg, Wilhelmplatz 1 III** Fernruf Nr. 321	5. Nov. 1919

Inhalt: Aus den Deutschen Volksräten — Pressestimmen: Polnische Presse — Kleine Mitteilungen.

Aus den Deutschen Volksräten

Die Anerkennung des Allgemeinen Deutschen Schulausschusses durch den preußischen Staat ist durch einen Erlaß des Herrn Ministers Haenisch erfolgt. Damit hat die preußische Unterrichtsverwaltung gezeigt, daß ihr das Schicksal des deutschen Schulwesens im Abtretungsgebiete auch am Herzen liegt. Diesen Erlaß, sowie den weiter unten mitgeteilten Sicherungserlaß für die Lehrerschaft verdankt das Deutschtum der unermüdlichen Arbeit des Allgemeinen Deutschen Schulausschusses.

Nunmehr ist zu erwarten, daß die zuständigen deutschen Behörden der deutschen Lehrerschaft und Bevölkerung bei der Bildung der örtlichen Schulausschüsse behilflich sind und sie in ihrer Arbeit mit Rat und Tat unterstützen. Vor allem aber muß die Lehrerschaft die Hände rühren, um an dem deutschen Schulselbstverwaltungskörper rechtzeitig mitzuarbeiten.

Der Erlaß des Herrn Ministers wird von der ganzen deutschen Bevölkerung mit Freude und Dank begrüßt.

Der ministerielle Erlaß lautet:

Berlin W 8, den 22. Oktober 1919.

Der Minister
für Wissenschaft, Kunst und
Volksbildung.
A. III. Nr. 296. 1.

In Bromberg hat sich ein „Allgemeiner Deutscher Schulausschuß" gebildet, der sich die Erhaltung und den Neuaufbau des deutschen Schul- und Bildungswesens in den an Polen abzutretenden Gebieten zur Aufgabe gesetzt hat. Er will insbesondere bei und nach der Übergabe der abzutretenden Gebiete an den polnischen Staat in allen Schul- und Bildungsangelegenheiten die deutschen Interessen dem polnischen Staate gegenüber vertreten. Zur Unterstützung seiner Arbeit wird er in Städten und Gemeinden Ortsschulausschüsse gründen, die sich über die Schulverhältnisse ihrer Gemeinde, insbesondere die Organisation, die Vermögenslage, Statistik der Schulen usw. so schnell wie möglich zu unterrichten haben.

Dem Allgemeinen Deutschen Schulausschuß und den von ihm zu gründenden Ortsschulausschüssen ist von den Schulaufsichtsbehörden jede Förderung zuteil werden zu lassen; es sind ihnen alle Auskünfte aus den Akten zu geben, die für ihre Tätigkeit zweckdienlich erscheinen, soweit nicht besondere Bedenken vorliegen. Der Allgemeine Deutsche Schulausschuß wird ein Verzeichnis der in Betracht kommenden Ortsschulausschüsse dort vorlegen.

Die unteren Instanzen sind ensprechend anzuweisen.

An die Regierungen in Danzig, Marienwerder, Bromberg, sowie an das Prov.-Schulkollegium Danzig und an das Prov.-Schulkollegium in Posen, an den Deutschen Schulausschuß Bromberg.

gez. Haenisch.

Ministererklärung an die Lehrer.

Der Allgemeine Deutsche Schulausschuß (Sitz Bromberg), der den Neuaufbau des deutschen Schulwesens im polnischen Staate betreibt, hat kürzlich den Herrn Minister für Volksbildung in Preußen um Sicherung der im Abtretungsgebiete verbleibenden Lehrerschaft gebeten. Auf seine Eingabe ist ihm folgender Erlaß des Ministers mitgeteilt worden:

Berlin W 8, den 13. Oktober 1919.

Der Minister
für Wissenschaft, Kunst und
Volksbildung.
A. III. 246. I.

Auf die Eingabe vom 25. September 1919.

Für die deutsche Bevölkerung der an Polen abzutretenden Gebiete ist es von größter Bedeutung, daß die deutschen Schulen in diesen Landesteilen fortbestehen, weil nur dann die heranwachsende deutsche Jugend deutsch erhalten werden kann. Im Interesse unserer deutschen Landsleute muß daher der Übertritt der möglichen Zahl deutscher Lehrer in den polnischen Schuldienst erstrebt und möglichst erleichtert werden. Bei den mit den polnischen Vertretern schwebenden Verhandlungen wird auf eine Sicherstellung der deutschen Lehrer und Lehrerinnen das größte Gewicht gelegt. Um auch unabhängig von dem Ergebnis dieser Verhandlungen nach Möglichkeit die Besorgnisse der deutschen Lehrpersonen vor Nachteilen, die ihnen aus dem Übertritt in den polnischen Schuldienst erwachsen können, zu zerstreuen, erkläre ich mich bereit, deutschen Lehrern und Lehrerinnen, die jetzt mit Billigung der deutschen Schulaufsichtsbehörden in polnische Dienste übertreten, später auf Wunsch den Rücktritt in den preußischen Schuldienst in jeder Hinsicht zu erleichtern und sie den Berufungsberechtigten in geeigneten Fällen zur Wahl vorzuschlagen, auch die für deutsche Auslandslehrer geltenden Bestimmungen, insbesondere den sinngemäß anzuwendenden Runderlaß vom 27. März 1905 (z. Bl. S. 338) auf sie auszudehnen. Sie sollen also durch den zeitweisen Übertritt in polnische Dienste keinen Nachteil erleiden.

gez. Haenisch.

So begrüßenswert diese grundsätzliche Rückendeckung der Lehrerschaft auch ist, so genügt sie noch nicht, um alle ihre Befürchtungen vor späterer Benachteiligung durch die Heimatbehörden zu zerstreuen. Es muß gesetzlich festgelegt werden, daß deutsche Lehrkräfte, die nach einer Reihe von Jahren aus polnischem Dienste in den heimatlichen Schuldienst zurückkehren wollen, wieder in preußische Dienste zurückgenommen werden mit der Bestimmung, daß sie hinsichtlich der Besoldung und des Anspruches auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenfürsorge so behandelt werden sollen, als ob sie den preußischen Schuldienst nicht unterbrochen hätten.

Pressestimmen

Polnische Presse

„Dziennik Gdanski" (Danzig) Nr. 53 vom 15. Oktober 1919.

Die deutschen Hoffnungen.

Schon mehr als einmal haben wir die Koalition auf die Gefahr des von den Deutschen hervorgerufenen Krieges im Osten aufmerksam gemacht. Wir haben belauschte Gespräche deutscher Zivil- und Militärpersonen, aus denen deutlich hervorging, daß die Anwerbung von Offizieren und Soldaten mit Wissen der Regierung für die Armee Goltz und Bermont stattfindet. Es ist auch bekannt, daß in Reihen der bolschewistischen Armee bedeutende deutsche Formationen unter dem Kommando deutscher Offiziere sich befinden. Wir wissen auch, daß in der ukrainischen Armee viele deutsche und österreichische Soldaten und Offiziere waren. Auch ist es bekannt, daß unter Denikin das Korps Bredow kämpft. Man kann leicht annehmen, daß auch in der tschechischen Armee bald Deutsche erscheinen

werden — als endlich die Koalition diese Gefahr bemerkte und das Herausziehen des deutschen Militärs aus Litauen verlangte, liefen die deutschen Formationen zu den Russen über. Zur Täuschung brachten die Deutschen einige Kompagnien zurück, aber zum Ausgleich wurden um so mehr Leute und Kriegsmaterial nach Ostpreußen geschoben, so daß die Deutschen heute in Litauen mehr Militär als vor einigen Monaten haben. Die Komödie des von der Goltz ist allgemein bekannt. Anstatt zu demobilisieren und die Truppen zurückzuziehen, wurde die dortige Armee sowohl mit Leuten, wie auch mit Kriegsmaterial dauernd verstärkt. Die deutsche Regierung simuliert, daß die dortigen Formationen formell aufgelöst seien und daß man niemanden mehr herauslassen dürfe — weil sie schon genug haben.

Gleichzeitig aber sagt Noske ein neues Werbeprogramm an. Sie geben zu, daß sie 400 000 haben, dabei stehen schon allein in Schlesien 200 000, in West- und Ostpreußen und im Posenschen stehen gleichfalls mindestens 250 000, und Pommern und Brandenburg sind mit verschiedenen Formationen geradezu überflutet. Somit übertreiben wir nicht im geringsten, wenn wir behaupten, daß die Deutschen im Osten an allen Punkten eine Millionenarmee haben.

Die Bemühungen zwecks Vereinigung mit den Bolschewisten und Denikin sind bekannt. Das einzige Ziel ist, eine starke deutsche Armee zu organisieren, die auf das gegebene Zeichen sich mit Denikin und Kolczak vereinigt, den Bolschewismus vernichtet und ein großes Rußland mit einem Zaren, vielleicht auch einem Hohenzollern, an der Spitze wieder herstellt. Die zarischen und deutschen Armeen würden dann Polen, Litauen und die Ukraine angreifen, sie zerschlagen, um ein neues großes Deutschland zu schaffen. Davon sprechen die hiesigen Zivil- sowie auch Militärpersonen ganz offen, sie sprechen von deutschen „Ostmarken", „Volksräten", die sich so schimpflich benehmen, „Vereine" und anderen deutschen Organisationen. Sie arbeiten angestrengt daran, die Deutschen in unseren Gegenden festzuhalten als einen äußersten Posten und versprechen Schutz und Unterstützung den einen. Anderen wiederum, z. B. den Lehrern raten sie von einer Auswanderung ab, weil sie ihnen in Deutschland weder Schutz noch Hilfe geben können, versuchen aber für sie von der polnischen Regierung möglichst viel Vergünstigungen zu erzielen.

Die peinliche Situation, durch das Koalitions-Ultimatum hervorgerufen, erklären die Deutschen mit dem Ungehorsam der Truppen in Estland und Litauen. Sie erklären die Formationen hätten sich freiwillig aufgelöst und sind zu den russischen estnischen und litauischen Truppen übergegangen.

Infolgedessen hat Noske über sie keine Macht mehr. Sie drohen ihnen mit der Soldentziehung, wissen aber, daß die Bolschewisten Denikin und andere ihnen 18 Mark täglich zahlen. Es ist auch kein Geheimnis, daß die Deutschen bedeutende Unterstützungen diesen ihren Freunden zukommen lassen und selbst dabei dicht vor dem Abgrund stehen. Ebert, Noske und ihre Freunde schwärmen vielleicht von einer großen deutschen Republik, von gemeinsamen Grenzen mit Rußland. Ich zweifle aber, daß sie wirklich so naiv sind, um die Gesinnung dieser Truppen und ihrer Führer nicht zu kennen. Ich zweifle, ob ihnen Reinhard wirklich so unschuldig aussieht? Ich habe den Eindruck, daß bloß die unabhängigen Sozialisten und Spartakisten sich Rechenschaft davon ablegen, wohin diese ganze Komödie führt. Es handelt sich doch um nichts anderes, als um die Wiedereinführung eines russischen Zarismus und eines deutschen Kaisertums.

Fortsetzung in Nr. 54 vom 16. Oktober.

Die revolutionäre Regierung zentralisiert die Regierungen der verbündeten Staaten, ihnen alle Prärogative der verbündeten Republiken abnehmend und somit großartig das Terrain für den preußischen Absolutismus und auch für das Kaisertum vorzubereiten. Es scheint, daß alle bedeutenderen Deutschen unseres Distrikts — sowie aus der Verwaltung als auch Private, die deutschen Geistlichen und Lehrer nicht ausgenommen — bestimmte Informationen haben. Seit einiger Zeit bemerkt man bei ihnen ein

mächtiges Anwachsen der Zuversicht und Sicherheit. Sogar die, welche unlängst noch wie geschlagen umhergingen, lachen heute wieder und betrachten mit Zuversicht die Verwaltungspersonen. Singen wieder vom „Vaterland", und sich manchmal versprechend, reden sie etwas von ihren Plänen und Hoffnungen. Die Urlauber von der posenschen Demarkationslinie erzählen offen, daß sie bald auf das posensche Militär losschlagen werden. Die hiesigen Deutschen ziehen unter der Maske eines unschuldigen Sichinteressierens Informationen über die polnischen Fortschritte ein. Nicht bloß in den Städten, aber auch auf den Dörfern erklären sie mit Sicherheit:

„Polen hat noch nicht die preußischen Teile und wir werden sie ihnen auch nicht geben." Die besser Informierten rechnen fast mit Sicherheit auf einen Krieg mit Polen, mit einer Verständigung mit Goltz, Denikin und den Bolschewisten und rechnen auch mit Sicherheit darauf, daß die deutschen Truppen den schmählichen Befehlen aus Berlin nicht Folge leisten werden. Sie wissen es und sind sich dessen sicher, daß die Truppen im Osten und ihre Führer Monarchisten und ergebene Anhänger der Hohenzollern sind. Sie erwarten also einen Krieg mit Polen, Litauen und Estland und eine Wiederaufrichtung der Hohenzollernschen Monarchie. Davon sprechen sie laut und mit großem Vertrauen, und deshalb wächst ihre Zuversicht auch immer mehr. Und Berlin mobilisiert im stillen. Nach außen aber petraktiert es wie ein unschuldiges Lamm. Der Koalitionskommission zeigen sie potemkinsche Dörfer, klagen, und haben indessen Militär, Kriegsmaterial und Munition in Hülle und Fülle. Nach Berlin kommen sogar aus England Kisten mit Schokolade, welche aber die ausgehungerten Deutschen nicht essen, weil sie, wie es ein gewisser deutscher Militär erklärte, für die Polen bestimmt ist, weil die Schokolade arsenikumhaltig und todbringend ist.

Die Koalition droht, die Deutschen aber machen sich daraus nichts, denn sie glauben, daß Polen, Litauen und Estland von allen Seiten angegriffen, nicht aushalten und kapitulieren werden. Die Deutschen haben auch Lebensmittel, wie man in Berlin erklärte und brauchen deshalb auch nicht Lebensmittel von der Koalition, sondern sie wollen sich ihre Vorräte aus den von fremdstämmigen Untertanen bewohnten Distrikten vervollständigen und damit die dortigen Bewohner zum Hungertode verurteilen. Und was wird die Koalition beginnen? Die Deutschen verstehen es so: Auf neue militärische Impressionen wird die Koalition sich nicht mehr einlassen. Und wenn die Deutschen sich mit Rußland vereinigen würden und der Koalition aufs neue drohen, werden sie den Friedensvertrag in Fetzen zerreißen — und wieder stärker als je sein.

So versteht es der preußisch-deutsche Machiavellismus. Sie vergessen aber nur das eine, daß die Geschicke der Völker höhere Mächte leiten, daß einer da ist, der wirklich geduldig, aber auch furchtbar gerecht ist. Er hat schon einmal den Stolz und die Nichtswürdigkeit herabgesetzt, aber wehe, wehe, wenn sie nochmals mit ihren satanischen Plänen beginnen sollten. Weder die schwere Artillerie, die sie nicht abgeliefert haben, noch die Unterseeboote, noch alle anderen versteckten Materialien und tödlichen Gase werden den Allerhöchsten nicht entkräftigen, noch seine Pläne durchkreuzen.

Die göttliche Vorsehung regiert und wacht — verlangt aber auch von uns Wachsamkeit und Arbeit.

(Wir geben diese Auslassung als Zeichen, mit welchen Mitteln von polnischer Seite die Stimmung verhetzt wird. Die Ausführungen richten sich im übrigen in ihrer vollendeten Sinnlosigkeit von selbst. D. R.)

„Wiarus Polski" (Bochum) Nr. 242 vom 18. Oktober 1919.

Der Kampf mit dem Wuchertum und der Spekulation in Großpolen.

(Bekanntmachung.) Zur Bekämpfung des Wuchers und der Spekulation in den gewesenen preußischen Distrikten hat der Minister dieses Distriktes im Dekret vom 27. September d. J. eine spezielle Kommission zur Bekämpfung des Wuchers und der Spekulation ins Leben gerufen. Diese Kommission wird mit aller Unnachsichtlichkeit jede Art Wucher und Spekulation mit Waren des täglichen Gebrauchs und Kriegsmaterial,

welche von den Produzenten selbst oder vom Vermittler betrieben werden, sowie auch Anhäufung irgendwelcher Waren zwecks Verkauf derselben mit Wucherverdienst aufs energischste bekämpfen. Aber ohne Hilfe der Öffentlichkeit kann der Kampf keine Früchte tragen, und darum wendet sich die Verwaltung dieser Kommission an die Öffentlichkeit mit dem Appell, die Arbeit der Kommission im Kampfe mit dem Wucher und der Spekulation zu unterstützen nicht bloß mit Worten, sondern auch mit der Tat. Um endlich die immer größer werdende Ausnützung von seiten des Wuchers mit den Artikeln des täglichen Gebrauchs (Lebensmittel, Kleidung, Schuhzeug, Heizung, Zigaretten und anderes mehr) abzuschütteln, ist sofort jeder ihnen bekannte Fall der Verwaltung zu Bekämpfung des Wuchers und der Spekulation in Posen, Mühlenstraße 1a oder einem der Inspektoren dieser Kommission, welche in Kürze in jeder Kreisstadt ihre Tätigkeit aufnehmen werden, zu melden.

Wir sind überzeugt, daß mit Hilfe der Öffentlichkeit wir den Wucher und Spekulation überwältigen werden und damit zur Erleichterung der durch den Krieg verarmten Bevölkerung beitragen werden.

Die Hamsterer, Spekulanten und Wucherer mit den Artikeln der täglichen Notwendigkeiten und Kriegsmaterial wollen wir zur Warnung daran erinnern, daß die Verordnung eine Strafe bis fünf Jahre Zuchthaus und bis 500 000 Mark Geldstrafe vorsieht, gleichzeitig werden die Wucherwaren beschlagnahmt und der Besitzer der Bürgerrechte als verlustig erklärt.

Die Verwaltung der Kommission zur Bekämpfung des Wuchers und der Spekulation wird alle Bemühungen daran setzen, um diese verachtungswürdigen Taten mit den Lebensmitteln der ersten Notwendigkeit mit aller Gerechtigkeit zu verfolgen.

Die ihr bekannten Fälle wird die Kommission veröffentlichen.

Posen, den 3. Oktober 1919.

Die Verwaltung zur Bekämpfung des Wuchers und der Spekulation für die gewesenen preußischen Distrikte.

gez.: Wlazo.

„Dziennik Tzewski“ (Dirschau) Nr. 18 vom 21. Oktober 1919.

Aus dem Bütower Kreise.

Traurige Nachrichten kommen von dort. Noch immer ist nicht der Entschluß über das Schicksal der Bütower Länder gefaßt — da der Vertreter der Entente in Berlin versicherte. daß man diese Angelegenheit an Ort und Stelle entscheiden müsse. Trotzdem aber verkaufen die Polen ihre Grundstücke in großer Eile den Deutschen. Ich habe z. B. nie geglaubt, daß Herr W. aus Ugoszcz sein Land an einen Deutschen verkaufen würde. Ich habe ihn immer für einen guten Polen gehalten. Solange die Grenze noch nicht reguliert ist, dürften unsere Brüder, die Kaschuben, auch nicht einen Schritt weichen. Jede Stimme ist nötig, da eventuell eine Abstimmung das Schicksal dieser Länder bestimmen wird. Die Deutschen im Ramslauer Kreise verlangen eine Abstimmung. Warum sollt Ihr nicht dasselbe Recht haben? Die Pflicht eines jeden Polen in der dortigen Gegend ist also, das Land nicht voreilig zu verschleudern.

Zur Information wollen wir noch mitteilen, daß alle Polen, welche unter deutscher Obrigkeit geblieben sind, das Recht haben, nach zwei Jahren die polnische Untertanschaft anzunehmen. Nach zwölf Monaten müssen sie dann aber nach Polen übersiedeln, wenn sie nicht die polnische Untertanschaft verlieren wollen. Ihr habt also noch fast drei Jahre Zeit, Eure Besitztümer zu verkaufen. Deshalb ist diese Übereilung keinesfalls gerechtfertigt.

(Der Friedensvertrag hat über das Schicksal der Bütower Länder entschieden. Sie bleiben beim Deutschen Reich. D. R.)

„Dziennik Tzewski“ (Dirschau) Nr. 16 vom 18. Oktober 1919.

Die polnischen Angelegenheiten.
Der Pariser Rat und unsere Angelegenheiten.

Der Oberste Rat hat mit Pichon als Vorsitzenden in Paris eine Sitzung abgehalten. Es wurde der Kommission für polnische Angelegenheiten, deren Vorsitzender Cambon ist, empfohlen, eine gemischte Kommission aus drei Personen bestehend zu bilden, die die Schritte untersuchen soll, welche nötig sind,

um die Durchführung der Artikel 100—104 des Friedensvertrages mit Deutschland, welche die Angelegenheit der von Deutschland an Polen abzutretenden Gebiete behandelt, durchzusetzen. Diese Kommission soll die polnisch-deutschen Grenzen festsetzen, die Konstitution der freien Stadt Danzig ausarbeiten und hauptsächlich Verträge, welche die Kontrolle Polens sowie auch die Verwaltung über die Danziger Häfen und auch die an der Weichsel sichern.

„Dziennik Gdanski" (Danzig) Nr. 50 vom 11. Oktober 1919.

Paderewski in London.

Aus Warschau schreibt man dem „Kurjer Lwowski": Paderewski, der höchstwahrscheinlich bis zum 15. d. Mts. in London bleiben wird, arbeitet an der Umstimmung der englischen Meinung. Die Kreise der Regierung sind augenblicklich günstig für Polen gestimmt. Dennoch hat die englische Arbeiterpartei einen großen Einfluß auf Lloyd George, welcher immer noch mit den deutschen Sozialisten sympathisiert.

Es besteht die Aussicht, daß die galizische Frage für uns günstig entschieden werden wird, aber es fehlen immer noch sichere Informationen darüber.

Augenblicklich werden in London die östlichen Grenzen Polens besprochen. Die Engländer betrachten als ihre Interessensphäre nur Finnland und Estland und sind bereit, die Supremation der polnischen Interessen in Kurland und Litauen anzuerkennen. Sie sind bereit, eine Vereinigung dieser Länder mit Polen auf dem Wege einer Union zu gestatten.

In London wurde auch schon die Angelegenheit der weiteren Kriegführung Polens mit den Bolschewisten erörtert. Es komme den Polen nicht mehr zu, den Krieg gegen die Bolschewisten auf eigene Kosten zu führen.

„Pielgrzym" (Pelplin) Nr. 128 vom 15. Oktober 1919.

Aus dem Posenschen.

Die polnischen Richter kommen nach Posen zur Übernahme der Stellen. Es sind für sie 170 möblierte Zimmer in Posen erforderlich. Jetzt werden die deutschen Richter erkennen, welche mit der Drohung eines Streiks Polen erschrecken wollten, daß es auch ohne ihre Hilfe gehen wird.

„Dziennik Gdanski" (Danzig) Nr. 51 vom 12. Oktober 1919.

Landsleute! Helft Danzig polonisieren.

Der Versailler Friedensvertrag hat Danzig trotz des Protestes der Polen als eine freie Stadt unter dem Schutze des Völkerbundes erklärt. Die altpolnische Stadt Danzig, germanisiert durch eine 100 jährige preußische Gewaltpolitik, ist den Polen nicht zugesprochen worden, trotzdem sie nur äußerlich einen deutschen Charakter trägt. Es wird behauptet, daß es nicht zulässig sei, eine überwiegend deutsche Stadt unter die Herrschaft der Polen zu geben. Nichtsdestoweniger müssen es unsere Bemühungen sein, Danzig für Polen zu gewinnen. Die einzige Möglichkeit, damit Danzig zu Polen zurückkommt, wohin es eigentlich gehört, ist, in Danzig eine polnische Mehrheit zu schaffen. Wenn die Mehrheit der Danziger Einwohner die Vereinigung mit Polen verlangen wird, dann wird der Völkerbund dem sich nicht widersetzen. Darum wenden wir uns mit einem Appell an unsere Landsleute in Polen, sowie auch im Auslande, mit allen Kräften danach zu streben, den verlorenen polnischen Ort wieder zu gewinnen. Kommt, polnische Kaufleute. Nur ein Danziger Hotel befindet sich in deutschen Händen. Polnische Fabrikanten, bemüht euch darum, daß in Danzig polnische Fabriken erbaut werden. Es wird sich dann Arbeit für Tausende polnischer Arbeiter finden.

Möge die polnische Meinung davon durchdrungen sein, daß Danzig polnisch sein wird. Wenn wir uns alle an die Arbeit machen werden, wenn ganz Polen dazu helfen wird, Danzig zu polonisieren, dann kann uns keine Macht der Welt die polnische Sprache in Danzig verbieten, wir werden dann im Rathaus polnisch sprechen und nicht deutsch.

Wir werden uns einen polnischen Oberbürgermeister wählen und Danzig mit Polen vereinigen.

„Dziennik Berlinski" (Berlin) Nr. 225 vom 2. Oktober 1919.

Schwere wirtschaftliche Bedingungen Polens.

Seit Öffnung der Grenzen des Landes für die Einfuhr ausländischer Waren sehen wir ein ständiges und immer schleunigeres Sinken des Wertes der polnischen Mark, und das schon nicht nur im Verhältnis zur Valuta der Ententemächte, sondern sogar im Verhältnis zur deutschen Mark. Anderseits wird die momentane Preiserniedrigung der Waren, welche durch die Zufuhr verhältnismäßig billigerer Artikel hervorgerufen wurde, immer weniger bemerkbar. Die neuen Transaktionen und neue Warenpartien werden ständig zu immer höheren Preisen gekauft und immer teurer im Lande verkauft.

Ebenso sind die Preise der Lebensmittel im Verhältnis zu den vorherigen Preisen bedeutend gestiegen. Der Import einer großen Menge von Lebensmitteln aus Amerika hat auf die Preisermäßigung keinen Einfluß gehabt. Diese Teurung wird mit der Zeit zu einem Faktor, welcher es unerbittlich zum Ruin der Landeswirtschaft bringen wird.

Unsere ganze Allgemeinheit, begonnen von den ärmsten Volkskreisen und schließend mit den sehr reichen, bemüht sich jedoch vollständig zu vergessen, in welchen schweren wirtschaftlichen Bedingungen wir verbleiben, und denken nicht nur gar nicht daran, den Maßstab ihrer Bedürfnisse zu verringern, sondern vergrößert sie im Gegenteil von Tag zu Tag. Die Bedürfnisse wachsen also, die Produktion dagegen steht fast unbeweglich. Man hört sehr wenig über Entstehen von Fabriken.

Und dennoch ist es nicht der Import, sondern die eigene Produktion, auch wenn sie die teuerste ist, die uns retten und stärken kann.

Als Beispiel führt der „Kurjer Warszawski" einige Zahlen an. Ungeachtet der Teurung der Rohstoffe, des Arbeiters, der Kohlen, des Transportes usw. fertigen die Shirardower Fabriken, die schon teilweise im Betrieb sind, dickes Leinen an im Preise von etwa 2 Mark für ein Meter.

Die Lodzer Baumwoll-Manufakturen produzieren jetzt bei dem hohen Baumwollpreise Stoffe für Soldatenwäsche, welche etwa 2 Mark das Meter kostet.

Wenn wir diese Materialpreise vergleichen mit den Marktpreisen nach Einführung der ausländischen Textilstoffe (die billigsten Leinen dieser Art, ebenso wie die Stoffe kosten etwa 20 Mark das Meter), dann müßte uns schon diese Gegenüberstellung überzeugen und die Richtung der wirtschaftlichen Politik andeuten.

Unsere ganze Energie sollten wir in der Richtung der Produktion anstrengen.

Der Westen muß für unsere Handelswelt nur existieren, daß wir von dort Rohstoffe und notwendige Artikel zur Inbetriebsetzung der Industrie und eventuellen Deckung des Mangels an Lebensmitteln einführen können.

Das ganze Volk muß seine Bedürfnisse einschränken solange es nicht selbst so viel produziert, um sie decken zu können oder eine Ware besitzt, welche es mit einer anderen austauschen kann.

Sogar die teuerste Produktion wird der Landeswirtschaft weniger Schaden bringen, als der billigste Import aus dem Auslande.

Kleine Mitteilungen

Eine Tagung des Deutschen Lehrerverbandes des abzutretenden Netzedistrikts.

Der Deutsche Lehrerverband des abzutretenden Netzedistrikts hielt am Sonntag, den 19. Oktober, in Wicherts Festsaal in Bromberg eine außerordentlich stark besuchte Tagung ab. Auf der Tagesordnung standen folgende Punkte: Sicherung der hierbleibenden Lehrer; Stellung zum Schulprogramm des „Allgemeinen Deutschen Schulausschusses in Polen" und Sicherung der abwandernden Lehrer. Über den ersten Gegenstand referierte Herr Lehrer Dobbermann-Bromberg. Er stellte nach vorbereitenden Ausführungen folgende Forderungen auf: Alle hierbleibenden Lehrer werden vom preußischen Staat aus als zum Auslandsdienst beurlaubt angesehen. Sie können zu jeder Zeit, auch auf eigenen Wunsch,

in preußische Dienste zurückkehren. Durch etwaigen Widerspruch polnischerseits oder Option des Lehrers für Polen bleibt dieses Beurlaubtenverhältnis, von Preußen aus gesehen, unberührt. Umzugskosten sowie Schäden, die durch Liquidation oder auf andere Weise entstehen, werden vom preußischen Staate ersetzt. Diese Forderungen müssen durch Ministerialerlaß oder Gesetz festgelegt werden. Der Referent wies darauf hin, daß der Allgemeine Deutsche Schulausschuß in Polen solche Forderungen auch schon an das preußische Kultusministerium gerichtet hätte und daß der „Deutsche Lehrerverband des westpreußischen Abtretungsgebietes" diese Forderungen unterstützt hätte. — Ferner stellte der Referent Forderungen auf, die bei den deutsch-polnischen Verhandlungen durchgesetzt werden sollen. — Der Arbeitsausschuß des Verbandes wurde beauftragt, beide Forderungsgruppen an die zuständigen Stellen weiterzuleiten.

Herr Lyzealdirektor Treut sprach sodann zu Punkt 2 in einem ausführlichen Vortrage über den Neuaufbau des deutschen Schulwesens in Polen. Er legte seinen Ausführungen das von dem „Allgemeinen Deutschen Schulausschuß" aufgestellte Programm zugrunde. Die deutsche Bevölkerung hat das Recht auf kulturelle Selbstbestimmung. Deshalb fordert sie die Selbstverwaltung des gesamten deutschen Schulwesens. An dem Aufbau, dem Ausbau und der späteren Arbeit des deutschen Schulselbstverwaltungskörpers soll die deutsche Lehrerschaft mitbestimmend beteiligt sein. Das deutsche Schulwesen bleibt aber in jedem Falle ein Teil des staatlichen Gesamtschulwesens. Die oberste deutsche Schulverwaltungsinstanz bildet eine deutsche Abteilung im polnischen Ministerium des Abtretungsgebietes. Der Staat hat den deutschen Schulen gegenüber die gleiche gesetzliche Unterhaltungspflicht, wie sie für polnische Schulen gilt. Die Anstellung der deutschen Lehrkräfte wird nach den allgemeinen staatlichen Regeln durch die oberste deutsche Schulbehörde besorgt. Die deutschen Lehrkräfte stehen aber zu dem Staate in dem gleichen Anstellungsverhältnisse wie die polnischen Lehrpersonen und genießen in jeder Hinsicht mit diesen die gleichen Rechte. Die Schulaufsicht wird durch bewährte deutsche Lehrkräfte ausgeübt. Die polnische Sprache ist in allen deutschen Schulen ordentliches Lehrfach.

Der Schulselbstverwaltungskörper bildet sich schon heute. Deshalb werden in Stadt und Land deutsche Ortsschulausschüsse gegründet. Der Allgemeine Deutsche Schulausschuß ist die vorläufige Spitze der deutschen Schulselbstverwaltung.

In der Sicherung der im Lande verbleibenden deutschen Lehrerschaft durch den preußischen Staat hat er eine seiner Hauptaufgaben erblickt und den jüngsten Sicherungserlaß des Herrn Ministers herbeigeführt. Lehrerschaft und Bevölkerung müssen einmütig hinter dem Allgemeinen Deutschen Schulausschuß stehen und sein Schulprogramm zu verwirklichen trachten. Dieses will für die deutschen Schulen aller Gattungen und die deutschen Lehrkräfte einen sicheren Schutzwall in dem deutschen Schulselbstverwaltungskörper hinstellen. Wegen kleiner Sonderwünsche und Eigenbestrebungen darf auch die Lehrerschaft das große Ziel nicht aus den Augen lassen. Die Lehrerverbände werden nach wie vor die besonderen Forderungen der Lehrerschaft zu vertreten haben.

Von der Versammlung wurden einige Änderungen des Programms gefordert. Diese wird der Arbeitsausschuß schriftlich formulieren und dem Allgemeinen Deutschen Schulausschuß in Polen überreichen.

Zu Punkt 3 berichtete Herr Lehrer Lüdtke über die Bemühungen des Verbandes zur Sicherung der Lehrer, die abwandern wollen. Die Abwanderung ist grundsätzlich in das freiwillige Ermessen der Lehrer gestellt und die beschleunigte Unterbringung im Reiche ist durch Ministerialerlaß gewährleistet.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote", Berlin SW 11.

Mitteilungen
der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens

Nr. 34	Verantwortlich: Carl Georg Bruns Schriftleitung: Bromberg, Welzienplatz 1 III Fernruf Nr. 321	19. Nov. 1919

Inhalt: Pressestimmen: Der deutsch-polnische Beamtenvertrag.

Pressestimmen

Der deutsch-polnische Beamtenvertrag

Über die vorläufige Belassung deutscher Beamter in den an Polen fallenden Gebieten des Ostens ist der nachstehende Vertrag als Ergebnis der Verhandlungen in Berlin zustande gekommen. Der Vertrag muß noch ratifiziert werden:

Die deutsche Regierung und die polnische Regierung, von dem Wunsche geleitet, in den nach dem Friedensvertrag von Deutschland an Polen abzutretenden Gebieten einen schroffen Wechsel in der Verwaltung und Rechtspflege tunlichst zu vermeiden, sind übereingekommen, Vereinbarungen über die vorläufige Belassung der in den Abtretungsgebieten tätigen deutschen Beamten in ihrer bisherigen Amtstätigkeit zu treffen, und haben zu diesem Zwecke zu ihren Bevollmächtigten ernannt:

die deutsche Regierung:

den Direktor im Auswärtigen Amte, Wirklichen Geheimen Legationsrat, Herrn Ernst von Simson und den Geheim[illegible] Regierungsrat im preußischen Ministerium des Innern, Herrn Dr. Edgar Loehre;

die polnische Regierung:

den Unterstaatssekretär im Ministerratspräsidium, Herrn Dr. Wladislaw von Wroblowski.

Die Bevollmächtigten haben sich, nachdem sie einander ihre Vollmachten mitgeteilt und diese in guter und gehöriger Form befunden haben, über folgende Bestimmungen geeinigt:

Artikel 1.

Deutscherseits sind außer den bereits zugelassenen Vertrauenspersonen mit den gleichen Befugnissen weitere Vertrauenspersonen bei den Leitern der folgenden Behörden zugelassen:

Oberpostdirektion in Bromberg,
Oberpostdirektion in Danzig,
Eisenbahndirektion in Bromberg,
Eisenbahndirektion in Danzig,
Wasserbauamt in Bromberg,
Wasserbauamt in Danzig,
Oberzolldirektion in Bromberg,
Oberzolldirektion in Danzig,
Hauptzollamt in Lissa,
Gestüt in Stargardt,
Gestüt in Marienwerder,
Schulabteilung bei der Regierung in Bromberg,
Schulabteilung bei der Regierung in Danzig,
Provinzialschulkollegium in Danzig,
Schulabteilung bei der Regierung in Marienwerder,
Landratsamt in Kempen,
Landratsamt in Rawitsch,
Landratsamt in Lissa,
Landratsamt in Birnbaum,
Landratsamt in Wirsitz,
Landratsamt in Kolmar,
Regierung und Landratsamt in Bromberg,
Regierungshauptkasse in Bromberg,
Landgericht in Bromberg,
Oberlandesgericht in Marienwerder,
Amtsgericht in Soldau,
Landgericht in Lissa,

Amtsgericht in Ramslau,
Amtsgericht in Graz-Wartenberg.

Es bleibt vorbehalten, solche Vertrauenspersonen auch noch bei den Leitern anderer Behörden innerhalb der Abtretungsgebiete zu bestellen.

Auf Wunsch der deutschen Regierung wird die polnische Regierung gegebenenfalls eine zugelassene Vertrauensperson durch eine andere geeignete Persönlichkeit ersetzen.

Artikel 2.

Nach Inkrafttreten des Friedensvertrags geht die Verwaltung der abzutretenden Gebiete entsprechend der militärischen Räumung und Besetzung auf die polnische Regierung über.

Artikel 3.

Die deutsche Regierung wird mit allem Nachdruck hinwirken, daß die deutschen Beamten, die am 15. Oktober 1919 in den Abtretungsgebieten tätig waren, ihre bisherige Amtstätigkeit im Interesse der ordnungsmäßigen Fortführung der Geschäfte während einer Frist von zwei Monaten fortsetzen. Die Frist läuft von den letzten Tage des Monats an, an dem der Friedensvertrag im Verhältnis zwischen Deutschland und Polen in Kraft tritt.

Die polnische Regierung behält sich vor, auf die Tätigkeit einzelner deutscher Beamten zu verzichten.

Für die Abwicklung der Geschäfte, für Übergabe des Staatseigentums und für die Überleitung in die neuen Verhältnisse werden alle beteiligten deutschen Dienststellen in den Abtretungsgebieten Überleitungsstellen einrichten, die durch eine im Einvernehmen der deutschen Regierung und der polnischen Regierung zu treffende besondere Regelung tunlichst einheitlich organisiert und zusammengefaßt werden sollen.

Artikel 4.

Die Verwendung der deutschen Beamten im polnischen Dienst über den im Artikel 3 Absatz 1 vorgesehenen Zeitpunkt hinaus wird durch eine besondere Vereinbarung geregelt werden. Die hierüber bereits schwebenden Verhandlungen sollen unverzüglich zum Abschluß gebracht werden.

Artikel 5.

Die polnische Regierung erklärt, daß sie auf die sich aus dem Artikel 92, Absatz 4, dem Artikel 297 sowie der Anlage zu Artikel 298 des Friedensvertrages ergebende Befugnis zur Zurückbehaltung und Liquidation von deutschen Gütern, Rechten und Interessen insoweit verzichtet, als solche Güter, Rechte und Interessen am 1. Oktober 1919 deutschen Beamten zustanden, die gemäß Artikel 3 Absatz 1 des gegenwärtigen Vertrags in ihrem Amte in den Abtretungsgebieten verbleiben und auf deren Tätigkeit die polnische Regierung nicht unverzüglich verzichtet. Diesen Beamten werden ihre Ehefrauen sowie die am 15. Oktober 1919 zu ihrem Hausstand gehörenden Familienangehörigen und das am gleichen Tage zu ihrem Hausstande gehörende Personal gleichgestellt.

Zugunsten sämtlicher anderen Beamten sowie zugunsten der Ruhegehalt- und Wartegeldempfänger, der Witwen und minderjährigen Kinder verstorbener Beamten verzichtet die polnische Regierung auf die im Absatz 1 bezeichnete Befugnis insoweit, als es sich um das bewegliche Vermögen dieser Personen handelt.

Sofern die polnische Regierung von dem ihr nach Absatz 2 verbleibenden Recht zur Liquidation unbeweglichen Vermögens Gebrauch macht, wird sie den Eigentümer auffordern, innerhalb einer ihm mitzuteilenden Frist von mindestens einem Jahre den der Liquidation unterliegenden Gegenstand freihändig zu verkaufen, und zwar nach Maßgabe der in den Abtretungsgebieten auch für die polnischen Staatsangehörigen geltenden Gesetze.

Den aus den Abtretungsgebieten abwandernden deutschen Beamten wird, vorbehaltlich der weitergehenden Bestimmungen des Friedensvertrags, eine Abzugsfrist von drei Monaten gewährt. Diese Frist läuft von dem Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrags oder, soweit es sich um die in den Dienst der polnischen Verwaltung tretenden deutschen Beamten handelt, von der Beendigung dieses Dienstverhältnisses an; sie endet spätestens mit dem Ablauf von fünf Monaten nach dem Tage des Inkrafttretens des Friedensvertrages.

Den abwandernden Personen werden die im Artikel 91 Absatz 8 des Friedensvertrags vorgesehenen Rechte hinsichtlich der Mitnahme des beweglichen Vermögens eingeräumt. Sie dürfen in der Mitnahme dieses Vermögens durch polnische Ausfuhrverbote nur insofern beschränkt werden, als die Verbote sich auf lebendes Vieh, landwirtschaftliche Maschinen oder solche Lebensmittelvorräte erstrecken, die über den Bedarf des eigenen Haushalts für die Dauer von vier Wochen hinausgehen.

Artikel 6.

Die deutschen Beamten unterliegen während ihrer auf Grund dieses Vertrags sich ergebenden Tätigkeit ausschließlich der deutschen Besteuerung.

Artikel 7.

Die im Einverständnis mit der deutschen Regierung in Polen tätigen deutschen Beamten gelten als von ihrer vorgesetzten Behörde beurlaubt, welche die Disziplinarbefugnisse ihnen gegenüber behält. Die Beamten haben keinen polnischen Staatsdiensteid zu leisten, sondern lediglich eine schriftliche Erklärung abzugeben, durch die sie die gewissenhafte Erfüllung aller sich aus ihrer Tätigkeit im polnischen Dienste ergebenden Pflichten übernehmen.

Die polnischen Behörden können durch Vermittlung der im Artikel 8 des gegenwärtigen Vertrages vorgesehenen deutschen Überleitungsstellen die Entbindung deutscher Beamter von ihren Dienstgeschäften verlangen.

Bei der Inanspruchnahme der Tätigkeit der Beamten werden die polnischen Behörden alles vermeiden, was unter Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse mit den nationalen Empfindungen und den Gewissenspflichten deutscher Beamten unvereinbar ist. In Streitfällen werden die deutschen Überleitungsstellen auf Anrufen der Beamten die Vermittlung zwischen diesen und den Behörden übernehmen.

Artikel 8.

Die deutschen Beamten unterliegen keinen militärischen Sondergerichten. Soweit sie von einem bürgerlichen Sondergericht abzuurteilen sind, wird auf Antrag der deutschen Überleitungsstellen die Überleitung der Strafsache in das ordentliche Verfahren angeordnet, sofern eine Freiheitsstrafe von mehr als drei Monaten oder eine Geldstrafe von mehr als dreitausend Mark zu erwarten ist. Bevor das Sondergericht auf eine solche Strafe erkennt, wird es der Überleitungsstelle Gelegenheit zur Stellung des Antrags geben.

Artikel 9.

Die deutschen Beamten genießen den vollen Schutz der polnischen Regierung.

Artikel 10.

Die deutschen Beamten erhalten für die Zeit ihrer Tätigkeit im polnischen Dienste die ihnen nach den deutschen Vorschriften zustehenden Bezüge in polnischer Mark, soweit nicht die polnischen Vorschriften ziffernmäßig günstiger für die Beamten sind; der Kursunterschied bleibt außer Ansatz. Dabei werden die Beamten denjenigen Beamten gleichgestellt, die der polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig sind. Über die Einreihung der Beamten in Rang- und Gehaltsklassen werden sich die beiderseitigen Verwaltungen unter Beteiligung der Überleitungsstellen und der Beamtenausschüsse ins Benehmen setzen.

Die polnische Regierung zahlt den Beamten, deren Familienangehörige aus den Abtretungsgebieten verzogen sind und die nunmehr einen doppelten Haushalt führen, einen Zuschlag von 25 Prozent zu den Dienstbezügen.

Die in den Absätzen 1, 2 vorgesehenen Zahlungen erfolgen je nach den im Einzelfall maßgebenden Vorschriften monatlich oder vierteljährlich im Voraus aus den polnischen Kassen.

Artikel 11.

Die polnische Regierung wird Sach- und Rechtsschäden sowie Schäden an Leben und Gesundheit, die den im polnischen Dienste tätigen deutschen Beamten, ihren Familienangehörigen, oder ihrem Hausstandspersonal bei Zusammenrottungen oder bei einem Zusammenlauf von Menschen durch offene Gewalt oder durch Anwendung der dagegen getroffenen gesetzlichen Maßregeln entstehen oder mit der Besetzung der Abtretungsgebiete entstanden sind, in voller Höhe des Zeitwerts ersetzen. Dabei sollen für Grund,

Höhe und Umfang des Schadenersatzes die zur Zeit des Inkrafttretens des gegenwärtigen Vertrages geltenden preußischen Gesetze maßgebend sein.

Artikel 12.

Insoweit nach deutschem Rechte eine Haftung des Staates für Unfälle von Beamten besteht, tritt für die Zeit der Tätigkeit der deutschen Beamten im polnischen Dienste Polen an die Stelle des Deutschen Reiches oder Preußen.

Artikel 13.

Deutsche Beamte, die innerhalb der im Artikel 5 Absatz 4 des gegenwärtigen Vertrags vorgesehenen Abzugsfrist infolge der Beendigung ihres Dienstverhältnisses ihren Wohnsitz verlassen, haben das Recht, die von ihnen gemietete Wohnung mit einer Frist von zwei Wochen zu kündigen.

Artikel 14.

Die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages finden sinngemäße Anwendung auf Geistliche, Religionsdiener und Kirchenbeamte, auf Volksschullehrer sowie auf mittelbare Staatsbeamte und Angestellte bei Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden. Über die Rechte dieser Personen aus ihrem Anstellungsverhältnisse bleiben weitere Verhandlungen vorbehalten.

Artikel 15.

Den deutschen Beamten dürfen aus der Nichtkenntnis oder der für ihre Amtshandlungen nicht genügenden Kenntnis der polnischen Sprache keinerlei Nachteile erwachsen.

Artikel 16.

Für das Gebiet der Rechtspflege und der Justizverwaltung gelten folgende besondere Bestimmungen:

Die im Artikel 3 Absatz 1 für die Amtsfortdauer bestimmte Frist endet für die Justizbeamten in dem jetzt von den polnischen Behörden besetzten Gebiete jedenfalls mit dem 31. Dezember 1919. In den noch unbesetzten, nach dem Friedensvertrag an Polen fallenden Gebiete endet sie mit der militärischen Räumung und der Besetzung durch Polen, falls die Räumung und Besetzung nach dem 31. Dezember 1919 erfolgt, andernfalls endet sie mit diesem Tage.

Während der Überleitungszeit wird hinsichtlich der Organisation des Gerichtsstandes und des Rechtszuges unterstellt, daß der Friedensvertrag nicht vor dem 1. Januar 1920 in Kraft trete. Soweit das Reichsgericht in Strafsachen für die Untersuchung und Entscheidung in erster Instanz zuständig ist, tritt an seine Stelle das örtlich zuständige Schwurgericht, dessen Entscheidung dem Rechtsmittel der Revision unterliegt. Die Urteile der Gerichte ergehen während der Überleitungszeit auf Grund des gegenwärtigen Vertrages.

Sämtliche, das materielle Recht und das Verfahren betreffende Gesetze und Verordnungen bleiben in Kraft, soweit sie nicht durch polnische Gesetze und Verordnungen abgeändert worden sind. Letztere, sowie alle anderen polnischen Gesetze und Verordnungen, die für das besetzte Gebiet erlassen sind, werden auch auf das bisher unbesetzte Gebiet erstreckt. Hinsichtlich des Rechtsmittels der Revision wird die Verletzung polnischer Gesetze der Verletzung deutscher Reichsgesetze gleichgestellt.

Die preußischen Justizbeamten, die ihre Tätigkeit in den Abtretungsgebieten fortsetzen, unterliegen der Aufsicht der preußischen Justizverwaltung, die im Einvernehmen mit der polnischen Justizverwaltung vorgehen wird.

Soweit sich nicht aus den Bestimmungen dieses Artikels ein anderes ergibt, finden die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrags, insbesondere auch diejenigen über die Befreiung von der Liquidation, auf die Justizbeamten entsprechende Anwendung.

Artikel 17.

Dieser Vertrag soll ratifiziert und die Ratifikationsurkunden sollen sobald als möglich in Berlin ausgetauscht werden.

Der Vertrag tritt am Tage des Austausches der Ratifikationsurkunden in Kraft.

Zu Urkund dessen haben die Bevollmächtigten diesen Vertrag unterzeichnet und mit ihren Siegeln versehen.

Ausgefertigt in doppelter Urschrift in Berlin, am ... Oktober 1919.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote", Berlin SW 11.

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT** 202 Main Library

1097

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

JUN 16 1989

AUTO DISC.

MAY 19 1989

FORM NO. DD6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

YD 11455

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006097662

AP30
G7
v.78:4
485429
grenzboten

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY, CALIFORNIA